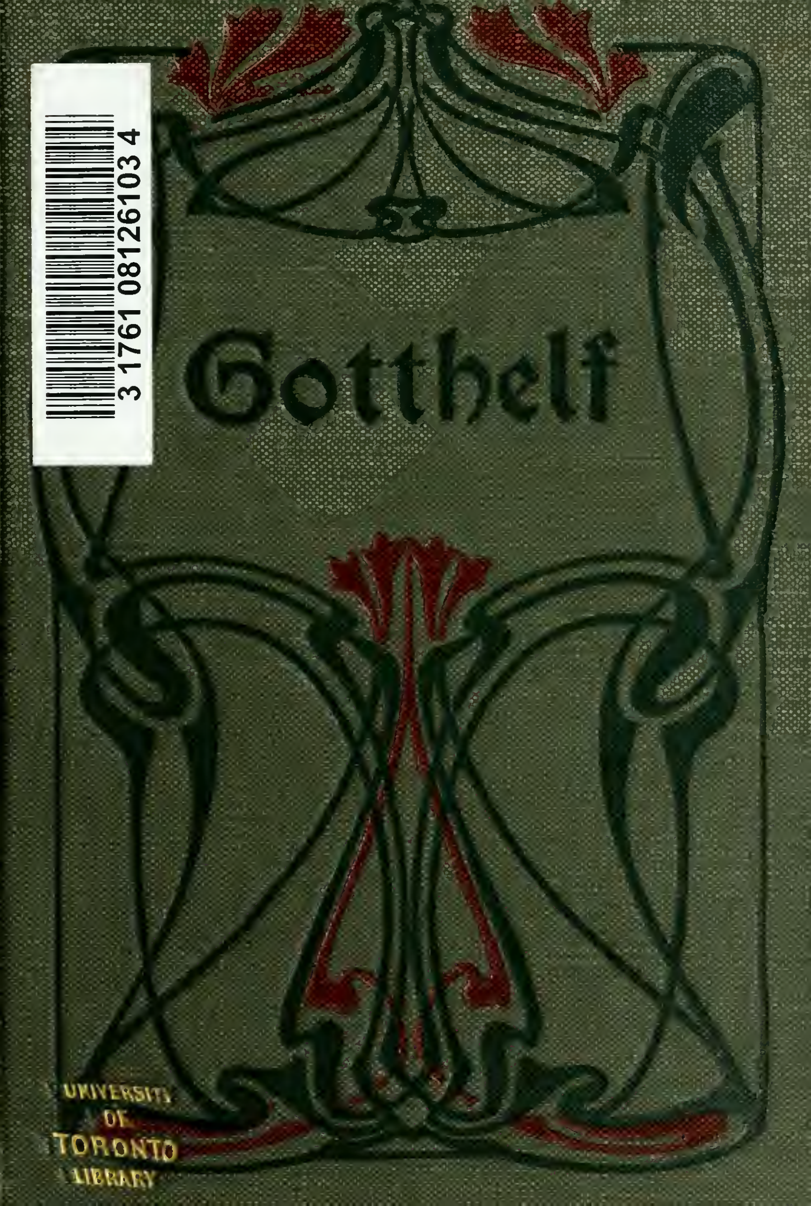
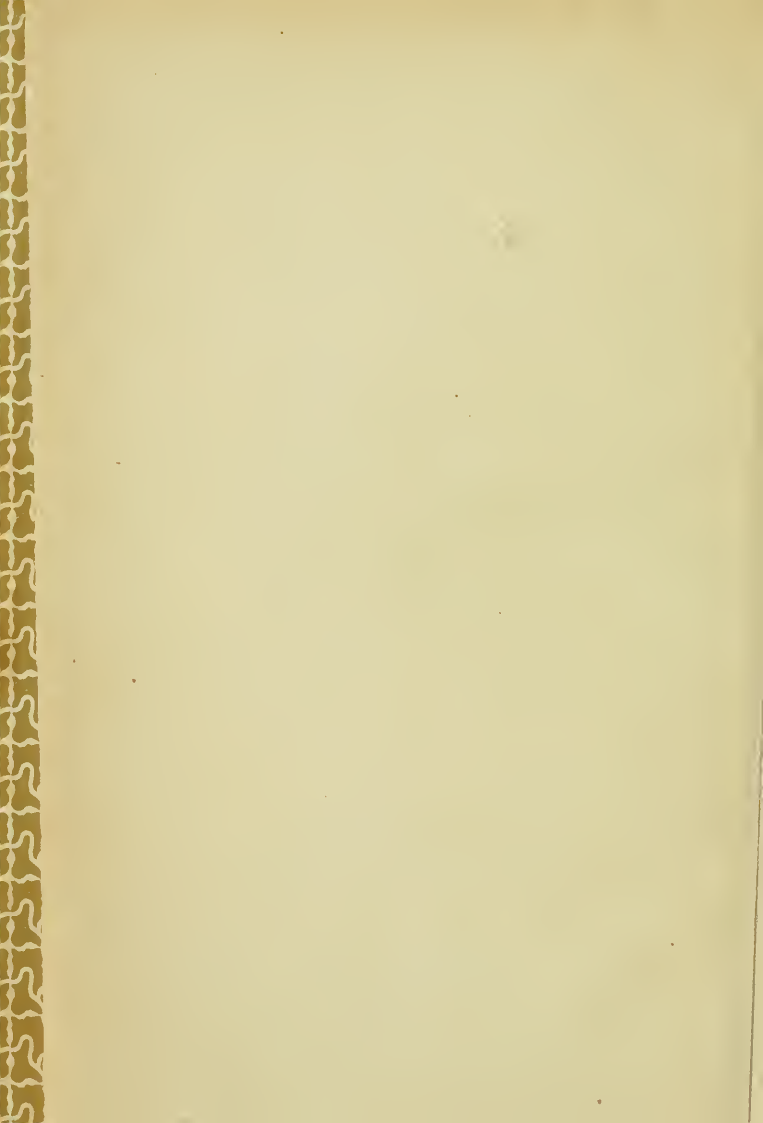

Gotthelf
3 1761 08126103 4
UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Gotthelfs ausgewählte Werke.

Inhalt der Bände:





Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/ausgewhltewer1v2gott

Jeremias Gotthelfs
(Albert Bitzius')
ausgewählte Werke
in zehn Bänden.

Mit einer Biographie des Dichters und mit Einleitungen herausgegeben

von

Adolf Bartels.

Als Beigaben: ein Bildnis des Dichters, zwei Abbildungen und ein Brief als Handschriftprobe.

Siebenter Band.

Ausgewählte Erzählungen I.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.

LG
G246a

Ausgewählte Erzählungen

von

Jeremias Gotthelf

(Albert Bitzius).

In vier Bänden.

Mit einer Einleitung herausgegeben

von

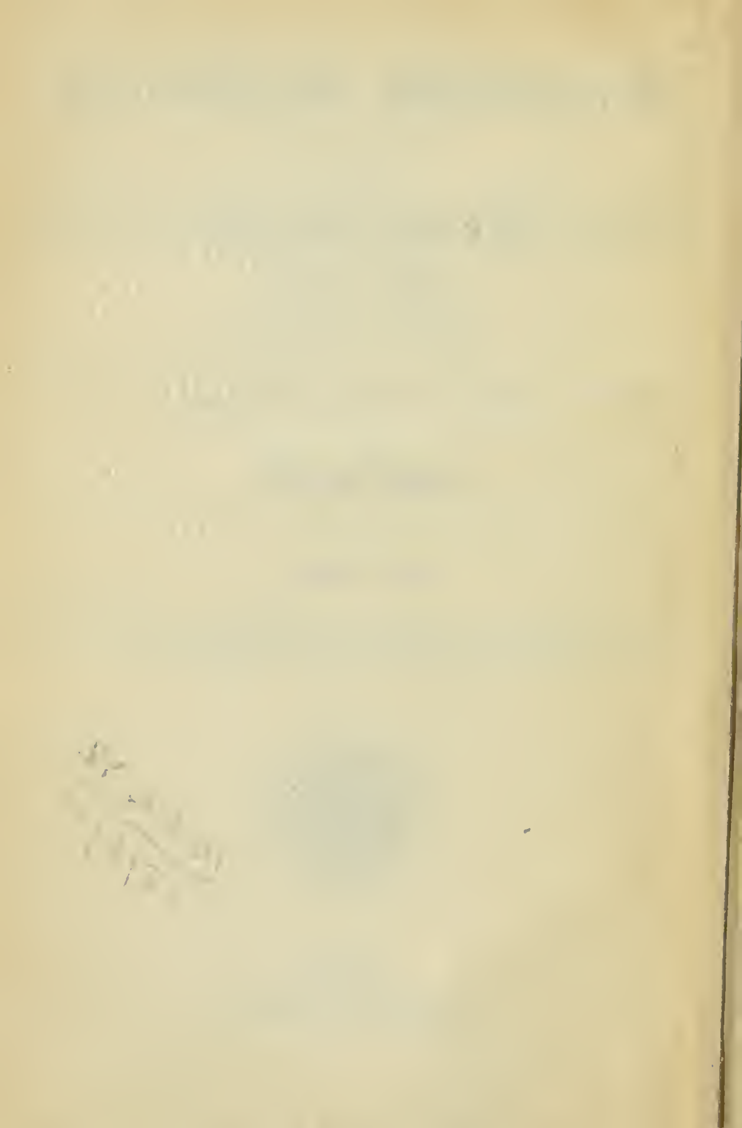
Adolf Bartels.

Erster Band.



102472
18/6/10.

Leipzig.
Max Hesses Verlag.



Jeremias Gotthelfs Erzählungen.

Einleitung.

Albert Bitzius hat bei seinen Lebzeiten zwei Sammlungen seiner Erzählungen (kleineren Erzählungen, könnte man auch sagen, wenn man den Gegensatz zu den Romanen deutlicher machen wollte) herausgegeben, die „Bilder und Sagen aus der Schweiz", sechs Bändchen, Solothurn 1842—46, und die „Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz", fünf Bände, Berlin 1850—55. Der letzte Band der zweiten Sammlung erschien also erst nach seinem Tode, und zwar mit Erinnerungen von Abraham Emanuel Fröhlich „Aus Jeremias Gotthelfs Leben". Die „Bilder und Sagen" enthielten im ersten Bändchen 1842 „Die schwarze Spinne", „Ritter von Brandis", „Das gelbe Vöglein und das arme Margritli", im zweiten 1843 „Geld und Geist oder die Versöhnung" I, „Der Druide", im dritten 1843 „Der letzte Thorberger", im vierten 1844 „Geld und Geist" II, im fünften 1844 „Geld und Geist" III (Schluß), im sechsten 1846 „Die Gründung Burgdorfs oder die beiden Brüder Sintram und Bertram". Eine neue Auflage erschien Berlin 1852, drei Teile in einem Band, selbstverständlich ohne den Roman „Geld und Geist". In der Gesamtausgabe, Berlin 1855–58, füllen die „Bilder und Sagen" den 15. und 16. Band. Der 15. enthält: „Die schwarze Spinne", „Das gelbe Vöglein und das arme Margritli", „Der letzte Thorberger", „Ein Bild aus dem Übergang 1798", dieses aus dem „Berner Taschenbuch für 1853" neu aufgenommen, wogegen der ursprünglich aus der „Wassernot im Emmental" stammende „Ritter von Brandis" weggelassen ist. Band 16 bringt: „Der Druide", „Die Gründung Burgdorfs" und den Berlin 1846 selbstständig erschienenen „Knaben des Tell". Die „Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz" enthalten in der ersten Ausgabe:

Erster Band 1850 (1849): „Servaz und Pankraz“, „Wie Joggeli eine Frau sucht“, „Elsi, die seltsame Magd“, „Der Notar in der Falle“, „Michels Brautschau“, „Die Schlachtfelder“, „Etwas vom Sumiswalder Schießen“*, „Einiges aus dem eidgenössischen Lusttage zu Sursee“*, „Die angenehme Überraschung“*, „Wie man kaput werden kann“*; zweiter Band 1851: „Kurt von Koppigen“, „Wie Christen eine Frau gewinnt“, „Die beiden Raben und der Holzdieb“, „Die Rabeneltern“, „Das Krokodil“*, „Ein Traum“*, „Das Wetter“*, „Eine alte Geschichte zu neuer Erbauung“, „Das arme Kätheli“, „Weiberrache“*, „Die Jesuiten und ihre Mission im Kanton Luzern“, „Trost“*, „Wer lügt am besten“; dritter Band 1852: „Der Besuch auf dem Lande“, „Segen und Unsegen“, „Ein deutscher Flüchtling“, „Wurst wider Wurst“, „Wahlängsten und Nöten des Herrn Böhneler“, „Sage vom Meyer auf der Mutte“, „Das Erdbeeri-Mareili“, „Die Wege Gottes und der Menschen Gedanken“, „Der Besenbinder von Rychiswyl“; vierter Band 1854: „Der Ball“, „Der Sonntag des Großvaters“, „Der große Kongreß auf dem Kasinoplatz in Bern“*, „Ich strafe die Bosheit der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Geschlecht“, „Niggi Ju“, „Barthli der Korber“, „Wie ein Wälsch Wein verkauft“ *, „Ein Bild aus dem Übergang 1798“; fünfter Band 1855: „Aus Jeremias Gotthelfs Leben“ (von A. E. Fröhlich), „Die Frau Pfarrerin“, „Der Oberamtmann und der Amtsrichter“, „Der Besuch“, „Der Mordio-Fuhrmann“, „Die drei Brüder“, „Hans Berner und seine Söhne“. In den „Gesammelten Schriften“ finden sich die „Erzählungen und Bilder“ in Band 7 bis 10 und sind dort unter Weglassung der oben mit einem * bezeichneten unbedeutenden Sachen folgendermaßen verteilt: Bd. 7: „Michels Brautschau“, „Der Oberamtmann und der Amtsrichter“, „Die drei Brüder“, „Servaz und Pankraz“, „Wie Joggeli eine Frau sucht“, „Elsi, die seltsame Magd“, „Der Notar in der Falle“, „Die Schlachtfelder“, „Lisabethli“; Bd. 8: „Kurt von Koppigen“, „Wie Christen eine Frau gewinnt“, „Die beiden Rabeneltern und der Holzdieb“, „Die Rabeneltern“, „Der Mordio-Fuhrmann“, „Der Besuch“, „Eine alte Geschichte zu neuer Erbauung“, „Das arme Kätheli“, „Die Jesuiten und ihre Mission im Kanton Luzern“; Bd. 9: „Der Besuch auf dem Lande“, „Segen und Unsegen“, „Ein deutscher Flüchtling“, „Wurst wider Wurst“, „Wahlängsten und Nöten des Herrn Böhneler“, „Sage vom Meyer auf der Mutte“, „Das

Erdbeeri-Mareili", „Die Wege Gottes und der Menschen Gedanken", „Der Besenbinder von Rychiswyl"; Bd. 10: „Der Ball", „Ich strafe die Bosheit der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Geschlecht", „Niggi Ju", „Barthli der Korber", „Hans Berner und seine Söhne", „Der Sonntag des Großvaters", „Die Frau Pfarrerin". Die Mehrzahl dieser Erzählungen war vorher in Kalendern, Almanachen und Zeitschriften hervorgetreten. Einzelveröffentlichungen kleineren Umfanges sind dann „Die Wassernot im Emmental", Burgdorf 1838, 2. Ausgabe Berlin 1852, Ges. Schriften Bd. 29, Schriften im Urtext Bd. IV, „Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen", Bern 1838, 2. Ausgabe Berlin 1851, Ges. Schriften Bd. 12, Schriften im Urtext Bd. IV, „Dursli, der Branntweinsäufer", Burgdorf 1839, 2. A. das. 1846, 4. A. Berlin 1852, Ges. Schriften Bd. 12, Schriften im Urtext Bd. IV, „Ein Silvestertraum", Zürich und Frauenfeld 1842, Titelauflage Berlin 1851, 3. Aufl. Berlin 1851, Ges. Schriften Bd. 23, Schriften im Urtext Bd. VII, „Doktor Dorbach der Wühler und die Bürglenherren in der heiligen Weihnachtsnacht 1847", Leipzig 1849, Ges. Schriften Bd. 29, „Hans Jakob und Heiri oder die beiden Seidenweber", Berlin 1851, Ges. Schriften Bd. 17. Endlich wollen wir noch die beiden prosaischen Schriften „Die Armennot", Zürich und Frauenfeld 1840, 2. Aufl. Berlin 1851, Ges. Schriften Bd. 17, Schriften im Urtext Bd. VII, und „Eines Schweizers Wort an den Schweizerischen Schützenverein", Bern 1842, 2. Aufl. Solothurn 1846, Ges. Schriften Bd. 23, Schriften im Urtext Bd. VII, hier anschließen. Chronologisch nach ihrem Hervortreten, das dem Entstehen gewöhnlich rasch folgte, ergibt sich danach die folgende Liste der kleineren Erzählungen und Schriften Jeremias Gotthelfs:

Die Wassernot im Emmental, Burgdorf 1838.

Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen, Bern 1838.

Dursli, der Branntweinsäufer, Burgdorf 1839.

Das gelbe Vöglein und das arme Margritli, Neuer Berner Kalender auf 1840.

Die beiden Rabeneltern und der Holzdieb, Neuer Berner Kalender auf 1840.

Der Mordio-Fuhrmann, Neuer Berner Kalender auf 1840.

Die Armennot, Zürich und Frauenfeld 1840.

Der letzte Thorberger, Novelle von X. U., Wanderer in der Schweiz, VII. Jahrg. Heft 2 bis 7, Basel 1840.

Die Rabeneltern, Neuer Berner Kalender auf 1841.

Wie Joggeli eine Frau sucht, Alpina für 1841.

Hans Berner und seine Söhne, Reithards Kalender für die Jugend und ihre Freunde auf 1842.

Die schwarze Spinne, Bilder und Sagen aus der Schweiz, erstes Bändchen, Solothurn 1842.

Der Ritter von Brandis (Aus der „Wassernot"), Bilder und Sagen aus der Schweiz, erstes Bändchen, Solothurn 1842.

Das arme Kätheli, Neuer Berner Kalender auf 1843.

Ein Silvestertraum, Zürich und Frauenfeld 1842.

Eines Schweizers Wort an den Schweizerischen Schützenverein, Bern 1842.

Elsi, die seltsame Magd, Schweizerisches Unterhaltungsblatt 1843.

Der Druide, Bilder und Sagen aus der Schweiz, zweites Bändchen, Solothurn 1843.

Die Jesuiten und ihre Mission im Kanton Luzern, Neuer Berner Kalender auf 1844.

Servaz und Pankraz, Alpenröschen, Bern (für?) 1844.

Kurt von Koppigen, Schweizerisches Unterhaltungsblatt 1844.

Wie Christen eine Frau gewinnt, Elsässische Neujahrsblätter (für) 1845.

Das Lisabethli, Neuer Berner Kalender auf 1845.

Die Schlachtfelder, Baseler Weihnachtsgabe 1845.

Die Gründung Burgdorfs oder die beiden Brüder Sintram und Bertram, Bilder und Sagen aus der Schweiz, viertes Bändchen 1846.

Der Knabe des Tell, Berlin 1846.

Der Besuch auf dem Lande, Elsässische Neujahrsblätter (für) 1847.

Wurst wider Wurst, Karl Steffens Volkskalender auf 1847.

Der Notar in der Falle, Elsässische Neujahrsblätter (für) 1848.

Die Wege Gottes und der Menschen Gedanken, Steffens Volkskalender auf 1848.

Hans Joggeli, der Erbvetter, und Harzer Hans, auch ein Erbvetter, Berlin 1848.

Wahlängsten und Nöten des Herrn Böhneler, Neue illustrierte Zeitschrift für die Schweiz 1849.

Michels Brautschau
Die drei Brüder
Eine alte Geschichte zu neuer Erbauung
} Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz, Band 1—5, Berlin 1850—55.

Doktor Dorbach der Wühler und die Bürglenherren in der heiligen Weihnachtsnacht Anno 1847, Leipzig 1849.

Segen und Unsegen, Neue Alpenrosen (für) 1850.

Die Sage vom Meyer auf der Mutte, Neue illustrierte Zeitschrift für die Schweiz 1850.

Das Erdbeeri-Mareili, Neue Alpenrosen (für) 1851.

Ein deutscher Flüchtling, Nieritz' Deutscher Volkskalender (auf) 1851.

Hans Jakob und Heiri oder die beiden Seidenweber, Berlin 1851.

Der Sonntag des Großvaters, Neue Alpenrosen (für) 1852.

Der Besenbinder von Rychiswyl, Nieritz' Volkskalender (auf) 1852.

Die Erbbase, Neue Volksbücher, Leipzig (1851), wohl mit dem vorigen identisch.

Niggi Ju, Friedr. Hofmanns Illustriertes Volksbuch 1852.

Der Ball, Neue Alpenrosen (für) 1853.

Ich strafe die Bosheit der Väter an den Kindern usw., Nieritz' Volkskalender (auf) 1853.

Ein Bild aus dem Übergang 1798, Berner Taschenbuch (für) 1853.

Der Oberamtmann und der Amtsrichter, H. Köhlers Deutsches Leben 1853.

Barthli der Korber, Fr. Hofmanns Illustr. Volksbuch 1853.

Der Besuch, Neue Alpenrosen (für) 1854.

Die Frau Pfarrerin, nachgel. Werk, Erzählungen und Bilder, fünfter Band, Berlin 1855.

Betrachten wir diese rund fünfzig, an Umfang sehr verschiedenen Erzählungen Gotthelfs, von denen „Michels Brautschau" beispielsweise über zehn Bogen, „Das gelbe Vöglein und das arme Margritli" nur zehn Seiten umfaßt, genauer im einzelnen, so zeigt sich bald, daß sie trotz der Vielseitigkeit des Autors und der Mannigfaltigkeit der Behandlungsweise doch zu großen Gruppen zusammengehen, von denen jede eine charakteristische Seite des großen Volksschriftstellers deutlich hervortreten läßt. Die älteste, „Die Wassernot im Emmental", im Frühling 1838 bei Langlois in Burgdorf erschienen, ist nicht poetische oder belletristische, sondern in ihrem wesentlichen Teile Bericht und Schilderung vereinigende prosaisch-

geschichtliche Erzählung (die „Quellen“, soweit von solchen die Rede sein kann, siehe in Vetters Ergänzungsband zu den Schriften im Urtext, Seite 346), aber mit solcher Kraft und Unmittelbarkeit durchgeführt, daß sie Gottfried Keller mit Recht eine epische Dichtung nennt. „Wo er, Gotthelf, das Naturereignis an sich zum Gegenstand epischer Dichtung macht,“ schreibt der Züricher Dichter 1855, „da wird es zur lebendigen Person, und in seinem gewaltigen Einherbrausen eins mit den Leidenschaften der Menschen, über welche es hereinbricht; sowie überhaupt dies kleine Büchlein ein wahres Muster und Lehrbüchlein zu nennen ist für unsere heutigen Pfuscher und Produzenten aller Art. Denn es enthält in richtig und glücklich abgewogenen Gegensätzen alle Momente eines reichen Stoffes selbst mit trefflich eingestreutem sachgemäßen Humor; und nichts fehlt als die gereinigte Sprache und das rhythmische Gewand im engern Sinne (im weitesten Sinne ist Rhythmus da in Hülle und Fülle), um das kleine Werkchen zum klassischen mustergültigen Gedicht zu machen. Man lese es, und man wird uns recht geben, erstaunend, wie arm und unbeholfen die Dutzende von gereimten Büchelchen sind, die uns alle Tage auf den Tisch regnen, mit und ohne Firma.“ Vielleicht ist J. P. Hebels „Wiese“ von einigem Einfluß auf Gotthelfs Schöpfung gewesen, die lebendige Schilderung des Emmentals wenigstens klingt an das Gedicht an, und als Ganzes dürfte man die „Wassernot“ wohl als gewaltiges düsteres Gegenstück zu der heiteren Dichtung Hebels bezeichnen. Freilich spielt das Menschenleben eine weit größere Rolle bei Gotthelf als bei Hebel, schon in dem Eingang, der Darstellung der Futternot, die der Wassernot voranging, dann selbstverständlich in der Wiedergabe der zahlreichen Überschwemmungsszenen und nicht weniger auch in der Schilderung der Verwüstung und des Verhaltens der Menschen zu ihr und zu der gewährten Hilfe. Da ist in typischen Zügen unglaublich viel Psychologie, die ganze Psychologie solcher Ereignisse niedergelegt, und zwar nicht nackt, sondern in der Form von Lebensbildern, die auf Anschauung beruhen, individuelle Menschen freilich nicht vorführen. Die Höhe des Ganzen bildet natürlich die Darstellung der Naturereignisse, der die elementare Natur des Darstellers mächtig entgegenkam, und wiederum tritt in der Predigt zum Schlusse eine verhältnismäßige Steigerung ein, so daß denn das Ganze allerdings wie ein abgerundetes und in sich vortrefflich entwickeltes, in den einzelnen Teilen richtig kontrastiertes

Gedicht erscheint, trotzdem es in ihm an prosaischen Elementen, politischen, sozialen, moralischen Reflexionen nicht fehlt. — Gewissermaßen den ergänzenden Gegensatz zu der „Wassernot" bildet der „Silvestertraum", dessen Grundcharakter lyrisch ist, wie der der „Wassernot" episch. Man hat bei ihm wohl an die Visionen Jean Pauls, beispielsweise an die „Neujahrsnacht eines Unglücklichen" erinnert — wenn man will, kann man auch zu dem mittelalterlichen Gedicht vom Ritter Tundalus und zu Dante, zu Rulman Merswins „Buch von den neun Felsen" und Bartholomäus Ringwaldts „Treuem Eckart" zurückgehen; Gotthelfs „Silvestertraum" ist eine jener Visionen über Himmelsfreuden und Höllenstrafen, wie sie die Literaturen aller christlichen Völker aufweisen. Keller hat über Gotthelfs Visionen — ich weiß allerdings nicht, ob er diese kannte — geurteilt, daß sie „nicht so ungezwungen und eigentümlich erscheinen"; völlig ungezwungen ist allerdings nicht alles im „Silvestertraum", aber eigentümlich ist diese Dichtung durchaus. Zur Erkenntnis der Stimmung, aus der sie hervorwuchs, ist eine von Gotthelfs Biographen Manuel überlieferte Stelle aus einem Briefe Bitzius' an Maurer v. Constant heranzuziehen: Die Wehmut, das tiefe Leiden über das Leiden dieser Welt, möge es seine Quelle in Gottes Willen, in Mißverständnissen oder in getrübten Seelenzuständen haben, liege dem Silvestertraum zugrunde. „Das Bild der Landschaft, den Abend habe ich wirklich eingesogen am Silvesterabend 1827, und zwar auf der Jagd. Zur ganzen Darstellung bewogen mich Begebenheiten aus dem Leben meiner Freunde, die meisten Bilder sind dem Leben entnommen, der meisten Schmerz litt ich mit, und eine eigene Wehmut, die oft gerade im Frühling über mich kommt, gibt das Ganze." Der lyrische Grundcharakter ist jedenfalls unverkennbar, doch war Bitzius eine viel zu tapfere Natur, als daß er nicht die Überwindung gesucht hätte, und so gipfelt sein Werk denn im sozialen Gedanken: „Das Grübeln ließ ich, ich faßte mich im Glauben und betete und arbeitete wieder. Bei den Toten suchte ich die Lebendigen nicht mehr; im Leben fand ich die Meinen wieder, nicht im Grabe . . . Wenn des Armen Elend mir zu Herzen geht, arme Kinder mir wie die meinen sind, arme Mütter getröstet von mir gehen, mein Wort in harte Herzen dringt, in Hütten und Herzen Friede bringt: dann sehe ich meines Weibes Sternenauge, es lächelt mir zu in des Windes Fächeln aus des Himmels blauem Grunde." Also hier ist schon der Grundgedanke

mancher neueren sozialen Dichtung, beispielsweise von Avenarius' „Lebe". Im besonderen das Fortleben der Toten in uns wird stark betont, und das ist es, was uns noch heute zu der Dichtung zieht. Im übrigen erweist sie auch die mächtige und eigene Wege gehende Phantasie Bitzius', neben manchem Seltsamen und (in den Seligkeitsvisionen) Verschwimmenden findet sich anderes von großer realistischer Kraft, manch ergreifendes Bild, alles in allem mag diese Schöpfung Gotthelfs die selbständigste und eigenartigste ihrer Art aus den neueren Zeiten sein, und man wird zuletzt in bezug auf sie wohl K. A. Hagenbachs, des Baseler Kirchenhistorikers, Wort zustimmen: „Deine Silvesternacht hat seither schon öfter Ahnungen geweckt, die ich für nichts nehme, als was sie sind. Ich weiß wohl, daß in diesen Phantasie- und Gemütsspielen nicht der Grund unserer Hoffnung ruht; aber wo der Anker Grund gefunden, da mag auch wohl das tränende Auge an dem Wellenspiel der auf und nieder tauchenden Bilder sich erfreuen." Als Kuriosum sei noch erwähnt, daß das erste Manuskript des Werkes verloren ging und Bitzius erklärte, es sei ihm unmöglich gewesen, den ursprünglichen Text wiederherzustellen; die spätere Bearbeitung stehe der ersten weit nach. Wäre das Werk überhaupt nicht da, dann würde uns jedenfalls die genauere Kenntnis der weicheren Seite Jeremias Gotthelfs (mag diese auch in zahlreichen anderen Werken hier und da hervorbrechen) fehlen, der Lyriker Gotthelf wäre uns weit weniger bekannt, und so darf es ebensowenig wie die „Wassernot" von einer größeren Ausgabe seiner Werke ausgeschlossen werden.

Den Entschluß zu sozialer Wirksamkeit, der im „Silvestertraum" ausgesprochen ist, ist ja überhaupt das Wesentliche in Gotthelfs Wesen und Schaffen, und er gelangt denn auch, wie in den großen Romanen, so in einer Reihe kleinerer Werke zum unmittelbaren Ausdruck, d. h. Gotthelf schreibt Werke mit einer ausgesprochen sozialen Tendenz. Das erste dieser kleineren Werke ist die gegen die Branntweinpest gerichtete Schrift „Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen". Daran schließt sich „Dursli der Branntweinsäufer", gleichfalls gegen die Branntweinpest, aber auch gegen das politische Demagogentum gerichtet. Eine Kodifikation gleichsam der Gotthelfschen sozialen Anschauungen und Bestrebungen ist die Prosaschrift „Die Armennot". Wollen diese Werke die Welt bessern, so ist die Erweckung christlichen Mitleids mit den Armen auch von

vornherein oftmals die Absicht Gotthelfs gewesen. Da stand schon im ersten Jahrgang des von ihm redigierten „Neuen Berner Kalenders“ die hübsche Erzählung für Kinder: „Das gelbe Vöglein und das arme Margritli“, die wie wenige geeignet ist, Kinderseelen zu rühren, auch starken Realismus und daneben manche rein poetischen Züge hat, und rührende Kindergeschichten sind auch die in demselben und den nächsten Jahrgängen des Kalenders enthaltenen: „Die beiden Rabeneltern und der Holzdieb“ und „Die Rabeneltern“, letztere schon die gewaltige düstere Stimmungskraft Gotthelfs offenbarend. Kaum zu ertragen ist zunächst die das wüste Treiben von Dienstboten gegen ein armes Mädchen darstellende Erzählung „Das arme Kätheli“, bis dann Gotthelf durch einen Traum für Ausgleichung sorgt, dagegen tritt in dem „Mordio-Fuhrmann“, der gegen die Mißhandlung der Pferde gerichtet ist, schon der Humor des Dichters zutage. Aus dem Dienstbotenleben ist dann noch die Skizze „Das Lisabethli“, aber sie geht nicht mehr auf Rührung aus, sie zeigt die Verkommenheit einer Dienstmagd mit strafender Tendenz. Diese findet sich auch in der Erzählung „Hans Berner und seine Söhne“, und zwar ist sie hier gegen teilweise durch elterliche Schuld verbummelnde Söhne aus gutem Bürgerhause gerichtet — doch tut man besser, diese Erzählung wegen des vortrefflich durchgeführten Charakters des Vaters unter die Charaktergemälde Gotthelfs zu stellen. Die letzte reine Tendenzschrift Gotthelfs (von den Romanen abgesehen) ist „Hans Jakob und Heiri oder die beiden Seidenweber“, die er auf Wunsch einiger Baseler Freunde zur Empfehlung der Sparkassen schrieb.

Im übrigen ist Gotthelf in seinen Erzählungen mehr reiner (wenn auch nicht stärkerer) Dichter als in seinen Romanen, je häufiger er von den ersteren schreibt, um so mehr tritt die Tendenz, die Absicht zurück, um endlich dem ganz reinen Lebensbehagen Platz zu machen. Es erklärt sich auch sehr wohl: die kleinere Form drängt zur Geschlossenheit, Einheitlichkeit, Reinheit, Eindringlichkeit. Zudem sind eine Anzahl der Erzählungen Gotthelfs historisch, und das Historische schließt, wenn auch nicht den sittlichen Grundgedanken, doch das eigentlich Didaktische aus. Man liest meist nicht sehr günstige Urteile über die Geschichtserzählungen unseres Dichters. So meint Keller: „Gotthelf hat zwar auch ‚Schweizerische Sagen und Bilder‘ geschrieben, worin immer (?) mit der Dorfgeschichte eine

alte Zwingherren- und Gespenstergeschichte verflochten ist. Diese letzteren sind aber in einem so übertriebenen ungeschickten Breughel-Stil geschrieben, er hält sich so gewaltsam an einen verdorbenen Volksgeschmack, daß sie keine Bedeutung haben können." Das ist nun freilich ein sehr oberflächliches Urteil, und auch, was man sonst Ungünstiges über Gotthelfs historische Erzählungen liest, möchte ich nicht ohne weiteres unterschreiben. Sie haben ihre Schwächen, gewiß, aber auch ihre großen Vorzüge. Gotthelfs Jugendzeit war ja in die Blütezeit des historischen Romanes gefallen, und Manuel berichtet ausdrücklich, daß Walter Scott in dem Leseverein, den Bitzius und seine Freunde in Göttingen bildeten, besonders beliebt gewesen sei, gibt auch das Urteil von dessen Universitätsfreunden wieder, nach dem die Vorzüge Scotts, die Feinheit der Charakteristik, die psychologische Wahrheit, nicht ohne Einfluß auf Bitzius' Geist gewesen und auch in seinen Schriften noch nachgewirkt hätten. Doch stecken in den historischen Erzählungen Gotthelfs zweifellos auch noch andere Einflüsse: schon Manuel hat an Ossian erinnert, und der alte deutsche Ritterroman des Sturmes und Dranges, auch Fouqué, taucht einem in Einzelheiten gelegentlich empor. Dann muß man unbedingt auch noch das Verhältnis Gotthelfs zu den Erzählungen und Gedichten seines Landmanns Johann Rudolf Wyß' des Jüngeren, die dieser seit 1813 in den „Alpenrosen" veröffentlichte, genauer untersuchen — „Der Zwingherr von Ringgenberg", „Der Ritter von Aegerten", „Das Gesicht im Grütli", „Sintram und Bertram", „Die Erbauung von Habsburg" scheinen mir besonders in Betracht zu kommen. Und natürlich kommt man auch um die Vergleichung mit Heinrich Zschokkes historischen Erzählungen oder Romanen, die als „Bilder aus der Schweiz" 1824—26 erschienen („Der Flüchtling im Jura", „Der Freihof von Aarau", „Addrich im Moos") nicht herum. Endlich wäre noch Karl Spindler, der eigentliche deutsche Modeautor auf dem Gebiete des historischen Romanes, der seine ersten Werke in der Schweiz veröffentlicht hatte, zumal mit dem „Juden" (1827), vielleicht auch noch Ludwig Storch, den Gotthelf in einer Zwischenbemerkung des „Kurt von Koppigen" nennt, heranzuziehen. Gotthelf ist in Einzelheiten unbedingt stärker als alle die Genannten, mag er auch in der Totalität wenigstens hinter Spindler zurückbleiben, durch die Schuld seiner ungenügenden Geschichtsstudien, wie Manuel will, oder aus irgend einem anderen Grunde. Er begann mit „Der letzte

Thorberger" und gab darauf noch „Der Druide", „Kurt von Koppigen", „Die Gründung Burgdorfs", „Der Knabe des Tell", „Die drei Brüder". Nach der Zeit, in der die Geschichten spielen, wäre die Reihenfolge: „Der Druide", „Die drei Brüder", „Die Gründung Burgdorfs", „Kurt von Koppigen", „Der Knabe des Tell", „Der letzte Thorberger", und es ist die ganze ältere Geschichte der Schweiz von dem Zuge des Divico und Orgetorix nach Gallien und dem Aufstand der Helvetier gegen Vitellius über die Tage der Pippine bis auf die Höhe des Mittelalters und weiter in die Zeit der ersten eidgenössischen Kämpfe gegen Österreich und bis zum Untergang der Adelsherrschaft in ihnen dargestellt. Die Erzählungen aus der älteren Zeit, „Der Druide", „Die drei Brüder", „Die Gründung Burgdorfs oder die beiden Brüder Sintram und Bertram" sind, wie Manuel richtig sagt, „in einem gehobenen, pathetischen Ton geschrieben, und auf den Gestalten derselben ruht ein gewisser urweltlicher Glanz, und eine heroische Kraft spricht aus ihnen"; dazu kommt dann noch ossianische Naturdarstellung oder richtiger Naturstimmung, die oft sehr wirksam ist. „Natürlich" sind diese Erzählungen freilich nicht, man muß sich erst an ihren Stil gewöhnen. Für die schwächste halte ich den „Druiden", von dem Bitzius selber geschrieben hat, der Eindruck des verlassenen Landes solle anschaulich gemacht werden, weswegen die Handlung in den Hintergrund gestellt sei. Jene gelingt ihm zwar, und der Wert der Heimat wird dem Leser sicherlich tief in die Seele gesenkt, jedoch ist die Göttermaschinerie, die Bitzius hier verwendet, im ganzen nicht glücklich, und überhaupt fehlt der feste kulturhistorische Untergrund, da der Verfasser Germanisches und Keltisches (mag da immer nahe Verwandtschaft existieren) in unverantwortlicher Weise durcheinandermischt. Er scheint überhaupt eine Zeitlang zu der Anschauung geschworen zu haben, die Helvetier seien die Vorfahren auch der heutigen Deutsch-Schweizer, diese von den Deutschen wesentlich verschieden, keine reinen Germanen — noch in „Sintram und Bertram" müssen die Grafen von Rore helvetischen Ursprungs sein. Von wem er diese Anschauung, die dem Sondergefühl mancher Schweizer angenehm sein mag, übernommen, weiß ich nicht; die Schweizer Historiker, die er namentlich studiert, werden wohl vornehmlich Johannes von Müller, der mir auch im Stil auf ihn gewirkt zu haben scheint, und dessen Fortsetzer gewesen sein. „Die drei Brüder", der Entstehung nach, wie es scheint, die letzte der

historischen Erzählungen Gotthelfs, haben zwar auch die Vermischung des Germanischen und Keltischen, germanische Namen für keltische Helden beispielsweise, aber sie zeichnen sich durch kraftvolle Erfindung und Handlung aus. Charakteristisch ist, daß Gotthelf unbekümmert das neuere schweizerische Volksvergnügen des Schwingens in die alte helvetische Zeit hineinversetzt — vom Standpunkt der Poesie ist auch kaum etwas dagegen zu sagen. „Die Gründung Burgdorfs" ist die umfangreichste dieser drei Erzählungen und mit Amazonenliebe, Drachenkampf, Burgengründung und Kosterflucht die romantischeste von ihnen, obschon auch sie in der Aufforderung zur Bewahrung christlicher Kultur und zur Bekämpfung der Barbarei jeder Art und der Warnung vor zwiespältigem Sinn zwischen Brüdern und in Völkern ihren vernünftigen Grundgedanken hat. Groß ist sie in ihrer Art durch die Urwald-Naturstimmungen und manche echt mittelalterlichen Situationen, und es findet sich allerlei in ihr, was der Gottfried Keller der „Sieben Legenden" nicht übertroffen hat. Immerhin gebe ich den eigentlich ritterlichen Geschichten Gotthelfs weit den Vorzug vor diesen urwaldlichen. In der Mitte zwischen beiden steht dem Stil nach „Der Knabe des Tell", der als Jugendschrift gedacht ist, die der schweizerischen Jugend die Entstehung der Eidgenossenschaft vor Augen führen soll. Abraham Emanuel Fröhlich schrieb über das Buch: „Einen ganz eigenen Genuß hatte ich in letzten Wochen durch Dich in der Schule. Ich hatte Schillers Tell lesen lassen und nahm dann unmittelbar darauf Deinen Knaben Tell vor. Ich gestehe mit Selbstanklage: als ich gerade beim Erscheinen desselben und beim flüchtigen ersten Lesen Szenen in dem Knaben sah oder vielmehr zu sehen meinte, die Schiller auch hat, vermutete ich, Du hättest Dir in dieser Beziehung die Erfindung und Erzählung etwas zu leicht gemacht; allein wie ganz anders zeigten sich nun gerade diese Szenen beim langsameren und lauten Vorlesen und Besprechen — gerade jene auf der Gemsjagd, da Tell dem Geßler begegnet; da nahmst Du es eigentlich mit Schillern auf und hast ihn an mehr als einem Ort an Genauigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung der Örtlichkeit, sowie an psychologischer Wahrheit übertroffen. Einiges ist Dir ganz eigen und gehört zum Vortrefflicheren, z. B. die Szene in der Kirche, in die der Vogt tritt, die Szene in Einsiedeln, wo der Parricida vor dem Fürstabt u. v. a. Wenn ich daher früher nicht mit gehöriger Anerkennung von dem

Knaben sollte gesprochen haben, so muß ich jetzt abbitten." Man ersieht hieraus das Verhältnis der beiden Werke einigermaßen deutlich, darf aber natürlich Gotthelfs Jugendschrift nicht ernsthaft neben Schillers Drama stellen. Die Begegnungsszene ist allerdings wirklich bedeutend, so etwa Konrad Ferdinand Meyer, und auch das Verhältnis von Vater und Sohn ist sehr schön angelegt. — Dem historischen Roman der Zeit am nächsten steht von diesen Erzählungen Gotthelfs „Der letzte Thorberger", ein reiches Gemälde der Kämpfe zwischen Adel und Städten, Eidgenossenschaft und Fürsten von der Schlacht gegen die Gugler bis zur vergeblichen Belagerung von Rapperswyl. In der Mitte der Erzählung steht die mächtige Gestalt Peters von Thorberg, der, ein Berater der Habsburger, den Versuch macht, die Adelsherrschaft gegen Städte und Eidgenossenschaft aufrechtzuerhalten, aber damit scheitert und, nachdem er seine Kinder verloren, sein Eigentum an Bern stiftet. In der Herausarbeitung dieser Gestalt, für die Gotthelf trotz all ihrer Härte unsere Sympathie erzwingt, ruht auch der ästhetische Wert der Erzählung vor allem. Schöne Züge sind auch im übrigen noch genug vorhanden, jedoch ist in die Darstellung der beiden Kinder des Thorbergers und ihrer vergeblichen Liebe auch etliche romantische Sentimentalität hineingeflossen, vor allem in die der Liebe der Tochter zu dem Müllerssohn. Stellenweise fehlt dann, wie in historischen Romanen meist, die Prosa in der Darstellung der Ereignisse nicht, so mächtig Gotthelf auch Schlachten usw. herausbringt. Die genaue Wiedergabe der politischen Verhältnisse will ich nicht tadeln; bekanntlich findet sie sich auch bei Konrad Ferdinand Meyer und hier gleichfalls zur Erhellung der Charaktere benutzt. — Zweifellos über dem „letzten Thorberger" steht jedoch der „Kurt von Koppigen", der nicht historische, sondern kulturhistorische Erzählung ist und als solche wieder Heimaterzählung, dies in weit höherem Grade als der „Thorberger", in solchem Grade, daß man die Gotthelf ganz vertraute Örtlichkeit geradezu als die Anregung der Erzählung auffassen darf. Es ist in dieser Erzählung Gotthelf ein Werk gelungen, das nur ganz wenige seinesgleichen in unserer und der Weltliteratur hat, eine wirkliche Heraufbeschwörung längstversunkenen Lebens nämlich, eine Darstellung von geradezu naturalistischer Treue. Nur etwa Viktor Hugos „Notre Dame de Paris" bringt ähnliches, freilich kaum so ungezwungen, die wilden Szenen in Spindlers „Juden" aber, die man vielleicht sogar als

das Muster hinstellen könnte, langen an das Werk Gotthelfs bei weitem nicht heran, höchstens können einzelne Partien von Willibald Alexis' „Die Hosen des Herrn von Bredow" damit rivalisieren, obschon sie das Dunkle der Zeit und des Lebens weit mehr im Hintergrunde lassen. „Kurt von Koppigen" ist eine Raubrittergeschichte, und das ganze Elend und die ganze Verruchtheit des Raubritterdaseins wird mit absoluter Treue, wie sie die genaue Ortskenntnis des Dichters und seine dem Leben gegenüber stets sichere Phantasie ermöglichten, dargestellt, so daß uns gelegentlich ein Schauder über die Haut läuft und uns die Haare zu Berge stehen. Um den Ritter, der eine tüchtige Frau und liebe Kinder hat, zu retten, läßt der Dichter zuletzt ein Wunder geschehen, läßt er die schon im „Dursli" verwendeten Bürglenherren abermals auftreten und alle Schauer der Hölle durch die Seele des verwilderten Ritters hindurchjagen. Und diesmal versucht er nicht, wie im „Dursli", eine rationalistische Erklärung, er stellt das Wunder als Wunder in die mittelalterliche Welt hinein, und nur ein moderner Klügling kann verkennen, daß es zu ihr gehört. So ist der gute Ausgang gegeben und die Erzählung erträglich geworden — dafür, was er bieten durfte, hatte Gotthelf überhaupt stets die richtige Empfindung, die Ausgleichung verstand er. Im besonderen sei hier noch wieder auf die gleichsam elementare Gewalt, mit der das Naturleben auftritt, hingewiesen, Wald, Wild, Jagd usw. kommen in weit höherem Maße zur Geltung als bei einem der sonstigen Darsteller des Mittelalters — nicht umsonst war Albert Bitzius einst Jäger gewesen.

Die Reformationszeit und das Stilleben der Schweiz im 17. und 18. Jahrhundert hat Gotthelf nicht dargestellt, erst der Anbruch der neuen Zeit mit dem Eindringen der Franzosen im Revolutionszeitalter hat ihm wieder einige Geschichten abgelockt. Jedoch ist „Elsi, die seltsame Magd" weit mehr rein menschlich als historisch, und „Ein Bild aus dem Übergang 1798" und „Eine alte Geschichte neu erzählt" sind nicht mehr als Anekdoten, aber allerdings zur Erkenntnis der nationalen Anschauungen Gotthelfs wichtig. — Zu den eigentlich geschichtlichen Erzählungen Gotthelfs treten aber noch die Sagenbehandlungen, und auch in ihnen finden sich naturgemäß bedeutende historische Elemente. Das gilt vor allem von der hervorragendsten, „Die schwarze Spinne". Diese Sagenerzählung stehe ich nicht an, geradezu für ein Meisterwerk zu erklären. Man hat

sie zu schauerlich und grausig gescholten, man hat ihren Verfasser sogar gewarnt, sich durch sie ins Netz der Belletristerei verlocken zu lassen . . . Ganz gewiß, die Erzählung ist schauerlich und grausig, sie geht sogar über das, was die Spezialisten auf diesem Gebiet, was E. T. A. Hoffmann und Edgar Poe leisten, hinaus, aber sie bedeutet unendlich viel mehr als eine bloße Schauergeschichte, sie ist die Verkörperung der Schrecken des Schwarzen Todes, die einst in ganz Europa die Herzen der Menschen erbeben ließen, eine nach Seiten der Phantasie ganz selbständige, grandiose dichterische Verkörperung, die geradezu Bewunderung des Bitziusschen Talentes erwecken muß. Oder kann man Zügen, wie, daß dort die Spinne entsteht, wo der Satan das wüste Weib geküßt hat, kann man Szenen, wie der der Geburt und Vermehrung der Spinne, wie der der Not des in Wehen liegenden Weibes, dem das Kind genommen werden soll, wie denen des unheimlichen Auftauchens der Tiere überall, wo man es nicht erwartet, aus der deutschen Literatur viel an die Seite setzen? Ich zweifle. Nun wäre die Erzählung allerdings schwer zu ertragen, wenn der ihr von Gotthelf verliehene Rahmen der bis in alle Einzelheiten geschilderten bäuerlichen Kindtaufe und wenn die das Ganze durchziehenden tiefsittlichen Gedanken von der Sühnung der Schuld, der Abwendung eines Fluches durch wahre Opferfähigkeit fehlten; auch mit ihnen ist „die schwarze Spinne" noch nicht für jedermann. Aber das gilt von aller Kunst. Auf die Darstellung der Schwarzen-Tod-Atmosphäre muß man das Hauptgewicht legen, durch sie erwächst der Erzählung die tiefere Bedeutung, gerät sie ganz in die Nähe der großen historischen Erzählungen Gotthelfs, von denen ich den „Kurt von Koppigen" geradezu als Seitenstück der „Schwarzen Spinne" bezeichnen möchte. Wer die beiden Werke nicht hochstellt, hat den ganzen Gotthelf noch nicht. — Von geringerer Bedeutung sind „Der Ritter von Brandis", „Servaz und Pankraz", „Die Sage vom Meyer auf der Mutte", diese letztere wieder mit einer guten Darstellung der Pest, während die mittlere legendenartig ist und, wie ja auch einzelnes in der „Gründung Burgdorfs", schon an Kellers „Sieben Legenden" erinnert. Betrachtet man die Geschichts- und Sagenerzählungen Gotthelfs im Zusammenhang, so muß man doch energisch gegen Kellers Behauptung, daß Gotthelf sich in ihnen an einen verdorbenen Volksgeschmack gehalten habe, protestieren. Ich habe das schon in meiner Gotthelf-Schrift getan

und behauptet, der Dichter habe den Ton, in dem das Volk Rittergeschichten liebt, mit Recht liebt, gerade getroffen. Diese meine Behauptung hat durch die seither hervorgetretenen Briefe des Amtsrichters Jakob Burkhalter, den man ja wohl als ausgezeichneten Vertreter der Besten im Volke bezeichnen darf, ihre Bestätigung erhalten. Dieser schrieb Gotthelf über den letzten Thorberger: „Das ist ein Kerl eigner Art. Ich glaubte zuerst einen historischen Roman nach Walter Scott oder Zschokke vor mir zu haben. Ich dachte, da sei ein weites Feld offen. Später deuchte mir, Sie haben zuviele der wichtigsten Momente der alten Schweizergeschichte in dem engen Raume ausgebreitet. Endlich sahe ich, daß das ein Ding ganz eigener Art sei, nicht nach Art der gewöhnlichen Romane, vielmehr Erzählungen, die mit einer alten Volkssage endigen, in einem verständlichen, leicht faßlichen Stil, der nur da ein wenig schwulstig wird, wo Gräßliches zu erzählen ist. Mich hat es ungemein angesprochen, und ich halte dergleichen Dinge für nützlich und sehr unterhaltend. Unser alter Obrecht glaubt zwar, Sie werden mehr Glück machen, wenn Sie in den Kuchenen (Küchen) herumfahren, ich soll es Ihnen nur sagen. Allein ich glaube, etwas ähnliches zur Abwechslung seie ebenso gut.“ Später lobte Burkhalter auch den „Kurt von Koppigen“, und ich denke, wir Ästhetiker beruhigen uns bei seiner Volksweisheit.

Wer freilich die Geschichten, in denen Gotthelf in den Küchen herumfährt, den historischen vorzieht, kann auch gute Gründe dafür haben, und zuletzt ist über den Geschmack ja nicht zu streiten. Die große Anzahl der Erzählungen Gotthelfs aus dem Volksleben der heutigen Schweiz möchte ich in drei Gruppen einteilen, in humoristische Erzählungen, Charaktergemälde, ernste Novellen und Idyllen. Allen gemeinschaftlich ist das Zurücktreten der Tendenz gegen das volle Lebensbehagen, was das Vorhandensein sittlicher Grundgedanken natürlich nicht ausschließt. Sittliche Grundgedanken haben selbst die drei berühmten Brautschaugeschichten, die man an die Spitze der humoristischen Erzählungen Gotthelfs zu stellen liebt, obgleich die Art, wie man die Braut gewinnt, und die Gründe, die den Ausschlag geben, manchem sittlichen Rigoristen nicht sehr erfreulich erscheinen werden. Bedenkt man jedoch, daß Gotthelf zeigen wollte, wie sich der tüchtige Berner Bauernschlag, auf dem Kraft und Gesundheit seines Volkes beruhten, erhalte, so wird man die Berück-

sichtigung der materiellen Unterlagen der Ehen nicht ohne weiteres tadeln dürfen und die von den jungen Bauern und Bäuerinnen angewandte List, das Rechte zu finden, nicht ohne weiteres unsittlich schelten. Die drei Brautschaugeschichten sind „Wie Joggeli eine Frau sucht“, „Wie Christen eine Frau gewinnt“, „Michels Brautschau“. Die erstgenannte ist die älteste und am wenigsten feine, sie nähert sich fast unserer Humoreske, da die Eulenspiegeleien Joggelis den Rahmen des Möglichen hier und da fast überschreiten. Trotzdem ist dieser eine durchaus gelungene Figur aus dem Leben, ein derber, durchtriebener Kerl mit gesundem Mutterwitz, mehr, mit gesundem Sinn. Die verschiedenen Sorten der Heiratslustigen sind dann auch sehr charakteristisch geschildert, freilich ein bißchen übertrieben, im Dienste der Tendenz, den Berner Bauernsöhnen zu zeigen, welches die richtige Frau sei, und welches nicht. Die feinere Psychologie fehlt hier noch, es wird mit drastischen Zügen gewirkt, jedoch sind große Munterkeit und Frische vorhanden. Künstlerisch weit höher steht „Wie Christen eine Frau gewinnt“; Christen selbst, der Bauernwirt, ist eine feinere Natur als Joggeli, wohl klug, ja listig, aber dabei maßvoll, gehalten, mit aller Anlage, bei normaler Weiterentwicklung ein bäurischer Staatsmann und Charakter zu werden. Wundervoll stimmt seine Mutter zu ihm, und die durch die drollige Fisch-Episode unterbrochenen Gespräche dieser mit der Zwischenträgerin sind von großer realistischer Kunst. Dann hat Gotthelf auch die Atmosphäre des konservativen Bauernhofs, der Sonnenhalde, prächtig herausgebracht, und die Gestalt der Stüdi wächst aus ihr natürlich und sympathisch empor. Die Erzählung ist eine der feinsten und ausgeglichensten Gotthelfs. Ihr gegenüber erscheint „Michels Brautschau“ zunächst derb und ungefüge, fast ungeschickt, sie verleugnet ihre Entstehung aus einer bloßen Anekdote nicht. Jedoch, die umfangreichste der modernen Erzählungen Gotthelfs (daß sie im Napoleonischen Zeitalter spielt, macht weiter nichts aus), entwickelt sie einen unglaublichen Reichtum Gotthelfscher Volkscharakterisierungskunst, wächst sie zu einem Lebensbild empor, das sich beinahe an die Seite der Romane unseres Dichters stellen darf. Im besonderen ist der Reichtum an weiblichen Porträts, alten und jungen, in dieser Erzählung ganz außerordentlich, und alles, was zur Psychologie der Werbung, Liebe und Ehe gehört, dürfte hier vollständig vertreten sein. Daß Michel, der Held, ein „Unflat“,

ein wahrer Bär, dabei allerdings unbegrenzt gutmütig und zuletzt nichts weniger als dumm ist, schadet weiter nicht, um so trefflicher wirkt er als Folie der verschiedensten Mädchengestalten, als der ruhende Punkt des Ganzen. Man soll auch von unseren heutigen Kulturbegriffen aus keinen Anstoß an ihm nehmen, solche Vertreter deutschen und deutsch-schweizerischen Volkstums sind als dessen unverwüstlicher Kern beileibe nicht zu unterschätzen. Sami, der getreue Knappe Michels, hat auch seine Verdienste, und geradezu ein Meisterstück ist wieder das alte Anneli. Die Hundeszenen wird nicht jeder goutieren, aber sie fallen doch im ganzen nicht aus dem Milieu, und zuletzt bilden gerade sie ja die Anekdote, also die Veranlassung des Ganzen, an der man nicht rütteln darf, die man sozusagen auf Treu und Glauben übernehmen muß, wie übrigens auch die Fabel so manches Hauptwerks der Weltliteratur. In der Totalität ist der anekdotische Charakter jedenfalls überwunden. — Das ist bei der Geschichte „Wurst wider Wurst" nicht der Fall, weswegen sie denn auch zu den unbedeutendsten Produkten Gotthelfs zählt. Sehr bedeutend sind aber wieder „Der Besuch auf dem Lande" und „Der Ball", zwei Stücke, die zusammengehören, da sie den Zusammenstoß von Stadt und Land schildern. Man hat wohl gesagt, daß Gotthelf darauf ausgehe, das Städtertum lächerlich zu machen, doch stimmt das nicht ohne weiteres. Allerdings steht Gotthelf immer mit dem Herzen auf der Seite des Landvolkes, und namentlich das städtische Beamtentum, das auf Kosten des Landvolkes lebt, entgeht seiner Satire selten. Jedoch hat er auch tüchtige Städter genug dargestellt und andererseits die Bauern nicht geschont. So ist in dem „Besuch auf dem Lande" das Ehepaar Sime Sämelene nicht sonderlich sympathisch ausgefallen, wir empfinden ihre Handlungsweise ihrem Gast gegenüber vielfach als „ruppig", haben aber andererseits wieder Freude an der gänzlich „unsentimentalen" Bauernart und gönnen dem Jakobli, der sich nur eine reiche Tochter zur Frau holen will, die Lektion. Die Erzählung ist reich an echt komischen Situationen. Ihr Seitenstück, „Der Ball", ist von geradezu kulturhistorischer Bedeutung und in seiner eingehenden Schilderung der ländlichen Festlichkeit beinahe naturalistisch genau. Der Pechvogel Jakob gewinnt bis zu einem bestimmten Grade unsere Sympathie, und wir hätten ihm ein anderes Los gegönnt, als die Ehe mit der Modistin Rosalie Gälblächt, die eine typische

Vertreterin ihres Standes, aber nicht, wie man gemeint hat, eine Karikatur städtischen Wesens ist. Die beiden Erzählungen sind sehr reich an politischen Anspielungen und bilden den Übergang zu den politischen Humoresken Gotthelfs. Von der Politik noch ziemlich frei bleibt „Der Notar in der Falle", auch eine Werbungs- und Heiratsgeschichte, die vor allem durch ihr Kleinstadt-Milieu bemerkenswert ist. Man kann nicht gerade sagen, daß Gotthelf die Schwächen der Kleinstadt sehr zart anfaßt; ebenso wird auch das Strebertum der „Subjekte" (Subalternbeamten) gegeißelt, der Schwerpunkt der Erzählung liegt aber doch im Charakter der Luise, die bei all ihrer Weiblichkeit gewissermaßen das Seitenstück zu Christen, der eine Frau gewinnt, bildet, und außerdem treulich in die Bildungs- und Gemütsatmosphäre einer längst verflossenen Zeit zurückversetzt. Gerade in dieser Hinsicht findet ein Kenner mancherlei Feinheiten. — Ganz selbständig und unvergleichlich steht unter Gotthelfs Erzählungen „Der Oberamtmann und der Amtsrichter" da, man kann das Werk mit Kellers „Landvogt von Greifensee" vergleichen, und es wird neben ihm bestehen, wenn auch eine Gestalt wie Figura Leu fehlt. Die Erzählung beruht auf Beobachtungen Bitzius' aus der Zeit, als er Vikar zu Herzogenbuchsee war, und, wie in „Kurt von Koppigen", ist auch in dieser Erzählung ein gut Teil der jägerischen Erfahrungen des Dichters übergegangen. Der Kern der Erzählung dürfte die Anekdote von der Polsterung des Wagens mit Erdschollen sein, die zu dem Zwecke unternommen wird, daß der von dem Oberamtmann „gebannte" Amtsrichter bei der verbotenen Fahrt in die Stadt auf seinem Grund und Boden bleibt. Das ist eine ziemlich derbe Eulenspiegelei, aber glücklicherweise ist das meiste andere in der Erzählung von feinerem Korn, es waltet in ihr ein feiner Humor, der nicht bloß an Keller, sondern selbst an Fontane erinnert. Im besonderen gelungen und vortrefflich zueinander kontrastiert sind die Menschen der Erzählung, drei Ehepaare, der aristokratische Oberamtmann und seine liebenswürdige und feingebildete Gemahlin, der gesund demokratische Amtsrichter und seine sehr derbe Frau, der Oberst und seine schwachnervige Gattin, und es ergeben sich aus dem Verkehr dieser Menschen so wundervolle ländliche Situationen, das Ganze ist in eine so reine und kräftige Stimmung getaucht, daß man trotz aller „Querelen", die sich dann ergeben, aus dem Behagen nicht herauskommt. Aber

auch kulturhistorisch wichtig ist diese Erzählung, die an der Grenzscheide der alten und neuen Zeit spielt. — Neben ihr mag man die derbhumoristischen politischen Erzählungen wie „Wahlängsten und Nöten des Herrn Böhneler" und „Niggi Ju" kaum nennen, aber die Drastik dieser Schwänke hat doch auch ihren Wert, und ihre Zeitbedeutung ist unbestreitbar. Ja, Gotthelf ist hier von der persönlichen Satire immerhin zum Typischen fortgeschritten, und noch wir finden in unserem politischen Leben die Böhneler und Niggi Ju samt manchen ihrer Verhältnisse wieder. Auch „Doktor Dorbach der Wühler" hat sein Verdienst als treues Zeit- und Seelengemälde, wirkt freilich stark abstoßend und in der Partie, die die Bürglenherren (zum drittenmal) verwendet, auch unwahrscheinlich. Um seines politischen Gehaltes willen sei hier endlich noch „Ein deutscher Flüchtling" angeschlossen, eine Erzählung, die beweist, daß sich Gotthelf auch in deutsche Verhältnisse recht wohl hineinzuversetzen verstand, und der man eine gewisse geschichtliche Bedeutung nicht absprechen wird. Ästhetisch bedeutet sie aber nichts. — Gewissermaßen als die positive Ergänzung des Negativ-Satirischen in den politischen Erzählungen Gotthelfs muß man seine kleine Prosaschrift „Eines Schweizers Wort an den Schweizerischen Schützenverein" lesen.

Unter den Charaktergemälden ist „Hans Berner und seine Söhne" das älteste und, wie gesagt, noch nicht ohne Tendenz. Doch steht das Charakterbild des wackeren Berner Schlachtermeisters, der wieder ein Typus des Berner Volkes sein soll (daher der Name), durchaus im Vordergrund, und wir empfinden die aus falscher Erziehung gut erklärte Entartung seiner beiden Söhne um seinetwegen beinahe so schwer wie er selbst. Diese Söhne sind ein paar nette Früchte und haben bis auf diesen Tag sehr viele Nachfolger gefunden, da die auch in den öffentlichen Verhältnissen liegenden Gründe der Entartung noch immer vorhanden sind. Leider hat Gotthelf die beabsichtigte Fortsetzung der Erzählung, die des genaueren zeigen sollte, wie Hans Berner seine Söhne durch eine Radikalkur wieder zu tüchtigen Menschen macht, nicht geschrieben. — Die beiden zusammen herausgegebenen Erzählungen „Hans Joggeli der Erbvetter" und „Harzer Hans, auch ein Erbvetter" sind Kontraststücke. So hell und heiter Hans Joggeli ist, so unheimlich düster ist Harzer Hans, aber beide repräsentieren Typen des schweizerischen, deutschen, überhaupt des Bauerntums, die einander

entgegengesetzten Enden. Keller hat die beiden Erzählungen charakterisiert: „Sein eigentliches Element dagegen ist z. B. sein ‚Hans Joggeli, der Erbvetter‘ und ‚Harzer Hans, auch ein Erbvetter‘. Im ersteren schildert er einen alten reichen Bauer, ein kluges feines Männlein, welches, umlagert von Erbschleichern aller Art und beiderlei Geschlechts, durch ihre Zudringlichkeiten und Intrigen schlau hindurchsteuert, ohne sich verwirren zu lassen, ihre eigennützigen Geschenke und Dienstleistungen sich wohlweislich schmecken läßt und am Ende ein armes Pärlein, welches als Knecht und Magd getreu ihm diente, unbeachtet und ohne Ansprüche, mit Haus und Hof und dem ganzen reichen Erbe beglückt, während er jenen Erbschleichern in seinem Testamente, jedem durch ein anzügliches Legat, noch einen Possen spielt. Im ‚Harzer Hans‘ schildert er einen andern reichen Bauer, der aber ein gräßlicher Geizhals ist, welcher sich in der abnormsten Schinderei herumwälzt, seine Frau durch seinen gottlosen Geiz wahnsinnig macht, und nach dessen Tod die hohnlachenden Erben die aufgespeicherten Reichtümer auseinanderzerren.“ „Hans Joggeli“ ist ein glänzendes Zeugnis Gotthelfscher Kunst, nicht bloß in der Charakteristik — es fehlen ihm auch die poetischen, menschlich ergreifenden Situationen nicht; „Harzer Hans“ steht an Kunst nicht so hoch, wirkt mehr stofflich, durch packende naturalistische Einzelheiten, gibt aber doch auch eine bedeutsame Entwicklung und faßt den Charakter richtig an, indem der Geiz aus dem tieferen Motiv der Herrschsucht erklärt wird. Dieser Harzer Hans ist auch ein Übermensch. Als Erzählung weit höher als „Harzer Hans“ steht „Segen und Unsegen“ (der Titel stammt von A. E. Fröhlich), in der Harzer Hans in dem Umgänger Klaus ein Seitenstück erhält. Dieser Klaus ist wieder ein Übermensch, erinnert ein bißchen an Ibsens John Gabriel Borkmann — man sehe nur genau hin, und man wird erkennen, daß meine Vergleiche nicht willkürlich sind, daß die Bauernwelt Gotthelfs genug Menschen und Probleme enthält, die man heute als ausgesprochen modern anzusprechen geneigt ist. „Segen und Unsegen“ hat eine eigene Umrahmung, die Werbegeschichte eines blöden, aber tüchtigen Pfarrers, die den düstern Charakter der Erzählung mildert. — Weitere Erzählungen dieser Gruppe sind „Die Wege Gottes und der Menschen Gedanken“ mit dem würdigen Paare Schnitzfritz und Pfeffergret und „Ich strafe die Bosheit der Väter an den Kindern

bis ins dritte und vierte Geschlecht" mit dem den eigenen Bruder um seinen Hof bringenden Bauern. Beide Erzählungen dehnen sich zu Familiengeschichten in dem Sinne, daß sie auch Kinder und Enkel der eigentlichen „Helden" hereinziehen, wir haben hier also schon etwas wie das Vererbungsprinzip, wenn Gotthelf freilich auch an dem Gedanken von des Himmels Strafe haften bleibt. — Die vier zuletzt genannten Erzählungen sind die düstersten der kleineren Geschichten Gotthelfs und beweisen deutlich, daß er nie an eine einseitige Glorifikation des Bauerntums dachte, daß er dessen Schwächen genau kannte und nicht gewillt war, sie zu verstecken.

In die heitere Region des „Hans Joggeli" kommen wir wieder mit dem „Besenbinder von Rychiswyl" und „Barthli, dem Korber", die wiederum mannigfach verwandt und als Ganzes Seitenstücke sind. Im „Besenbinder" spielt ein bißchen die Tendenz mit, die Absicht, zu zeigen, daß man durch eigene Kraft emporkommen kann, es ist eine Entwicklungsgeschichte, während „Barthli" fast reines Charaktergemälde ist und einen unglaublich brummigen Charakter zeigt, der der vollkommene Gegensatz zu dem des heiteren Besenbinders ist. Starken humoristischen Gehalt haben beide Erzählungen, beide sind auch Liebesgeschichten', und zwar auch hier wieder glücklich kontrastierend, indem der Besenbinder seine Geliebte ohne weitere Hindernisse, wenn auch auf nicht unoriginelle Art gewinnt, während Barthli alles mögliche versucht, den Liebhaber von seiner Tochter fernzuhalten. Auch die beiden Mädchen, des Besenbinders derbes Meitschi, und Züseli, Barthlis hübsche Tochter, sind Gegensätze. „Barthli der Korber" ist im übrigen weit umfangreicher als „Der Besenbinder", und das Charaktergemälde ist mit weit größerer Kunst durchgeführt, auch sind die Lebensbilder und Situationen zahlreicher. Nichts Drolligeres, als wenn Barthli seine Tochter vom Tanzen abhalten will, wenn das arme Ding nachts im Traume forttanzt, und was dergleichen Situationen mehr sind! Liebenswürdig kann man den wackeren Korbmacher nicht eben nennen, aber er ist ein Charakter, genießt trotz seiner Wunderlichkeiten Respekt und erreicht dann auch das höchste Ziel seines Lebens, daß man nach seinem Tode über die Höhe seiner Ersparnisse erstaunt. Alles in allem sind diese beiden Erzählungen mit „Hans Joggeli" die liebenswürdigsten Gotthelfs im derben Genre.

Als die Krone aller Gotthelfschen kleineren Werke darf dann

die Fünfzahl seiner ernsten und rein idyllischen Erzählungen gelten, die ich zur letzten Gruppe vereinige: „Elsi, die seltsame Magd“, „Das Erdbeeri-Mareili“, „Der Sonntag des Großvaters“, „Der Besuch“, „Die Frau Pfarrerin“. Hier stehen wir vor wirklich hoher Novellenkunst. „Elsi, die seltsame Magd“ ist die berühmteste Novelle Gotthelfs, und sie verdient ihren Ruhm. „Wie durchaus wert, an innerem Gehalt ‚Hermann und Dorothea‘ an die Seite gesetzt zu werden, nur einen tragischen Verlauf nehmend, ist seine schöne Erzählung ‚Elsi, die seltsame Magd‘“, schreibt Gottfried Keller. „In der aufgehenden Zeit der neunziger Jahre, als die französische Revolution auch die Sitten und Verhältnisse des Schweizervolkes von Grund aus aufwühlt, in dieser Übergangszeit geht auch ein hundertjähriges Besitztum zugrunde, und der letzte der bäuerlichen Dynasten zieht als ein Lump in die Welt hinaus. Mit ihm aber verläßt, eine andere Straße ziehend, seine Tochter das verlorene Ahnenhaus. Deren Vorfahrinnen alle gewaltet, gesorgt, geherrscht haben, geehrt im Land, wandert die erste als Magd ihre Straße, ihr Bündelchen unter dem Arme, alle guten Eigenschaften, alles Ehrgefühl und allen Besitzstolz der Mutter in der Brust, aber ohne Erbe und Vaterhaus, die Tochter eines Heruntergekommenen, eines Landstreichers. Daher beschließt sie in stolzem Sinne, den Namen des alten Hofes untergehen zu lassen, und niemand ist imstande, ihre Herkunft zu erfragen. Alles ihr entgegenkommende Wohlwollen, alle Liebe weist sie zurück und hält ihr Geheimnis fest verschlossen, bis der sie liebende und wiedergeliebte Mann den Tod sucht in dem Feuer der andrängenden Neufranzosen, welche die alte morsche Bernerrepublik mit blutiger Anstrengung über den Haufen werfen und das neurepublikanische Wesen darauf pflanzen. Im Landsturme zogen bekanntlich Greise, Weiber und Kinder gegen die Franzosen aus, und so fand es seine angemessenste Begründung in diesem ‚historischen‘ Hintergrund, daß das edle Mädchen in seinem Leibe mit auszog und den Geliebten im Gefecht aufsuchte, um an seiner Seite zu sterben.“ Nur eine deutsche Novelle gibt es, die man mit dieser vergleichen kann, die vielleicht sogar von ihr mit beeinflußt ist, Kellers „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ — niemand wird verkennen, daß sie dichterisch höher steht, aber die epische Wucht hat Gotthelfs Werk vor ihr voraus, und zu dieser stimmt der lapidare Stil. „Will man die Echtheit des Gotthelfschen Stoffes recht schätzen

lernen," fährt Keller noch fort, „so vergleiche man damit den ‚Sonnenwendhof', welchen Mosenthal daraus gemacht hat. Nachdem er erst die Geschichte in steiersche Jodelei übersetzt hat, trug er mit eifrigster Wegwerfung aller guten und begründeten Gotthelfschen Motive ein melodramatisches Effektsammelsurium zusammen, wie es nur der Kram des gewinnlüsternsten und verschmitztesten Schacherjuden aufweist." Das überhebt uns der Müge, ein weiteres Wort an Mosenthals Machwerk zu verschwenden.

Neben die tragische „Elsi" tritt dann das liebliche „Erdbeeri-Mareili", die Geschichte eines wunderzarten Mädchenseelchens, die fest in unsere realistische Welt hineingesetzt ist und, da sie trotz aller Zartheit gesund empfunden ist, zwar hochpoetisch, aber nicht in einem Zuge falsch wirkt. Man darf, wie oben Mosenthal, hier neben Gotthelf Auerbach stellen, dessen „Barfüßele", das sogar von Otto Ludwig gelobte, zwar nicht als eine grobe Karikatur, aber doch als ein völlig künstliches Gewächs neben Gotthelfs Gestalt erscheint, eine nur wahren dichterischen Urteils Unfähige täuschende Schöpfung jener berüchtigten Naivität „zweiter Hand", die wir heute am besten auf unseren Theatern studieren. Nicht einen Augenblick zweifeln wir daran, daß dies Erdbeeri-Mareili gelebt hat, es gibt Gott sei Dank unter uns Menschen solche Engelsseelen, die nur dadurch, daß sie alles Rohe und Gemeine scheu meiden, den Zoll der Sterblichkeit bezahlen. Gotthelf aber hat nicht, wie die früheren und späteren Vertreterinnen der Romansentimentalität, sein Mareili eine Prinzessin werden oder früh sterben lassen, er hat es resolut zum Kammermädchen seines angebeteten Fräuleins gemacht und ihm die Erdenschwere nicht ferngehalten, und das ist das deutlichste Zeichen, daß er ein Dichter und kein Komödiant, geschweige denn ein altes Weib war. — „Der Sonntag des Großvaters" ist ein außerordentlich stimmungsvolles Gemälde des Sterbetages eines greisen Bauern, doch ist mir die Rührung darin, aufrichtig gestanden, zu stark, Gotthelf scheint selber zu weich geworden zu sein, und das hat der Dichtung geschadet. Immerhin bleibt sie als Ganzes eines der besten Stücke Gotthelfs, direkt falsche Töne kommen nicht vor, und ich bin gern bereit, den Vorwurf nordischer Starrheit auf mich zu nehmen, wenn zartere Gemüter sich durch das immerhin fein abgestimmte ergreifende Detail dieser Erzählung bewegen lassen. — Mehr meiner Natur entsprechen „Der Besuch" und „Die Frau Pfarrerin". Man könnte die

erstere Erzählung unter die humoristischen stellen wollen, manche Einzelheiten wie die Verwandlung des Birlig-Stübeli in ein Kriesi-Stüdi, sind recht lustig. Aber das Ganze hat einen sehr ernsten Untergrund, berührt die wichtigste Ehefrage, und es ist in dieser Erzählung durchweg die Gotthelfsche Feinheit, die alle Leute, welche nur den derben Bauernmaler suchen, immer von neuem überrascht. Stüdi, die Heldin, ist trefflich gezeichnet und entwickelt, eine wahre Prachtfigur aber ist ihre Mutter — sie gehört durchaus in die Reihe der deutschen Meister-Frauenbilder, die wir den beiden großen Schweizern verdanken. Dahin gehört auch die Heldin der „Frau Pfarrerin", die Gotthelfs letzte Schöpfung war und uns in ihrer Mischung von reinem Behagen und köstlichem Humor eine Art Trost bietet, daß ihr Schöpfer sobald nach ihrer Vollendung fort mußte. Dieses als Büchlein erschienene Werk mit seiner unvergleichlichen Werbegeschichte, seinem Pfarrhaus-, Markt- und Sterbe-Idyll müßte in jedem deutschen Hause sein, wo man Poesie aus dem Leben schätzt, wir haben in der Tat kaum Schöneres der Art, haben einen vollen Ersatz in ihm für die veraltete „Luise" Vossens — aber die Deutschen sind selten, die es kennen, und statt hundert Auflagen ist nur eine einzige erschienen. Manchmal möchte man wirklich an seinem Volke verzweifeln.

Überblicken wir noch einmal die Erzählungen Gotthelfs im ganzen, so kann es uns nicht zweifelhaft sein, daß schon in den hervorragendsten, als welche ich „Kurt von Koppigen" und „Die schwarze Spinne", „Wie Christen eine Frau gewinnt", „Oberamtmann und Amtsrichter" und „Hans Joggeli der Erbvetter", „Segen und Unsegen", „Der Besenbinder von Rychiswyl" und „Barthli der Korber", „Elsi, die seltsame Magd" und „Das Erdbeeri-Marcili", „Der Sonntag des Großvaters", „Der Besuch" und „Die Frau Pfarrerin" bezeichne, eine Welt vorliegt, wie sie schöner und reicher kein anderer Novellist aufweist, mögen auch manche von den späteren, Keller an der Spitze, mehr Ausgeglichenheit und stärkere Durchdringung mit Poesie (in engerem Sinne) erreicht haben. Man kann nicht sagen, daß die Berufenen Gotthelfs Bedeutung auf diesem Felde verkannt hätten — ausdrücklich heißt es bei Keller in dem Nekrolog-Artikel: „Welch rüstiges und liebliches Gestaltungsvermögen dem Verstorbenen zu Gebote stand, zeigt er fast mehr noch als in seinen größeren Sachen in kleineren Erzählungen und

Bildern aus der Schweiz," und Adolf Stern meint in seiner „Geschichte der neueren Literatur": „Die ‚Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz' und überhaupt die kleineren Produktionen Gotthelfs übertrafen in jeder Beziehung seine größeren tendenziösen, für ein festes, ehrenhaftes Beharren in altgewohnten Zuständen und Überlieferungen energisch eintretenden Volksbücher." Das ist nun freilich nicht richtig, es erscheint nur so, da, wie schon ausgeführt, die kleinere Form allerlei formale usw. Vorzüge mit sich führt, ohne daß sie natürlich mit ihnen die Größe und Breite des Romanes überflüssig machte. Nein, am stärksten ist Gotthelf zuletzt doch in seinen großen Lebensbildern, den Romanen, da ist er ganz darin, während freilich in den kleineren Erzählungen manche seiner Vorzüge reiner hervortreten, er überhaupt im ganzen liebenswürdiger wirkt. Aber man wird nichts in den Erzählungen finden, was nicht auch in den Romanen, und dort meist stärker wäre. Immerhin verdient, was Männer wie Keller und Stern so auszeichnet, die allgemeinere Aufmerksamkeit, und da die Erzählungen Gotthelfs noch immer nicht durchgedrungen sind, beispielsweise auch bei Reclam, wo Ferdinand Vetter eine bald stockende Auswahl begann, nicht den verdienten Erfolg gefunden haben, so habe ich sie in der vorliegenden Ausgabe besonders berücksichtigt und von den annähernd fünfzig Stücken reichlich die Hälfte gebracht, dazu auch die „Wassernot im Emmental" und den „Silvestertraum", die alle beide in einer ein Gesamtbild des Dichters und der Persönlichkeit erstrebenden Ausgabe nicht fehlen dürfen. In einem Anhang gebe ich dann noch das biographisch wichtige Studententagebuch Bitzius' und Abraham Emanuel Fröhlichs treffliche Schilderung eines Besuches bei Gotthelf, die so unmittelbar zu dem großen Volksschriftsteller führt — beides auch deshalb, weil es sonst kaum mehr aufzutreiben ist.

Die Wassernot im Emmental
am 13. August 1837.

Vorwort.

Es gab eine Zeit, wo man ob den Werken Gottes Gott vergaß, wo die dem menschlichen Verstande sich erschließende Herrlichkeit der Natur die Majestät des Schöpfers verdunkelte. Diese Zeit geht vorbei. Aber noch weilt bei vielen der Glaube: das Anschauen der Natur führe von Gott ab, Gott rede nur in seinem geschriebenen Worte zu uns; für seine Stimme, die tagtäglich durch die Welten zu uns spricht, haben diese keine Ohren, daß Gott zu seinen Kindern rede in Sonnenschein und Sturm, daß er im Sichtbaren darstelle das Unsichtbare, daß die ganze Natur uns eine Gleichnisrede sei, die der Christ zu deuten habe, täte jedem not zu erkennen. Zu Förderung dieser Kenntnis ein Scherflein beizutragen, versuchte die nachstehende Darstellung der Unterschriebene. Wer zu deuten weiß, was der Herr ihm schickt, verliert nimmer das Vertrauen, und alle Dinge müssen zur Seligkeit ihm dienen. Fände in dieser Wahrheit Trost ein Unglücklicher, würde sie den rechten Weg einem Irrenden erleuchten, offenbar machen einem Murrenden die Liebe des Vaters, zur Anschauung des Unsichtbaren einen Menschen führen, dessen fünf Sinne seine einzigen Wahrnehmungsquellen waren, dann hätte der Verfasser seinen Zweck erreicht; andere Ansprüche macht er nicht. Zu treuer Darstellung des Ereignisses waren andere berufener als er; aber da alle schwiegen, versuchte er die Darstellung auf seine Weise. Was er sah und hörte, stellte er dar in möglichster Treue. Wer solche Ereignisse erlebte, weiß, wie mit verschiedenen Augen die Menschen sehen, wie verschieden sie die Farben auftragen auf das Gesehene; es wird später der Entscheid unmöglich, wer recht gesehen und recht erzählt, und nur das läßt sich ausscheiden, was offenbare

Merkmale der Täuschung oder der Lüge an sich trägt. Dies die Ursache, wenn jemand einen Irrtum zu erkennen glaubt; wissentlich hat der Verfasser keinen hineingebracht. Das Ereignis an sich war so groß, daß der Mensch umsonst seine Kraft anstrengt, es würdig darzustellen, daß er ein Tor sein müßte, wenn er in seiner Beschränktheit ausschmücken wollte, was der Herr mit flammenden Blitzen ins Gedächtnis geschrieben den Bewohnern des Emmentals.

Jeremias Gotthelf.

Das Jahr 1837 wird vielen Menschen unvergeßlich bleiben, die nicht ihren Träumen oder ihren Sünden allein leben, die einen offenen Sinn haben für die Stimme Gottes, welche zu uns redet in Schnee und Sonne, bei heiterem Himmel und im Dunkel der Gewitternacht.

Es war ein merkwürdiges Jahr, aber ein banges, angstvolles für Tausende; wohl ihnen, wenn diese Angst jetzt ihre Frucht trägt — ein gläubiges Vertrauen.

Der Winter, welcher bereits im Oktober 1836 angefangen, den 1. November elf Grad Kälte gebracht hatte, wollte nie aufhören, der Frühling nie kommen. Am Ostersonntag den 26. März fuhren viele Herren lustig Schlitten, lustig ging's auch von Biel nach Solothurn, wo sonst mancher Winter keine Bahn bringt. Während es lustig ging auf den breiten Straßen, konnte auch manch arm Mütterchen nicht an den auferstandenen Herrn denken. Es hatte kein Holz mehr, die zitternden Glieder zu wärmen, die Kälte drang ihm durch die gebrechlichen Kleider bis ans Herz hinan. Es mußte hinaus in den schneeichten kalten Wald, einige Reiser zu suchen, oder mußte den schlotternden Körper zusammendrücken in eine Ecke, in den eigenen Gliedern noch irgendwo nach einem Restchen Wärme spürend. Wenn diese frierenden Mütterchen den Zehnten gehabt hätten von dem an selbem Tage zum Überfluß getrunknen Wein, wie glücklich hätten sie am Abend ihre erwärmten Herzen ins Bett gelegt.

Aber auch mancher Bauer drückte sich in die engste Ecke seiner Stube, um das Brüllen der hungrigen Kühe an der leeren Krippe nicht zu hören, um nicht hinauszusehen in die Hofstatt, wo der Schnee so dicht in den Bäumen hing, so hoch am Boden lag, kein Gräschen sich regte. Er hätte gerne geschlafen, um nicht an seine Bühne (Boden) denken zu müssen, auf der kein Heu mehr war, durch die der Wind so schaurig pfiff; doch Sorgen sind Wächter, die nicht schlafen lassen.

Am ersten Apriltage wehten Frühlingsdüfte durchs Land, und frohe Hoffnungen schwellten alle Herzen; aber alle Hoffnungen wurden in den April geschickt. Schnee wehte wieder durch alle Lande, legte in Deutschland mannshoch sich, er lagerte sich ordentlich, als ob er übersömmern wollte im erstaunten Lande.

Zum eigentlichen Schneemonat ward der April, selten leuchtete die Sonne, ob sie warm sei, erfuhr man nicht; Gras sah man nicht, kein Lebenszeichen gaben die Bäume.

Die Not ward groß im Lande. Heizen sollte man die Stuben und hatte kein Holz; füttern sollte man das Vieh und hatte kein Futter. Es war Jammer zu Berg und Tal; in den Stuben seufzte, in den Ställen brüllte es tief und nötlich (notvoll).

Mancher Bauer machte sich so oft und so weit er konnte in Weid' und Wald hinaus, und wenn er wieder heim mußte, so wollten seine zögernden Füße nicht vorwärts, wollten gar nicht auf den Platz, wo ihm, wie er genau wußte, das hungrige Muhen seiner Kühe wieder ins Ohr dringen, im Herzen widertönen würde. Des Nachts wußte er nicht, auf welche Seite sich legen, damit er nicht höre, wie es seufze und stöhne draußen in den Ställen. Endlich übermannte das Elend sein Herz, er stieß seine schnarchende Frau an und sagte: „Frau du mußt morgen zeitlich auf, mußt mir z'Morge (Frühstück) machen, ich muß in die Dörfer hinab, muß um Heu aus, ich kann's my Armi Thüri (auf meine

arme Seele) nümme usg'stah (nicht mehr aushalten)." Dann stund er auf, machte nicht einmal Licht, zählte seine Fünfunddreißiger im Genterli (Geheimschrank) und rechnete mühselig nach, ob es wohl ein oder zwei Klafter erleiden möge? Hatte er das ausgerechnet und sich wieder ins Bett gelegt, so kam es ihm erst vor, wie das wieder einen Strich durch seine Rechnung mache, daß er keinen neuen Wagen könne machen lassen, daß ein dritter oder vierter Zins ihm auflaufe, und statt des Schlafes kam eine neue Trübseligkeit über ihn. Am Morgen zog er seufzend die Überstrümpfe an, die Frau band ihm das Halstuch um, ermahnend, er solle doch zeitlich heimkommen, sie hätte nicht Zeit zu füttern, und die Magd gebe gar unerchant yche (maßlos hinein).

Er wanderte, er zog von Dorf zu Dorf, er fragte von Haus zu Haus, nicht nach dem Preise des Heus, sondern bloß nach Heu, und glücklich pries er sich, wenn er welches fand. Freilich tat es ihm weh, zwanzig bis fünfundzwanzig Taler zahlen zu müssen für ein Klafter, und vielleicht am Ende für was — für Esparsettenstorzen (Kleewurzeln); aber es war doch etwas Freßbares, es war besser als Tannennadeln, die auch an Orten zu drei Franken per Zentner verkauft worden sein sollen.

Wenn er endlich seinen matten Pferden das Füderchen lud, wie sprang er jedem Heuhalm nach, den der neckische Wind ihm entführen wollte; und wenn mit dem Füderchen die Pferde matt das Land auf sich schleppten, wie schwermütig und beladen zottelte er hinter dem Gespann her!

Hat niemand wohl hinter einem der Hunderte von Fudern, die für so viele, viele tausend Franken Heu ins Emmental führten, einen Fuhrmann ins Gesicht geschaut? In demselben hat er in großer Schrift lesen können ohne Brille, was in dem armen Manne vorging, wie er rechnete und rechnete: wie lange er an diesem Heu füttern könne. War er mit der trostlosen Rechnung fertig, so sah er auf

zum Himmel, ob nicht bald die Sonne kommen wolle warm über den Schnee. Und wenn dann der alte eisige Wind ihm das Wasser aus den Augen peitschte, sah niemand, wie schmerzlich seine Gedanken sich hinwandten zu seinem leeren Genterli (Schränkchen), in welchem keine Fünfunddreißiger mehr waren. Aber wie der arme Mann später, nachdem dieses Heu zu Ende war, das Stroh aus den Strohsäcken, das Stroh vom Dach, wo man Strohdächer hatte, fütterte, das sah selten jemand, denn das tat er im Verborgenen. Wenn aber der Mann mit nassen Augen in finsterm Stalle den letzten Strohsack leerte, so rieb manche Kuh den ungeschlachten Kopf dem armen Manne am schmutzigen Zwilchkleide ab, und leckte erst seine rauhen Hände, ehe sie hungrig ins zerknitterte Stroh biß; es war fast, als ob die gute Kuh den Schmerz ihres Ernährers mehr fühlte als den eigenen Hunger.

Freilich gab es auch Leute, die nicht Heu kauften, nicht Mitleid hatten mit ihrem Vieh, und zwar nicht aus Geiz, sondern aus — Stolz und Hochmut. Der Ätti (Vater) habe auch nie Heu gekauft, sagten sie, und sie wollten lieber ihr Vieh verhungern lassen, als daß man ihnen nachrede, daß sie einmal auf ihrem Hofe nicht Futter genug für ihr Vieh gemacht hätten. Ja, sie wollten nicht einmal Vieh verkaufen, damit man ihnen nicht entweder Geld- oder Futternot vorwerfe, damit es nicht heiße, sie hätten nur so und so viel Stück zu überwintern vermögen. Sie fürchteten, das täte ihren Ehren Abbruch; aber wie zwanzig Kühe, die Tag und Nacht von einem Knubel (Hügel) herab brüllen, was sie in die Haut zu bringen vermögen, einen Bauer verbrüllen (in schlechten Ruf bringen) können fast bis ins Ländergebiet*) hinein, fast bis ins Aargau hinab, daran dachten sie nicht. Es gab welche, deren Pferde des Morgens nicht mehr auf-

*) Der Entlibuch im Kanton Luzern.

stehen konnten, die mit Fuß und Gabel das älteste aufjagten, es zum Stall austrieben, um es dem Hungertode preiszugeben.

Da wehten am ersten Maitage wieder Frühlingslüfte; es grünte in den Matten, laut jauchzten die Menschen, und gierig graste das ausgetriebene Vieh das wenige, was es fand. Karst und Pflug wurden eiligst gerüstet, die Kuttlein (Oberkleid der Bauern) an die Ofenstange gehängt, die Winterstrümpfe in den Spycher (Speicher), aus den Dörfern schwärmte es aus, wie aus dem Stock die Bienen, und am heißen dritten Maitag glaubte man alles gewonnen. Aber ein Gewitter verzehrte die vorrätige Wärme und — der Winter war wieder da.

Man jammerte in allen Hütten, auf allen Höfen, ganz besonders aber die Küher. Viele wußten kein Futter mehr zu kaufen, mußten fort aus den Ställen, und Schnee verfinsterte noch die Luft, lag weiß über den Ebenen und klaftertief auf den Bergen. Manchen Küher trieb die Angst auf seine Alp, er hoffte es droben besser anzutreffen, als es von unten das Ansehen hätte, hoffte aufzuziehen, und anfangs mit dem Heu nachhelfen zu können, das er auf dem Berge gemacht und im Stafel (Sennhütte) gelassen hatte. Aber was fand er? Schnee fast mannstief, und wenn er mit Lebensgefahr zum Stafel sich durchgearbeitet hatte, — kein Heu mehr! So konnte er nicht auf den Berg, konnte aber auch nicht bleiben unten im Lande. Da wuchs manchem Küher der Gram über den Kopf, und das Sterben wäre ihm lieber gewesen als das Leben.

Und wenn sie wegfahren mußten aus ihren Winterquartieren im Schneegestöber, die hungrigen Kühe, wenn sie am Wege ein mager Gräschen abraufen wollten, das Maul voll Schnee kriegten, auf den Bergen der Schnee höher und höher sich zu türmen schien, und sie auf diese Berge zu mußten in Gottesnamen: da sah man manchen harten Kühers=

mann die Augen wischen, ja manchen hörte man schluchzen, und zwar weit.

Wie es anfangs auf den Bergen gegangen, wie Tannkries (Tannennadeln) das Köstlichste war, was man den Kühen, die dazu noch fast erfroren, bieten konnte, will ich nicht erzählen. Und wenn ich's erzählte, so würde sich niemand darüber verwundern, schneite es doch auch unten im Lande noch den 19. Mai.

Da grub sich tiefer und tiefer grimmig Zagen bei den Menschen ein. Man hörte wieder rollen durchs Volk Weissagungen über den nahenden Untergang der Welt. Alle drei, vier Jahre wird der Untergang der Welt ganz bestimmt vorausgesagt, und eine Menge Leute glauben daran, nehmen es aber ziemlich kaltblütig, und bereiten sich nach ihrer Weise darauf vor.

Vor sechs, sieben Jahren sollte der Merkur die Erde zerstören; da wurde man in einem gewissen Schachen*) rätig: mit dem Erdäpfelsetzen zu warten, bis der gefährliche Tag vorüber sei. Es wäre doch gar zu ärgerlich, meinten sie, wenn sie die Mühe umsonst haben sollten. Der Seiler-Daniel aber sagte zu seiner Frau: „Lisi, wir haben noch zwei Hammli (Schinken) in der Heli (Raum über dem Herd), koche die doch, heute eins, und morgen wieder eins, es wäre gar zu schade, wenn die übrig bleiben sollten, und wir nichts davon hätten." Aber die früheren Untergänge der Welt stellte man sich plötzlich schnell vor, und auch fürchterlich, aber wieviel gräßlicher der jetzt drohende langsame peinvolle Untergang in Kälte und Hunger?

Wenn andere auch an den Untergang der Welt nicht dachten, so begannen sie doch zu zagen, der liebe Gott möchte sie vergessen haben. Sie erkannten, daß alle Großhansen im

*) Die Umgebung der Bergflüsse und Bäche, wohl von armen Leuten bewohnt.

Lande und alle Großmäuler alles machen könnten, nur die Hauptsache nicht. Sie konnten mit all ihrem Witz keine Wärme machen, kein g'schlacht (geeignetes) Wetter zum Erdäpfelsetzen; auf alle ihre Machtsprüche kam kein Frühlingszeichen, zeigten sich keine sömmerlichen Spuren. Sie begannen zu glauben, der liebe Gott wolle seine Sonne erkalten, wolle sie erlöschen lassen.

Mensch! wie wäre dir, wenn einst an einem Morgen keine Sonne aufstiege am Himmelsbogen, wenn es finster bliebe über der Erde? Wie wäre es dir ums Herz? Schauer um Schauer, immer todeskälter, würden es fassen, wenn deine Uhr schlüge Stunde um Stunde, Morgenstunden, Tagesstunden, Abendstunden, und die Finsternis wollte nicht weichen, schwarze Nacht bliebe unter dem Himmel. Was hülfen da alle Lichter und Laternen? Der Mensch könnte sie nicht einmal anzünden vor Grauen und Beben. Den Jammer, das Entsetzen auf Erden, wenn einmal an einem Morgen die Sonne ausbleibt, kann keiner sich denken. Am fürchterlichsten wird das Entsetzen die armen Sünder schütteln, in deren Herzen auch keine Sonne scheint. O wie wird dann klein werden, was groß war, und groß, was so klein und armütig (armselig) schien! In so manches Herz scheint Gottes Sonne nicht, scheint das Licht der Welt nicht hinein, das kam, die Menschen zu erleuchten. Lichter und Laternen von allen Sorten zünden die armen Schächer an in ihren Herzen, lassen Irrlichter flunkern darin herum; aber der trübe Dämmerschein erleuchtet den Graus, den Moder, die Totengebeine nicht, und der Geblendete, der nur in sein Laternchen sieht, brüstet sich noch mit demselben und den flunkernden Irrlichtern, rühmt sich, daß er sein trüb und verblendend Laternchen nicht gegen die Sonne tausche und ihr strahlend Licht. Der Arme wird mit Entsetzen inne werden, was für ein Unterschied es sei zwischen einer Laterne und der Sonne, wenn die Sonne seinen Augen erlöscht am Himmelsbogen.

Es begann der arme Menschenwurm mit Gott zu hadern; die Ungeduld des vergebenen Wartens verwandelte sich in Bitterkeit, fast in Verzweiflung.

Die Menschen dachten nicht daran, daß Gott ihnen auch einmal werde zeigen wollen, was Warten, vergebenes Warten sei, wie bitter es sei, jeden Hoffnungsschimmer in eine Täuschung sich verflüchtigen zu sehen. Und wie lange lassen die Menschen Gott warten auf das Bezahlen ihrer Gelübde, bis sie reimen ihre Tat mit dem Wort, bis sie erwidern seine Liebe? Ist nicht eben darin auch groß seine Liebe, daß er euch einmal so recht zeigte, wie angsthaft schon das Warten sei auf seine Sonnenblicke, damit ihr fühlen möchtet zur rechten Zeit, wie gräßlich einst ein vergeblich Warten auf seine Liebesblicke sein würde. In diesem Wartenlassen war also nicht der Zorn Gottes, sondern die Liebe des Vaters; er wußte wohl, daß, wenn es Zeit sei, seine Kraft in Tagen vermöge, wozu der Mensch Wochen nötig glaubt. Und als die Zeit da war, den 24. Mai, winkte er, und die Sonne brannte auf die Erde nieder, die düstere Wolkendecke fiel, der Schnee schmolz, und in den Feldern und auf den Wiesen ward ein Leben mächtig, das der Mensch nie gesehen hatte. Die Nächte schienen mit Himmelsgewalt ausgerüstet, und ans Wunderbare grenzte, um wie viel einzelne Pflanzen aufschossen in einer Nacht. Mit dem Beginn des Brachmonats kränzten sich die Bäume mit ihrem Blütenschmuck, üppig und prächtig; aber wie die große Welt die Jugend gerne um die Früchte des Alters bringt, so blühen die Bäume wohl schön in der Sommerhitze und den majestätischen Gewittern, aber die Blüten verwelken bald, und die Frucht bildet sich nicht oder fällt im Werden ab, weil ihr die Nahrung fehlt.

Wie die Kühe sich freuten über das duftige Gras, wie die Menschen jubelten über die Wärme, über den Schweiß, der ihnen von der Stirne rann, konnte jeder sehen und hören,

der Luft schöpfte im freien Lande. Die trübe Zeit war vorüber, eine herrliche war eingekehrt, und Gottes Pracht und Macht wurden alle Morgen neu. Aber die trübe Zeit, der gräßliche Futtermangel, entstanden durch fünf trockne Sommer, wird hundertfältig Früchte tragen, und besonders den Emmentalern. Am Ende ist denn doch Gott der beste Prediger, der gewaltigste Lehrer in allen Dingen; er macht in wenig Zeit den Menschen begreiflich, wozu Menschen lange, lange Zeit umsonst gebraucht. Er lehrt und predigt über alle Dinge, auch über weltliche, er ist's, der den Bauern im Emmental gepredigt hat, wie gut der Klee sei; und wie vorteilhaft die Esparsette auf ihren Grienbüggeln (Kieshügeln) in allen Jahren, besonders in den trocknen. Was sie niemanden geglaubt, das glaubten sie endlich ihrem Gott, da er es ihnen handgreiflich zeigte an den hämpfeligen (hämpfelig = handvoll, also schlecht genährt) Rippen ihrer armen Kühe. Und wie das Sechzehnerjahr Erdäpfel pflanzen lehrte (dieses Jahr besonders, und nicht das Branntweinbrennen, wie ein unweiser Mann behaupten will, hat den vermehrten, so vorteilhaften Erdäpfelbau hervorgerufen), so werden diese Jahre Futter pflanzen lehren im Emmental, bis die Milch bachweis fließt. Es war Wetter, wie nur Gott es machen konnte; das schnellgewachsene Heu wurde prächtig eingebracht, und auch das Korn kam gut in die Scheuern.

Die große Hitze bei der feuchten Erde mußte starke Gewitter erzeugen; besonders gewitterhaft ging der erste Hundstag vorüber, der ein Vorbild sein soll für alle übrigen Hundstage. In der Tat witterte es auch die folgenden Tage gewaltig. Den 20. Juli entlud sich ein Gewitter über die Egg (Bergrücken) zwischen Heimiswyl und Rüegsau, wie sie in dieser Gegend seit Jahren selten waren. Nicht von mächtigen Donnerschlägen will ich reden, in denen die Erde erbebte mit allem, was sie trug, sondern von den Wasserströmen, die sich über die Mannenberg-, Ramisberg-, Allmis-

berghöhen*) ergossen, und zu beiden Seiten in die Täler stürzten. Was die Wasser auf den Bergen fanden, brachten sie zu Tale nieder, rissen Erdlawinen los, versandeten den Fuß der Berge und schwellten den Rüegsaubach, der sonst so bescheiden um die Füße der Rüegsauer sich windet, zu einer selten gesehenen Höhe. Er trug Holz, wälzte Felsenstücke, grub sich neue Läufe, ergoß sich über Matten, ließ zappelnde Fische zurück auf denselben, machte Straßen unfahrbar, und wollte mit aller Gewalt dem Wirte zu Rüegsau in den Keller, um ihm Fuhren ins Welschland**) zu ersparen, oder vielleicht dessen Wein dem durstigen Schachen zuzuführen. Der Wirt stund alle Leibesnot aus, den ungebetenen Gast, der weder Gold noch Silber, sondern nur Sand und Kieselsteine mit sich führte, vom Keller abzuhalten. Während das halbe Dorf teilnahm an diesem Kampfe für den Wein und gegen das Wasser, denn das ganze Dorf war dabei beteiligt, versuchte das Wasser heimtückisch einen andern Streich. Vor einem Spycher (Speicher) stund ein Fäßchen mit ungelöschtem Kalk, bis dorthin spülte das Wasser unbemerkt, schlich dem Fäßchen an die Füße. Da fing es an zu zischen und zu brausen in demselben, und noch eine Viertelstunde, so hätten die Leute mit Feuer zu tun und das Wasser im Keller freie Hand gehabt, aber ein kluger Mann, der seine Augen gerne in allen Ecken hat, sah den Rauch und rief zur nötigen Hilfe.

Auf der andern Seite der Egg (Bergrücken), Heimiswyl zu, strömten die Wasser, was sehr merkwürdig ist, wieder feindselig besonders auf einen Keller los, und zwar auf den, oder vielmehr die Keller des Lochbachbades.***) Die Wasser in ihrer Bosheit und ihrer fanatischen Wut gegen die Keller dachten nicht daran, daß den Fundamenten des dortigen

*) In Seitentälern des Emmentals.

**) Französische Schweiz.

***) Bei Oberburg.

Hinterhauses so unsanfte Berührungen unangenehm sein möchten. Sie stürzten sich mit fürchterlicher Gewalt dem Hause, den Kellern zu, nicht nur als ob kein Wein im Keller, sondern kein Stein auf dem andern bleiben sollte. Da war kein Wirt, der dem Wasser unschädliche Bahnen anwies, keine Dorfschaft, die um den Wein besorgt, ihm mannlich zur Seite stund; aber beide ersetzte eine kuraschierte Hausfrau, die den Mut nicht verlor, dem Wasser sich entgegenstemmte, so gut es sich tun ließ, und schuld ist, daß der Schaden nicht größer wurde, als er ward.

Dieses Gewitter schädigte einzelne bedeutend, ängstigte viele Leute, gab Stoff zu mancher Rede, aber daran dachte man nicht, daß es nur ein ganz kleiner Vorbote eines Riesengewitters sei, mit dem der Schoß der Wolken schwanger ging.

Es blieb heiß, und den 4. August war ein stark Gewitter. Da schien auf einmal der Sommer zu schwinden, der Herbst einzukehren; und auf wunderbare Weise teilten sie den Tag unter sich. Der Morgen war herbstlich, man glaubte der Kühe Läuten, der Hunde Jagdgebell hören zu müssen, dann ward der Abend wieder sömmerlich und von des Donners Stimme halten alle Berge wieder. Ganze Nebelheere hatten der Schweiz sich zugezogen, waren über die Berge gestiegen, hatten in die Täler sich gestürzt und lagerten sich grau und wüst über den Talgründen und an den Talwänden. Von allen Seiten waren sie hergekommen, als ob alle Mächte der ehemaligen sogenannten heiligen Allianz, die rings uns umgürten, vereint in ihren Ländern alle Dünste und alles die Luft Trübende zusammengeblasen und fortgeblasen hätten über ihre Grenzen weg über unsere Berge herein, daß es sich da ablagere und niederschlage zu Graus und Schrecken der armen arglosen Schweizer. Wirklich berichten Astronomen, daß in Deutschland, und besonders im Norden desselben, wo die pfiffigen Preußen wohnen, die witzigen Berliner, die unsern Herrgott morgens und abends mitleidig bedauern, weil er

nicht Witze zu machen verstehe wie sie, die Atmosphäre nie so lauter und durchsichtig gewesen sei als in jenen Tagen des Augusts, wo am Morgen Nebelmassen, am Abend Wolkenmassen schwarz und schwer den Schweizern, mit denen jeder unverschämte Belli (eigentlich Hund, dann Großmaul) sein Bubenwerk treiben zu können meint, über die Köpfe hingen, den Gesichtskreis trübend, das Atmen erschwerend.

Diese Massen waren nicht arglose Wölkchen, die auf sanfter Winde leichten Fittichen reisen von Land zu Land und rosenrot in der Abendröte Schein lächeln übers Land herein; diese Massen bargen Verderben in ihrem Schoße und entluden sich unter Blitz und Donner gewaltig und zerstörend.

Zuerst schienen sie nur Spaß treiben zu wollen, etwas groben freilich, so wie man ihn um den Schwarzwald herum gewohnt ist und an der Donau rauhem Strande und an der Oder superfeinem Sande. Sie jagten die Kühe auf dem Leberberge*) in die Sennhütten und erschreckten die Längnauer, ihnen ihre Herzkäfer, mächtige Schweine durchs Dorf schwemmend.

Dann zogen sie, wie Anno 1798 die Franzosen, vom blauen Berge*) weg das Land hinauf der Hauptstadt zu, trüb und feucht. Sie wetterten zwei Tage über der Hauptstadt, daß ein Teil der Hauptstädter zu zagen begann, der andere sich erboste, daß es so laut hergehe im Lande ohne obrigkeitliche Bewilligung. Und ratlos zwischen beiden Teilen stund verblüfft ein Direktor — oder Präsident, mit seinen zwei müßigen Sekretärs, und wußte nicht recht, sollte er erschrecken oder sich erbosen; er drehte mühselig und vorsichtig in steifer Krawatte den Kopf nach beiden Seiten, um zu erforschen, was am rätlichsten sei. Aber die Blitze zuckten, feurigen Schlangen gleich, der Donner schmetterte seinen Schlachtenruf, die Winde brausten ihr Loblied, sie frugen nichts nach Land-

*) Jura.

jägerkommandanten, nichts nach Polizeidirektoren, sie zuckten, schmetterten und brausten als die Herren des Landes, deren Ruf und Schelten alles untertan.

Bäume brachen, Häuser krachten, Türme wankten, bleich verstummte das Menschenkind und barg seinen Schrecken in des Hauses sichersten Winkel. Und als die zornigen Wolken den Herrlein und den Fräulein gezeigt hatten, wer Meister sei im Lande, wälzten sie sich, jeden Tag von neuen Dünsten schwerer, durch neue Nebelmassen gewaltiger, noch weiter das Land hinauf. Aber zu reich gesättigt vermochten sie sich nicht zu schwingen über der hohen Berge hohe Firnen, dem trocknen Italien und dem weiten Meere zu. Schon an den Voralpen blieben sie hängen, tobend und wild, und sprühten mit gewaltigen Wassergüssen um sich. Die Truber, die Schangnauer, Marbacher, die Escholzmatter wurden tüchtig eingeweicht, die Röthenbacher*) glaubten argen Schreck erlebt zu haben. Menschenleben gingen verloren, Land wurde verwüstet. Die zwei wilden Schwestern, von ungleichen Müttern geboren, die zornmütige Emme und die freche Ilfis stürzten in rasender Umarmung brüllend und aufbegehrend das Land hinab, entsetzten (rissen weg) die Zollhausbrücke, und überall ward ihnen zu enge im weiten Bette. Bebend stand der Mensch am allgewaltigen Strome. Er fühlte die Grenzen seiner Macht, fühlte, daß nicht er es sei, der die Wasserströme brausen lasse über die Erde, und sie wieder zügle mit kühner, mächtiger Hand. So wild und aufgebracht hatte man die Emme lange nie gesehen. Unzählbare Tannen und viel ander Holz schwamm auf ihrem grauen Rücken und erschütterte die Brücken; aber diesmal ward ihrer Gewalt ein baldig Ziel gesetzt und der grauende Morgen fand sie bereits ohnmächtig geworden.

Am Morgen des 13. Augusts erhob sich die Sonne

*) Alles Orte im Gebiet der Ilfis und der Emme.

bleich über ihrem lieben Ländchen. Der Mensch glaubte, der Schreck von gestern, als sie so schnell von dem wilden Heere überzogen ward, weile noch auf ihren blassen Wangen. Der arme Mensch dachte nicht, daß das Grauen vor dem auf der lieben Sonne Antlitz war, dessen Zeugin sie sein sollte an selbigem Tage. Es war der Tag des Herrn, und von Tal zu Tal klangen feierlich die Glocken, sie klangen über alle Eggen (Bergrücken), in alle Gräben (Talschluchten) hinein und stiegen dann in immer weicheren Klängen zum Himmel auf. Und von allen Eggen und aus allen Gräben strömte die andächtige Menge dem Hause des Herrn zu. Dort stimmte in feierlichen Klängen die Orgel feierlich der Menschen Seelen, es redete tief aus dem Herzen herauf der Pfarrer tief in die Herzen hinein; und aus manchem Herzen stiegen gen Himmel Wölkchen christlichen Weihrauchs — das Sehnen, daß der Herr einziehen möge in sein himmlisches Jerusalem — in des frommen Beters geheiligtes Herz. Vom hohen Himmel herab hörte das wüste Wolkenheer das feierliche Klingen, das sehnsüchtige Beten. Es ward ihm weh im frommen Lande. Es wollte dem Lande wieder zu, wo wohl die Glocken feierlich läuten, wo wohl viel die Menschen beten, wo aber in den Herzen wenig Sehnen nach dem Himmel ist, sondern das Sehnen nach Liebesgenuß und des Leibes Behagen. Und auf des Windes Flügeln durch Windessausen wurde allen Nebelscharen und allen Wolkenheeren entboten, sich zu erheben aus den Tälern, sich loszureißen von allen Höhen der Hohnegg zu, um dort zu grauenvoller Masse geballt durchzubrechen in das Thuner Tal, und von diesem lüsternen Städtchen weg einen leichten Weg zu finden aus dem frömmern Land ins sinnlichere Land. Sie gehorchten dem Ruf. Schar um Schar, Heer um Heer wälzte dem Sammelplatz sich zu. Von Minute zu Minute wurde dichter und grauenvoller der ungeheure dunkle Wolkenknänel, der an die Wände der

Hohnegg*) sich legte und deren Gipfel zu beugen suchte zu leichterem Durchgang für die schwer beladene Wolkenmasse. Aber der alte Bernerberg wankte nicht, beugte sich nicht, wie ungeheuer der Andrang auch war, wie klug ein kleines Beugen auch scheinen mochte. Als die Wolkenheere in tausend Stimmen heulend, tausendmal fürchterlicher als tausend Hunnenheere heranstürmten, lag schweigend der Berg da in trotziger Majestät und sperrte kühn den Weg nach alter Schweizer Weise, die den Feind hineinließ ins Land, aber nicht wieder hinaus. Da hob höher und höher der Knäuel sich, aber durch die eigene Schwere immer wieder niedergedrückt, ergrimmte er zu fürchterlicher Wut und schleuderte aus seinem feurigen Schoße zwanzig züngelnde Blitzesstrahlen auf des Berges Gipfel nieder, und mit des gewaltigsten Donners Getöse versuchte er zu erschüttern des Berges Grund und Seiten.

Aber der alte Bernerberg wankte nicht, umtoset von den grimmigsten Wettern, beugte sein kühnes Haupt nicht vor den zornerglühten Blitzesstrahlen. Unten im Tale stund lautlos die bleiche Menge rings um die Häuser, im Hause hatte niemand Ruhe mehr; vor dem Hause stund neben dem blassen Mann das bebende Weib, und schauten hinauf in den gräßlichen Wolkenkampf an des Berges Firne. Schwarz und immer schwärzer wie ein ungeheures Leichentuch mit feurigen Blitzen durchwirkt, senkte sich das Wolkenheer über die dunkel werdende Erde, und auch durch das Tal hinab fing es an zu blitzen und zu donnern. Ein langer Wolkenschweif, die Nachhut des großen Heeres, dehnte sich das lange Tal hinab, und am trotzigen Berge zurückgeprallte Wolkenmassen eilten blitzend und donnernd, geschlagenen Heeressäulen gleich, über die Häupter der Zitternden. Schwer seufzte der Mann aus tiefer Brust; ein „das walt' Gott" nach dem andern betete

*) Wasserscheide zwischen Emme- und Aaregebiet.

in dem bebenden Herzen das bebende Weib. Da zerriß im wütenden Kampfe der ungeheure Wolkenschoß, losgelassen wurden die Wassermassen in ihren luftigen Kammern, Wassermeere stürzten über die trotzigen Berge her; was dem Feuer nicht gelang, sollte nun im grimmen Verein mit den Wassern versucht werden. Es brüllte in hundertfachem Widerhall der Donner, tausend Lawinen donnerten aus den zerrissenen Seiten der Berge nieder ins Tal; aber wie kleiner Kinder Gewimmer verhallt in der mächtigen Stimme des Mannes, so kam plötzlich aus den Klüften der Hohnegg und der Schyneggschwand über der Donner und der Lawinen Schall eine andere Stimme, wie Trompetengeschmetter über Flötengelispel. Waren es Seufzer versinkender Berge? War es das Ächzen zusammengedrückter Täler? Oder war es des Herrn selbsteigene Stimme, die dem Donner und den Lawinen gebot? Lautlos, bleich, versteinert stund die Menge, sie kannte den Mund nicht, der so donnernd wie tausend Donner sprach durchs Tal hinab.

Aber in einsamer Bergeshütte sank auf die Knie ein uralter weißbärtiger Greis und hob die sonst so kräftigen Hände zitternd und betend zum Himmel auf: „Herrgott, erbarme dich unser!" betete er. „Die Emmenschlange ist losgebrochen, gebrochen durch die steinernen Wände, wohin du sie gebannt tief in der Berge Schoß, seit Anno 64.*) Sie stürzt riesenhaft durch den Röthenbach ihrer alten Emme zu, vom grünen Zwerglein geleitet. Ach Herrgott, erbarme dich unser!" Er allein da oben hatte die Sage von der Emmenschlange noch nicht vergessen, wie nämlich der zu besonderer Größe anschwellenden Emme eine ungeheure Schlange voran sich winde, auf ihrer Stirne ein grün Zwerglein tragend, welches mit mächtigem Tannenbaum ihren Lauf regiere; wie

*) 1764, am 21. und 22. August, war eine große Überschwemmung der Emme und Ilfis.

Schlange und Zwerglein nur von Unschuldigen gesehen würden, von dem sündigen erwachsenen Geschlecht aber nichts als Fluß und Tannenbaum. Diese Schlange soll von Gott gefangen gehalten werden in mächtiger Berge tiefem Bauche, bis in ungeheuren Ungewittern gespaltene Bergwände ihren Kerker öffnen; dann bricht sie los, jauchzend wie eine ganze Hölle, und bahnt den Wassern den Weg durch die Täler nieder. Es war die Emmenschlange, deren Stimme den Donner überwand und der Lawinen Tosen. Grau und grausig aufgeschwollen durch hundert abgeleckte Bergwände stürzte sie aus den Bergesklüften unter dem schwarzen Leichtuche hervor, und in grimmem Spiele tanzten auf ihrer Stirne hundertjährige Tannenbäume und hundertzentnerige Felsenstücke, moosicht und ergraut. In den freundlichen Boden (Talgrund), wo die Oberei*) liegt, stürzte sie sich grausenvoll, Wälder mit sich tragend, Matten verschlingend, und suchte sich da ihre ersten Opfer. Bei der dortigen Sägemühle spielte auf hohem Trämelhaufen (Balkenhaufen) ein liebliches Mädchen, als die Wasser einbrachen hinter dem Schallenberg hervor. Um Hilfe rief es den Vater, auf der Säge sich zu sichern rief ihm derselbe zu vom gegenüberstehenden Hause. Es gehorchte dem Vater, da wurde rasch die Säge entwurzelt und fortgespült wie ein klein Drucklein (Schächtelchen). Das arme Mädchen hob zum Vater die Hände auf, aber der arme Vater konnte nicht helfen, konnte es nur versinken sehen ins wilde Flutengrab. Aber als ob die Sägeträmel (Sägebalken) dem Kinde hätten treu bleiben wollen, faßten sie es in ihre Mitte, wölbten ihm ein Totenkämmerlein und türmten sich unterhalb Röthenbach zu einem gewaltigen Grabmale über ihm auf. Sie wollten nicht, daß die Schlange es entführe dem heimischen Boden, sie hüteten es in ihren treuen Armen, bis nach Wochen die Eltern es

---

*) Im Röthenbachtal.

fanden, und es bringen konnten an den Ort der Ruhe, wo sein arm zerschellt Leibchen ein kühles Plätzlein fand, gesichert vor den bösen Fliegen, die es im Tode nicht ruhig ließen, aber auch sein Kämmerlein den Suchenden verrieten.

Einem armen Köhler jagten die Wasser in seine Hütte, zertrümmerten ihm diese Hütte und wollten ihn weiß waschen, den schwarzen armen Mann, bis er weiß zum Tode geworden wäre; aber auf einen Trämel (Balken), der ihm durch die Hütte fuhr, setzte er sich, und ritt nun ein halsbrechend Rennen mit tausend Tannen, bis er Boden unter seinen Füßen fühlte und an dem Berge hinauf sich retten konnte. Der arme Mann weiß nichts mehr zu sagen von seiner Todesangst und Todesnot, aber daß der Bach ihm seine Effekten weggenommen, aufs wenigste einundachtzig Batzen wert und darunter zwei Paar Schuhe, von denen die einen ganz neue Absätze gehabt, das vergißt er nicht zu erzählen und wird es auch im Tode nicht vergessen.

Die Kühe in der Riedmatt*) hatten am Morgen ihre Meisterleute (Besitzer) ungern gehen sehen an die Kindstaufe in der Grabenmatt, hatten ihre Häupter bedenklich ihnen nachgeschüttelt; als nun der Donner brüllte und die Wasser brausten, da retteten sie sich in eine Hütte und schauten von da wehmütig übers Wasser nach der Grabenmatt, ob der Meister (Herr) nicht kommen wolle ihnen zu Rat und Hilfe. Als die Wasser die Hütte zerstießen, da riefen sie gar wehlich nach dem Meister, und vom Wasser fortgerissen, wandten sie ihre stattlichen Häupter immer noch dem erwarteten Meister entgegen, doch umsonst. Es wußten's die Kühe, wie tief ihr Elend dem Meister ins Herz schnitt, der eine der geretteten aber schwer verletzten Kühe nicht zu schlachten vermochte, weil sie ihm zu lieb war. Während in der Weid die Kühe verloren gingen, stunden im Hause die zurück-

*) Oberhalb Röthenbach.

gebliebene Magd und ein Knabe Todesnot aus. Auf dem Brückstock (Widerlager für die Einfahrt, die direkt in die über dem Stall usw. gelegene Tenne führt, gemauert oder aus Erde aufgeschüttet) hatten sie sich gerettet und der Knabe das Fragenbuch (Katechismus), in dem er in der Stube gelernt hatte, mitgenommen. Auf dem Brückstock lernte derselbe nun fort und fort in Todesangst und Todesschweiß, bis die Not vorüber war, im Fragenbuch. Das war ein heißes Lernen! Der Knabe nennt es Beten — und wird dasselbe ebensowenig vergessen als der Köhler seine alten Schuhe mit den neuen Absätzen.

Die tiefe Furt (hier: Bett) wurde dem Bache zu enge immer mehr, er riß die Ufer immer weiter auseinander zur Rechten und zur Linken, stieg hoch hinauf zu beiden Seiten, warf schwere Steine in hohe Matten, bespülte den Fuß des höher gelegenen Dorfes Röthenbach und gewaltige Tannen bäumten hoch sich auf, den Menschen, die sie nicht erreichen konnten, wenigstens zu drohen. Unterhalb dem Dorfe zerriß er die dortige Sägemühle und stürzte sich nun das liebliche Tälchen hinab.

Um ihre Hütten stunden dort schon lange die armen Bewohner schauernd in dem Feuer des Himmels, welches das Tal erfüllte, die Menschen blendete, Menschen und Hütten zu verzehren drohte. Da drang das furchtbare Tosen zu ihnen heran, ihm nach alsobald stürzte schwarz die ungeheure Flut, hoch auf ganze Bäume werfend, radweis schwere Trämel (Balken) überschlagend vor sich her. Ein Stück des Bodens, der sie vom Bache trennte, nach dem andern verschwand. Die Flut wühlte sich um ihre Füße, untergrub des Hauses Seiten, warf Tannen durch die Fenster, erschütterte mit Trämeln den ganzen Bau, alles in wenig Augenblicken. Da ward's den armen Leuten, als ob die Tage der Sintflut wiederkehrten; es floh, wer fliehen konnte, nach allen Seiten der hohen Bergwand oder hohen Bäumen

zu. Mütter ergriffen ihre Kinder, Söhne trugen ihre Väter, arme Witwen führten ihre Ziegen, andere flohen in Angst mit dem, was ihren Händen am nächsten lag, mit einem Hausgerät oder gar mit einem Stück Holz oder Laden.

Aber wer steht dort unter der Tür der Hütte, die im Wasser wankt, wankend und blaß, winkend mit den Händen, da ihr Jammergeschrei im Rollen des Donners, im Toben der Flut, im Krachen der fortgerissenen Holzmasse ungehört verhallt? Eine arme Kindbetterin ist's, die vor einer Stunde ein Kind geboren, aufgeschreckt worden ist aus ihrer ohnmächtigen Schwäche durch das Brüllen der Wogen, und das Kind im Fürtuch (Schürze) tragend bis an des Hauses Schwelle sich schleppte, aber die Kraft nicht hatte, durch die sie umringenden Wasser sich zu wagen mit dem wimmernden Kindlein. Schon glaubte sie zu fühlen, wie der Tod kalt ans Herz ihr trete, vor den Augen flimmerte es ihr, auf den Wellen getragen wähnte sie sich; da zeigte Gott einem wackern Manne das arme winkende Weib. Der zauderte nicht, folgte dem Winke, setzte das eigene Leben ein und rettete kühn die Mutter und ihr Kind. Wohl, es gibt noch getreue Schweizerherzen!

Mitten zwischen Röthenbach und Eggiwyl stunden zwei Häuser im Tale, nicht weit von des Baches flacher gewordenen Ufern, „im Tennli“ nannte man die beiden Häuschen, von denen das eine ein Schulhaus war, das andere ein Krämer bewohnte mit Weib und Kindern, von denen zwei die Gabe der Sprache entbehren. Die Wasser hatten des Krämers Haus umringt, ehe er fliehen konnte mit seinen Kindern, seiner Kuh, durch die Fenster der unteren Stube schlugen gewaltige Tannenbäume, er flüchtete sich mit den Seinen in die Kammern hinauf. Aber nun erst sahen sie recht die Größe ihrer Not, die Wut der Flut, die unaussprechliche Gewalt, mit welcher die größten Bäume wie Wurfgeschütze hoch aufgeschleudert wurden und ihrem Häuschen

zu, wie sie an den Fenstern vorbeifuhren und sogar das Dach über den oberen Fenstern beschädigten. Sie sahen das oberhalb leerstehende Schulhaus aufrecht daher schwimmen und an der westlichen Ecke des Daches sich feststellen; es schien ein Schirm von Gott gesandt, Holz stauchte davor sich auf, ein immer sicherer werdendes Bollwerk. Da betäubte die Hoffenden ein fürchterliches Krachen, eine Woge hatte das Schulhaus fortgerissen, mit ihm das schützende Holz. Aufs neue donnerten die Tannen, Sturmböcken gleich, an das schutzlose Häuschen; aufs neue gruben die Wellen dem Häuschen das Grab; es senkte sich mehr und mehr, und mit lebendigen Augen mußten die Armen immer näher schauen ins grause Grab hinab, das ihnen die wütenden Fluten tiefer und immer tiefer gruben. Sie ertrugen den Anblick nicht, er war fürchterlicher als ein sterbliches Herz ertragen mochte. In der obern Ecke der Kammer knieten sie nieder, die Eltern die Kinder umschlingend, die Eltern von den Kindern umschlungen; dort weinten sie und beteten und bebten, und kalter Schweiß bedeckte die Betenden. Und die Kinder jammerten den Eltern um Hilfe und die Stummen liebkosten und drängten sich an die elterlichen Herzen, als ob sie in denselben sich bergen möchten, und die Eltern hatten keinen Trost den armen Kindern als beten und weinen, und daß sie alle miteinander untergehen, in der gleichen Welle begraben werden möchten. Über drei fürchterliche Stunden harrten sie aus, betend und weinend, litten jede Minute die Todespein, litten hundertachtzigmal die Schrecken des Todes, und die Herzen schmolzen nicht, ihre Augen brachen nicht in dieser gräßlichen Not! Der Herr hörte das Beten. Das entsetzte, untergrabene und halbeingefallene Häuschen blieb stehen, und die armen Kinder mußten nicht trinken aus den trüben Wassern. Der Mann mit seinen Kindern wird sein Lebtag an seinen Herrn im Himmel denken, den mächtigen Retter in so großer Not,

sonst verdiente er, daß der Herr auch seiner nicht mehr gedächte in einer andern Not.

Von da bis zur Mündung in die Emme liegt noch manches schöne fruchtbare Heimwesen, liegen Mühle und Säge und gerade oberhalb der Mündung Eggiwyl. Dieses Tälchen herunter brauste die wütende Flut, durch Ströme aus jeder Bergesrinne immer höher anschwellend, in ganzer Talbreite, zerstörte die Säge, nahm im wohlbesorgten Leimegut ein Scheuerchen mit zwei Kühen weg, und stürzte nun auf Eggiwyl zu. Auch hier hatten die wilden Wetter getobt auf unerhörte Weise, und als nun von oben her das Schnauben und Brüllen der Wasser den Donner überstimmte und die Blitze immer feuriger zuckten, da ergriff alle der heilige Schrecken des Jüngsten Tages. Sie glaubten der Posaune Ruf zu hören, sie gedachten ihrer Sündenschuld, ihre Knie wankten, trugen sie kaum auf den nächsten Hügel, kaum vermochten sie zu beten, nicht um ein gnädiges Gericht, sondern um des Vaters Erbarmen. Unten im Dorfe hatte des Sagers Familie vor dem strömenden Regen sich in die Stube geflüchtet, nur der alte Vater war noch draußen geblieben zu sehen, was da kommen werde. Seiner alten Frau war nicht wohl in der Stube ohne Ätti (Vater), der nicht mehr flink auf den Beinen war, sie wollte ihn holen unten im Baumgarten, wo der Alte, auf seinen Krückenstock gelehnt, in die Wetter schaute. Da brachen plötzlich die Wasser ein, erfaßten die beiden alten Leute und trugen sie der brüllenden Emme zu. Der alte Mann wurde an einen Baum geschwemmt, und kaum hielt er sich an demselben fest, sah er sein altes Franeli bei sich vorbeitreiben, bittend die Hände aufheben, glaubte zu hören, wie sie „ach Gott“ sagte — und er konnte nicht helfen, konnte seinem alten Franeli nicht helfen, das seinetwegen in den Wassern schwamm, mußte es in den Fluten begraben sehen, während er selbst gerettet wurde. Hat der Mann wohl die Lösung der Fügung

gefunden, warum der liebe Gott sein Franeli zu sich genommen, ihn selbst noch auf Erden gelassen hat?

Das Dorf Eggiwyl war bis hinauf zum Pfarrhaus überflutet, die Mühle beschädigt, aber besonders die untere Säge dem Flutendrange ausgesetzt, wo des alten Sagers Sohn mit Weib und Kind in der Stube war. Sie retteten sich mit schwerer Not hinauf auf das Futter, aber als sie die Häupter ihrer Lieben zählten, fehlte ihnen ein teures Haupt, ein rosenrotes dreijähriges Mädchen. Sie suchten es so gut sie konnten, glaubten es endlich in den Fluten vergraben und jammerten laut um den Liebling. Den Jammer hörte endlich ein tüchtiger Mann, der von dem Wasser überfallen, auf einem Baume geborgen saß. Der Drang zu retten stieg ihm zu Herzen und er vom Baume, über wankende Trämel (Balken) weg durch die schäumende Flut und sprang durch ein Fenster in die Stube, in welcher Stühle schwammen und Tische. Er suchte da das Kind und fand es nicht. Er rief, aber kein Stimmchen antwortete ihm. Er suchte endlich im Nebenstübchen. Da fand er das Kindlein erstarrt, bis an den Hals in Schlamm und Sand eingemauert, das Köpfchen in den Unrath gesenkt, zwischen zwei Betten, wohin es die Eltern so oft getragen hatten, wenn ihn's (es) die Schlafnot angekommen war, und wo es jetzt Rettung gesucht haben mochte in seiner Wassernot. Der unerschrockene Mann machte sachte das Kindlein los, trug es den gleichen Todesweg zurück, ohne daß der Fuß ihm bebte, oder stärker das Herz ihm klopfte. Erst als er das Kindlein legte in der Mutter Schoß und dem Vater die stille Freude aus den Augen glühte („als der Vater ihm um den Hals fiel", pflegt man sonst in solchen Fällen zu schreiben, aber ein Eggiwyler nimmt wohl den andern bei dem Hals, aber daß ein Eggiwyler dem andern um den Hals gefallen sei aus Zärtlichkeit, weiß man sich seit Mannesdenken nicht zu erinnern), da klopfte dem mächtigen Manne

doch stärker das Herz und trieb ihm die Röte ins Gesicht. Ein inneres Etwas sagte ihm, der himmlische Vater hätte gesehen, was er getan, und das werde ihm wohl kommen (bekommen) an jenem Tage, dessen Einbrechen sie heute erwartet, der jeden erreichen wird zu der Stunde, die der Vater festgesetzt hat.

Das Mädchen kam wieder zu sich, blühte noch in selber Nacht einem Röschen gleich und verlangte dringend zu Großmüetti ins Bett, — ach das arme Kindlein wußte nicht, wie naß und kalt dem Großmüetti gebettet worden war.

Der Zusammenfluß der Emme und des diesmal mächtigern Röthenbachs war fürchterlich, der ganze Talgrund ward angefüllt mit wütenden Wassern, bedeckt mit Holz und Häusern, zwischen denen eine Kuh oder ein Pferd seinen betäubten Kopf nach Rettung emporhob. Wie die tausend und tausend Stücke Holz, ganze Tannen mit ihren Wurzeln, ästige Bäume, hundert Fuß lange Bautannen, Trämel (Balken) von drei Fuß im Durchmesser, die Schwellen- und Brückenhölzer, die Hausdächer, die Spälten (gespaltenes Holz) alle den Weg fanden im engen Bette der Emme durch das dichte Schachengestrüpp (Schluchtgestrüpp), das meist an beiden Seiten des Flusses sich hinzieht, könnte niemand begreifen, wenn man nicht bedächte, welche ungeheure Gewalt die Holzmasse riß durch Dick und Dünn, eine Gewalt, entstanden eben durch die unnennbare nachdringende Holzmenge und die furchtbare Wassermasse, geschwängert mit fetter Erde und darum doppelt so schwer und doppelt so gewaltig.

Keine Teutsche (Dämme) schützten das Land, hie und da brach auch kein Schachen mit seinem Unterholz den Zug des Stromes, darum wankte in der Holzmatt das dortige Krämerhaus im Wasserstrome, darum überschüttete er das schöne Dippoldswyl, riß dem reichen Zimmezeier*) ein

*) Zimmezei, ein Bauernhof Dippoldswyl gegenüber.

Scheuerchen um und zahlte ihm dafür mit Sand und Steinen aus. Untenher wendet sich die Emme von der rechten Talseite auf die linke in kurzer Beugung. Wenige Schritte unterhalb der Beugung ohne Schutz, fast in gerader Richtung mit der Emme oberm Lauf, stunden zwei Häuser, von denen eins wieder ein Schulhaus war. Hier nun stürzte die Hälfte der Emme, krumme Wege hassend, gerade fort, zertrümmerte das eine Haus, jagte durch das Schulhaus Trämel (Balken) als ob es Kanonenkugeln seien, und ergoß sich über das fruchtbare Horbengut*), mehr als zwölfhundert Korngarben mit sich schwemmend.

Der andere Teil der Emme flutete unter der schönen Horbenbrücke durch, wo kein Joch den Wasserstrom hemmte, das Anhäufen des Holzes erleichterte. Und doch war es der halben Emme zu eng unter dem weiten Bogen, sie wühlte sich um die Brücke herum, würde in kurzer Zeit den Brückenkopf weggerissen, die Brücke in die Wellen gestürzt haben, wenn nicht jede irdische Gewalt ihr Ende fände und also auch der Emme Macht und Gewalt. Sie rührte bei der Eschau Säge das Holz untereinander und strömte durch Stall und Stuben, sie erbarmte sich des schönen Ramseigutes nicht, wurde erst recht wild, als der noch nicht abgebrochene mittlere Satz der unglücklich angefangenen Bubeneibrücke ihren Lauf hemmte, und überströmte dort fürchterlich.

Wie es den armen Leuten allen durch alle die Schächen (Flußumgebungen) nieder in all den schlechten ärmlichen Häuschen ward, als der gestrige Schreck in dreifachem Maße wieder kam, als der Strom so plötzlich sie überflutete, Leben und Habe gefährdend, und niemand wußte, wohin sich retten, welches Ende der Vater da oben der Not gesetzt, das kann ich nicht beschreiben. Ginge einer aber von Häuschen zu Häuschen, er würde vieles vernehmen und in jedem Häuschen

*) Unterhalb Eggiwyls.

Neues, Rührendes und Schönes, Heldenmut von Mann und Weib, Gottesfurcht bei jung und alt; er würde hören von manchem Gewissen, das aufsprang im Donner der Fluten, von manchem Glauben, dem die gewaltigen Wogen nicht nur des Hauses Türe, sondern auch des Herzens Pforten sprengten zu offenem weitem Eingang. Aber das alles so recht schön und treu zu erzählen wäre schwer.

Ich aber bin nicht gegangen von Häuschen zu Häuschen, sondern nur der Emme nach, sah wie furchtbar sie wider Schüpbach anrannte und wieder in der dortigen Beugung die Säge teilweise zerstörte, die Brücke zerriß, in immer wütenderem Laufe den Emmenmattschachen*) überschwemmte, die dortige Straße durchbrach und die heute mattere schwesterliche Ilfis verächtlich beiseite schiebend, der Zollbrücke zustürzte, um dort das gestern angefangene Werk zu vollenden.

Sie kam gerade noch zu rechter Zeit, um den dortigen Arbeitern die Mühe des Abbrechens zu ersparen, und einer Schar Neutäufer**) tückisch den Übergang zu wehren, boshaft ihnen Wasser um die Füße wirbelnd zu abermaliger Taufe, trübes freilich, aber wie es zu ihrer Lehre paßt, nach welcher der O. bach=S .... bald ihr heiligster Heiliger werden wird.

Mit gewaltigen Armen riß sie die Brücke weg, trug sie spielend fort, als ob sie dieselbe bei der berühmt gewordenen Wannenfluh aufführen wolle; doch zertrümmerte sie dieselbe obenher. Bei der Wannenfluh***) erbarmte sie sich Menschen und Vieh, spülte die damals zu schmale Straße, auf der Menschen den Hals, Pferde die Beine gebrochen hätten, teilweis fort, und nahm den Rest von zirka zwanzig= bis dreißigtausend Franken Lehrgeld, welches der gute Stand Bern ihr zahlte, damit sie seine mit zwei=, drei=

*) Emmenmatt an der Mündung der Ilfis in die Emme.
**) Wiedertäufer, damals in der Schweiz neu auftretend.
***) Bei Lützelflüh.

tausend Franken besoldeten oder betaggeldeten Ingenieurs schwellen (dämmen) und straßen (Straßen bauen) lehre, in Empfang.

Der teure Kot, den sie da verschluckt hatte, würgte sie, sie spie ihn zu beiden Seiten wieder aus, rechts, wo der sich alles einbildende X*) keine Schutzmauer nötig gefunden hatte, über das Ramseigut, links über den Schnetzischachen, wo ihn die liebe Republik noch einmal bezahlen mußte, und wahrscheinlich wieder teuer. Dem aber frug die wütende Emme nichts nach, wahrscheinlich ebensowenig als die, für welche der Staat das Lehrgeld bezahlt.

Wo keine Felsen ihr im Wege stunden, ging sie in nie gesehener Fülle über beide Ufer weg, trug die größten Tannen über die höchsten Tentsche (Dämme) und jagte sie mit rasender Gewalt durch die Schächen. Eben diese Wasserfülle hauptsächlich bewahrte die untere Gegend vor unendlichem Unglück, vor einem Durchbruch der Emme, einem Ergießen des Hauptstromes durch eingerissene Schwellen und Dämme ins freie Land hinaus. Wäre der erfolgt, dann wären Dörfer zugrunde gegangen und viel mehr Menschenleben, indem man in Ebenen dem Wasser nicht entfliehen kann wie in Tälern, wo die zwei Seitenwände wenige hundert Schritte auseinander liegen. So ergoß die Emme nicht an einem Orte, sondern fast allenthalben und zu beiden Seiten ihren Überfluß, so entlud sie sich auch einer Masse Holz, die, im Strome geblieben, noch manche Brücke zerrissen hätte. Auf die armen obrigkeitlichen Schwellen (Dämme) und Arbeiten hatte es die Emme mit besonderer Bosheit abgesehen, wahrscheinlich weil die für den Staat Schwellenden sie frecherweise ein klein Mühlenbächlein genannt hatten.

Am Fuße von Lützelflüh lag auch eine Schwelle, die trotz allem Warnen auf neue Mode, d. h. auf Land gebaut worden war; schon lange lag sie im traurigsten Zu-

*) Ein Ingenieur.

stande, aber man sagte es nicht gerne, und zu klagen hielt der Respekt die untern Besitzer ab. Aber der verhöhnte Eggiwylfuhrmann*) kannte keinen Respekt, er zerstörte die letzten Reste dieser traurigen Schwelle und nahm eine Ecke Land mit sich. Zum rechten Einreißen hatte er keine Zeit, sonst hätte diese teure aber traurige Schwelle auch noch ein teures Ende genommen.

Auf der Brücke zu Lützelflüh stund eine bange Menge. Hier und obenher (flußauf) hatte man ein Anschwellen der bereits verlaufenen Emme nicht geahnet. Wohl sah man seit drei Uhr einen schwarzen Wolkensaum an den obern Bergen, sah Regen dort und Blitze und hörte hie und da einen dumpfen Donner; kleine Tropfen waren gefallen, ein schöner Regen strich gegen Abend übers Land, und gelassen rüsteten die Männer ihre Tubakpfeifen, um einem Schoppen nachzugehen. O wenn der Mensch wüßte in jeder Stunde, wie es andern Menschen wäre zur selben Stunde, dann wäre ihm selten mehr eine glückliche Stunde vergönnt!

Auf einmal erscholl der Emme Gebrüll in dem friedlichen, sonntäglichen Gelände. Man hörte sie, ehe sie kam, lief an die Ufer, auf die Brücke. . Da kam sie, aber man sah sie nicht, sah anfangs kein Wasser, sah nur Holz, das sie vor sich her zu schieben schien, mit dem sie ihre freche Stirne gewappnet hatte zu desto wilderem Anlauf. Mit Entsetzen sah man sie wiederkommen, so schwarz und hölzern und brüllend, und immer höher stieg das Entsetzen, als man Hausgeräte aller Art daher jagen sah: Bütten, Spinnräder, Tische, Züber, Stücke von Häusern, und diese Trümmer kein Ende nahmen und der Strom immer wilder und wilder brauste, immer höher und höher schwoll. Wo ein fühlend Herz war, das brach in Jammer aus über das entsetzliche Unglück, dessen Zeugen der Täter selbst an ihren Augen vorbeiführte.

---

*) Die Emme, weil sie zum Flößen benutzt wird.

Dem wilden Strome war auch diese Brücke im Wege. Er stürmte mit Hunderten von Tannen an deren Jöcher, schmetterte Trämel um Trämel (Balken) nach, stemmte mit großen Haufen Holz sich an, schleuderte in wütendem Grimme ganze Tannen über diese Haufen weg an die Brücke empor wie ein Schwefelhölzchen, brachte endlich das Dach einer Brücke und verschlug damit die Bahn zwischen beiden Jöchern. Da krachte die Brücke, und hochauf stürzten die Wasser mit jauchzendem Gebrülle. Ein jäher Klupf (plötzlicher Schrecken) ergriff die auf der Brücke Weilenden, kaum trugen die zitternden Glieder sie auf sichern Grund: ein angstvoll Bangen klemmte die Herzen der Umstehenden zusammen, die Stimme stockte in des Menschen Brust. Der Nachbar faßte am Arme den Nachbar und nur ein einzelnes: Jetzt, Jetzt! wurde hörbar unter der lautlosen Menge. Die Brücke wankte, bog sich, schien klaffen zu wollen fast mitten voneinander, da zerschlug der Strom in seiner Wut sein eigen Werk, schmetterte einen ungeheuren Baum mitten an das schwellende (schützende) Dach. Nun borst statt der Brücke das Dach und verschwand unter der Brücke in den sich bäumenden Wellen. Es war der Durchgang wieder geöffnet, es ward wieder frei die Stimme in des Menschen Brust, und jede frei gewordene Brust brachte ein „Gottlob!" zum Opfer dar. Es wußten diese Menschen, daß man das Ärgste erwarten muß, wenn blinde Wut sich selbst den Weg verlegt. Aber wo das Ärgste droht, da hilft oft Gott; er gebeut, und die machtlose Wut, die sinnlose Leidenschaft zerstört durch eigenes Beginnen die eigenen Zwecke.

Tobend wütete die Emme das Tal hinunter, viele hundert Fuß breit, fast von einem Emmenrain zum andern, Hasle und dem Rüegsauschachen zu. Dort hatten die Winkelwirtschaften sich längst geleert, männiglich ängstlich die dreifach gejochte Brücke verlassen, die mit ihren engen Zwischenräumen den Holzmassen den freien Durchgang wehrte. Hier,

wie an allen obern Orten, dachte kein Mensch an Maßnahmen zu Schirmung der Brücken, wie es doch in früheren Zeiten üblich war, und namentlich bei der Haslebrücke.*) Die gehemmte Emme bäumte Tanne auf Tanne, Trämel auf Trämel (Balken), bis weit oberhalb der Brücke türmten sich die krachenden Holzhaufen. Zu beiden Seiten strömten nun die Wasser aus mit immer steigender Gewalt und suchten dem Strom eine ungehemmte Bahn. Noch einige Minuten, und ihr Beginnen wäre auf der Hasle Seite gelungen. Es harrten in den Schrecken des Todes die Kalchofenbewohner der einbrechenden Wasserflut, welche die ganze Oberburg Ebene verwüstet, ein neues Bett sich gegraben hätte. Es flohen die Rüegsauer durch das steigende Wasser, und überall war ein Beten, daß die Brücke doch voneinander gehen möchte. Und die Betenden erhielten den Beweis, daß Gott oft Gnade für Recht ergehen läßt. Die Brücke brach in zwei Teile, diese kreuzten sich majestätisch mitten auf der Emme, schwammen aufrecht einige hundert Schritte weiter hinunter, pflanzten dort nicht weit von beiden Ufern sich auf, stellten das Bild zweier zerstörten Sägemühlen dar, und unglaubliche Holzmassen fingen sich an denselben. Mitten auf dem Grunde, gegenüber Hasle, oder etwas unterhalb, lagerten sich ebenfalls furchtbare Holzstöße ab, schwellten die Emme wieder, die weiter oben einen Einbruch versuchte, aber zu rechter Zeit von tapfern Männern daran verhindert wurde.

Nachdem oberhalb Burgdorf holzsüchtige Jungen den Mut gehabt hatten, von der wilden Jungfrau eigenmächtig den Holzzehnten zu erheben, schnob diese um so empörter die Bürger Burgdorfs an. Diese vergaßen diesmal das Tändeln mit der Jungfrau, ja vergaßen fast einen Witz zu reißen und schirmten mannlich und glücklich Brücken und Häuser. Nur hielten sie es nicht der Mühe wert, für die

*) Unterhalb Lützelflüh.

lockere Schinderbrücke, die seit Menschengedenken eine lockere war, und wahrscheinlich in Ewigkeit eine lockere bleiben wird, damit man in der soliden Zeit nie vergesse, was locker für ein Wort gewesen, ihr Leben zu wagen.

Verächtlich eilte sie über die niedere Kirchbergerbrücke weg, die mit dem Bauche fast auf dem Grunde ruht; was nicht unter ihr durch mochte, sprang lustig über sie hin. Sie wußte, es wäre in Utzenstorf viel zu löschen und abzukühlen gewesen, auch kannte sie ihren alten Weg, auf dem sie in den sechziger Jahren mitten durchs Dorf gegangen und beim Spritzenhaus einen Mann ertränkt hatte, noch gar wohl; allein eigener Wogendrang trieb sie gerade aus, und nur ein klein Brücklein nahm sie weg. Den Bätterkindern goß sie eine gute Portion Wasser über ihr Büchsenpulver. Den Wylern vertrieb sie für einige Zeit die Lust zum Wässern, aber nicht zum Prozedieren; den Herren von Roll zu Gerlafingen schonte sie, die waren ihr zu gute Kunden, um ihr Schwellen (Böschungen) und Dämme verderben, dem Kanton das Holz verwässern zu helfen. (Es nimmt einen doch wunder, was die Solothurner für ein Gewissen haben. In ihrem Kanton erlauben sie keinem Berner, an ihren Fyrtigen (Feiertagen) zu arbeiten, die den Berner doch nichts angehen; ungeniert ziehen sie aber an unserem und ihrem Sonntag mit ihren wüsten Banden Emme auf und ab durch unsern Kanton und ärgern alle Leute. Kömmt euch denn euer Glaube nicht nach in unsern Kanton, oder glaubt ihr, es gebe keinen Sonntag in unserm Kanton? Das könnte aber, nach der herrschenden Erbitterung zu schließen, ein baldiges trauriges Ende nehmen. Leute, laßt doch die Emme am Sonntag ruhig, stört sie nicht mutwillig, sonst zeigt sie euch wieder, was sie am Sonntag kann, und läßt auch euch am Sonntag nicht ruhig!)

In Biberist*) hatte sie Lust, die Abweissteine (Straßen=

*) Bei Solothurn.

steine) am dortigen Stutz (Rain, steil ansteigender Weg), die seit Jahren da liegen, ohne daß sie jemand aufgerichtet hätte, zurecht zu setzen. Wahrscheinlich fiel ihr ein, das Solothurner Blatt werde vielleicht einmal seine Nase nicht nur in andere Kantone stecken, sondern auch in den eigenen Kanton, und dort dahin, wo es not wäre, an den Biberiststutz z. B., darum eilte sie vorbei und brünstig in die Arme ihrer älteren Schwester. Auch diese hatte durch die Zulg und Rothachen einen Teil der Wasser empfangen, die über die Gipfel der Berge eingebrochen, aber auf der West- und Südwestseite niedergestürzt waren. Vereint trugen beide Trümmer weit ins Aargau, bis in den Rhein hinunter. In Aarau wurde ein Brett der Schüpbachbrücke mit folgender Inschrift aufgefangen: Ich bendicht (Benedikt) Dälenbach brugvogd (Brückenvogt) zu der Zyt in Schüpach han im namen der zweien Uirteln (Vierteln) dise brüg lasen bon (bauen) 1652.

Nach einem unendlich langen Abend lagerte endlich die Nacht über der Erde sich. Wolken bedeckten den Himmel. Was dem Auge verhüllt ward, das kam mit dreifachem Grausen durch das Ohr zum Bewußtsein des Menschen. Da rissen die Wolken auseinander, und durch die Spalte sah der Mond nieder auf die Wasserwüste; seine blassen Strahlen erleuchteten Streifen des schauerlichen Bildes.

Man sah Wogen spritzen, Tannen im Wasser sich bäumen, riesigen Schlangen gleich, sah ganze Bäume ihre Äste hervorrecken aus dem flimmernden Wellenschaum, man glaubte Kraken ihre ungeheuren Arme ausbreiten zu sehen in dem ungewohnten Wasser. Bald verhüllte der Mond sich wieder, ergraut darüber, was seine Strahlen enthüllten, und das ganze Bild versank in schwarze Nacht.

Da gingen die Menschen; die einen ihren Häusern zu, andere zur Labung, und weil die angefüllte Brust noch der Rede bedürftig war, einem Schoppen nach, wenige blieben

zu wehren und zu wachen in der Nähe des Flusses, der in dem Maße, als seine Wut schwand, an Heimtücke zunahm.

Wo Menschen sich fanden, da war bange Nachfrage nach den Übeltaten, die der Fluß unten und oben im Lande ausgeübt. Wie auf Windesflügeln flog die Kunde den Fluß hinauf, den Fluß hinab; man wußte nicht, woher sie kam, wußte nicht wer sie brachte; augenblicklich war sie in aller Ohren, und jeder Mund sprach sie gläubig nach. Röthenbach, Eggiwyl, Schüpbach sollten zerstört, Eschau, Bubeneisägen weggenommen, ungezählte Menschenleben verloren gegangen sein; man nannte viele und die Weise ihres Todes. Mit der Rüegsaubrücke seien nicht weniger als fünfzig Menschen dem Tode verfallen, mit dem Lochbachsteg ebenfalls Menschen dem Fluß zur Beute geworden, so lauteten die Nachrichten; und wie die Brücken zu Burgdorf, Kirchberg, Bätterkinden gebrochen worden, wußte man ganz genau. Zu Bestätigung des Unglaublichen, was anderwärts vorgegangen sein sollte, erzählte man sich das Unglaubliche, was man mit eigenen oder befreundeten Augen gesehen haben wollte. Auf der Brücke zu Lützelflüh erzählte man sich von Kühen und ihrem Gebrüll, von einem Kinde in der Wiege, von Männern auf einer Tanne, welche alle sichtbarlich unter der Brücke durchgefahren sein sollten. Man erzählte, auf dem Klapperplatz*) hätte die Emme eine Bäurin samt Roß und Bernerwägeli fortgerissen, und diese Bäurin sei mit Roß und Wagen unter der Brücke durchgefahren, das Roß noch eingespannt und lebendig vorauf, die Bäurin bolzgerad', munter und fett hinten auf dem Sitz, das Leitseil in der einen Hand, aber mit der andern hätte sie mit einem roten Nastuch sich die Augen ausgewischt. Ja, man erzählte, auf einem aufrechtstehenden Kirschbaum sei einer daher geschwommen gekommen, in seiner Angst hätte er immerfort

---

*) Bei Ranflüh, ehemalige Gerichtsstätte.

gekirset (Kirschen gepflückt), so stark er konnte; den eben voll gewordenen Kratten (Korb) hätte er über die Brücke herein reichen wollen. Solches erzählte man an Ort und Stelle, wo es geschehen sein sollte, niemand hatte es selbst gesehen, und doch wurde das meiste geglaubt; nur das letzte Müsterlein wollte vielen doch gar zu ung'hürig (ungeheuerlich) vorkommen.

Es ist eine merkwürdige Sache, wie bei allen großen Unglücksfällen an Ort und Stelle, noch während denselben oder doch unmittelbar darauf, Dinge erzählt werden, ob denen einem die Haare zu Berge stehen, die lauter Lug sind, erzählt, geglaubt werden von Mann zu Mann, und woher sie kommen, wird nie ergründet. Es verzehrte einmal das Feuer ein ganz Städtlein. Um die Mitternachtstunde hatte der Blitz eingeschlagen, um fünf Uhr morgens erzählte man sich an Ort und Stelle folgende Dinge: Ein einzig Kind sei verbrannt, man wisse nicht wo und wie; ein Weib sei erschlagen worden von einer zu einem Fenster herausgeworfenen Kommode; ein durch viele Brandwunden scheußlich zugerichtetes Weib hätte einen Mann dringend um den Tod gebeten, der habe unb'sinnet (ohne weiteres Nachdenken) sein Sackmesser genommen und es dem Weibe in die Brust gestoßen; der Pfarrer sei ganz feurig seinem Hause entronnen, und in einem Wirtshause sei eine große Kammer ganz voll Handwerksbursche gewesen, die seien alle mit Haut und Haar verbrannt. Und von allem diesem war keine einzige Silbe wahr.

So wie dieses geschieht, wird auch selten ein bedeutend Unglück sich ereignen, dessen Ankündigung man nicht durch besondere Zeichen will vernommen haben. Als am Abend der großen Wassernot die Leute bei ihren Schoppen zusammensaßen, die Neuigkeiten alle verhandelt waren, und die Nacht mit ihrem geheimnisvollen Schauer näher und näher ihrer Mitte zurückte, sagte einer: Man hätte es eigentlich wissen können, daß es etwas Furchtbares geben werde. Ein Holz=

händler hätte ihm erzählt: er sei in den letzten Tagen auf den Bergen hinter Röthenbach gewesen, und hätte dort Kröten oder Frösche auf Tanntschuplene (größere Tanne) angetroffen; und wenn diese Tiere in die Höhe sich flüchteten, so sei dies ein untrüglich Zeichen, daß sie nicht mehr sicher auf der Erde seien, das fühlten sie lange voraus. Das komme ihm kurios vor, sagte ein anderer, doch hätte auch er es bestimmt voraus gewußt, daß die Emme groß kommen würde, nur auf eine andere Art. Er habe nämlich letzthin um Mitternacht an der Emme Pfähle schlagen hören, auch in Rüederswyl habe man es deutlich vernommen, und das sei das gewissestе Zeichen von einer nahen außerordentlichen Wassergröße. Davon hatten die meisten auch gehört, äußerten ihren Glauben an diese Vorbedeutung, aber auch ihre Neugierde: was eigentlich denn dieses Pfähleschlagen sei, und woher es rühren möge? Einer, dem man es ansah, daß sein Geldseckeli bei weitem nicht so groß sei wie sein Durst, sagte, wenn man ihm einen Schoppen zahle, so wolle er verzählen, was das sei. Er hätte es oft von seiner Großmutter erzählen hören; die hätte aber auch mehr gewußt als andere Leute, und es allemal voraussagen können, wann die Emme groß kommen würde. Des Handels wurde man bald einig, und folgendes vernahm man: „Vor vielen tausend (hundert, wollte er wahrscheinlich sagen) Jahren ist das Schloß Brandis*) nicht da gestanden, wo das, welches im Übergang**) 1798 verbrannt ist, sondern auf dem darüber liegenden Hügel ob dem Burgacker, wo man weit hinaus sah ins Land und in viele Gräben (Talschluchten) hinein. Zur selben Zeit wohnte in dem Schlosse ein gar grausamer Zwingherr, der seine Leute ärger behandelte als das Vieh. Das ganze Jahr durch mußten seine Lehensleute oder Leibeigenen für ihn bauen,

*) Bei Lützelflüh.
**) Eroberung Berns durch die Franzosen 1798.

jagen, pflügen, fischen, holzen usw. Er war grausam reich, und alles Land weit und breit gehörte ihm. Er saß ganze Tage auf hohem Turme und schaute über all sein Land weg, wie seine Bäuerlein arbeiteten für ihn; und wenn er eins nicht emsig genug glaubte, so geißelte er es abends im Schloßhofe mit eigener Hand oder sprengte flugs auf seinem fuchsroten Hengst an ihn's hin und schlug es, daß die Steine hätten schreien mögen. Nicht halb genug gab er ihnen dazu zu essen; sie mußten dann noch zu Hause den Weibern und Kindern wegessen, was diese mit Not und Mühe für sich gepflanzet hatten. Selten einen Tag hatte ein Mann, um für sich zu arbeiten, und doch sind sie ihm das, laut ihren alten Pergamentbriefen, nicht schuldig gewesen.

Aber wenn einer ein Wort nur redete von diesen Briefen oder daß ihm sonst etwas nicht recht sei, so warf ihn der Zwingherr ins Turmloch und ließ ihn dort unter Kröten und Schlangen verrebeln (verrecken). Man soll diese Gefangenen oft bis ins Tal hinab haben schreien und lamentieren hören. So hatten die armen Leute auch einen ganzen Winter nichts für sich arbeiten können, nicht einmal holzen, geschweige denn schwellen (dämmen) an der Emme; und doch sei die Schwelle (Damm, Böschung) ganz weg gewesen, und schon im vergangenen Herbst hätte die Emme großes Unglück angerichtet und den Leuten alle ihre Erdäpfel verderbt (der nimmt, wie viele, die Erdäpfel auch als eine Naturnotwendigkeit an, die so wenig je hätten fehlen können als die Sonne). Das sei gerade obenher gewesen, wo jetzt die Farb und Bleiche (Färberei und Bleicherei) sei.

Da hätte der Müller eines Abends gemerkt, daß der Flühluft (Föhn) komme über die Berge vom warmen Italien her, und daß der Steigrad*) von oben bis unten sein schwarz Wegli bekommen hätte, das sicherste Vorzeichen hilben (trüb=

*) Steingrat, Steinboden im Hintergrund des Emmentals.

warmen) Wetters. ‚Marei,‘ habe er seiner Frau gesagt, ‚morgen soll ich für den Herrn Steine führen von Oberburg, aber das darf ich nicht. Schon schmilzt der Schnee, grausam viel liegt in den Flühnen (Felswänden); wenn nicht geschwellt (gedämmt) wird, so nimmt die Emme mir Haus und Mühle weg. Ich will aufs Schloß und es dem Herrn sagen, soviel Verstand wird er doch haben, daß er das begreift, ist die Mühle doch so viel sein als mein.‘ ‚Uli,‘ habe seine Frau gesagt, ‚dahin gehe mir bei Leib und Sterben nicht; es ist besser, die Emme nehme dir die Mühle weg, als der Herr schlage dir den Gring (Schädel) ein. Mühlene gibt es noch viele, aber Kopf bekömmst du keinen andern mehr.‘

So disputierten sie die halbe Nacht miteinander, aber der Müller gab der Frau nicht nach. Am Morgen zeitlich machte er sich auf und betete noch in der Kirche zu Lützelflüh zwei Vaterunser; denn zur selben Zeit beteten nicht nur die Müller noch, sondern sogar die Wirte. Der Müller war ein mächtiger Mann mit Achseln wie Tenns(Tennen-)tore, aber doch wurden ihm die Beine schwer, als er den Schloßberg aufging. Im Hofe bellten die Hunde, Pferde wieherten, die Knechte waren gerüstet mit Spieß und Schwert, und ein Bäuerlein stund unter ihnen. Der hatte Bericht gebracht, daß er zwei Bären gesehen hätte in der Nacht beim Mondenschein, draußen auf der Egg (Bergrücken), wo jetzt Neuegg, nicht weit von der Hölle, liegt. Der Herr war aufgefahren aus dem Bette, hatte Jagd befohlen, befohlen, so viel Bäuerlein zusammen zu treiben, als in der Eile möglich wäre; denn er lechzte nach Bärenstreit und Bärenfleisch, und an Bauernfleisch war ihm nicht viel gelegen.

Zugleich mit dem Müller kam er in den Hof, rasselnd mit Schwert und Sporen, fast sieben Schuh hoch und mit roten Augenbrauen fingerslang. Mit seinen grauen Augen blitzte er durch den Schloßhof, und mit seiner Löwenstimme

ließ er manches Donnerwetter erkrachen über die Knechte, die ihm zu langsam geschienen hatten in seiner Bärenbrunst.

Da trat ihm bescheiden der Müller ins Gesicht und bat drungelich (dringend), daß der hohe Herr ihn doch an diesem Tage möchte zu Hause lassen mit noch einigen, um zu schwellen, der Flühluft (Föhn) gehe, und der Steigrad habe ein schwarzes Wegli, breit fast wie der Schloßweg, und schon regne es warm von den Bergen her, und Schwelle sei keine mehr, wie der gnädige Herr wisse.

Mit dem eisernen Handschuh schlug der Ritter dem Müller aufs Maul und befahl ihm, statt Steine zu führen, die Bären treiben zu helfen. Der Müller wollte einreden demütiglich, aber der Ritter, schon zu Roß, schlug ihn auf den Kopf mit der Eisenfaust, trieb ihn mit bäumendem Roß zum Tor hinaus, und voran durch den schmelzenden Schnee mußte der Müller dem Ritter. Mit altem Buchenlaub wischte der Müller sein blutend Gesicht ab, aber sein wutblutendes Herz konnte er mit keinem Laub abwischen.

Die Bärenspur war bald gefunden, sie führte gerade in die Hölle. Die Schlucht war umgangen, die Jäger verstellten sich (stellten sich auf), die Bäuerlein fingen an zu treiben; die Hunde blieben gekoppelt. Der Ritter wagte lieber Bauern als Hunde an die gefährliche Jagd. Die Bären hielten hart (lange aus), wie kein Wild gerne ein trockenes Lager verläßt, wenn der Sturm beginnt. Endlich stürzten ganz nahe vor den Treibern beide aus dem finstern Schlund und beide schnurstracks auf den Ritter zu. Der stellte sich ihnen entgegen wie eine Mauer, und wehrte sich handlich (tüchtig) mit Schwert und Spieß. Aber zwei wütende Bären sind doch mehr als ein Ritter, der abgesessen vom Pferd, darhalten muß. Der Müller sah des Ritters Drangsal, und als biederer Schweizermann gedachte er nicht an das Vergangene, sondern nur, daß ein Mensch in Bärennot sei; er sprang dem Ritter zu Hilfe, und schnell waren die Bären gefällt.

Der Ritter saß wieder hoch zu Roß; auf Schlitten waren die Bären gelegt, die Bäuerlein zogen die Schlitten; der Müller zog mit an den Schlitten, und kein Wort des Dankes hatte ihm der Ritter gesagt. Sie hatten ein mühselig Ziehen; der mit warmem Winde gekommene Regen hatte nicht nur den Schnee geschmolzen, sondern auch den Boden aufgeweicht, und des Müllers Kraft war nötig. Als sie diesseits Schaufelbühl hervor gegen die Hochwacht*) kamen, sahen sie wütend die Emme und bereits eingebrochen durch den Farbschachen**) niederfluten. Da ließ der Müller ungefragt seinen Schlitten fahren, stürzte durch den Wald ins Tal nieder, den nächsten Weg seiner Mühle zu. Aber schon fand er seine Mühle nicht mehr, fand oben an der Halde Weib und Kinder, aber der Säugling fehlte. Nachbarn hielten das verzweifelnde Weib, das in die Fluten sich stürzen wollte, dem ertrunkenen Kinde nach. Lautlos, mit gerungenen Händen stund der Müller an der Halde Rand über dem wilden Wasser. Da kam auf fuchsrotem Hengst der Ritter angesprengt und drang mit Toben und harten Reden auf den Müller ein, daß er unbefugt den Schlitten verlassen. Der aber hob seine geballten Fäuste zum Ritter auf und nannte ihn Kindesmörder und des Teufels leibhaftigen Sohn. Da schmetterte des Ritters Streitaxt auf seinen Reiter nieder, und rücklings mit gespaltenem Schädel stürzte dieser die Halde hinab in die wilde Flut.

Da hob die Müllerin ihre Hände zum Himmel auf und verfluchte den Ritter: daß er keine Ruhe im Grabe haben solle, sondern Emme auf und ab schwellen (dämmen) müsse in dunkler Nacht bei drohender Wassergröße, und stürzte sich dann ihrem Mann und ihrem Kinde nach in die Wellen. Lange noch sah die betäubte Menge blutige Kreise von des Müllers gespaltenem Schädel das Wasser nieder=

---

*) Rest einer alten Erdburg.

**) Bei Lützelflüh.

ziehen, und neben ihnen hoch aufgestreckt die fluchende Hand der Müllerin.

Aber trotzig, würdig seines trotzigen Geschlechtes, ritt der Ritter heim, und trotzig gebärdete er sich je einen Tag wie den andern. Aber eine unsichtbare Gewalt schien den mächtigen Leib zu verzehren, er fiel alle Tage sichtbarlich zusammen, und ehe das Jahr um war, und der Flühluft (Föhn) wiederkam von den Bergen her, ward der trotzige Freiherr von Brandis begraben zu Lützelflüh. Dort liegt er, tief in der Kirche Chor, sein Grabmal sieht man nicht. Aber wenn der Flühluft über die Berge weht, wenn der Steigrad den schwarzen Streifen zeigt, wenn heiße Dünste wettern wollen in den Bergen, so regt es sich und stöhnt in des Ritters Grabe. Er muß auf, muß fassen mit seiner knöchernen Hand die schwere Streitart, muß in seinem eisernen Gewande die Emme auf und ab, die roten Augenbrauen flatternd im Nachtwinde. Wo er lockere Pfähle sieht, da muß er hämmern mit seiner Streitart, muß neue einschlagen, wo die Not es will, der Mensch sie nicht gewahrt; muß durch sein Hämmern, das schauerlich widerhallt an den Felsen durch die Nacht, die Anwohner warnen, zu wehren und zu wahren zu rechter Zeit der Emme Schwellen (Dämme) und ihr Eigentum; und muß dann stehen da, wo er den Müller erschlagen, bis er wittert Morgenluft, bis von der Mühle herauf der Hahn kräht, dann erst darf er wieder in seines Grabes Moder.

Die Familie schmerzte dieser Bann; um schwer Geld sollte ein kundig Mönchlein ihn lösen, denn der Glaube, daß mit Geld und Gewalt alles zu machen sei, hatte sie so trotzig gemacht. Der aber sprach nach langem Forschen: ‚Dieser Fluch löst sich nicht, bis die Emme zahm wird, bis sie keine Schwellen mehr braucht, bis kein Herr einen Müller drückt, bis kein Müller sich ob fremdem Mehl vergißt.‘

Da erschrak die Familie, verkaufte Haus und Hof und

verließ das Land; sie wollte den grauenvollen Ahnherrn nicht schwellen und hämmern hören von hohem Schloß in dunkler Nacht, an den Schwellen und Wehren ihrer Leibeigenen. Aber da bleiben mußte der Alte und schwellt fort und fort, denn wann wird wohl der Fluch sich lösen?"

So sprach der Bursche, der unterdessen mehr als einen Schoppen getrunken hatte, aber viel weitläufiger, als es hier zu lesen ist. Seinen Zuhörern war mancher kalte Schauer über die Haut gelaufen, aber doch gar wohlig war's ihnen ums Herz geworden, und die Schoppen, die sie bezahlten, zählten sie nicht. Wenn nur der Bursche die ganze Nacht durch erzählt hätte, die ganze Nacht durch hätten sie Schoppen bezahlt ungezählt. Aber er endigte, die Türe ging auf, und den alten Ritter glaubten sie zu sehen, die roten Augenbrauen flatternd im Nachtwinde; da ward ihnen gar schaurig zumut', und weit weg von der Türe floh jeder. Doch es war nur ein Postillion, der zu der zurückgebliebenen Post sehen wollte.

Da eilten sie nach Hause, aber manchem fröstelte es den Rücken auf, bis er heim war und den Kopf auf dem Hauptkissen hatte. Der Schlaf fehlte keinem, wohl aber allen schwamm bald das Bett in der Emme, bald kam die Bäurin auf dem Wägeli dahergefahren, bald ein ungeheurer Tannenbaum; oder er jagte Bären, fühlte des Ritters Handschuh im Gesicht, oder gar dessen Streitaxt auf seinem Schädel. Alle konnten schlafen in weichem Bette, keine Schuttstatt war ihr Bett, keinem war ein teures Haupt verloren gegangen, und wem kein Engel Gottes an der Haupteten (zu Häupten) wachten, dessen selbsteigene Schuld war es.

Am folgenden Morgen zeigte die Sonne ihr Antlitz nicht am Himmel, sie verbarg es hinter dichtem Wolkenschleier; sie wollte das Elend nicht sehen, welches der gestrige Tag gebracht, nicht sehen den Jammer aller Art, der zu=

tage trat in dem dreizehn bis vierzehn Stunden langen Tale, welches die Wasserflut durchtobt hatte. Dieses Tal, durch welches die Emme fließt, bis sie in die Aare sich mündet, also das eigentliche Emmental, ist eines der schönsten und lieblichsten im Schoße der Schweiz, und gar manches Kleinod des Landes erhebt sich auf den mäßigen Emmenhügeln und luegt (schaut) freundlich übers Land, oder steht keck auf der Emme abgewonnenem Schachen oder Moos-(Moor-)grunde und erntet in reicher Fülle da, wo ehedem die Emme Steine gesäet und Steine gewässert. Wer kennt nicht die üppige Wasservogtei im Solothurnergebiet mit ihren schönen Matten, dem fruchtbaren Ackerland, den herrlichen Bächen, den schönen Kirchtürmen, stattlich und stolz über den finstern Strohdächern, der Dörfer kotigem Wesen, dem lustigen aufgeräumten Völkchen, das vor lauter Aufgeräumtheit nicht immer alles sieht, was noch aufzuräumen wäre? An der Emme liegt Landshut, erniedrigt vom hohen Altisberg, wo es ehedem stund, auf niedern Felsen ins ebene Land, dem Rittertum eine fünfhundertjährige Vorbedeutung. Auf dem jenseitigen Ufer erheben zwei Türme sich aus der Bätterkinder reichem Dorfe. Der eine weiset nach dem Wirtshause mitten im Dorfe, wo bei beschränkter Aussicht es laut hergeht unter den vielen Leuten; der andere nach dem einsamen Kirchlein auf dem einsamen Hügel, wo endlich des Dorfes Bewohner lautlos schlafen um das Kirchlein herum, um sie eine der schönsten Ebenen der Schweiz. Begrenzt von niedern Bergen, hinter ihnen die hehren weißen Häupter, über allem weit und tief der unergründliche Himmel.

An die Emme stößt der Utzenstörfer großes Gebiet und ihr in weitem Gefilde liegendes, unendliches Dorf, in welchem der Fremdling alles findet, was er sucht (doch selten den rechten Weg), nicht nur Heu und Stroh, Eier und Tauben, sondern auch Gutes und Böses, den Sinn, das Herz zu schmücken und die Sucht nach eitelm Narrenwerk.

Auch Fraubrunnen läßt sein Moos (Moor) bis an die Emme gehen, und die Emme hörte deutlich der Gügler*) Fluchtgeschrei, aber auch das unglückliche Treffen Anno 1798, wo die in Schußweite unbedeckt vor einem Walde hirnlos aufgestellten Schweizer sich tapfer wehrten gegen die übermächtigen Franzosen, doch umsonst. Dort rannte ein hochgewachsenes Mädchen heldenmütig drei Franzosen an und fand, Pardon verschmähend, den Tod.**) Dort lief aber auch ein arm Manuli über Hals und Kopf davon, und, auf dem Moose über einen Maulwurfshügel stolpernd, rief es fallend aus: „Ach, meine armen Kinder!“ Es glaubte in seiner Herzensangst von einer Kugel zum Tode getroffen niedergeworfen zu sein.

Über die Emme hin auf Fraubrunnen nieder sieht das wohlbekannte Kirchberg, dessen Kirchturm schön und schlank weit umher gesehen wird in der reichen Gemeinde, ein Finger Gottes, aufgehoben den reichen Magnaten (Dorfgroßen) zur Erinnerung: von wem der Segen komme in Feld und Haus.

Wo Burgdorf liegt, oberhalb Kirchberg, weiß jedes Kind im Lande. Der Demant des Tales, erhebt es sich auf seinen Hügeln, das alte von Bern hartbedrängte, bezwungene, das neue Bern hartbedrängende, ihm übermächtig gewordene Burgdorf, Schloß und Kirche einander gegenüber, verbunden durch die dazwischen liegende Stadt, beide die Hüter der Stadt; das Schloß mahnend an einen freien, die Kirche aufrufend zu einem frommen Sinn. Der fromme Sinn hat das Bürgertum erhoben zu einem freien Sinn, der das Schloß, hoher Grafen hoher Sitz, in seine Hand gebracht. Freiheit und Frömmigkeit sind zwei Schwestern, die Wunder tun vereint; aber flieht die Frömmigkeit, besteht

---

*) Gügler, französisch-englische Söldner, die 1375 einen Einfall in die Schweiz machten, vgl. „Der letzte Thorberger“.

**) Vgl. „Elsi, die seltsame Magd“.

die Freiheit nicht, die holde Maid verwandelt sich in ein zottig grauenvoll Ungetüm. Ein Unfrommer ist ein Knecht, darum haßt er die Freiheit anderer; in die Fesseln, in denen er liegt, will er die andern schlingen. Möglich, daß er seine Sklaverei Freiheit heißt, daß er zu seinem Stroh Heu sagt, Schlitten seinem Schleiftrog (Radschuh). — Und was sollte die Burgdorfer hindern, fromm zu sein? Hat nicht der Herr sie mit einem Garten umgürtet wie ein Eden, und in diesem Garten Menschenwerke aufrichten lassen, die Zeugnis reden, daß der Mensch nicht bloß aus Staub geboren, sondern zu einem höhern Leben bestimmt sei? Hat er sie nicht umgürtet mit einem freien Lande, und was hilft dem Menschen frei sein, wenn er aus Staub für den Staub geboren ist? Was hilft frei werden dem Hund, dem das Fressen des Lebens Höchstes ist, und das Fressen aus des Herrn Hand das Kommodste? Was hilft frei werden ihm, der als Hund geboren ist, als Hund leben soll, als Hund sterben wird? Freiheit ist der Hunde Elend, ein Herr ihnen Notwendigkeit.

Wenn doch die Menschen alle die Augen auftäten und in den Garten Gottes schauten, statt nur in Bücher, besonders in weltsche (französische), es würde mancher mehr sehen, als er sieht.

Während in einem schönen, ziemlich ausgerundeten Emmenbecken mild und freundlich Oberburg und Hasle liegen, Oberburg mit seiner altertümlichen Kirche auf Felsengrund, Hasle mit seiner leichtgebauten, auf nicht viel ertragendem Moos(Moor-)boden, strecken Heimiswyl und Rüegsau aus tiefen Gräben (Talschluchten) hervor, Heimiswyl seinen Turm, Rüegsau sein Türmchen, schicken ihre Bäche der Emme zu, und bewachen auf hohen Bergen von mächtigen Höfen weg aus den hier beginnenden glitzernden Emmentalerhäusern, den appetitlichsten Bauernhäusern der Schweiz, vielleicht der ganzen Welt, der Emme Grillen. Mit sonnigen Augen, den Fuß spülend in der Emme Wellen, sieht Lützelflüh hin-

auf an die mächtigen Berge, woher die Emme kömmt, sieht nieder an den blauen Berg, wohin sie fließt, sieht frei und froh über gesegnetes Land weg hinüber nach dem schwesterlichen Rüederswyl, wo ein dunkler Berg frühe Schatten wirft, aber die Menschen nicht verfinstert, nur einen Vorhang zu ziehen sucht vor den Nesselgraben.

Nachdem der Rahnflüher goldenes Gelände die Emme in halbem Bogen umspannt, streckt der Klapperplatz an derselben lang sich hin, repräsentiert durch das Zollhaus, und jenseits liegt lustig auf sicherem Boden und sicher vor der Abendsonne Brand das alte Lauperswyl, mit prächtigen Kirchenfenstern weithin funkelnd.

Durch den fruchtbaren Langnauerboden, wo g'wirbige (gewerbsame) Leute wohnen, hervor, stürzt sich bei Emmenmatt die wilde Ilfis in die Emme, die dann, bei Schüpbach noch freundliche Blicke in die schönen Signauermatten sendend, ins enge Eggiwylertal hinauf sich beugt. Zwischen tannichten Hügeln oder Bergen strömend, bewässert sie manchen schönen Hof an der Berge Fuß; und wie gut vieles Land am Fuße der Berge ist, ahnet man nicht im unteren Lande, wissen es doch manchmal selbst die Besitzer nicht.

Heimelig steht im Winkel, wo der Röthenbach in die Emme sich mündet, Eggiwyl mit seinem kleinen Kirchlein am Talrande. Ein schmal, aber liebliches Tälchen hat der Röthenbach sich ausgegraben, und von allen Bergen mußte jeder Regenguß die beste Erde schwemmen in dasselbe, während fetter Mergel an vielen Stellen in der Tiefe liegt. Schöne Heimwesen, Sägen, Mühlen liegen in dem schönen Grunde, doch nach Röthenbach zu auch ärmliche Häuschen, deren Bewohner aber dort an der Sonne behaglicher leben, als viele Palastbewohner Schattseite. Das Tälchen schien so friedlich, daß weder Menschen noch Natur hier den Frieden stören, daß man Unfriede und Aufruhr hier nur träumen zu können schien.

Dieses schöne Tal, das zu unterst in ein Becken sich

mündet, worin vor grauen Jahren die Aare und die Emme ihre Gewässer, nach raschem Lauf vom Gebirge her, an der Sonne rasten ließen, das nach oben immer enger wird, in ungezählte Seitentäler hineinsieht und in Klüften und Felsenspalten hoch an den Bergen ausläuft, war's, welches so traurigen Anblick darbot. Oben im Tale bebte der Mensch vor den Taten der Wasser, der verwüstenden Gewalt der Natur; aber das Tal hinab trat aus der Menschheit heraus noch erschütternderes Elend zutage. Doch unmöglich ist's, das graue, grasse Bild jenes Montag Morgen auf irgend eine Weise lebendig andern Menschen vor die Augen zu zaubern, unmöglich, das lang gewundene Tal und die darin wimmelnden Menschen darzustellen in wahren Treuen. Der Anblick eines Schlachtfeldes, einer zerschossenen Stadt oder Festung, ist furchtbar und mannigfach, aber es sind alles Zerstörungen von Menschenhänden. In allem diesem liegt nur etwas Kleinliches, Unzusammenhängendes, Zufälliges; aber wo ein Element tobte, von oben angeregt, da ist in der Zerstörung eine großartige Einförmigkeit, ein Ungeheures, welches auszudrücken alle Buchstaben zu klein sind. Wer einen Schauplatz gesehen, wo die Elemente ungezähmt wüteten, wird ihn nie vergessen, aber auch nie darstellen können.

Es möchte jemand wähnen, gegen der großen Donau ungeheuren Ausbruch verschwinde der kleinen Emme kurzer Zornanfall. Er täuscht sich. Der Donau Anschwellen war Folge eines fatalen Stockens des Eises; der Emme Größe erzeugte ein schreckliches Gewitter, das mit Wasser und Feuer die Täler erfüllte, die Festen der Erde erschütterte. Der Donau Fluten waren unendlich größer, aber wilder war der Emme Strom. Menschen verschlang die Donau mehr als die Emme, aber fester als die Pester ihre Häuser hat Gott seine Berge gebaut, die Zuflucht der Talbewohner. Viel mehr Häuser begruben in Ungarn die Wellen, unendlich mehr Eigentum ging verloren als bei uns; aber Ungarn ist ein

weites Land und doch nur ein Teil des noch weitern Österreichs, da geht in der Masse der einzelne verloren, und ein großes Unglück wird klein in so weitem Lande. In einem kleinen Lande aber hat jede zerstörte Hütte Bedeutung, und die Gesamtheit sieht nicht nur den Schaden jedes einzelnen, sondern fühlt auch dessen Schaden. O, es ist gar heimelig in kleinem Lande, wo das Weh des einen Teiles das ganze Ländchen durchzittert! Im weiten Österreich legen einige Landes-, einige Handelsfürsten Hunderttausende in Konventionsmünze zusammen; im kleinen Ländchen steuert der Bruder dem Bruder sein Scherflein, wie er es eben hat, in verdächtigem Luzernergeld oder in schlechten Neuenburger Batzen, und die schlechten Batzen heilen den Schaden besser, als die Hunderttausende in Konventionsmünze. Und wenn ein armes Bäuerlein mehr geben würde als der Schultheiß oder der Landammann, was ja leicht möglich sein könnte, so wäre kein Metternich da, der das Bäuerlein des Hochmuts bezüchtigen, sondern vielleicht ein ehrlicher Schweizer, der dem Landammann oder Schultheiß Kargheit vorwerfen würde, denn man gibt hier eben nicht deswegen viel, um der Größte zu sein, sondern um dem Bruder am besten zu helfen.

Die alten treuen Hüter des Tales, die schützenden Berge, sahen traurig und düster in die Verwüstung nieder. Sie waren fest gestanden, die alten Berge, in der Wut der Wasser, aber furchtbar waren ihre Seiten zerrissen, sichtbar Stunden weit waren ihre tiefen Wunden. Sie werden vernarben diese Wunden, aber die Narben werden den Nachkommen noch lange reden von der Not am dreizehnten August 1837, wenn im Tale auch jede Spur derselben längst verschwunden ist. Freilich viel grausiger als die Berge sah am ersten Tage das Tal aus. Was in demselben abgelagert, was weggenommen worden, hatte es in eine lange Schutt- und Sandbank umgeschaffen, auf welcher Bäume zu Tausenden herum und übereinander lagen. Bald hatte der

Strom das Tal mit Geröll und Steinen übergossen, bald Schlamm und Sand aufgehäuft bis hoch an die Bäume, an die Häuser hinauf, bald aber Land und Straßen verschlungen, einen tiefen breiten Abgrund gerissen in den schönen Boden.

Auf diesem Felde der Verwüstung schwankten zerstreut menschliche Wohnungen, untergraben hier oder dort, bald eine Seite, bald den Hinter- oder Vorderteil hinaushängend in den Bergstrom, umlagert von Holz, Schlamm oder Steinen. Eingeschlagen waren die Fenster und aus ihren leeren Fensterlöchern sahen sie einen an wie erblindete Menschen aus leeren Augenhöhlen; und aus solchen Fensterlöchern ragten ungeheure Tannen heraus, wie vorzeiten nach wilder Schlacht Speere aus Menschenaugen. Die reinliche Nettigkeit der Stuben war verschwunden, grauer Schlamm füllte sie an, klebte rings an den Wänden; aufgespült war der Boden, hie und da guckte ein Hausgeräte, ein Bettstück aus der übelriechenden Masse, und verschüchterte Hühner stunden neugierig auf der Schwelle, drehten den Kopf bald links, bald rechts, und konnten gar nicht fassen, wo die Tischdrucke (Schubladen) hingekommen und die Menschen, die sonst rings sie umsaßen. Hie und da sah man ein Haus, das Front gemacht hatte gegen den Strom, fast unversehrt stehen und glänzen mit wohlerhaltenen Fenstern. Eine Baumgruppe vor dem Hause hatte es gerettet, den Strom gebrochen, den Sturm der Tanne gewehrt. Die treuen Bäume sahen traurig und zerschlagen aus, denn gar mannlich hatten sie fest gehalten und gestritten für die treue Hand, welche sie besorgt und gepflegt hatte in gesunden und kranken Tagen. Wie ein Held im Sturme des wildesten Kampfes mächtig und ungebeugt, wenn ringsum die Schwächern fallen, hielt oberhalb der Luchsmatt ein gewaltiger und schlanker Saarbaum (Pappel) einsam den tosenden Wogenschwall, ganzer Wälder Andrang, festen Fußes aus, und zeigte am folgenden Tage, wie hoch im Tale tags zuvor die Wellen schlugen, und

wird es noch den Enkeln erzählen, wenn er von seinen Wunden heil wird.

Keine Mühle klapperte mehr im Tale, keiner Säge Pochen hallte an den Bergen wider, auf keinem Baume zwitscherte ein lustig Vögelein, die Stille des Grabes lag schauerlich über dem verödeten Gelände. Nur hie und da, bei dämmerndem Morgen, spazierte eine Krähe über die Trümmer, wühlte eine Elster im Kote; aber die Krähe krähte nicht, selbst die Elster schwieg, wie vom Graus ergriffen.

Da erschienen nach und nach Gestalten der flüchtig Gewordenen zwischen den Trümmern. Lange, lange war den Armen die kurze Sommernacht geworden. Das Erlebte, das Verlorne, die Zukunft wälzten sich schwer über ihre Gemüter, unterbrachen alle Augenblicke den Schlummer, oder ängstigten ihn mit furchtbaren Traumgebilden. Aber mancher konnte, wollte nicht schlafen, wenn schon die freundlichen Bewohner der Berge ihr weichstes Bett ihm anboten. In der Angst der plötzlichen Flucht, wo keine Abrede möglich war, jedes von dem Orte aus, wo es in selbem Augenblicke stund, fliehen mußte, waren die Familen auseinander gekommen. Der gleichen Bergseite waren die Bewohner eines Hauses zugelaufen, aber nicht am gleichen Punkte sie erreichend, waren sie bald durch weite Gräben (Schluchten) getrennt und wußten nichts mehr voneinander. Der Mann wußte nicht, war seine Frau im nassen Grabe oder ihm zur Rechten oder zur Linken, die Mutter vermißte ihre Tochter, der kühnere Sohn war vielleicht auf einem Baume geblieben, und hatte erst, nachdem er den ganzen Graus gesehen, eine Zufluchtsstätte gesucht. Es waren am Sonntage viele ihrem Strich oder ihren Geschäften nachgegangen. Diese wußten nicht, wie es ihren Leuten gegangen, ihre Leute bangten, die Wasser möchten auf dem Wege die Wanderer übereilt haben; sie fanden sich an diesem Abend nicht wieder zusammen. Da nun war Jammer und Wehklage, und ferne blieb der

tröstende Schlaf. Man kann sich denken, wie mit dem ersten Morgenschein die Unglücklichen sich aufmachten und nicht warteten, bis das z'Morgenesse z'weg (zurecht) war, so dringlich ihre freundlichen Wirtsleute sie baten, nur einen Augenblick noch darauf zu warten, weil sie drunten doch nichts erhalten würden.

Wie sie geflohen waren am Abend, jedes nach seiner Kraft, so eilten sie jetzt am Morgen dem Tale wieder zu, jedes so schnell es mochte; und wo jedem zuerst der Anblick in die Tiefe ward, da wurzelte ein sein Fuß, die Hände rang er über dem Kopf zusammen, und ein namenloses Weh erfaßte ihn; dann riß er sich los, stürzte ins Tal, zu sehen, was ihm genommen worden, was geblieben sei.

Wie die Alten ihre zitternden Glieder anstrengten, wie der Stock zitterte in ihren schwachen Händen, den Rüstigen nachzukommen, wie dann der Husten sie überfiel, Herzklopfen sie stille stellte, wie ihre Seele vorwärts strebte, aus den Augen hervorzubrechen schien, den Voraneilenden nach, und wie der träge schlaffe Leib die Seele bannte, das war ein herzbrechend Luegen (Schaun).

Aber noch hinter diesen Alten, die vorwärts strebten und nicht vorwärts kamen, nicht einmal Atem fanden zu gegenseitigem Jammer, wankte eine jugendliche Gestalt, ohne Stock, aber mit gebrochener Kraft, auch sie hatte keinen Atem zum Gehen, keinen zu Worten, nur zum Weinen, und um auch den zu finden, mußte sie alle Augenblicke niedersitzen an des Weges Rand. Wie naß der Boden sei, merkte sie nicht. Es war ein Bäbi (Barbara), das einen Hans gar zu lieb hatte, dem nun die Angst das Herz zusammendrückte: ob Hans nicht treulos es verlassen würde, da es nichts mehr besitze als die Fetzlein an seinem Leibe.

Als Bäbeli so saß in nassem Jammer und im nassen Grase, da fragte es eine Stimme: „He, bist du's Bäbi, was hockisch (sitzest) da und tust so nötli (notvoll)?" Es war Hans

Aber Bäbi konnte ihm nicht antworten, es schluchzte, daß es ihn's über und über erschütterte. „Tu doch nicht so wüst," tröstete Hans, „d's Pläre (Weinen) trägt dir nichts ab, komm du gleich zu uns, wir haben dir z'werche (zu arbeiten) und z'esse, und verkünden können wir dann ja lassen, sobald es uns anständig ist." Da wohlete (ward wohl) es Bäbi auf einmal, seine Augen glänzten, die Beine wurden ihm wieder leicht, der Atem kam wieder zum Reden, es gab Hans die Hand und sagte: „Ih hah glaubt, du sygisch (seiest) o so ne wüste Hung (Hund) wie mänge Angere u laysch mih hocke (lassest mich sitzen), wil ih nüt (nicht) meh hah, u das het m'r fast welle (wollen) d's Herz abdrücke." „Du bisch geng (immer) e Göhl (Tropf)," sagte Hans, „wed (wenn du) selligs (solches) vo m'r glaubt hesch, warum hesch mih de yche glah (hineingelassen)?" „Zürn doch recht nüt," sagte Bäbi, „aber es macht's jetzt afe (einstweilen) gar Mänge e so, es isch gar e bösi Welt, es isch afe nüt meh d'r by z'sy (dabei zu sein)." Glücklich und leicht, Hand in Hand, zogen beide den andern nach, und man sah es Bäbi gar nicht an, daß es ihm übel ergangen.

Vereinzelt kamen die Unglücklichen herab zum Grabe ihrer Habe. Der Mann stund trostlos bei dem zerstörten Land, an dessen Verbesserung er Jahre lang gearbeitet hatte, bei dem untergrabenen, verschlammten Hause, das erst neu unterzogen (unterbaut) oder zurecht gemacht worden war; das Weib sah zu Türe und Fenster hinein nach ihrem Hausgeräte, dem Bette, das erst mit neuen Federn gefüllt, mit neuen Faßenen (Überzügen) geziert worden war. Der Anblick wollte ihnen fast das Herz zerreißen. Da hörte der Mann oder das Weib hinter sich ein: „Gottlob! daß du da bist!" — es war die Stimme des Vermißten. Und siehe, aus dem Herzen war schon der halbe Jammer gewichen, und ein Plätzchen war frei geworden für den Trost, daß es doch vielleicht nicht so gräßlich kommen werde, als man es sich

gedacht, daß Gott wohl noch alles zum besten leiten werde, da er ja bereits so Teures wiedergegeben, das man verloren geglaubt.

Andere stunden da, lautlos, zerschlagen, nur eines Gedankens voll. Gestern waren sie gesessen in diesem Hause, es war ganz gewesen, sie hatten Hausgerät gehabt, Vorräte, fruchtbringendes Land, muntere Kinder, sie waren da gesessen, waren aber nicht zufrieden gewesen, hatten gemurrt und geklagt über mancherlei, hatten geglaubt, der liebe Gott hätte allen gegeben, nur ihnen genommen, hatten das gering geschätzt, was sie empfangen, über das sich gehärmt, was sie nicht hatten, so hatten sie geredet gesunden Leibes, der zu essen und werchen (arbeiten) sattsam hatte. Mitten in diesem Grollen hatten die Wasser sie aufgejagt und in die Flucht — und jetzt, wie fanden sie ihr Besitztum wieder, als sie wieder kamen? Da gedachten sie der am gestrigen Tage geführten Reden. Ach in den Boden hinein hätten sie sinken mögen über derselben Vermessenheit; ach, wie gerne wären sie jetzt zufrieden gewesen mit ihrem geringen Zustande, wie gerne wollten sie jetzt Gott danken für seine Güte, wenn es noch wäre wie gestern! Aber er war dahin, dieser Zustand, den sie mit so undankbarem Herzen genossen hatten, und Gott hatte ihnen einen andern gegeben, um an demselben sie Dankbarkeit zu lehren, denn wer im Glücke sie nicht lernt, den unterrichtet Gott durch Unglück. Der verlorne Sohn war bei seinem Vater auch nicht zufrieden, erst als er mit den Schweinen ihre Träber teilte, wußte er, wie gut er es vorher bei seinem Vater gehabt. Tausenden von Menschen, denen der Geier der Unzufriedenheit, der Ungenügsamkeit am Herzen frißt, deren Mund beständig von Klagen überströmt, möchte ich dieses Beispiel vor Augen aufrichten und daran schreiben: Wer die Gegenwart unzufrieden verachtet, dem kommen selten Tage des Friedens, jeder kommende Tag macht den vergangenen gut, nimmt einen Teil des Glückes, das man nicht

geschätzt, bringt eine neue Last, an die man nicht gedacht, und wo das Leben eitel Jammer war, da ist das Ende der größte. Und an die Rückseite möchte ich schreiben: Aus dem Herzen kömmt nicht nur alles Böse, sondern auch alles Elend, für welches der Mensch keinen Trost bei Gott sucht, oder keinen bei ihm findet.

Am traurigsten aber gestaltete das Unglück sich, wo Unfriede unter der Familie war; hier gab man sich auch in der Not nicht freundliche Blicke. Gern hätte das eine das andere schuld gegeben an dem ganzen Ereignis, nun ärgerte man sich wenigstens durch gegenseitige Vorwürfe, daß nicht mehr gerettet worden; und neben dem Gram nistete sich der Groll noch tiefer in die Herzen hinein.

Wo aber Friede war in den Gemütern, Friede mit Gott und Friede untereinander, da fand sich auch der Mut wieder und das Vertrauen vielleicht noch am gleichen Tage, und der Sinn breitete sich in ihren Herzen aus, der zu dem Beten führt: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt." Aber man kann sich nicht vorstellen, wie schwer ein armes Weib hat, zu diesem Sinn zu kommen, ein armes Weib, das mit sechs Kindern z'Hus (daheim) war und jetzt mit blutendem Jammer das Stücklein Erdäpfel sucht, welches es im Frühjahr mit so saurem Schweiß bepflanzt hatte, das Stücklein, welches ihm alles in allem war, seine Kuh, seine Schweine, seine Metzg (Schlachten), sein Kornfeld, sein Kabisplätz (Kohlbeet), sein ganzer Wintertrost. In einem Stübchen wohnt es mit seinen Kindern, um den Hauszins dient oder taunet (tagelöhnert) der Mann, und wenig bleibt von seinem Lohn für die sogenannten Hauskosten; wenn er noch gehörig für die Kleider sorgen kann und für etwas Brot, so stellt er sich schon wacker.

Und so ein arm Weib, das Geld für die Haushaltung aus seiner Kunkel ziehen, die Kinder warten, speisen und lehren muß, das bei anbrechendem Tage hinaus muß, seinen

Erdäpfelplätz zu säubern, die Erdäpfel zu setzen, zu putzen, welches das ganze Jahr hindurch zu jedem Hämpfeli (Handvoll) Mist Sorge getragen hat, wie zu Zuckerbröcklene (= brocken), die Zeit dazu kaum seinem Rade, seiner Haushaltung abstehlen konnte, den ganzen Sommer durch rechnete, ob es wohl genug Erdäpfel erhalten werde und ob auch gute, denn sie sind ja sein alles in allem, Voressen, Bratis (Braten) und Dessert, — ach, so ein armes Weib, was muß das fühlen, wenn all sein Schweiß, seine Not umsonst war, wenn es seine sechs Kinder sieht und keine Erdäpfel!

Und so ein altes schitteres (gebrechliches) Mutterli, das nichts auf Erden mehr hat als ein Bett, ein Rad, sieben Bohnenstauden, sechs Kabislöcher (Kohllöcher) und zwanzig Zeilen (Reihen) Erdäpfel, dem die Gemeinde den Hauszins zahlt, wie muß dem sein, wenn es vor seinem nahen Tode sein Bett, sein Rad, seine Plätzchen verliert; sein Bett war sein Trost, sein Rad der einzige Freund, die Plätzlein sein Brotkorb, seine Freude, wenn es diese alle verliert, und nun gar nichts mehr hat auf Erden, wie muß wohl dem armen Mutterli sein ums Herz? Kann sich wohl eine junge Frau mit Rosen im Gesichte, Gold um den Hals, Seide am Leibe und ringsum die Hülle und Fülle, vorstellen, wie es ihr wäre, wenn Rosen, Gold und Seide verschwunden, sie nichts mehr hätte, als um einen schittern Leib einen bösen Kittel (Oberrock), ein Bett, ein Rad, sieben Bohnenstauden, sechs Kabislöcher und zwanzig kurze Zeilen Erdäpfel, und wie ihr dann wäre, wenn noch Bett, Rad, Plätzlein dahingingen? Die junge Frau kann vielleicht dunkel ahnen, wie ihr wäre, wenn Rosen, Gold und Seide schwänden, aber das zweite vermag sie nicht zu fühlen. Sie meint vielleicht, wenn sie nichts mehr hätte als ein Bett, ein Rad und sechs Kabislöcher, so wäre ihr dieser Verlust gleichgültig und würde mit dem andern gehen. Sie irrt, die junge Frau, das kann sie nicht fassen, wie lieb man am Ende das

gewinnt, was man einzig noch besitzt — wohl ihr, wenn sie es nie erfassen muß!

So stund Gruppe um Gruppe im wüsten Tale, ratlos, mutlos die ersten Stunden. So ungeheuer schien die Verwüstung, so maßlos der Schade, daß niemand zur Arbeit Mut faßte, weil niemand durch Arbeit dem Greuel zu Boden zu kommen hoffte, kein Ende, keinen Nutzen der Arbeit sah. Es waren furchtbare Stunden, und die Sonne schien nicht ins Tal, darum sah es noch grauenvoller in demselben aus, darum waren noch mutloser die Menschen, denn Unendliches vermag die Sonne über die Erde und über die Gemüter, und die, welche am meisten an der Sonne sind, kennen den letzten Teil ihrer Macht am wenigsten.

Von Eggiwyl das Tal nieder sah es ebenfalls traurig und verschlammt aus. Häuser waren beschädigt, Pflanzungen verdorben und mühsam errungenes Vermögen, die Frucht vieljähriger Arbeit, hart mitgenommen in der Holzmatt. Seltener sah man hier das Land mit Steinen überführt, sah Steine meist nur da, wo kein Holz, Unterholz und Stämmiges, auf und hinter den Schwellen (Dämmen) stund, an welchem der Stoß der Emme sich brach. Wo sie ungehindert floß, in Zug kommen konnte, da riß sie Steine hinein; wo aber Holz die Strömung hemmte, schwebte sie nur und ließ bloß Sand fallen und Schlamm. Lebholz (lebendiges Holz) an der Emme und besonders auf den Wehren, wo dessen Wurzeln die stärksten Bänder werden, ist der beste Schutz; wo kein Holz ist, da taugen auch die sonst so nützlichen Teutsche (Dämme) wenig, denn in die Länge vermöchten sie den ungebrochenen Anprall nicht auszuhalten.

Da oben waren freilich keine Teutsche, wie unten im Lande, da oben lebte man vertraulicher mit der Emme, oder traute mehr auf Gott, ich weiß nicht welches von beiden. Aber die Emme mißbrauchte furchtbar das leichtsinnige Vertrauen, und Gott zeigte, daß man auf ihn nicht trauen dürfe,

wo der Mensch sich selbsten helfen kann. Nun werden die Menschen wohl klug werden und Tentsche bauen; in frechem Mutwillen hat ihnen die Emme selbst das Material dazu freigebig geliefert.

Auch hier sah man Gruppen jammern und Verlornes suchen; sah sie die Stellen suchen, wo ihr Korn gestanden, und wo aus dem Schlamme hie und da eine Ähre trübselig mit versandeten Augen aufblickte, sah sie an Zäunen und an Bäumen weggeschwemmtes Korn suchen, sah sie dort zusammenlesen Flachs und Hanf, die auf der Spreite weggespült worden.

Flachs und Hanf, so mühselig gepflanzt, so sehnsüchtig erwartet, um ein Zinslein daraus zu berichtigen, um aus Kuder (Lein geringster Qualität) und Knöpfen (Hanf geringer Qualität) Leintücher machen zu lassen am Platz der alten verlöcherten, wo bald der Mann der Frau, bald die Frau dem Mann des Morgens helfen mußte, die in die Löcher geratenen Beine ohne Schaden für die Tücher ins Freie zu bringen; Korn, auf das man sich so gefreut hatte, um doch einmal selbst in die Mühle geben, einmal selbst backen, einmal aus eigenem Mehl einen Weißbrei machen zu können an einem Sonntage, nun war das meiste verschwunden oder verdorben.

Wohl las man zusammen, was man an Hägen (Zäunen) und Bäumen fand, riß aus dem Schlamm, was man konnte, oder schnitt bloß die Ähren ab, wusch mühselig in Bächen und Brunnen Korn und Hafer, Hanf und Flachs, aber bei aller unendlichen Mühe trug es doch wenig ab. Was so ein arm Mannli fühlen mochte, während es am Bache sein verdorbenes Korn wusch? Der Ertrag eines Jahres verloren, verloren alle gehabte Mühe und Arbeit, neue Arbeit, neue Mühen vor Augen, nur um später mit Mühe wieder säen zu können; ob auch ernten? das eben frug es mit bitterem Gemüte. Das arme Mannli hatte jahrelang bös gehabt, hatte am letzten Neujahr keinen Wein gehabt über Tisch, seit

langem, langem keinen Schoppen getrunken, um einige Neutaler zu erübrigen, weil es sein Stallwerk neu mußte machen lassen, wenn es nicht einfallen, sein Kühlein nicht erfrieren sollte. Oder es wollte einige Kronen abzahlen, die es in der teuren Zeit hatte aufnehmen müssen und seither noch nicht erschwingen konnte. Oder es sollte Bodenzinse und Zehnten abkaufen helfen, und entlehnte nicht gerne Geld dazu auf wucherischen Zins. Dafür hatte es geraggeret (gerackert) und gedarbt, und jetzt alles dahin, und es zurückgeschlagen für viele Jahre, vielleicht für sein ganzes Leben! Wie mühselig geht es einem solchen Mannli nicht, bis es zum nötigen Kreuzer kömmt, geschweige denn zu einem übrigen, wie beengt ist ihm sein Weg dazu? Es muß ihn herausschlagen aus magerm Lande, dessen Verbesserung ihm über Verstand und Kräfte geht, auf zufälligen Nebenverdienst kann es nicht rechnen, ist abhängig von jeglichem Wetter, ist ausgesetzt einer Menge Unglück und Mißgeschick, — sein Kuhli ist sterblich, seine Ziege vergänglich.

Wer will es dem armen Mannli verargen, wenn ihm weh ward am Bache, das Weinen ihm im Herzen kochte, der Mut ausgehen wollte, die Kraft mit dem Zweifel zu ringen begann, ob denn auch ein Gott für ihn's im Himmel wohne? Ein Herr hat schwer es zu fassen, was solche Striche durch die Rechnung für ein arm Mannli sind. Wenn einem Herrn ein Zins nicht eingeht zur Stunde, so wird er unwirsch und redet von bösen Zeiten und Abzwacken in der Haushaltung; und wenn ein Apotheker- oder Doktorkonto über sein Budget hinausgeht, so gibt er eine Mahlzeit, eine Soiree weniger, kauft sich keine neue Kalesche. Wird ein Kaufmann mit einer Spekulation hart geschlagen, wieviele neue Hoffnungen zu neuen Spekulationen breiten sich nicht vor ihm aus? Er versagt sich deswegen keine Ausfahrt, keine Badefahrt, höchstens unterschreibt er zu irgend einem wohltätigen Zweck einige Franken weniger. Sie wissen nicht, wie diesem armen Mannli

zumute ist. Es ist vielleicht eine einzige Art von Herren, die das Mannli in etwas begreifen können. Die stehen freilich nicht am Bache, schmutziges Korn zu waschen, aber sie sitzen am Bureau und erlesen Kontos (Rechnungen), rechnen zusammen, rechnen wieder zusammen, aber wie sie auch rechnen mögen, sie sind in diesem Jahre wieder ärmer, der unbezahlten Kontos mehr geworden; wieder ein Kapital ist aufgezehrt, wieder die Einnahme kleiner und die Ausgaben wollen nicht abnehmen, wollen kein Ende nehmen. Ein solcher Herr sieht, daß in diesem Jahre es wieder mehr zurückgegangen als im vorigen, er sinnet, wo das wohl hinaus solle? Der arme Herr sieht keinen Ausweg. Sie leben bereits so schlecht als möglich; wenn es niemand sieht, nehmen sie für acht Personen zweiundeinhalb Pfund Rindfleisch und einhalb Schöppli vierbatzige Nidle (Rahm) per Mal. Aber Aufwand vor der Welt müssen sie doch machen um der Kinder willen; der Frau darf die Toilette nicht geschmälert, verständiger kann sie nicht gemacht werden, und auch er hat nicht die Kraft, sich dieses oder jenes zu versagen. Es fühlt der arme Herr, wie er tiefer und tiefer rutscht einem bösen Ausgang zu. Er kann sich nicht zurückhalten, so wenig als ein Bube den fliegenden Schlitten an der mit Eis belegten Schütte (Rinne, Abhang bei Bern); da macht er es wie der Bube, er macht die Augen zu. Er tut das Bureau zu, zieht den unbezahlten Rock an, stäubt noch einige Stäubchen sorgfältig mit dem Finger weg und geht in die große Sozietät*) zu einer Partie Whist, oder zum Distelzwang**) etwas Solideres zu essen, als er zu Hause findet.

Trübselige Mannleni sah man das ganze Tal hinab, so weit die Emme übergelaufen war, und wüst und grau sah es aus durch die Schächen und an den Rändern der Emme.

---

*) Klublokal in Bern.
**) Wirtschaft in Bern.

Und doch wimmelte es von frühem Morgen an wieder so lustig durch die Schächen an den Rändern der Emme, auf dem Bette der Emme selbst und bei den Brücken. Von den Höhen aus allen Winkeln stoben Leute, die Holz witterten an der Emme, Leute, die Holz witterten wie Raben das Aas. Sie hatten nichts verloren oder Unbedeutendes, darum waren sie so lustig bei der Arbeit. Sie gedachten nicht an die Unglücklichen oben im Tale, sie gedachten nur an das Glück, soviel Holz umsonst zu erhalten, soviel Geld zu Branntwein zu ersparen. Und diesen Branntwein begannen sie zu trinken, Flasche um Flasche sich zutragen zu lassen und Gesundheit zu machen auf das viele Holz, das gute Geschick.

Unter ihnen freilich waren auch Leute, die diesen Sinn nicht hatten, die arbeiteten, um Brücken freizumachen, das gewonnene Holz als Lohn ihrer Mühe betrachteten und später die milde Hand gegen die Unglücklichen auftaten. Es arbeiteten auch Leute, die gar kein Holz wollten, sondern nur, um der Emme freie Bahn zu machen, weiteres Unglück zu verhüten; aber diese beiden Arten waren in weit geringerer Zahl.

Ungeheure Holzhaufen waren überall aufgestaucht, Tannen lagen umher wie Kieselsteine, und darauf stürzte die Menge sich. Es wimmelte auf und an der Emme, wie in einem Bienenkorbe, der stoßen will. Aber sie trugen das Holz nicht zusammen, wie fleißige Bienen den Honig, die neidlos um die Blumen lustig surren, friedlich in die Blumen sich teilen und in den Korb es ablegen zu allgemeinem Gebrauch. Soviel des Holzes auch war, so hätte doch jeder alleine alles mögen. Wer kennt nicht die Fabel von jenem Hunde, der mit einem Stück gestohlenen Fleisches im Maul über einen Steg ging und unten im Wasser sein eigen Bild erblickte mit dem Fleisch im Maul, wie er nun das Fleisch fallen ließ, ins Wasser sprang, um seinem Bilde das Fleisch zu entreißen, weil er nicht dulden mochte, daß ein anderer auch Fleisch habe, oder weil er dessen Stück größer glaubte als

das seine. So waltete giftiger Neid zwischen den Wimmelnden, keiner gönnte dem andern auch nur ein kleines Stück, geschweige denn ein größeres, jeder suchte das Beste für sich und glaubte doch sich übervorteilt. Die Beschädigten meinten, ihnen gehöre das Holz, die Unbeschädigten gehe es nichts an. Die Unbeschädigten, Hergelaufenen, die größere Menge meinte dagegen, sie hätte das nächste Recht dazu, sie erhielte bei diesem ganzen Unglück nichts als Holz, während, wenn alle Überschwemmten entschädigt würden wie an einem gewissen Ort, wohin bei geringem Schaden wahrscheinlich die erste und reichlichste Steuer gekommen (Spaßvögel meinten, die dasige Bittschrift müßte schon am Abend vor der Überschwemmung gemacht worden sein): so hätten die Beschädigten großen Profit, sie rühmten sich ja selbsten dessen, und um diesen Preis würde sie (die Menge) sich recht gern alle Jahr ein paarmal überschwemmen lassen.

Ja in vielen wohnte der teuflische Sinn, der über jedes Unglück, aus dem sie den kleinsten Nutzen ziehen, sich freut, dessen Wiederholung alle Tage sich wünscht, unbekümmert um die, welche dabei zugrunde gehen. So wie Beschädigte und Unbeschädigte sich giftig ansahen, so machten die Armen auch nicht süße Augen denen, die vermöglich waren und doch Holz sammelten. Der mangelte es nicht, hieß es, aber er ist der wüstest Hung (Hund), er gönnt armen Leuten nichts, man sollte solche bei den Beinen aufhängen, die nie genug sehen, aber das wird ihm kein Glück bringen, er wird hoffentlich nichtsdestomehr haben, so redeten sie. Der Neid zwang sie endlich zu gemeinsamem Arbeiten, und bei diesem Arbeiten tranken sie Branntwein und waren so preußisch (aufbrausend, rechthäberisch), stolz und bösmäulig, daß, wer durch sie hinging, nicht nur keinen Dank auf einen Gruß erhielt, sondern froh sein mußte, wenn er ungeneckt von ihnen wegkam. Jeder Bettelbub streckte seinen Kopf bolzgrad auf und machte der ganzen Welt ein trotzig Gesicht. Hintendrein klagten dann

alle bitterlich, daß ihre Ausbeute die Mühe nicht gelohnt, daß sie allein mehr geschafft hätten, daß die Obern den besten Teil vorweggenommen, wurden gar noch böse über die Eggiwyler und Röthenbacher, daß sie für die Emme nicht mehr Holz zweg (zurecht) gehabt hätten. Und doch sammelte mancher zwei bis drei Klafter und beklagte sich noch bitterlich. Und wo waren alle die, die für den ganzen Winter mit Holz sich versehen hatten, als es eine Steuer galt für die Zugrundegerichteten? Welche gaben? Wieviele hatten keinen Kreuzer für sie, sie waren freilich arm, aber das Unglück hatte ihnen doch für Franken Holz zugeworfen. Ach, es gibt Leute, mit denen man Mitleid haben sollte, und es fast gar nicht kann, Leute, die meinen, sie seien nur da um zu fordern, zu nehmen, unverschämt zu sein; andere Leute seien nur da für sie, wie die Kirschbäume für die Spatzen; die aber selbst für niemanden da sind, sich aller Menschenpflichten enthoben glauben, die höchstens einem Saufbruder sechs Kreuzer leihen für einen Schoppen Branntewein. Das sind meist Leute ärmerer Art, doch nicht alle; o nein, auch Reiche haben Kieselsteine in der Brust statt Menschenherzen. Gab es nicht auch solche, die mit eigenen Rossen das erbeutete Holz zum eigenen Hause führen konnten, und welche wirklich die Ärmeren vom Holzsammeln ganz ausgeschlossen wissen wollten, aus dem Grunde, daß sie auch nicht schwellten (dämmten); oder welche das gesammelte Holz gerne auf die Rechtsamenen (Gerechtsamen) verteilt hätten?

Gab es nicht einen, der schon nach der ersten Überschwemmung, am verhängnisvollen Sonntagmorgen, während dem Gottesdienst, von armen Leuten in seinem Schachen gesammeltes, zugeschwemmtes Holz zu seinem Hause führen ließ, wahrscheinlich, um seine mit Wedelen (Reisigwellen) verpallisadierten Fenster noch besser zu verschlagen? Und dieser Mann besitzt Hunderttausende und Wälder, aus denen er für mehrere Tausende Holz schlagen lassen könnte, zum größten Vorteil

des Waldes; rings um sein Haus läßt er Scheiterbygen unten abfaulen, und für etwas Gutes hat er nie einen Kreuzer, traut nie einem Menschen, nicht einmal unseres Herrgotts schöner Sonne, sonst würde er sie doch in seine Stube gucken lassen. Er behauptete, das Recht dazu zu haben, weil die Emme ihn geschädigt habe und nicht die armen Leute. Und hätte ihm die Emme noch hundert Fuder mehr sogenannten Sand, der aber mit Mergel an den meisten Orten reich geschwängert ist, auf sein schattig Moos (Moor) getragen, wo er sich nicht satt wässern kann, weil ihn das Wasser reut, das er nicht aufreiset (=leitet), so hätte er noch lange keinen Schaden, sondern großen Nutzen gehabt. Und hätte er wirklich großen Schaden gehabt, so hätte er nicht am Schweiße armer Leute sich erholen, sondern bedenken sollen, daß es Gott der Herr sei, der ihm eine Mahnung gegeben habe: daß wem viel gegeben worden, von dem viel gefordert werden werde. Und wenn der Herr dein Gott Rechnung von dir fordert über das anvertraute Gut, was willst du antworten, Mann?

Doch es gab noch andere, die höher stehen, die einsehen sollten, daß ihre Existenz von der Achtung, in welcher sie bei dem Publikum stehen, abhange, die das Strandrecht auf die unverschämteste Weise in Anspruch nahmen, die Arbeiter bezahlten und tränkten, um Holz ans Land zu bringen und Holz aller Art zu zerstückeln, zu verstümmeln.

Diesem Zerstückeln von Bauholz trat endlich ein Verbôt entgegen, wirkte aber nicht schnell genug. Ach du mein Gott, wer führt denn eigentlich die Befehle der Regierung aus? Wenn ich sie wäre, ich würde extra Belohnungen aussetzen für alle die, welche mir zu Willen wären und an die Hand gingen. Hintendrein kam ein anderer Befehl, daß alles aufgefischte Holz zum Besten der Beschädigten verkauft werden solle. Und wie wurde jetzt dieser Befehl ausgeführt? Wie suchte man an Orten dieses Holz auf, und wer suchte

es auf? Ich bin wieder überzeugt, die Herren von Roll werden aus extra Gründen besser bedient. Ach, wenn ehrliche Leute im eigenen Hause so sicher wären, als jenes aufgefischte Holz vor den Häusern, und Bettler auf den Straßen, sie wären glücklich. Welche unverschämte Rechnungen wurden nicht für das Herausziehen und Führen dieses Holzes eingegeben! Die Ortschaften und Gemeinden, die dieses taten, und ihre Rechnungen verdienten billigermaßen bekannt gemacht zu werden, und besonders die Ortschaften, die reich entschädigt wurden, viel Holz vermeukt (beiseitegebracht) hatten und für das wenige Holz, welches sie zur Hand stellten, unverschämterweise eine Rechnung machten, welche den Wert des Holzes überstieg.

Wahrhaftig, man muß wenig Ehre im Leibe haben, um so handeln zu können, und sich ganz des Grundsatzes tröften: Wer unverschämt ist, der lebt deſt bas (desto besser). Und wenn man solche Menschen bei jeder Gelegenheit öffentlich stempelte, besserte es nicht? Und wenn Beamtete mit dem nötigen Ernst, mit gehöriger Schärfe statt Schwäche, Hand ob hielten (als die Stärkeren) besserte es wieder nicht?

Es heißt, und wenn es wahr ist, so ist es merkwürdig, dieser Befehl sei auch auf die Gemeinden Eggiwyl und Röthenbach ausgedehnt worden, diese hätten sich aber widersetzt, und mit Recht. Sie wollten nicht das eigene Holz (denn wem war es weggenommen worden, als ihnen?) verkaufen lassen, um den Erlös mit allen Schächleren (Schachenbewohnern), denen die Emme kein Holz genommen, aber viel gebracht, trotz dem Befehl, zu teilen. Und wie unbillig wäre es gewesen gegen die Besitzer der Klasse, die keine Entschädnis erhielt, denen es vielleicht das meiste Holz genommen und die das auf ihrem Lande liegende hätten verkaufen müssen lassen für andere, die entschädigt wurden bei weit kleinerem Schaden?

Durch die Holzfischer eilten die Holzhändler, die Trämel

(Balken) gehabt bei den geschädigten oder weggerissenen Sägen, oder Flöße an der Emme, und suchten das verlorene Holz auf. Jeder wollte sein Holz kennen und zeichnete das erkannte an mit seinem Zeichen; und solcher Zeichen fand man viere von vier verschiedenen Holzhändlern an einem einzigen Trämel. Es wollte halt keiner zu kurz kommen.

So ging es Emme auf und ab, als ob Banden hungriger Irländer in unser Land eingebrochen wären, das bei ihnen übliche Strandrecht geltend zu machen. O, es waren gräßliche Gegensätze zwischen den betrübten Geschädigten und den so gierig Haschenden. Während die Überschwemmten ihre Hütte jammernd reinigten, machten Unbeschädigte jubelnd Beute. Betäubter ward der Menschenfreund am ersten Tage in dem Tosen der Emme, aber betrübter am zweiten Tage, als die Menschen losbrachen in ihrer tierischen Gier.

Aber wenn der Menschenfreund sein Angesicht verbergen will, so trittet ihm wieder das Aufrichtende entgegen; wenn das Häßliche im Menschengeschlecht am grellsten sich darstellt, so taucht gegenüber seine Herrlichkeit leuchtend auf; wenn die Schuld, die den Menschen vor Gott verwerflich macht, am gewaltigsten hervorbricht, so stellt sich ihr entgegen eine reine versöhnende Tat, die das Bewußtsein uns erhält, daß denn doch noch etwas Göttliches in uns sei trotz allen widrigen Erscheinungen.

Bei Kirchberg war man mit dem Freimachen der Brücke beschäftigt. Man war so erschreckt, daß nun alle Abende ein Anlauf der Wasser erwartet wurde, man suchte daher in der größten Eile das hemmende Holz wegzuschaffen. In die trübe und noch nicht kleine Emme fiel ein Knabe und wurde fortgerissen. Die Gefahr, in welcher ein Menschenleben schwebte, durchzuckte wie ein elektrischer Schlag fünf wackere Männer, daß sie vergaßen jede Benklichkeit, jede Bedächtlichkeit, sich selbst, und über sie kam einer der göttlichen Augenblicke, ein Augenblick, in dem der Mensch aus sich heraus-

trittet und zum Boten Gottes wird. Lebendig ward der Emme der Knabe entrissen, aber einer der fünfe, Jakob Zingg, geachtet und Vater, verlor das eingesetzte Leben, und Waisen wurden seine Kinder. Er ward ein Opfer seiner Menschenliebe, aber war er nicht auch ein sühnend Opfer, das er Gott und Menschen für seine irrenden Brüder brachte, die aller Liebe vergaßen; ein Opfer, den Bitten zum Siegel: Vergebet, so wird euch vergeben! Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun!?

Die Kunde von dem fürchterlichen Gewitter und der Emme Wüten durchflog das Land, und die Schrecken des Augenblicks mit der Größe des Schadens, den grausen Anblick des Tales mit gänzlicher Zerstörung verwechselnd, redete man von zugrunde gegangenen Millionen, und je weiter vom Tale, desto größer wurde der Millionen Zahl. Der Wunsch, den Schauplatz des Unglücks zu sehen, drängte sich Tausenden auf, und wenn man sagt, Tausende führten ihn aus, sagt man nicht zuviel. Dieser Wunsch drängte sich den mittleren und besonders den unteren Ständen auf, und sie führten ihn aus. Die obern Stände sind Sklaven der Mode, sie spazieren und reisen nach dem Zuge der Mode. Ein neues Naturereignis kömmt nicht alsobald in die Mode und ehe es darein kömmt, ist sein Charakter verwischt, doch gibt es auch Ausnahmen, wie z. B. Goldau.*)

Um solche Ereignisse aufzufassen, braucht es ein offenes Gemüt, einen gesunden Sinn; auf den Anblick desselben kann man sich in keinem Handbuche vorbereiten, darum getrauen sich viele nicht hin. Goldau steht aber in jedem Handbuch, darum wandern dort die meisten Wanderer. Zudem ist man in höhern Ständen zu vornehm, um neugierig zu sein, zu gleichgültig für alles, was außer den eigenen Kreisen liegt, zu bequem für einen beschwerlichen Tag.

*) 1806 durch einen Bergsturz verschüttet.

Möglich auch, daß es Menschen gibt, die nicht gerne dahin gehen, wo eine überirdische Macht so Ungeheures vollbracht. Ein dunkles Gefühl sagt ihnen, daß in der Nähe Gottes jede irdische Größe verschwinde und zwischen dem Bettler und dem Kaiser kein Unterschied mehr sei, und welcher Unterschied dann zwischen irgend einem Knecht und irgend einem Schreiber, meinethalben Gemein- oder Staats- oder Kompagnieschreiber?

Es gibt ja Menschen, die nicht dahin zu bringen sind, wo sie nicht allein reden können, oder wo nichts von ihnen geredet wird, sondern vielleicht nur von Gott. Menschen, die um ihre teure Person eine solche Blase von Dünkel aufgetrieben haben, daß sie sich unendlich groß vorkommen und möglicherweise andern auch. Begreiflich wagen sich solche nicht in ein so enges Tal, an dessen schroffen Seiten die teure Blase zerspringen könnte, sie verstummen müßten. Sie gehen nicht dahin, wo Gott so nahe war, müßten sie doch da zusammenschrumpfen wie Käfer an der Sonne; sie fühlen es doch, daß Gott einen nicht für das nimmt, für was er sich selbst ausgibt, oder was der Schneider aus ihm gemacht. Solche Kreatürchen fliehen Gott oder leugnen ihn gar.

Es gibt aber auch eine Menge Menschen, und besonders in der sogenannten ungebildeten Klasse, denen die Aufregung ihrer Gefühle wahre Wonne, eigentliche Wollust ist, und wenn sie zur tiefsten Demütigung führen sollte. Ein Instinkt läßt sie die hohe Bedeutung ihrer Gefühle ahnen, und daß ein kindlich Gemüt sehe und vermöge, was dem Verstand der Verständigen unsichtbar, unmöglich bleibt. Zur Aufregung ihrer Gefühle haben sie keine künstlichen Anstalten, wo der Grad der Erwärmung am Thermometer haarscharf abgemessen wird; Gott sorgt ihnen aber für lauter natürliche, und zu denen drängen sie sich: zu Krankenbetten, Leichenbegängnissen, Brandstätten, Naturereignissen überhaupt; ja ich glaube, das Strömen zu Hinrichtungen sei bei sehr vielen eine Folge dieses

Instinktes. Wenn nur diese Gefühle nicht Nebel blieben, nicht zu Rauchwolken würden, sondern zu Hebeln des Lebens sich gestalteten! Der ist ein Herr der Menschen, der diese Gefühle zu erregen, bis zur Begeisterung zu steigern und dann, mit kundiger, sicherer Hand sie meisternd, in Taten zu verwandeln weiß. Aber ein niederträchtiger Schuft, ein verachtungswürdiger Pinsel ist, wer diese Erregbarkeit mißbraucht zu eitlem Spiel, zu eigner Ehre, zu selbstischen, sündigen Zwecken. Ach und solcher Schufte oder Pinsel, die es täten, wenn sie es könnten, ist voll die Welt!

Aber am Sonntag den 20. August sah man solche Pinsel nicht in dem unglücklichen Tale, oder nur verstummte; da redete Gott selbst zu den geöffneten Herzen. Eine feierliche Stimmung hatte eine große Menge Menschen ergriffen weit umher und schwebte die ganze Woche durch über ihren Gemütern. Früh am Sonntag machten sie sich auf, und immer feierlicher ward ihnen ums Herz, je näher sie dem Schauplatz der Taten Gottes kamen. Es ward ihnen im Gemüte wie manchmal, wenn sie in verhängnisvollen Augenblicken des Lebens, mit ergriffener Seele, im Klang der Glocken, ein hehres Gotteshaus betraten, in welchem volltönend die Orgel rauschte. Und wie zu einem berühmten Gotteshaus an heiligem Feste, wallfahrteten von allen Seiten her Menschenmassen und drängten sich ins Tal.

Diesmal war die Sonne über dem unglücklichen Gelände heiter aufgegangen, sie freute sich, den andächtigen Seelen zu beleuchten das Walten des Allmächtigen und dem Allmächtigen zu zeigen die andächtige Menge. Wie mit heiligem Schauer wehte es die Besuchenden an. Mit leisem, bebendem Schritt wandelten sie dem Brennpunkte der Zerstörung entgegen, und hemmten in tiefem Staunen ihn oft; es verstummte das Schwatzen, und nur in einzelne Ausrufungen brach ihre Ehrfurcht aus. Ein kindlicher Glaube kam über sie, und keine Zweifel an das Wunderwürdigste,

was die betäubten Bewohner ihnen erzählten, selbst es glaubend, stiegen in ihnen auf; daß große Kommoden und Schränke zu kleinen Türen und Fenstern herausgeschwommen, wurde mit dem gläubigsten Vertrauen angenommen und weitererzählt. Wo die Verwüstung am gewaltigsten hervortrat, stunden die Wanderer in tiefer Ehrfurcht still wie an Altären Gottes und beugten in tiefer Ehrfurcht ihre Herzen vor des Herrn unendlicher Macht.

Die andächtige Menge sammelte sich in und um die beiden Kirchlein im obern Tale, und offene Ohren und offene Herzen fanden die Worte der Diener Gottes; aber eigentlich war das ganze Tal ein Gotteshaus geworden, eine heilige Kirche, jeder Wandelnde ein Beter und jeder Beter unaussprechlicher Seufzer voll. Es zog der Mann mit dem Weibe, die Braut mit dem Bräutigam, der Schatz mit dem Schätzchen, der Spaßvogel mit seinen Kumpanen, aber im Gefühl ihrer Niedrigkeit in der Nähe Gottes waren alle anderen Gedanken untergegangen, der Spaß vertrocknet, das Lachen verstummt, und alles eins geworden im Bewußtsein, Staub zu sein in des großen Herrn Hand.

Es war ein heißer Tag, der Wein Bedürfnis geworden, aber seine sonstige Gewalt hatte er nicht; er weckte weder Scherz noch Streit, vertrieb die Andacht nicht. Niemand vergaß den heiligen Boden, auf dem er wandelte.

Die Scharen wogten feierlich, wie Welle auf Welle, das Tal auf und nieder, unübersehbar, ungezählt. Wahrlich, die Herzen des Volks sind noch nicht flach und hart getreten, sind noch für die schönsten Gefühle empfänglich; aber leider verflüchtigen sich diese gar zu gerne in luftigen Dunst, werden nicht genährt und groß gezogen, um als Taten die Herzen zu verlassen.

Aber wie im menschlichen Leben mitten in das Leid die Freude trittet, mitten in die Freude das Leid, so sprudelt oft in den tiefen Ernst hinein das Lächerliche, und umgekehrt.

Hier erschien auf einmal mitten in der andächtigen Menge ein Engländer, über seinen glotzenden Augen den bekannten Strohhut, und in den bekannten Armlöchern der Weste die glacierten Daumen. Woher er kam, und wohin er ging, ist bereits zur Sage geworden, denn nach den einen soll er das Tal hinauf, nach andern hinabgegangen sein. Er erschien in Röthenbach, wollte zu Fuß nicht weiter und verlangte nun in schwer zu beschreibender Sprache Transportmittel für seinen teuren Leib. Schwer war ihm begreiflich zu machen, daß man weder fahren noch reiten könne.

Nun forderte er eine Sänfte; verdutzt sah man einander an, aber man besann sich lange nicht, was das eigentlich sei. Endlich fiel es jemandem ein, aber was half das, da man in Röthenbach keine Sänfte hatte. Aber der Engländer wollte getragen sein, möge nun eine Sänfte da sein oder nicht. Die Leute waren zum Glück nicht auf den Kopf gefallen, sie stellten sich vor, jeder Sessel, auf dem man jemanden trage, werde zum Tragsessel, also zur Sänfte. Sie dachten an einen alten Lehn- oder Nachtstuhl und zogen den aus seinem Winkel hervor; sie rissen von einem Mistbückli (Jauchefaß) die Stangen weg und befestigten sie mit guten Seilen an den Nachtstuhl.

Um diese Anstalten versammelte sich eine bedeutende Menge, vergaß die Andacht, ergötzte sich an dem eigentümlichen Wesen des Engländers. Lachen war auf allen Gesichtern, und Witzworte flogen hin und her, reichlich und lustig. Er aber stund mitten in der lachenden, spottenden Menge mit den Daumen in den Armlöchern da, echt lordmäßig, stumpf oder erhaben; daß die gemeine Menge über ihn lache, daß er ihnen vorkomme wie den Spatzen ein Kauz am Tage, was kümmerte ihn das? O so ein Engländer hat es in seiner Erhabenheit unendlich weiter gebracht, als alle unsere vornehmen Söhnchen zusammengenommen; die begehren auf wie Rohrspatzen und Frösche im Teiche, wo so ein Engländer

unbewegt bleibt wie ein Gott über den Kreaturen. Endlich unter großem Jubel setzte er sich mit hängenden Beinen und verschränkten Armen in den alten Sessel. Von zwei handfesten Burschen aufgehoben, von spaßtreibenden Scharen begleitet, begann er die Reise, und der Spott zog hinter ihm drein, kam auf allen Gesichtern ihm entgegen. Er aber blieb unbewegt, versuchte nur zuweilen seine ihm schwer werdenden Beine in eine andere Lage zu bringen, und teilte hie und da ein Geldstück aus. Er verschwand, wie er kam, man weiß nicht mehr recht, wohin, aber hinter ihm blieb das Gerücht, er hätte gesagt, er verreise jetzt nach England, und wolle es dort seinem Vetter sagen, wie übel es ihnen hier ergangen, und der müsse ihnen dann eine Million schicken; und diese Million wird noch heutzutage und in allem Ernst erwartet.

War er verschwunden, so verschwand mit seinem Anblick auch der Scherz, und stiller Ernst begleitete die Besuchenden bis in ihre Heimat. Mit dem Verschwinden des erschütternden Anblicks des Tales trat an die Stelle der Ehrfurcht und Demut die Teilnahme und das Mitleid mit den unglücklichen Beschädigten. Nicht satt wurde man im Erzählen, wie übel es dem und diesem ergangen, wie Gräßliches diese und jene hätten ausstehen müssen. Ihre Teilnahme verbreiteten sie wie Missionärs über das ganze Land, und die meisten derer, welche zu geben und zu helfen gewohnt sind — und bei uns zu Lande ist diese Klasse weit größer als in Fürstenländern, sie geht von oben herab bis zum Tauner (Tagelöhner) — griffen an ihre Säcke und durchstöberten Spycher (Speicher) und Schnitzröge (Truhen, in denen Schnitz, gedörrtes Obst aufbewahrt wird). — Freilich gibt es auch eine Klasse, die nie gibt. Diese beginnt auch weit oben, geht aber dann hinab bis auf die Hefe der Menschheit. Da ist's, wo mancher Hochgeborne, der für nichts Gefühl hat, als für das Steigen und Fallen der Staatspapiere, oder etwas von Trüffeln, und mancher Hochgewordene, der

gerne viel vertut und ungern etwas bezahlt, am ungernsten Ehrenschulden, Bruderherz sagen sollte zum schmutzigsten Saukerl, der zu allem fähig ist, nur zu keiner Wohltat. Viele warteten nicht, zu geben, bis auf den angesetzten Tag des Sammelns, der von uns gerne auf den angesetzten Bettag gesetzt wird, im Glauben: der Christ, der bei einem milden Gott Versöhnung suche, wisse wohl, daß nur ein mildes Herz sie finden könne. Und als der Tag kam, fielen die Gaben reichlich und willig, sogar im Bistum*) etwas, heißt es. Es ist sehr schön von den Brüdern da hinten, daß sie uns auch andere Lebenszeichen geben, als die Sucht zu regenteln, zu despöteln und uns ehrliche Altberner über das Kübli zu lüpfen (über den Löffel zu barbieren). Es gab mancher reichlich, der selbst beschädigt worden war; man gab reichlich ohne Unterschied der Farben; Schwarze und Weiße (Konservative und Radikale), getrennt durch Ansichten, wurden vereint durch Mitgefühl. Es wollte allerdings hie und da der Grundsatz auftauchen, Aug' um Aug', Zahn um Zahn, und Stimmen wurden laut, Torheit sei's, den nach allem Bernergut, Stadt- und Partikulargut lüsternen Bauern, die mit Gewalt oder Agentenkniffen ihrer Lust den Weg zu bahnen suchten, noch freiwillige Gaben auf das Land hinaus zu werfen; bei denen sollten sie jetzt Hilfe suchen, die stets so große Worte schwallsweis hätten fürs Volk, und mit Anweisungen auf fremdes Gut so freigebig wären, und mit hohlen Versprechungen so verschwenderisch, so schändlich und schäbig aber, wo es gelte, einen Kreuzer aus dem eigenen Sack zu geben.

Aber diese verdüsterten Stimmen verhallten an dem echt republikanischen Sinn, der Meinungsverschiedenheit in einer Republik als notwendig anerkennt; an dem klugen Sinn, der wohl weiß, daß Härte keine Versöhnung bringt; an dem schlauen

*) Das ehemalige Bistum Basel, im Jura, katholisch, jetzt bernisch.

Sinn, der die Laster nicht annimmt, die seinen Gegner verhaßt machen; an dem billigen Sinn, der Augen hat für die Fehler auf beiden Seiten; an dem christlichen Sinn, der den armen Verwundeten nicht frägt, ob er ein Jude sei oder ein Samariter, ehe er Balsam schüttet in geschlagene Wunden.

Wo Politik nicht trennte, nicht verhärtete, da tat es sogenannte Religion. Du lieber Gott, was mag das für eine Religion sein, die Unglücklichen Hilfe versagt, weil sie wohl den gleichen Gott anbeten, aber nicht mit den gleichen Gebärden, mit dem gleichen Augenspiel! Schon lange wußte man, daß viele sogenannte Fromme kein Herz hätten, keine Hand öffneten für christliche Zwecke, wenn man diese nicht mit ihren Farben übertünche; aber daß man Hungernde nicht speisen, Nackte nicht kleiden wolle, weil sie nicht von „üse Lüte" seien, und daß Lehrer diese Lehre öffentlich predigten, das wußte man nicht. Und jetzt weiß man nicht, auf welches Evangelium sich diese Menschen stützen. Menschen, habt ihr des Herrn Worte? Der Buchstabe töte, sagt ihr. Habt ihr denn den Geist dessen, der für seine Feinde betete? O Menschen, bedenkt, aus den Werken erkennt man den inwohnenden Geist; im Segnen oder Fluchen auch gibt er sich kund! O Menschen, bedenkt, von welchem Geiste seid ihr besessen!

Über sechzigtausend Franken flossen zusammen im Ländchen, über sechs Franken per Kopf. Will Österreich seinen Ungaren in gleichem Maße steuern freiwillig, ohne die Hilfe des Staates zu rechnen, so muß es über fünf Millionen zusammenlegen. Wo viele geben, wird die Summe leicht größer, als wo wenige viel geben; und wo der Mensch frei und leicht atmet, da nur hat er Lust und Mut zum tätigen Mitgefühl.

Zur Verteilung dieser Steuer wurde ein Grundsatz aufgesucht, sorgfältig beraten, und folgenden fand man:

Wer reich war und blieb, erhielt keinen Anteil an der Steuer; wer empfindlich geschädigt wurde, aber Vermögen behielt, zwei Zehntel seines Schadens; wer fast alles verlor,

mit Mühe sich erhielt, drei Zehntel; die, welche ohne Vermögen waren, denen vielleicht der weggenommene Raub ihr einziges Besitztum war, fünf Zehntel. Bei Aufstellung dieses Grundsatzes dachte man sich in den Willen der Geber, die ganz sicher einem reichen Mann, der vielleicht reicher war und reicher blieb als sie, nichts gesteuert hätten, sondern den Bedürftigen, und auch diesen nach dem Maße ihres Bedürfnisses oder ihres Elends, dem ganz Entblößten mehr, als dem nur hart Geschädigten. Und der, dem die Steuern zur Austeilung anvertraut worden waren, hatte volles Recht, eine Norm aufzustellen, und die gerechteste war sicher die, daß er soviel möglich nach dem Willen der Geber sich richtete.

Über den Grundsatz waren einige unzufrieden, sie hatten unrecht. Dem armen G'husmann (Mietsmann), der seinen Zins geben mußte und alle seine Pflanzungen verlor, dem Schuldenbürli(=bäuerlein), dem der ganze Ertrag seines kleinen Heimwesens vernichtet worden, ging es sicher tiefer ins Leben, als dem, der Tausende verlor, aber doppelt soviel Tausende behielt, oder dem reichen Bergbesitzer, der nur einige Kühe weniger sömmern, oder selbst auch, wenn er fortan nur Schafe statt Kühe auf seine Alp treiben kann. Und doch gibt es Arme, die klagen, die Reichen erhielten alles, und sie nichts. Allerdings erhalten Besitzer, die um die Hälfte ihres Eigentums geschädigt worden, vielleicht tausend Franken verloren und fünfhundert Franken behielten, mehr als der, welcher nur ein klein Stücklein Land bepflanzt hatte, und alles darauf verlor; aber ist's nicht recht so? Doch wer will dieses Leuten, die nie fassen konnten, daß zweimal zwei vier sei, begreiflich machen?

Eine größere Unzufriedenheit noch entstund über die Schatzungen des Schadens in den verschiedenen Gemeinden. Gar viele hielten alle Schatzungen für zu hoch, nur die ihre zu niedrig. Eine Schatzung, welche man am Morgen nach der Überschwemmung machte, vielleicht noch mit der Laterne,

mußte natürlich ganz anders ausfallen, als eine andere, die Tage oder Wochen später vorgenommen worden. Daß später Schätzer an einigen Orten in die Schatzung einen bleibenden Schaden einrechneten, während andere Schätzer nur den verlornen Raub anschlugen, weil sie glaubten, das Land selbst hätte eher gewonnen, als verloren, konnte nicht vermieden werden.

An einigen Orten nahm man die Schätzer aus den Gemeinden, weil ihnen der vorige Zustand am besten bekannt war; denen wirft man Parteilichkeit vor. An andern Orten wurden sie aus fremden Gemeinden genommen, damit man ihnen nicht Parteilichkeit vorwerfen könne, die nun beschuldigt man, daß sie das, was sie geschätzt, nicht gekannt hätten, indem ihnen der frühere Zustand nicht bekannt gewesen sei.

So findet der Unzufriedene Stoff zu Klagen, man mag es machen, wie man will. Vielleicht wäre eine unparteiische Revision aller Schatzungen nicht übel gewesen; aber wer hätte sie mit Sachkenntnis machen wollen der ganzen Emme nach?

Die Austeilung der Steuer begann so schnell als möglich, und wenn es schon manchem lange zu gehen schien, so bedachte er nicht, daß an andern Orten in ähnlichen Fällen es noch weit länger ging, daß hier doch nicht, wie an andern Orten in ähnlichen Fällen, Korn, Schnitze, Erdäpfel schmählich verdarben bei solcher Zögerung, ohne einem Menschen zugut zu kommen, und daß für viele diese Zögerung eine große Wohltat war, denn sonst hätten sie längst alles gebraucht, schon für den Maien nichts mehr gehabt, geschweige denn für den langen Brachet (Brachmonat [Juni]), der vor der Türe ist.

Daß die Austeilung eine treue ist, daran zweifeln nur Mißtreue, und es behaupten z. B. nur Niederträchtige, es kämen geschenkte Hammen (Schinken) vor der Austeilung abhanden. Wer wird wohl die Million müssen gestohlen haben, die nicht kömmt aus England? Wird sie vielleicht ein ehrlicher Polizeier (Polizeidiener) in seiner Ledertäsche verkräzt

(verschleppt) haben müssen? Wenn schon ein solcher, den die Gemeinde in allem Wind und Wetter herumpostet (=sendet) und ihm seine Kutte (Rock) nie plätzen (flicken) läßt, in Versuchung käme, etwas für einen ganzen Rock beiseite zu schaffen, z. B. eben die Million aus England, so würde den armen Schelmen sicher niemand deshalb hängen wollen.

Wie Regen auf vertrocknetes Land flossen die Steuern aller Art in die bedürftige Talschaft, taten wirklich unsäglich wohl, hielten die Leute aufrecht, hielten ferne dringende Not, und mildtätige Gläubiger machten mit Warten und Schenken ihren Schuldnern neuen Mut. Aber wie die Steuern den Leib erquickten, ihn nährten, gesund erhielten, so sollten sie auch das Herz erwärmen zur Dankbarkeit, es begeistern, die empfangenen Zeichen der Liebe an Gott und Menschen zu vergelten mit Liebe und Treue. Sie sollten allen schreiben ins Herz hinein, der Herr, der den Wassern ihre Kammern geöffnet zur Wohltätigkeit, dieser Herr habe damit auch ihre Herzen öffnen wollen der Erkenntnis, daß er der Herr sei, nehmen und geben könne nach seinem Wohlgefallen, daß er der Herr bleiben, die Kammern seiner Herrlichkeit öffnen werde, je nachdem die Geprüften ihm ihre Herzen aufgetan, ihn kindlich aufgenommen in dieselben, und kindlich seinem Walten sich ergeben.

Wo die erhaltenen Gaben aufgenommen werden mit Freude und Dank, da tun sie nicht nur dem Leibe wohl, sondern gereichen auch der Seele zur Seligkeit; wo sie aber ein ungenügsames Herz finden, Neid und Mißgunst, da bringen sie den Unsegen ins Haus, und in die Seele hinein neue Schuld.

Eine süße Sache wird bitter im Munde, wenn gallicht die Zunge belegt ist; so erzeugt die schönste Gabe in sündigen, verbitterten, eigensüchtigen Herzen nicht reine Freude, nicht lautern Dank, sondern ganze Heeresscharen von bittern, sündigen Gefühlen, und diese Gefühle brechen dann aus in

Vorwürfe aller Art, in harte Worte gegen Geber und Mitbeschenkte. Es gibt wahrhaftig nichts, das wohltätige Menschen schwerer prüft und sie dringlicher vom Geben abschreckt, als die Art und Weise, wie bei großen Unglücksfällen reich gespendete Steuern empfangen, besprochen, gebraucht werden. Solche Steuern fallen oft wie eine wahre Hadersaat unter die Besteuerten, und die Geber hören nicht sowohl Dank für das Empfangene, als Klagen über das, was die Besteuerten zu wenig erhalten, mehr Äußerungen des Mißvergnügens als der Freude; ja manchmal scheint es den Leuten kaum der Mühe sich zu lohnen, die Geschenke abzunehmen; und am Ende wird gar nicht, oder erst nach Jahren Bericht gegeben, ob man die Geschenke habe verfaulen lassen, ob sie verteilt worden, oder sonst abhanden gekommen seien. So eine ehrliche Frau, wenn sie tief in Seckel und Schnitztrog greift, ergötzt sich wohl in Gedanken, wie die armen Leute luegen (schauen) würden, wenn ihre Gabe komme, wie sie mit tränenden Augen den Wagen umstehen, Gott und der Geberin mit gerührtem Herzen danken, und jede herausgehobene Gabe aufs neue preisen und loben würden.

Hie und da mag ihr Traum in Erfüllung gehen, aber wenn sie andere Male sehen könnte, wie die Leute sich zanken um den Wagen herum, wie sie nur darin eins sind, die Gaben auszuführen (zu schelten), wie man sie fast nicht abnehmen mag, und doch keins dem andern seinen Teil gönnt, und wie leichtsinnig man damit umgeht, es würde der guten Frau ein andermal sicher eine schwere Überwindung kosten, ebenso tief in Seckel und Schnitztrog zu greifen.

Für den eigentlichen Menschenfreund ist es wahrhaftig ein erschütternder Anblick, zu sehen, was die Herzen von Unglücklichen gebären, nicht sowohl in der Stunde des Unglücks, als wenn die Hilfe kömmt von guten Leuten. Es ist da, als ob der Bodensatz jedes Herzens aufgerührt würde und Zeugnis ablegen müßte auch über das innere Elend. Ich

will nicht näher das traurige Tun bezeichnen, nicht mit einzelnen Zügen es belegen, nicht sagen, daß es gerade jetzt in Eggiwyl und Röthenbach so zugehe, aber bei dieser Gelegenheit möchte ich den Beschädigten aller Art und aller Orten dringend zu Gemüte führen, daß sie ja doch ihre Herzen bewahren möchten vor Neid, Ungenügsamkeit, Mißtrauen, Selbstsucht, Unredlichkeit. Denn wo diese zutage treten, verurteilen sie nicht nur die Herzen und bringen den Unsegen über die Gaben, sondern sie töten bei vielen das Mitleid, oder es bildet sich wenigstens das Urteil, daß die Begabten keine Gabe verdient hätten. Ich kenne einen verunglückten Ort, wo das wüste Betragen der Leute am Betrage der Steuern mehrere tausend Franken schadete, und die meisten Geber reuig wurden, daß sie die milde Hand aufgetan.

Unglückliche hätten doch so dringende Ursachen, ihre Herzen zu bewahren, denn der Herr, der ein Unglück gesendet, kann ein zweites zum ersten fügen, kann seine Blitze schleudern alle Tage, kann seine Wasserkammern öffnen zu jeder Stunde, und wie würde ihnen dann sein, wenn ihr Streit und widerwärtig Hadergeschrei der Geber Herzen verschlossen hätte, milde Hände sich ihnen nicht mehr öffnen wollten?

Von ganzem Herzen sollte jeder dem Herrn danken, fröhlich sein über seine Gabe und sich freuen über die Gabe seines Nächsten. Was der eine erhalten, was der andere, beides kömmt aus des Herrn Hand; er hat es geordnet, wieviel, nicht mehr, nicht weniger, jeder erhalten solle. Darum sollte niemand mit Neid sich versündigen gegen den Herrn. Und wenn bei weitem die Steuer den Verlust nicht deckt, den Erwartungen nicht entspricht, warum das Murren und Klagen? Wer ist schuld an zu hochgespannten Erwartungen? Betrachte man doch nicht das Verlorne, sondern das Empfangene, das niemand schuldig war zu geben, bedenke, wie einem wäre, wenn man gar nichts erhalten hätte, worüber man niemandem mit Recht Vorwürfe machen könnte, dann erst kann man dank-

bar werden, kann sich freuen über seinen Gott, der uns nicht vergessen, freuen über die Geber alle zu Stadt und Land, die um Gottes und der Liebe willen soviel gegeben, freuen, daß der Nachbar nicht vergessen worden in seiner Not.

Dann wäre Segen in jeder Gabe, und in jedem Herzen duftete ein köstliches Blümelein als köstlicher Weihrauch dem Herrn, das Blümelein der Liebe, und aus ihm wüchse die goldene Frucht der Treue, der Treue in guten und bösen Tagen durchs ganze Leben bis in den Tod. Dann würde erfüllt an den Bedrängten die Verheißung, daß allen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen, Geben und Nehmen, Unglücklichsein und Unglücklichen helfen.

Alles tut der Herr, damit jede Schickung an den Seelen gedeihe, zu ihrer Läuterung diene, und der Mensch hat Ohren und höret nicht, Augen und siehet nicht, und sein Verstand will nicht fassen des Herrn lebendige Predigt.

Traurig, grausig sah im letzten Herbst das Tal aus, alle Tage schien es düsterer zu werden, so wie die Tage trüber wurden; eine Wüste schien es vielen, zu ewiger Unfruchtbarkeit verdammt, und sie hoben die Hände jammernd auf und frugen Gott, wo sie nun Speise pflanzen, Nahrung suchen sollten, da der Boden, zum Pflanzen der Nahrung ihren Vätern gegeben, verwüstet sei?

Schweigend antwortete der Herr auf diesen Jammer. Er deckte mit Schnee die Erde, das ganze Tal der Verwüstung zu, damit auch es schweige und sein Anblick nicht fort und fort jammernd rede zu den Talbewohnern, und sie sich sammeln möchten, um mit besonnenem Mut ihre Kräfte walten zu lassen, wenn zur Arbeit die Sonne rufe.

Aber wie unter dem Schnee hervor im Winter die Tiere des Waldes ihre Nahrung scharren, so gibt es Menschen, die auch unter dem Schnee hervor Nahrung kratzen für ihr mißvergnügtes Herz, das keine andere Arbeit kennt, keine andere Lust, als Klage ausströmen zu lassen gegen Gott und Men=

schen. Ein feuerspeiender Berg ruht doch noch zuzeiten, seine Feuerströme verglühen, selbst das Grollen in seinem Schoße schweigt; ein stolzes Herz aber schweigt nimmer, seine Ausbrüche strömen fort und fort; selbst wenn die Emme austrocknet in den heißen Sommern, stocken diese nicht; selbst wenn Fluß und See zusammenfrieren in hartem Winterfrost, bleibt flüssig der Klagestrom mißvergnügter Herzen. Was doch wohl für Materie sein mag in einem solchen Herzen?

Doch hat sicher auch manches Herz den Winter durch sein Gleichgewicht wiedergefunden; hat Mut gefunden und Zutrauen zu der Zukunft, hat den Glauben neu gefaßt, daß Gott nur den verlasse, der sich selbst verläßt.

Lange schwieg der Herr, lange ließ er bedeckt die Erde, lange Zeit, Mut und Glauben zu fassen, gab er den Menschen.

Endlich zog er die Decke weg, hauchte neue Kräfte der Sonne ein und redet nun laut und immer lauter von Tag zu Tag. Es knospen die Bäume, lustiges Grün drängt sich allenthalben aus Schlamm und Sand hervor; und wo eine fleißige Hand dem Schlamm oder Sand Samen anvertraute, da steigt zutage eine üppige Saat.

Wohl sind noch wüste Stellen im Tale, sind tiefe Furchen an den Bergen, die einen werden nie, die andern lange nicht vergehen, aber bald wird der größte Teil des Tales neu geboren sein, wunderbarlich, wird aller Welt verkünden, wie groß des Herrn Werke seien und wie herrlich über der Erde seine Güte, wie seine Allmacht Nacht in Tag verwandle und wüste Zerstörung in helle Pracht.

Ein Tor möchte sagen, die gepriesene Weisheit und Güte komme ihm vor wie mutwilliges Kinderspiel, das auch zerstöre, um wieder von vornen beginnen zu können. Der arme Tor kennt Gottes Walten nicht, weiß nicht, daß in der Zerstörung immer der Keim einer herrlicheren Schöpfung liegt, daß alles, was Gott schaffet, sichtbarlich ein Spiegel des Unsichtbaren ist, ein Spiegel dessen, was vorgeht in des Men-

schen Seele, dessen, was vorgehen sollte in derselben. Der gute Gott findet es nötig, selbst zu predigen und durch seine eigene Predigt selig zu machen, die daran glauben. Er redet leise, meist im Säuseln des Windes, aber er redet auch gewaltig, harte Ohren aufzusprengen. Und wenn er laut redet über Berg und Tal, dann zittern Berg und Tal, und das blasse Menschenkind schweigt in tiefem Schauer, es weiß, wer redet. Und wenn des Herrn Predigt Berge gespalten, Täler verschüttet, Menschenglück und -arbeit zerstört hat durch feurige Blitze, durch der Wasser Gewalt, so hat der Herr dem Menschen gezeigt seine Majestät und die Haltlosigkeit dessen, was am festesten scheint auf der Erde, und mit den empörten Wassern macht er ihm verständlich empörte Leidenschaften, und daß sie es seien, die Häuser brechen, Leben töten, Länder verzehren.

Und wenn der Herr jetzt redet im Frühlingswehen, im grünen Grase, das dem Schlamm entsprießt, in den Blüten der Bäume auf dem Schuttfelde, so ruft er auf zu frohem Mut, zu heiterer Hoffnung, die in tiefster Nacht nie an dem kommenden Tag verzagt, so will er weisen auf versandete, verschlammte, versteinerte Herzen, will sagen: daß es auch da grünen und blühen sollte und könnte; daß, wie graus, wie hoffnungslos ein Herz aussehen möge beim ersten Anblick, bei dem Herrn alle Dinge möglich seien; wie mit des Herrn Hilfe der Mensch das trostlos scheinende Tal wieder blühend machen werde und reich, so könne und solle jeder Mensch, so unfruchtbar und versteinert er auch scheinen möge, neu geboren werden zum Grünen und Blühen, zum Fruchtbringen in Liebe und Treue.

Es klingt im Frühlingswehen die Verheißung, wie lieblich das Tal sich gestalte im warmen Hauche des Herrn, wie schauerlich es gewesen nach der Wasser wildem Wüten, so schauerlich sei anzusehen das von Leidenschaften zerrissene, so unfruchtbar das mit sündigen Gelüsten überschlammte Herz,

so lieblich werde es aber allgemach auch in diesem zerrissenen und überschlammten Herzen, wenn des Herrn Lüfte wehen, seine Sonne leuchtet in diese Herzen, und in diesen Herzen die alles vermögende, gebärende Kraft hervorrufe, die Liebe. Da rege sich dann das Gute und Schöne, baue und treibe auf dem verödeten Boden himmlische Pflanzen und Blumen, deren Duft nicht vergeht, deren Grün nicht verwelkt, die keine Wasserflut wegspült, die dann aus dem Leben in den Himmel wachsen und dort Kronen werden allen, die hier treulich bauen und säen, aber nicht nur Weizen und Korn auf ihres Ackers Boden, sondern auch des Herrn mündlich und schriftlich Wort auf ihres Herzens Grund.

So, ihr Emmentaler, predigt euch der Herr mit selbsteigenem Munde. Tut eure Ohren auf und hört des Herrn Predigt, erkennet sein gütig Leiten, die Wunder seiner Allmacht im Tale; verstehet ihn aber auch, den Herrn, der durch das Sichtbare erwecken, beleben, beseligen will eure unsichtbaren Seelen. Bauet und säet munter, unverdrossen in den Schoß des neubelebten Bodens, freuet euch, wie die Saat gedeiht in des Allmächtigen Segen; aber dieses Sichtbare sei euch nur der Spiegel, in dem ihr erblickt das Unsichtbare, wie an den Herzen Arbeit not tue, wie auch da bei dem Mutigen, Unverdrossenen der Segen des Herrn sei, und auf dem wüstesten Herzensboden herrlich gedeihen könne, was mit des Herrn Hilfe gesäet wird. So werden dann euer Tal und eure Herzen wetteifernd grünen und blühen zur Ehre des Herrn, herrlicher von Jahr zu Jahr, und jede wüst gebliebene Stelle im Tale und in den Herzen ist nur ein neuer Sporn zu neuer Arbeit, ein neuer Trieb, die Hilfe des Herrn zu suchen und mit dieser Hilfe zu bauen und zu säen auf irdischen und geistigen Boden. Ein glückliches Leben geht dann über dem Tale auf, das kein Donner erschüttert, keine Lawine begräbt, keine Emme zerstört; jedes Herz wird zum blühenden Baum, und zwischen den Herzen klemmt nichts

mehr trennend sich ein, sondern eins sind alle im Wetteifer, zu säen und zu bauen dem Herrn zu Lob und Ehre; und von oben nieder senkt dann die unsichtbare Himmelsleiter ins Tal sich nieder, auf der alle Tage alle Herzen in den Himmel steigen, bis sie der Vater reif erfindet für den Himmel und sie behält in seinem Schoße. So wird zum Heil, was man mit blutigen Tränen empfangen, wird zum Born der wahren Kraft, was zuerst eine Quelle von Not und Verzweiflung schien.

Nun gilt aber des Herrn Predigt nicht den Talbewohnern allein, sein Wehen säuselt um alle versandeten, verschlammten Herzen. Wie der Donner seiner Stimme in den Tagen des Augusts Tausende aufrief und Tausende versammelte im unglücklichen Tale, über sie ergoß das Gefühl ihrer Ohnmacht und seiner Allmacht, daß sie ihre Herzen beugten in unaussprechlicher Ehrfurcht und zitternd baten, daß er sie nicht zertreten möchte; so ladet er nun wieder jeden ein mit lauen Lüften, warmen Sonnenstrahlen, zu kommen und zu schauen, wie lebengebend er sei, wie er aus dem Graus der Verwüstung hervorriefe neues Grün, neue Blumen, Früchte verheißend, und immer reichere und schönere, je weniger der Mensch Mut und Vertrauen verloren, damit jeglichem der Glaube aufgehe, daß auch auf seines Herzens Boden es grünen und blühen könne, wenn er ihn ausbreite der Sonne des Herrn und mit Glauben und Vertrauen zu pflanzen versuche auf demselben.

So kommt denn und höret auf des Herrn Frühlingsrede und empfanget mit ihr in öden Boden den Samen, der zur Seligkeit reifet. Und könnt ihr nicht kommen, so schauet eure Matten, eure Bäume, wie reich und wunderschön des Herrn Frühlingswehen sie gemacht, und lasset dann das gleiche Wehen auch an eure Herzen dringen, daß auch da ein neues Leben auferblühe, ein unvergängliches, wunderliebliches, wunderkräftiges Leben. Schauet jeden Tag, jetzt und wenn die Sonne höher steigt, und wenn sie wieder tiefer sinket rings um euch,

erkennet, was der Herr tut, höret, was er predigt, dem Leibe zum Heil, der Seele zur Seligkeit. „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Ausdehnung verkündet seiner Hände Werk, und je ein Tag nach dem andern quillet heraus mit seiner Rede, und je eine Nacht nach der andern zeiget Weisheit an. Sie haben zwar keine Rede und keine Worte, doch wird ohne diese ihre Stimme gehört. Ihre Schrift gehet aus in alle Lande, und ihre Rede an das Ende des Erdkreises." Würden so unsere Augen den Herrn schauen, so würden auch unsere Grundsätze des Herrn voll, dann würde jeder Ort, den unser Fuß betrittet, zur Kirche, jeder Tag zum heiligen Fest, das ganze Land zum großen Gotteshaus, gläubiger Beter voll, horchend auf die Stimme des Herrn. Dann würde aber auch eines jeden Leben ein Loblied auf den Allerhöchsten, jedes Herz ein Dankaltar, und jeder Mund würde beten aus Herzensgrund: Herr, wie du willst, und was du gibst, ist unserer Seelen Seligkeit. Und die Engel des Herrn, die Freude, die nie verglüht, der Friede, der über allen Verstand geht, die Freiheit, die keine irdische Gewalt erzwingt, der Glaube, der Berge versetzt, die Liebe, die alles überwindet, würden Wohnung machen in unserm Ländchen in allen Hütten, und Ländchen und Hütten würden erfüllen des Herrn Segen und unaussprechliche Wonne.

Darum lasset die Predigt des Herrn euch zu Herzen gehen. Ich habe sie zu deuten versucht auf meine Weise in der Liebe; ich wollte zeigen, wie des Herrn Tun zu verstehen sei dem verständigen Gemüt. Möglich, daß ein anderer des Herrn Predigt besser verstanden, dann rede er; und seine Rede wird ein neues Zeugnis sein, wie reich des Herrn lebendig Wort zu jeder Stunde über die Menschenkinder sich ergießt, wie not es täte dem, der Ohren hat zu hören auf dieses nie verstummende Wort.

Das gelbe Vögelein und das arme Margritli.

In einem kleinen Stübchen begann es zu dunkeln. Am Fenster saß ein altes Mütterchen; an seiner Schürze hingen ihm zwei muntere Enkel. Draußen hingen die Bäume voll Schnee; beißig (beißend) war die Kälte, und an den kleinen Scheiben begann sie Blumen zu bilden. Gar gewaltig plagten die Kleinen das Großmütterli, daß es ihnen noch etwas erzählen möchte, und das Großmütterli klagte, es wisse bald nicht mehr was. Von den Erdmännchen hätte es ihnen erzählt, wie sie ganz kleine, kleine Leutchen seien und den lieben Kindern allerlei schönes Gfätterzeug (Spielzeug) brächten; auch von der schönen Feefrau, die im Walde sei und verirrte Kinder heimbringe; auch vom Mäuschen und seinem Großmüetti, und jetzt wisse es nichts mehr. Aber die Kinder ließen nicht nach und baten fort und fort: „Großmüetti, ume (nur) no eis G'schichtli." Da rief plötzlich eins der Kinder: „Luegit (Schaut), luegit doch das schön gäl (gelbe) Vögeli, das da am Fenster steit mit dene Spatze u so g'wungerig (neugierig) is Stübli luegt. Großmüetti, lueg doch, wie schön und wie g'wungerig es isch, dörfe mer ne Broibrösmeli (Brosamen) gäh us d'r Tischdrucke (Tischlade)?" Die Großmutter konnte natürlich, wie die meisten Großmütter, den Kleinen nichts abschlagen, und das Fensterchen ward geöffnet und die Brösmeli auf den Sinzel (Fenstergesims) gestreut.

Die Vögelchen flogen beim Öffnen des Fensters auf die nächsten Bäume, und wie es wieder zuging, flatterten sie emsig herbei, vergaßen ihre kalten Füßchen, die sie vorhin durch herabhängendes Gefieder zu erwärmen gesucht hatten. Die Kinder freuten sich gar sehr, daß auch das gelbe Vögelein wiederkommen werde, damit sie es recht beschauen könnten.

Aber das kam nicht und immer nicht; die Kinder weinten fast vor Betrübnis. Sie wollten absolut von dem Großmüetti wissen, warum gerade dieses Vögelchen nicht wiederkomme, ob es nicht auch hungrig gewesen, und wo es wohl möge hingeflogen sein? Das Großmüetti, lange gedrängt von diesen Fragen, sagte endlich, es wolle ihnen erzählen, wer das Vögelchen eigentlich gewesen sei, warum es gekommen und wohin es geflogen, aber sie müßten hübsch stille sein und aufmerksam. Als die Kinder das mit großer Freude versprachen, nahm die Großmutter noch eine Prise, fuhr mit verkehrter Hand unter der Nase durch und begann folgende Geschichte:

„Der liebe Gott hat gar viele tausend Engelein, und alle braucht er zu Lieb und Nutz der Menschen. Dieser Engelein hat er gar vieler Gattig (Arten), und manchmal sieht so ein Engelein aus wie ein Mensch und manchmal wie ein Vögelein. So sind diese gelben Vögelein auch Engelein Gottes, und die sendet er im Winter her zu Lieb und Nutz den armen Leuten. Und da war einmal ein Mann, der hatte Frau und Kinder; es waren gar arme Leute, sie hatten nichts, als was sie verdienten, und gar manchmal hatten sie nichts zu verdienen. Wenn es recht kalt war oder stark regnete, so schickte der Bauer, bei dem der Vater tannete (tagelöhnerte), ihn nach Hause, dann machte (erwarb) er keinen Lohn und mußte daheim essen. Und der arme Vater mußte soviel anschaffen, Kleider für die Kinder, Essen für alle, den Hauszins bezahlen, und im Winter sollte er noch Holz kaufen. Sein Bauer gab ihm keinen Spreißen (Splitter) zur Behausung, aber er bot ihm manchmal an, wenn er in fremdem Holz stehlen wolle, so wolle er es ihm mit seinen Rossen heimführen. Sie hatten eine magere Geiß, von der nahmen sie die Milch, und die Mutter machte noch manchmal Anken (Butter) von dieser Milch in einer Flasche, um doch zuweilen etwas Schmutziges (Fettes) zu haben, um eine

rechte Suppe zu machen, was sie oft lange, lange nicht vermochte. Ja, Kinder, das sind sehr arme Leute gewesen, und die Kinder so mager und bleich, ich kann euch nicht sagen wie.

Und doch waren es gar brave Leute und blieben brave Leute. Der Vater nahm auch kein Scheit fremdes Holz; von dem Flachs, den die Mutter zu spinnen bekam, nahm sie nie auch nur für einen einzigen Näthlig (Faden). Auch den Kindern schärften sie früh ein, wie der liebe Gott im Himmel es nicht wolle, daß man auch nur das geringste nehme, was andern Leuten sei, und wie es ihm ein Herzeleid sei, wenn er Kinder sich versündigen sehe an fremder Sache. O wie g'lustig (lüstern) sahen manchmal die armen Kinder schöne Äpfel und Birnen am oder im Wege am Boden liegen; aber sie nahmen nichts für sich, freundlich sahen sie die schönen roten Backen an und gingen dann weiter und dachten, der liebe Gott werde ihnen sicher auch einen schönen roten Apfel oder eine saftige Birne zukommen lassen, wenn sie seine getreuen lieben Kinder blieben. Und allerdings, wenn ein Bauer oder eine Bäurin sah, wie die armen Kinder neben den schönen Äpfeln vorbeigingen oder sie aufhoben und in die Hofstatt warfen, damit sie im Wege nicht vertrappet (zertreten) würden, so erhielten sie manchmal ganze Scheuben (Schürzen) voll Äpfel und Birnen von den schönsten und nicht bloß halbfaules Auflesobst. Und sie erhielten es ungebettelt, denn betteln wollten sie nicht, und die Eltern hießen sie nicht. Aber wenn etwas zu verdienen war, Nüßlikraut (Feldsalat, Valerianella olitoria) zusammenzulesen oder Rabünzli, Erdbeeren oder Brombeeren, so waren sie auf den Beinen früh und spät und freuten sich so kindlich und herzlich, wenn sie dem armen Müetti (Mütterchen) einen Kreuzer Geld heimbringen konnten, daß es konnte ein Stückli Brot kaufen oder ein Schlückli Milch. Das älteste Kind hieß Margritli und war ein gar kluges und difiges (anschlägig) Mädchen. Es machte schon fast die ganze Haushaltung,

damit die Mutter ungestört am Spinnrad sitzen konnte; und dem kleinsten Kind war es wie ein kleines Müetti, so lieblich und geduldig ging es mit ihm um.

Da gab es einmal einen gar grausam kalten Winter, wo Stein und Bein Monate lang gefroren waren und die Kälte in alle Häuser drang; ach, und in das Stübchen der Armen drang sie gar grausam. Der Vater hatte mit Miesch (Moos) die Wände vermacht (verstopft), so gut er konnte, aber das half nichts. Die Fenster waren schlecht und fielen fast aus den faulen Sinzeln (Simsen) heraus, die Türe schloß nicht, und von allen Seiten war das Häuschen dem Bysluft (Nordostwind) zweg (offen). Auch das tüchtigste Heizen hätte nicht lange gefruchtet; aber wie sollten sie tüchtig heizen in den grundschlechten Ofen, den neu zu bauen schon des Bauern Vater Steine geführt hatte, die dann aber der Sohn für etwas anderes brauchte? Wie sollten sie tüchtig heizen, die armen Leute — das Holz war so teuer geworden, daß der Vater fast einen Taglohn gebraucht hätte, um die Stube recht warm zu machen, und dazu hatte er eben wegen der Kälte wenig zu verdienen. Und eben weil das Holz so viel Geld galt, so verkauften es die Leute lieber, als daß sie es verschenkten. Sonst hatten gute Leute dem Vater immer ein dürres Tannli gegeben oder erlaubt, einige Bäume aufzuschneiden, jetzt aber wollte ihm niemand etwas erlauben, alle Leute hatten (mußten) alles selber zu brauchen, wie sie sagten. Aber was sollen die armen Leute anfangen, wenn man ihnen, je teurer das Holz wird, desto weniger schenkt, wenn kein Verdienst mehr beim Spinnen ist, und die alten Öfen in den kleinen Häuschen immer schlechter werden, sagte die Großmutter. Was die armen Leute im schlechten Häuschen anfangen wollten, wußten sie selbst nicht. Es war so kalt bei ihnen, Biecht (Reif) an allen Wänden, und wenn sie heizten, so ward es so feucht und naß und bald wieder um so kälter, und ihre Betten waren so

schlecht und dünn, daß sie fast Tag und Nacht schlotterten, die armen Leute.

Wenn der Vater den ganzen Tag in der Kälte gearbeitetet hatte in seinen dünnen Kleidern, so fand er daheim keinen warmen Ofen, kein gutes Bett, wo er recht erwarmen konnte; kalt mußte er am Morgen wieder in die Kälte hinaus. Aber eines Morgens konnte der Vater nicht mehr fort, ein schreckliches Fieber kam ihn an, bald war ihm, als ob er im Feuer läge, bald als ob er zu einem Eiszapfen werden sollte, und als ob man ihn mit Spießen gusle (steche, prickle); bald schüttelte es ihn, daß fast das Häuschen zitterte, bald kam er in Angst, daß es ihm zu eng ward im Häuschen. Da ward es seiner Frau und den Kindern gar angst um den Aetti (Vater), sie stunden um das Bett herum und fragten alle Augenblick: „O Aetti, Aetti, bessert's noh nüt (nicht)?" Die Mutter hatte in einem Säckli noch ein Hämpfeli (handvoll) Bocksbart, und von dem machte sie geschwind Tee und gab ihm ein davon; aber das Fieber wollte nicht abnehmen. Da jammerte sie, wenn sie doch nur dürre Kirschen hätte, fürs Fieber sei nichts besseres als ab denselben zu trinken, es sagten es alle Leute; aber arme Hüng (Hunde), wie sie, hätten keine dürre Kirschen. Das ging dem Margritli wie ein Stich durchs Herz, daß dem Vater es bessern würde, wenn er ab (von) Kirschen trinken könnte, und daß sie keine hätten, und der gute Vater stöhnte so jämmerlich! Da ging Margritli leise zur Türe hinaus, der arme Vater sollte Kirschen haben; es wollte zum ersten Male betteln gehen. Es wußte eine Frau, die hatte ihm schon manches gute Wort gegeben, die werde ihm wohl auch Kirschen geben, dachte es. Und es irrte sich nicht, sie gab ihm ein ganzes Kacheli voll, als es halb weinend bat und versprach, es wolle ihr dann im Sommer Kamille dafür z'säme (zusammen) lese, oder was sie sonst wolle; aber Geld hätte sie keins, sie seien gar

grausam arm und wüßten nicht, wann der Aetti (Vater) wieder etwas verdienen könne.

Der Aetti konnte nichts mehr verdienen, und so wurden sie noch alle Tage ärmer, und kälter ward es alle Tage in ihrem Stübchen. Die Kinder gingen zwar alle Tage in den Wald, dürre Äste zusammenzulesen, aber der Wald war schon so erlesen, daß sie wenig fanden, bloß ein kleines Hämpfeli (handvoll), kaum genug, des Tags einmal etwas Warmes zu machen, und dazu war es so grausam kalt, daß sie es kaum erleiden mochten. Da fiel auf einmal ein tiefer Schnee, und die armen Kinder konnten nicht mehr in den Wald, sie hatten kein Holz mehr, konnten nichts Warmes mehr machen. Sie entlehnten (liehen) hier ein paar Scheiter, dort ein paar; aber sie durften nur einmal an einem Ort entlehnen; sie waren nicht unverschämt, wie viele sind. Sie wußten nicht mehr zu entlehnen, und immer elender ward der Vater und immer kälter wurden seine Beine und seine Backen, wenn sie auch alles auf ihn deckten, was sie vermochten. Da hielt es Margritli nicht mehr aus in diesem Jammer. Es dachte, der liebe Gott werde sicher nicht zürnen, wenn es betteln gehe in dieser Not; er habe sovielen Leuten gute Herzen gegeben und Reichtum, damit sie armen Kindlein hülfen, wenn der Aetti (Vater) oder das Müetti (Mutter) krank seien. Es schlich sich leise wieder zur Türe hinaus in die strenge Kälte, und doch wollte es nicht in der Nähe betteln, nicht einmal bei der guten Frau, die ihm Kirschen gegeben hatte. Ins nächste Dorf wollte es gehen, da werden doch auch gute Leute wohnen, die ihm Holz gäben oder einen Kreuzer Geld, um solches zu kaufen. Ach es fror es ganz grausam, das arme Meiteli (Mädchen), als es recht an den Bysluft (Nordost) kam. Es hatte nichts an als ein durchsichtiges Hemmeli (Hemd), ein dünnes indienniges Tschöpeli (Kamisol), ein böses kurzes Kitteli (Röckchen), abgeschabte Strümpfchen und ausgetrappete (vertretene) Schuhe, wo bei jedem Tritt die blutti

(bloße) Fersere an die Kälte kam, kein Gloschli (Unterrock), kein Pfäffli (Kragen), kein Händschli (Handschuhe), die kalten Hände hatte es unter seinem baueligen (baumwollenen) Schenbeli (Schürzchen), aber wärmen konnte es sie da nicht. So lief es dem nächsten Dorfe zu, und je näher es ihm kam, desto ängster wurde ihm; es hatte noch nie gebettelt bei fremden Leuten. Und als es zum ersten Hause kam, da durfte es fast nicht döppeln (klopfen) und döppelte so leise, daß man es lange nicht hörte, und als man endlich kam, da redete es so leise, daß die Frau es lange nicht verstund, am kalten Bysluft (Nordost) ungeduldig wurde, es anschnauzte, wenn es ihr das Maul nicht gönnen möge, so söll es si wyter gheie (so solle es sich weiter scheren), und die Küchentür wieder zuschlug. Es durfte nun fast gar nicht zum nächsten Hause und stund lange dort, ehe es sich zu künden wagte, und fühlte vor Angst die Kälte nicht. Endlich tat es es doch; da streckte man ihm aus dem Fensterläufterli (Schiebfensterchen) ein Stückli Brot dar, und ehe es sein Anliegen dartun konnte, hatte man das Läufterli wieder zugeschoben. Es mußte wieder fort, mußte von einem Hause zum andern, und allenthalben ging es ihm ähnlich.

Ach, es konnte nicht reden, nicht jammern und Hände verwerfen, auf welche Weise die eingeübten Bettelkinder den dicken Bäurinnen ihre weichen Herzen öffnen, und niemand nahm sich Zeit abzuwarten, bis sein schüchtern Stimmlein Worte gefunden von der Not des Vaters und ihrem Jammer. Und wie es weinte das arme Kind, sah auch niemand, denn die Tränen gefroren ihm ja in seinen Augen. Es wurde nach und nach ganz gstabelig (steif), und doch durfte es sich nicht das Herz nehmen, irgendwo zu fragen, ob es nicht hineinkommen und auf dem Ofen sich wärmen dürfte. Es wäre ihm sicher erlaubt worden und dann wahrscheinlich auch geholfen; die Spinnerinnen sind immer gwunderig (neugierig), und wenn ein Bettelkind auf einem Ofen sich

wärmt, so muß es Bescheid und Antwort geben, schier mehr, als es weiß.

Da hätte man es auch gefragt, und es hätte sein Herz leeren und das rechte Mitleid erwecken können; aber so gut ward es ihm nicht; ein schüchtern Bettelkind ist im kalten Winter, wo niemand gerne lange draußen auf Bescheid wartet, übel an. Endlich traf es einen vor seinem Hause Holz abladenden Bauer und konnte den nun um welches bitten, und da der Bauer nicht pressierte mit der Antwort, hinzusetzen, wie kalt sie hätten und wie krank der Vater sei. Da sagte der Bauer, er führe nicht das Holz zum Hause, um es dann wieder vom Hause wegzuschenken; aber dort, und mit dem Finger zeigte er nach einer Waldecke hin, seien noch Respen (Reisig), da könne es seinetwegen ein Bündeli nehmen. Da goß die Freude dem armen Margritli wieder etwas Wärme in seine kalten Beinchen im dünnen Kitteli (Röckchen), und so schnell es ihm seine bösen Schuhe erlaubten, eilte es dem Walde zu. Dort fand es einen ganzen Haufen buchige Respen (Buchenreisig) und das Herz im Leibe lachte ihm; es ward aber bald wieder traurig, als es sah, wie wenig es davon wegzuschleifen vermochte. Es nahm fast über seine Kräfte, es hoffte, einmal auf dem Wege, wohl damit fortzukommen. Aber auch da wollte es nicht rücken; es dünkte ihn's, es möge je länger, je weniger. Die Kälte schien ihm tiefer in sein Leibchen zu dringen. Die Glieder wurden ihm so schwer, der ganze Leib so matt und über die Augen legte sich ein immer gewaltigeres Gewicht, das sie zudrücken wollte, und immer mehr wuchs die Lust, ein Stücklein zu schlafen. Aber dann sah es den kalten Vater daheim, fühlte das kalte Stübchen; dann wurden ihm die Augen etwas leichter, und einen neuen Ruck tat es an seinen Respen.

Und vor ihm her auf dem Wege hüpften und flatterten zwei gelbe Vögelein; sie warteten fast, bis es an ihnen an war, dann flogen sie nur einige Schritte weiter und sahen

ihn's so freundlich an, als ob sie sagen wollten: „Komm nur, komm, wir kommen immer näher deinem armen Vater.“ Ach, dachte das arme Kind, wenn ich doch nur Fecken hätte wie sie, daß ich heimfliegen könnte, oder daß die Vögelein mich verstehen würden, dann wollte ich eines heimsenden, der Mutter zu sagen, wo ihr Margritli sei und wie kalt ihm sei und wie schwer die Augen.

Und immer dunkler ward ihm vor den Augen, und immer dunkler sah es die gelben Vögelein, obgleich sie immer näher blieben. Es fühlte, daß es nicht weiter könne, daß es schlafen müsse; aber ehe es auf seinen Respen niedersank, bat es Gott, daß er doch seinen Vögelein befehlen möchte, daß sie heimflögen und seiner Mutter sagen möchten, das Margritli schlafe hier im Walde und habe Holz für den armen Vater, sie solle doch geschwind kommen und ihn's wieder wecken und das Holz holen. Die Vögelein wollten es nicht schlafen lassen; sie flogen ihm aufs Gesichtchen; sie pickten ihm sanft auf Backen und Lippen, aber der Schlaf lag gar zu bleiern auf ihm; sie konnten es nicht wecken. Da flogen sie schnell an das trübe Fenster des schlechten Häuschens und pickten so stark sie konnten an die lockern Scheiben.

Aber die Mutter sah die gelben Vögelein nicht am Fenster picken. Gerade als Margritli zum Schlafen sich niederlegte draußen im Walde auf seinen Respen, hatte auch der Vater sich gelegt zum tiefen letzten Schlaf, seine Augen geschlossen und die letzten Atemzüge getan. Und die Mutter hatte ihren Kopf zu dem seinen gelegt in Jammer und sah und hörte nichts vor Elend, nichts von den Vögelein und ihrem Margritli. Das erwachte auch nicht mehr aus seinem Schlafe hier auf Erden; aber am folgenden Morgen fand man sein starr Leiblein im kalten Walde auf seinen Respen und legte es neben des Vaters Leiche aufs Bett, und drei Tage später legte man sie zusammen ins dunkle Grab, wo es wärmer war, als in ihrem kalten Stübchen.

Da aber wurden die gelben Vögelein gar traurig, daß sie das arme Margritli nicht vom Tode retten konnten, und sie baten den lieben Gott, daß er sie doch alle Winter aussenden möchte, armen guten Kindern das Betteln zu ersparen, arme Leute vor so tiefem Elende zu bewahren, daß kein armes Margritli mehr sterben müsse in dunklem Walde. Und der liebe Gott freute sich gar sehr über ihre Bitte und schickt sie alle Winter aus. Und nun wenn es Winter wird und kalt und der Schnee girret (knirscht) und glitzert, so lassen sich diese gelben Vögelein zu den Häusern; und wo sie ein klein arm Hüttlein sehen, da fliegen sie auf den Sinzel (Gesims) und lugen scharf ins Stübchen, ob da Not und Elend sei, und stecken ihr Schnäbelchen an die Fugen der Fenster, um zu merken, ob es kalt oder warm drinnen sei. Und wo sie Elend merken und Not und kalte Stübchen, da fliegen sie vor reiche Häuser und tun nötlich (dringend) vor den Fenstern und auf der Bsetzi (geflasterter Platz vor dem Hause), und flattern auf den Bäumen herum, damit die Bäurin merke, es friere eine arme Familie in der Nähe und leide Not; da fliegen sie ängstlich vor den Bauern herum auf dem Wege, wenn sie ins Holz fahren oder Holz um schwer Geld fortführen, und mahnen sie, es sei ein arm Margritli auf dem Wege und werde im Walde erfrieren, weil man nur das Holz verkaufen und keines mehr verschenken wolle; da flattern sie den Förstern, die auf Holzsteigerungen reiten oder fahren, gar ängstlich um die Beine, diese schönen gelben Vögelein, und möchten ihnen ins Herz schreien, wie manch arm Margritli frieren müsse, betteln müsse und umsonst; wie manche Haushaltung fast erfrieren müsse, während sie viel Geld lösen für die Staatskasse, die kein Herz hat für arme Margritli. Aber am meisten sieht man solche gelbe Vögelein in Städten, in Bern namentlich; da flattern sie nicht nur denen, die am meisten zu befehlen haben, vor den Füßen herum, so oft sie über die Gasse gehen, sie setzen sich auch auf die Fenster-

sinzel (Gesimse) und sehen kläglich und wehmutig in die Stube hinein, wo die Herren sich beraten über des Landes Wohl, und möchten ihnen reden von armen Margritlene, kalten Stübchen, kranken Vätern, trostlosen Müttern.

So kommen die guten Vögelein alle Winter und tun treulich ihr Tagwerk, und der liebe Vater im Himmel sieht dann auf die Herzen und achtet, welche Reiche und Vornehme auf diese Vögelein achten, der Not der Armen sich erbarmen und Vorsorge treffen, daß Fleißige nicht betteln müssen in der Not und kein Margritli erfriere; diese Herzen schreibt er sich auf, denen gibt er seinen Segen, und wenn sie sterben, so nimmt er sie zu sich in seinen schönen Himmel."

So erzählte die Großmutter, und andächtig hatten die Kinder zugehört und hatten geweint über das arme Margritli und seine Not. Als die Großmutter fertig war, da sahen sie ihr lange ins Gesicht und sagten endlich: „Ach, Großmüetti, mir sy wüesti Ching (Kinder), d's Basel-Heiris sy krank u hei nüt (haben nichts), u mir hei daheim nüt gseit u hei's wohl gwüßt, u jetz sy nihs d'Vögeli cho mahne (sind uns die Vöglein mahnen gekommen). O Großmüetti, gib ihs (uns) gschwing Brot und Milch, mir wei nes ga bringe (wir wollen gehen es ihnen bringen)." „Nei Ching," sagte die Großmutter, „dir müeßet jetz is Bett, aber wenn ihr selligs nimme weit vergesse, so will ich selbst noch gehen und luege, was sie nötig haben." Die Kinder versprachen es und hielten es; sie vergaßen nie mehr, wenn jemand in der Not war, und kein gelbes Vögelein mahnte sie je umsonst.

Der letzte Thorberger.

Es war am heiligen Stephanstage im Jahre 1375, als eine reisige Schar in hartem Trabe einen steilen Hohlweg hinunterritt. Dicht und grau lag über Berg und Tal der

Nebel, üppiger Reif bog die Bäume, schneidende Byse (Nordostwind) schüttelte denselben korbweise auf die Reitenden. Voran ritt in dunklem Harnisch ein hoher Ritter, gewaltige Eile schien ihn zu jagen, sein rotes Streitroß ließ er mächtig ausgreifen, sich des eisigen Weges nicht achtend, und wenn hinter ihm Eisen klirrte, Reiter stürzten, er sah sich nicht um, er hemmte den Lauf nicht.

Erst als in einer Beugung des Weges ein niederes Tor aus dem Nebel sich hob, hinter welchem ein Fluß rauschte, eine dunkle Häusermasse merkbar ward, zügelte er rasch sein wildes Tier. Da der Weg steil abfiel bis an des Tores Rand, so stürzte mancher Reiter beim raschen Halt, und mehr als einer glitt neben seinem Herrn vorbei hart ans Tor und achtete sich des Torwächters nicht, der mit mächtiger Stimme die Reiter anrief, zu halten gebot und nach dem Namen fragte. „Thorberg" tönte es zum Turme hinauf; da fiel die Brücke, und durch das geöffnete Tor ritt Peter von Thorberg, des Thorberger Friedens berühmter Urheber, als Reichsvogt der Entlebucher*) böser Peter, als Freiherr von Thorberg Berns befreundeter Nachbar.

Der Thorberger war eine jener Gestalten, welche jugendliche Haltung und Kraft bis ins hohe Alter bewahren; der grauende Bart verriet den Greisen, während seine ganze übrige Erscheinung das Gepräge des kräftigsten Mannesalters trug. Seine scharf geschnittenen Züge waren schön zu nennen, doch schimmerte aus ihrem Hintergrunde etwas Unheimliches; unverhehlter Stolz saß auf seiner Stirne, und in seinem ganzen Wesen lag eine unaussprechliche Härte, die jeder unwillkürlich fühlte, die dem, der bittend sich ihm nahte, das Wort im Munde erstarren ließ. Dicht hinter ihm ritt sein Spiegelbild im Eisenkleide, sein Doppelgänger; aus dem aufgeschlagenen Helme schauten die gleichen Züge, aber sie

---

*) Jetzt zum Kanton Luzern gehöriges Tal.

waren jugendlich, und der schwarze Bart begann kaum sich zu kräuseln. Es war Cuno, des Freiherrn ältester Sohn.

Der Herr von Coucy war mit vierzigtausend Streitern ins Land gefallen, seiner Mutter Heiratsgut von den österreichischen Herzogen, deren Schwester sie war, mit Gewalt zu fordern, da die Habsburger nicht gerne in Minne herausgaben, was sie einmal besaßen. Im Elsaß hatte gegen ihn Herzog Leopold eine bedeutende Heeresmacht bereitet, aber der listige Thorberger, sein Marschall und erprobter Rat, ihm geraten, den Entscheid nicht einer Schlacht zu überlassen, sondern seine Macht in feste Plätze zu verteilen und das Land dem Coucy getrost preiszugeben. Am Bauer sei wenig gelegen, werde ihm in diesem Jahre sein Haus verbrannt, seine Ernte zerstört, so habe er im folgenden Jahr ein neues Haus, und sein Acker trage eine neue Ernte, bis anhin aber sei des Coucys aus allerlei Volk zusammengewürfeltes Heer auseinander gelaufen. Die Aussicht auf Beute sei das Band, welches dasselbe zusammenhalte, im offenen Lande fänden sie keine, wohlverwahrte Städte könnten sie ohne Zeug (Belagerungsgerät), welches sie nicht mit sich führten, nicht einnehmen; wenn man vor ihrer Ankunft das Land selbst verwüste, so fänden sie nicht einmal gehörigen Unterhalt; der Winter nahe, das Heer laufe wieder auseinander, wie es zusammen gekommen sei, und in kurzem seien die Herzoge von dem trotzigen Neffen ohne merklichen Schaden befreit für immer; so redete der Thorberger.

Der Rat war klug; ob er landesväterlich war, untersuchte man damals nicht, genug, den bedächtigen Herzogen war er der rechte. Es war ohnehin eine gewagte Sache, dem aus vielerfahrnen Kriegern bestehenden, von weltberühmten Herren angeführten Heere des selbst tapfern und glänzenden Coucy sich entgegenzustellen. Ganz besonders ragten in kriegerischem Ruhme englische Ritter hervor und führten die furchtbaren, wohlbewaffneten Scharen, von deren

spitzigen Eisenhüten das ganze Heer den Namen Gugler erhielt. Als das Elsaß ausgesogen war und kein Feind zur Schlacht sich stellte, zog das Heer der Gugler das Land hinauf gegen das Erbland der Herzoge, das Aargau, nahm es übrigens mit den Grenzen nicht genau, sondern breitete sich aus, soweit es ihm gefiel, wo es Beute und Unterhalt zu finden hoffte. Drei Tage lang zog das Heer an den Mauern Basels vorbei, den Jurapässen zu; diese zu wahren, war den Grafen von Nidau und Kyburg anvertraut. Beide waren bewährte Streiter, aber sie dachten, wenn der Herzog es vorziehe, in Städten sich zu schirmen, das Land dem Feinde preisgebend, so wüßten sie nicht, warum sie es anders machen, Leib und Leben wagen sollten. Der eine zog nach Burgdorf, der andere nach Büren, wo der Tod ihn dennoch fand; die Gugler aber überschwemmten das Land, das bereits von des Herzogs Dienern, soviel ihnen möglich, verheert worden war. Der Feldherr Coucy ging bei Olten und Aarwangen über die Aare, setzte sich fest in den warmen, behaglichen Mauern St. Urbans, während seine Leute links und rechts das Land durchstreiften.

In der Schweiz trat diesen Fremdlingen auch keine gesammelte Macht entgegen, auf einen Tag zu entscheiden, ob der größere Mut bei denen wohne, die den eigenen Herd, Weib und Kind zu schirmen hatten, oder bei denen, die um Sold fochten oder Beute suchten. Es war getaget worden um Gallentag zu Zürich. Allein die Boten aus Schwyz, gedenkend, daß zwischen ihnen und Coucy Berge und Seen lägen und der Engpaß am Moorgarten, vergessend der offenen Länder und der in denselben liegenden, mit ihnen verbündeten Städte, vergessend ihres Heldentages bei Laupen*), der ihnen unsterblichen Ruhm gebracht, weil sie zu Abwehrung nicht

*) 21. Juni 1323. Die Berner und die Waldstätte schlugen den Adel des schweizerischen Burgund und Freiburg.

der eigenen, sondern des Freundes Not das Leben eingesetzt, sprachen, ihnen dünke nicht gut, ihr Volk aufzuopfern, um dem Herzog, von dem sie nie Gutes genossen, das Land Aargau zu bewahren wider den Coucy, von dem sie nie beleidigt worden. Sie wollten dem Kriege zuschauen; des Überwinders, wenn er zu weit gehe, getrauten sie sich zu erwehren. Sie begnügten sich nicht damit, sondern mahnten, kraft der ewigen Bünde, die von Uri, Unterwalden und Luzern, an diesen Sachen keinen Anteil zu nehmen. Bern und Zürich, ihre Not erkennend, boten dem Herzog die Hand, was diesen bewog, den Thorberger Frieden um eilf Jahre zu verlängern. Die von Schwyz ließen sich dieses gefallen, und Bern konnte ungehindert aber ununterstützt waffnen. Die Berner zogen aus bis Herzogenbuchsee, die Zürcher bis Sur, aber kein Herzog war da; derselbe saß in Breisach. Die Grafen des Landes flohen in ihre Städte; das österreichische Volk ließ die Waffen sinken und lief auseinander; die Städter, vom Thorberger höflich bedauert, zogen heim. Kein Held, keine Not entzündete die Flamme des dem Schweizer angebornen kriegerischen Mutes.

Aber es ward anders. Die wilden, losgebundenen Scharen der Gugler brachten die Not bis ins Entlebuch hinauf, welches dessen Pfleger, der Herr von Thorberg, unbeschützt ließ. Er hielt sich sicherer in seiner festen Burg Thorberg, wo im äußersten Falle das nahe Bern ihm eine noch bessere Zuflucht bot. Aber es fanden die Entlebucher in sich den besten Schutz, ihrer sechshundert schlugen dreitausend Engländer zu Buttisholz in glänzender Schlacht, brachen den Glauben an der Feinde Unüberwindlichkeit, und öffneten damit die Bahn zu andern Siegen. Des Volkes Mut erwachte; es erholte sich von der Betäubung, in welche des Herzogs und dessen Räte Handlungsweise es verstrickt; es prüfte seine Kraft und faßte Vertrauen zu sich. Auch in Bern hatte anfangs das böse Beispiel verderbend gewirkt, man wollte preisgeben das

Land, verheeren die Umgebung der Stadt, wollte klug und weise handeln, aber die Worte eines einzigen Mannes weckten den alten Bernermut, weckten Bern zu edelm, rühmlichem Handeln. Hans Rieder, der Metzger, ein wohlbekannter Mann, wollte seine Scheune nicht abbrennen lassen; ehrbarer sei es, sagte er, mit einem lebendigen Haag (Zaun) tapferer Kriegsgesellen sie zu bewahren. Seine Worte zündeten in alt und jung, und man beschloß Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Man setzte sich in Verbindung mit den Dörfern, kundschaftete die Märsche und Lager der einzelnen Scharen aus. Mutige Gesellen brachen aus Bern hervor, überfielen, im Verein mit den mutigen Bewohnern des Landes, einzelne Haufen des Nachts oder auf engen Wegen. In der heiligen Christnacht hatten sie zu Ins einen großen Haufen des berühmten Ritters von Fraut überfallen, dreihundert totgeschlagen, viele Gefangene brachten sie am frühen Morgen des Stephanstages in Bern ein.

Nun ein allgemeiner Jubel und gewaltiges Rüsten zu noch kräftigerem Handeln. Die Werkstätten wurden verlassen, geschlossen, mutige Gesellen strömten durch die Gassen, füllten die Trinkstuben; Bewaffnete stunden, trotz der strengen Kälte, an der Kreuzgasse zusammen, des ersten Winkes zum Aufbruch gewärtig. Auf dem Rathause saßen die Häupter der Stadt, hörten Boten ab, ratschlageten, ob die aufgeregte Kampflust der Bürger zu zügeln oder loszulassen sei. In den Häusern rüsteten die bedächtigen Meister die Waffen zum Auszug auf den Nachmittag; die Weiber, mit ängstlichen Augen die einen, vom männlichen Mute angesteckt die andern, bereiteten Speise, eilten zu Bäcker und Metzger, damit an kräftigem Mahle die Kräfte der Ihrigen sich stählten.

In der Metzg (Schlachterei) war dichtes Gedränge von Mädchen und Weibern, von denen jede zuerst bedient sein wollte, behauptend, sie hätte die meiste Eile. Am dichtesten drängten sie sich um einen großen, starken Mann mit ehren=

festem Gesicht, dem Knechte ohne Unterlaß große Schlachtstücke von ungeheuern Ochsen zum Verteilen zutrugen; es war Hans Rieder, der geehrte Metzgermeister. Ein Weib, durch das Warten gereizt, durch natürliche Bosheit gestachelt, vielleicht auch den Verlust der Ihren fürchtend, frug ihn: „Er werde nicht in Ins gewesen sein? Es sei lustiger, hier Fleisch zu verkaufen um schweres Geld, als draußen sein eigenes Blut zu vergießen.“ — „Ja,“ sagte eine andere, „es wäre noch manchem so; wenn er den Nutzen davon hätte und andere ihre Haut dazu hergeben müßten, hätte er auch für den Krieg gestimmt.“ Und nun erzählte eine hier, die andere dort, wieviele Wunden es in Ins gegeben und wie einige Mütter daheim ihre Haare zerrauften, weil sie ihre Söhne verloren, und wie sie das Blut nicht auf dem Gewissen haben möchten. Andere nahmen eifrig für den Krieg Partei. Da rief eine lange, dürre Schneidersfrau, ihr Mann habe gesagt, man solle nur sehen, die, welche zuerst am meisten schreien, seien am Ende immer die Letzten. Und das sei wahr, denn ihr Mann habe die ganze Nacht nicht schlafen können, und alle Augenblicke habe er seinen Spieß besehen und gewetzt, und schon lange sei er auf der Zunft, während andere noch ruhig ihr Geld verdienten. Aber man solle nur warten, habe er gesagt, bis die Sache vorbei sei, dann wolle man mit denen reden, welche andern das Bad angerichtet, während sie hübsch auf dem Trockenen geblieben. Hans Rieder hatte die Reden gehört, aber schweigend. Rascher hatte er sein Haumesser gehandhabt, kürzer gewogen; das letzte Stück warf er ungewogen der Schneidermeisterin in den Korb und sagte, sie solle ihrem Manne sagen, es werde sich heute zeigen, wer der Erste und wer der Letzte sei, und wer am besten zu seiner Rede stehe.

Darauf hatte er mit seinen Knechten die Metzg verlassen und daheim alles zum Auszug gerüstet. Schweigend setzte er sich zum Mittagsmahle, und der Ernst des Meisters

zügelte die lustige Freudigkeit der Knechte, die gerne sich Luft gemacht hätte. Besorgt schaute die Frau dem Mann ins Gesicht. Er war schon zu manchem Strauße gezogen, aber nie so ernst; sie war ein tüchtig, mutig Weib, aber auf Ahnungen und Vorbedeutungen hielt sie viel. Sie frug ihn nicht; aber sie glaubte, es habe ihm etwas Böses geträumt, oder ein altes Weib sei ihm heute beim Ausgang begegnet. Als er ihr einige Anweisungen über das Handwerk gab, wie es zu führen sei, so brach sie in Weinen aus und bat: „Hans, Hans, bleib doch daheim, du kommst mir nimmer wieder." Da erzählte er ihr das Geschwätz der Weiber, und sie trocknete ihre Tränen und waffnete mutig ihren Mann. Traurig stund dabei Peter, ihr Erstgeborner, ein schöner, sechzehnjähriger Knabe, und große Tränen rollten ihm über die Wangen. Er gebe keinen rechten Berner, sagte ihm Hans, kein rechter Berner Knabe weine, wenn der Vater in den Streit gehe. Da flammte des Knaben Auge, die Tränen versiegten. „Aber Vater," sprach er, „glaubst du, dein Bub weine, weil es in den Streit gehe? Dein Bub weint, daß du ihn nicht mitkommen heißest, und du weißt doch, daß mein Arm einen Ochsen fällt, daß meine Hand eine losgerissene Kuh bei den Hörnern faßt und stellt. In der Metzg bin ich dir gut genug, wenn du aber in lustigen Kampf ziehen willst, schämst du dich deines Buben und lässest ihn daheim." Und aufs neue flossen seine Tränen, aber auch der Vater fuhr zuerst über seine Augen, ehe er sprach: „Ja Bube, wenn's so ist, so komme mit; es soll keiner sagen, Hans Rieder schone seinen Sohn, während andere Söhne gehen, er esse nicht mit Freuden die Suppe aus, die er angerichtet. Und wenn's beiden ans Leben gehen sollte, ich würde noch einmal zum Streite mahnen, und nicht dazu, feig im Stiche zu lassen Freunde und Habe." Die Mutter sagte kein Wort dagegen, aber als sie unter der Haustüre beide so mannlich der Kreuzgasse zugehen sah, da

mußte sie sich umkehren, mußte auf der Treppe niedersitzen und die Augen weinen lassen, damit das Herz nicht breche.

Auf den Gassen war es über Mittag stiller gewesen, und die Ratsherren waren heimgegangen. Aber nach Zwölfe versammelten sie sich wieder, die Trinkstuben füllten sich, auf den Gesellschaftshäusern wimmelte es von Bewaffneten. Zunächst an der Kreuzgasse sah man die Junker der edeln Geschlechter, dort war ihr Gesellschaftshaus; es war mutwilliges, fröhliches Volk, dem einzelne ernstere Ritter, die sich darunter mischten, wohl anstunden. Aber auch auf den andern Gesellschaftshäusern sah man eine trotzige, kühne Jugend und ritterliche Gestalten, denen zum Ritter nur die goldenen Sporen fehlten. Doch gingen auch Ritter und Junker auf den achtbaren Zünften ab und zu und taten brüderlich den ehrenfesten Meistern Bescheid aus ihren stattlichen Kannen. Und mancher Ritter setzte sich zu einem Meister nieder und pflog mit ihm Rat, wo hinaus die Unternehmung gehen sollte, wo man den sie umschwärmenden Feind am besten fassen könnte. So war Hans Rieder auf der Metzgerzunft auch ein Ratgeber, dessen Kanne und dessen Rat Ritter und Junker nicht verschmähten, und wenn man Hans Rieder neben einem Ritter stehen sah, so wußte man wahrlich nicht, wessen Hand man das ritterliche Schwert lieber anvertrauen, wessen Gestalt man ritterliche Gesinnung eher zutrauen sollte. Es verfloß eine, zwei Stunden, das Panner (Banner) war noch nicht ausgehängt, der Aufbruch nicht geboten; die Unruhe mehrte sich, das Geläuf von einer Zunft zur andern nahm zu, die Venner (Bannerherren) hatten Mühe, die Streitlustigen zu beschwichtigen, dem Auflauf vor dem Rathause zu wehren.

Da sprengten zwei Reiter auf schaumbedeckten Pferden die Stadt herauf. Alles umdrängte sie, sie hielten nicht, riefen aber unter die Menge: „Die Engländer in Fraubrunnen!“ Es waren die Herren von Erlach zu Jegenstorf,

welche auf Kundschaft ausgeritten, den fürchterlichen Feind kaum eine Stunde von Jegenstorf erblickt hatten. Nun erst wurde es lebendig in Bern, alle Trinkstuben leerten sich, aus allen Häusern ergossen sich Menschen, es füllte sich die Kreuzgasse, alle Augenblicke erwartete man die Venner mit dem Banner, oder, bei der Not der Dinge, gar den Schultheißen Ulrich von Bubenberg, den Mannlichen. Die Herren von Erlach waren vor den Rat gerufen worden. Die Beratung verzögerte sich, das Banner blieb immer noch aus, die Menge wurde ungeduldiger und drängte gegen das Rathaus.

Da ritt ein neuer Trupp auf schäumenden Pferden die Straße herauf; es war der Thorberger. Auch er hatte auf Kundschaft gelegen, hatte aber genauern Bericht als die Erlache und auch nicht ihre Meinung. Als er vor einigen Tagen Hans Rieders Meinung vernommen hatte, so entgegengesetzt der seinigen, welche der Herzog gut gefunden, knirschte er vor Zorn, und erwürgte einen Hund, mit dem er zufällig spielte, ohne daß er es eigentlich wußte. Hätte er den Rieder im Entlebuch gehabt, der hätte das Tageslicht nicht mehr erblickt, aber in Bern mußte er ihn ruhig lassen; auch gegen dessen Meinung durfte er offen nicht auftreten. Der Ausgang eines Kampfes in der Nähe Berns mochte nun aber sein, welcher er wollte, so war er ihm ärgerlich, vielleicht verderblich. Siegten die Berner, so lag der Fluch des Volkes auf ihm, der Schein eines Feiglings; vor den Augen seiner Herrn war er ein törichter Ratgeber. Unterlagen die Berner, so konnte in der ersten Betäubung die Stadt eingenommen werden, dann hatte Coucy einen festen Halt und war erst recht fürchterlich dem Herzog. Der Thorberger hielt daher unter der Menge, wider seine Gewohnheit, und mahnte zur Ruhe. In Fraubrunnen sei keine Arbeit für sie, sagte er, dort liege mit dreitausend Pferden Herr Jevan ap. Griffith, der weltberühmte Walliser Held, aus altköniglich britannischem Stamme. Seine Schar sei die tapferste im

ganzen Heere, und ringsum in den benachbarten Dörfern lägen noch andere Scharen, zur Hilfe schnell bereit. Sie sollten ruhig in der Stadt bleiben, der Bär könnte sich da leicht verbeißen.

Aber je mehr er abmahnte, desto streitbrünstiger (streitlustiger) ward die Menge, desto lauter das Geschrei nach Aufbruch. Da ritt der Thorberger nach dem Rathause, begehrte Gehör und brachte dort seine Mahnung an, das Volk in der Stadt zu behalten, den Strom sich verlaufen zu lassen; gegen den Kern dieses Heeres vermöchten die Berner nichts. Eine Niederlage würde alle entmutigen, vielleicht die Stadt selbst in die Hände der Feinde liefern. Seine Worte fanden Anklang, sein persönliches Ansehen gab ihnen noch mehr Gewicht, wenige widerredeten lebhaft; das Mehr hätte für den Thorberger entschieden, — da begehrten Bürger Gehör. Ehrerbietig traten sie vor den Rat und baten, das Banner entfalten zu lassen. Die Menge sei streitbrünstig, die Nacht nahe, zum Überfall günstig, der Mut, der bei Laupen Dreißigtausend geschlagen und der Gott, der ihnen dazu geholfen, seien beide noch bei ihnen, der Sieg nicht zweifelhaft. Kaum würde das Volk zu bändigen sein.

Der Schultheiß, in freundlicher Rede, teilte ihnen die Befürchtungen mit, versicherte sie, daß die Räte das Beste der Stadt bedächten, forderte das Zutrauen der Bürger zu deren Ermessen, und daß sie ruhig abwarten sollten, was entschieden werde, und ruhig heimkehren, wenn die Väter des Volkes einen Ausfall das Wohl der Stadt gefährdend finden sollten.

Da bat Hans Rieder, der Abgeordneten einer, zu bedenken, daß morgen vielleicht die Aare eine feste Brücke sein werde; das Grundeis gehe gewaltig, schon setze sich hie und da Eis an und die Kälte mehre sich; wenn nun das Wasser zufriere und man lasse die Engländer herankommen, so möchte ein Sturm der Stadt weit gefährlicher sein als ein nächtlicher

Überfall, der ihnen, auch wenn er mißlingen sollte, wegen ihrer Kenntnis des Landes, nie so gar gefährlich werden könnte. Und sollten auch Hunderte das Leben dabei verlieren, so würden diese Hunderte ihr Leben so teuer verkaufen, daß den Engländern die Lust vergehen solle, den Bären in seiner eigenen Höhle zu suchen. Wohl sei kein ehrlicher, seßhafter Berner, der es nicht freudig mit drei dieser räuberischen Engländer, Ritter oder Knecht aufnehmen würde. Diese Worte machten sichtbaren Eindruck, man sah Laupenlust aufflammen auf manchem greisen Gesicht, und es erhob sich der ehrenhafte Bubenberg und bat seine Vettern von Erlach, den gestrengen Freiherrn von Thorberg zu führen in seinen Hof, nahe beim Rathause gelegen, zu gastfreundlichem Imbiß; bat die Bürger, die Ihrigen zur Ruhe zu mahnen, aber auch bereit zu sein zu augenblicklichem Aufbruch.

Als die Bürger den vortretenden Herren nachkamen im Vorsaale, wandte der grimmige Thorberger höhnisch zu Hans Rieder sich um und sagte: „He, Metzger! meinst du wohl, die Engländer seien wie deine Kühe und Ochsen und ließen sich totschlagen, wie sie? In einer Schlacht geht's nicht wie in einer Metzg. Du sollst es aber erfahren, Metzger, was es heißt, sich in ritterliche Sachen zu mischen, die euch nichts angehen, die ihr nicht versteht."

„Herr Ritter," sagte Hans Rieder, „was Gott verhängt, will ich erwarten; wenn die Ritter wie Schafe sich bergen in ihre Schlösser, so kommen wohl die Ritterkriege an die Bürger, und ich denke, ein Ritterhelm werde nicht viel härter sein, als ein Ochsenschädel, und ein Ritterschwert nicht gefährlicher, als ein Ochsenhorn." Da zuckte des Thorbergers Hand nach seiner Seite, aber die Herren von Erlach traten dazwischen, und die Ehrfurcht vor der dem Frieden geheiligten Halle ließ die Bürger sich entfernen, doch nicht ohne daß zwischen ihnen und des Thorbergers Dienern giftige Blicke und Worte gewechselt wurden.

Im Bubenberger Hofe ging es lebendig zu. Eine zahlreiche Dienerschaft und einberufene Dienstmannen füllten die Gänge und untern Gemächer. Droben im Rittersaale waren des Hauses Söhne, ihres Vaters Bruder, Ritter Otto und Edle, die von ihren Schlössern in die Stadt gekommen waren. Oben, in tiefem Fenster, saß eine ehrwürdige, schöne Frau, des Schultheißen Ehefrau, ihr gegenüber ihre noch schönere Tochter, Bäbeli, nicht weit von ihnen lehnte an der Wand der ritterliche Cuno von Thorberg in seiner düsteren Schönheit. Ernst und in vollkommener Selbstbeherrschung begrüßte die edle Frau die Eintretenden und führte Gespräche über die Wahrscheinlichkeit des nahen Kampfes. Sittig hörte das Fräulein zu und erwiderte munter und züchtig die Anreden jüngerer Edeln. Und wie die Mutter des alten Thorbergers Reden gegen den Auszug gerne zu hören schien, ohne sich, als des Schultheißen Frau, darüber vorgreifend zu äußern, so hörte die Tochter am freundlichsten die Reden derer, welche am meisten auf den Kampf sich zu freuen schienen, und ihre Augen funkelten wie zwei Diamanten, wenn man von der Gewaltigkeit des wilden Helden Jevan sprach, und die Begierde laut wurde unter ihren Brüdern, das Bubenberger Schwert mit dem des Engländers zu messen. Cuno war wie gebannt an seine Stelle und sein Auge gefesselt von des Fräuleins Lieblichkeit; er zuckte wohl vorwärts zu freundlicher Wechselrede, aber er fühlte das Geschick dazu nicht in sich, es loderte in ihm Kampfeslust, aber er konnte sie nicht äußern unter den muntern Jünglingen, ihm fehlte die Gabe der Fröhlichkeit, was in ihm lebte, blieb in ihm verschlossen.

Der gestrenge Vater hatte des Sohnes Zunge an Ketten gelegt, wie mit schwarzem Tuche sein Herz verhängt, welches das Herz seiner Mutter war, die früh an gebrochenem Herzen gestorben. Äußerlich war er des Vaters Ebenbild, und weil er sein Inneres nicht kundtun konnte, so hielt man dasselbe auch nicht für verschieden von des Vaters Innerm.

Während man so in heiterer Unruhe mit Schwatzen, Trinken und Essen, wofür im gastfreundlichen Hause auf das reichlichste gesorgt war, sich beschäftigte, erscholl auf einmal ein donnernder Lärm, fast als ob ein losgebundener Sturmwind mit allen Dächern der Stadt ins Weite fahre; und dieser Lärm, von ferne kommend, brach sich fast betäubend an den Wänden und in den Gängen des Bubenberger Hauses. Im ersten Augenblick war man zusammengefahren; selbst die Frau Schultheißin hatte sich rasch von ihrem Sitze erhoben und Cuno sich neben das Fräulein Bäbeli gestellt. Es konnte der Feind mit drei-, mit sechstausend Pferden in die Stadt gebrochen sein. Da stürzte ein Diener herein mit den Worten: „Edle Herren, sie blasen an der Kreuzgasse, das Banner ist aufgesteckt; der Herr hat nach den Pferden geschickt!" Da brach die Freude auch im Saale aus, nur durch die Anwesenheit der edeln Frauen gezügelt.

Es seufzte die edle Frau, entgegnete aber doch dem von Tollkühnheit und unbesonnenem Mutwillen redenden Thorberger, einmal müsse man dem Feinde begegnen, und so halte sie auch dafür, es sei besser, ihn zu suchen, als sich suchen zu lassen. Da beurlaubte der Thorberger sich rasch, und als Cuno, dem Vater folgend, vor dem Fräulein sich verbeugte, hörte er aus dem sittsam gesenkten Haupte die dem mutwilligen Fräulein entronnenen Worte: „Schlaft wohl!" Sie drangen wie Dolche in seine Seele; den Widerschein dieses Spottes glaubte er auf jedem Gesichte zu lesen; glaubte zu hören, wie man über den Thorberger spottete, der in seinem starken Schlosse feig sich verkriechen wolle, während andere kämpften. Draußen sagte der Alte dem Sohne: „Bleibe zurück, reite mit, sende oder bringe Kundschaft, damit ich mich vorsehen kann, aber bleibe vom Streite; die Schläge, die sie suchen, gehen dich nichts an." Zweien seiner Leute befahl er, bei seinem Sohne zu bleiben und sprengte rasch, wie er gekommen, die Junkerngasse hinunter, der Brücke zu.

Es schien Cuno, als ob ein großer Berg ab seiner Brust gefallen, es war ihm wie einem Fische, der vom Trockenen ins Wasser kömmt, zumute sein muß. Freudig setzte auch er seinem Pferde die Sporen ein und sprengte an die Kreuzgasse.

Dort auf dem weiten Platz, Gasse auf, Gasse nieder, wimmelte es von Kriegern, durch lauten Jubel schallte der Namensruf der Anführer, die beginnende Nacht erhellten einzelne Fackeln. Es waltete kein Geheimnis bei diesem Unternehmen, wie sonst bei Überfällen bräuchlich; wußte man doch, daß der Feind keinen Verräter fand im Lande, und seine Kundschafter nicht weiter aussenden durfte, als die hinter ihnen Reitenden Schutz gewähren konnten. Hoch zu Roß hielt der Schultheiß, und sobald Ordnung über die Menge gekommen war, verkündete er, wie der Rat beschlossen, die Engländer zu Fraubrunnen zu überfallen, doch auf diesen Überfall nicht der Stadt Wohl zu stellen, weil es sich nicht zieme, so Großes den Zufällen der Nacht anheimzugeben. Deswegen solle er nicht mit gesamter Macht unternommen werden; die Hauptmacht bleibe mit ihm zur Hut der Stadt; und wie er sich diesem Beschluß füge, wenn schon ungern, so erwarte er von jedem braven Bürger, den sein Los treffe, daß auch er seinem Beispiel folge und mit ihm wache, zum Schutze der Stadt, zur Unterstützung der Ausfallenden, wenn sie ins Gedränge kommen sollten. Tausend Mann, unter dem Venner (Bannerherrn) Esso von Bolligen, seien zur Tat bestimmt, die Auswahl unter den Wägsten (Waglustigsten) und Rüstigsten geschehe nach Sitte und Brauch. Und alsobald, während der Venner sein Geschäft begann, trat der Schneidermeister Spring zum Schultheiß, auf der Achsel seinen frischgewetzten Spieß, und sprach, er wolle vorangehen mit dem guten Exempel, und ohne Widerrede bei ihm bleiben, und gegen die Feinde nicht ausrücken, ohne die höchste Not. Der Schultheiß lachte, trotz der ernsten Stunde, über diesen treuen Beistand, und ermahnte lachend, diesem Exempel zu folgen, und dieses Lachen

besänftigte viele, die den Beschluß des Rates zu Haupt (übel auf=) genommen hatten. Schnell fand der Venner seine Leute, sandte Haufen um Haufen aus dem Gedränge, und die tausend Mann rückten aus, dreitausend Spieße zu bestehen, in unglaublich kurzer Frist.

Es war ein herrliches Volk zu Roß und zu Fuß, das den Stalden ab (Abhang hinab) über die Brücke zog, während noch hie und da ein Vater eine Waffe brachte dem ziehenden Sohne, oder eine Mutter die vergessene Wurst. Vor allen leuchtete hervor Hans Rieder an der Spitze seiner Metzger, in blankem Brustharnisch und Eisenhut, das gewichtige Schwert an der Seite, die mächtige Streitaxt in der Hand, mit welcher er die Probe erneuern wollte, was härter sei, ein Ritterhelm oder ein Ochsenschädel. Draußen ordnete vorsichtig sich der Zug, und suchte unbemerkt und so schnell als möglich in der schwarzen Nebelnacht auf Jegenstorf zu kommen, wo, nach erhaltener Kundschaft, erst das Nähere angeordnet werden konnte.

Cuno hatte sich den ritterlichen Jünglingen angeschlossen, und gar nicht im Sinne, nur zuzusehen; er wollte zeigen, daß die Thorberger im Mute von Bürgern sich nicht übertreffen ließen, und daß, wenn schon Politik seinem Vater anders geböte, der Sohn des alten Stammes Heldenkraft bewähren könne. Er konnte ja beides, fechten und Nachricht senden. Kam er heim, so konnte sein Vater gegen das Fechten nicht viel haben; fiel er aber, so gedachte doch vielleicht Bäbeli von Bubenberg an ihren Wunsch, daß er wohl schlafen möchte, gedachte an das Unrecht, das sie ihm angetan. Ach, um dieses Gedankens willen hätte er sterben mögen, an diesem Gedanken wärmte er sein Herz, vergaß die Umgebung, in welcher er ritt, war in Jegenstorf, er wußte nicht wie.

Von dort sandte man einen der treuen Bewohner nach dem nahen, oberhalb Fraubrunnen gelegenen Dorfe Grafenried, um dort die Lagerung des Feindes zu erfahren. Er kehrte lange nicht wieder. Vor Mitternacht war man nach

Jegenstorf gekommen, um drei Uhr harrte man seiner noch. Aber in Grafenried lag die Vorhut der Feinde, und er hatte Mühe, unbemerkt zur Rede mit einem Bewohner zu kommen. Von diesem vernahm er, daß die vornehmsten Streiter zu Fraubrunnen lagerten, besonders im dortigen, mit Mauern umgebenen Kloster, dessen Bewohnerinnen sich geflüchtet hätten. Der größte Teil des gemeinen Haufens liege unterhalb Fraubrunnen auf dem Felde in Zelten oder um Feuer, wie er an der Rötung des Nebels selbst gesehen hatte. Alsobald waren die Führer einig, in vier Haufen den Feind zu überfallen. Der eine sollte um Grafenried herum die auf dem Felde überrumpeln, der zweite in Grafenried die Vorhut aufheben, die beiden andern Fraubrunnen überfallen, wo der schwerste Stand zu erwarten war. Der eine derselben hatte den Auftrag, von der Feldseite das Kloster zu stürmen, der andere, ins Dorf einbrechend, wo möglich die Flucht der im Kloster befindlichen Ritter zu hindern. Der Haufe, welcher die Vorhut aufzuheben hatte, sollte warten, bis er die Angriffe der andern höre. Alles sollte mit möglichster Eile geschehen, da in den Dörfern ringsum zahllose Feinde lägen, welche ihren bedrängten Gefährten zu Hilfe kommen würden. Man hatte sich gelabt, bat Gott um Vergebung seiner Sünden und Segen zum Sieg. Der Priester weihete die Krieger, und unter sicherer Führung der Herren von Erlach, die meisten selbst der Gegend kundig, zogen in tiefer Stille die Berner durch den dunkeln Wald, das Hambühl genannt, teilten sich auf dessen Höhe, und jeder Haufe wandte sich seiner Bestimmung zu. Hans Rieder hatte mit seinen Metzgern die Bestürmung des Klosters erbeten; dort hoffte er die meiste Gefahr und der Erste zu sein in derselben. Ihm schloß sich Cuno an in gleicher Hoffnung, auch Otto von Bubenberg samt andern Edeln; der Venner mit dem Banner zog dem Dorfe zu.

Wenn von mancher Seite her der Schlachtruf der Berern

erschalle, so erwartete man um so größer die Verwirrung und die Täuschung über ihre Menge; man irrte nicht.

Fünf Uhr war es, als Hans Rieder auf der Mauer stand und des Gartens Lage und seine Verbindung mit dem Kloster betrachtete. Unmittelbar hing der Garten mit dem Kloster zusammen, war unbesetzt in der Nähe der Mauer, aber weiterhin gegen das Kloster brannten Feuer, und einzelne Stimmen wurden vernehmbar. Rieder winkte. Geräuschlos, nach Möglichkeit, wurde die Mauer überstiegen, durch alle Gänge, in des Gartens ganzer Breite, näherten sich die Gesellen dem Feinde, der, durch die nahenden Tritte aufmerksam gemacht, in den Nebel schaute, aber nichts sah, bis Spieße aus dem Nebel brachen, Schwerter vor seinen Augen funkelten und mit wildem Schlachtruf Krieger auf ihn einstürzten. Nun rasches Aufspringen, aber ebenso schnelles Stürzen in Feuer und Blut, wehelicher Hilferuf, plötzliches Verstummen, ein fürchterliches Drängen gegen den Haupteingang des Klosters. Auf einmal Leben durchs ganze Kloster. Laden flogen auf, hundert Augen, hundert Stimmen suchten, fragten nach dem eingebrochenen Feinde. Die Kühnsten und die Ängstlichsten sprangen hinaus; beide fanden den gleichen Tod in langen Bernerspießen. Andere und die auf der andern Seite Schlafenden suchten den Eingang, dem Feinde zu begegnen. Hier nun ein mörderisches Gedränge derer, die im Kloster Schutz und derer, die den Feind suchten. Hier arbeitete Hans Rieder mit den Wägsten (Wagemutigsten) der Berner sich Bahn. Wie Gras auf der Wiese unter der Sense sinkt, wie Nüsse unter dem Hammer knacken, so fielen die gepreßten Engländer, ohnmächtig ihre Waffen zu führen, so splitterten ihre Schädel; und immer mächtiger drängte Rieder vor, denn schon hörte er auf der andern Seite des andern Haufens Schlachtgeschrei, fürchtete sich entrissen des Krieges Kühnstes: das persönliche Bestehen des weltberühmten Helden. Man hatte den Eingang gewonnen, Fuß um Fuß sich heraufgerungen

durch den hochgewölbten Gang, fast bis zu dessen Mündung in den Kreuzgang, und nur die Menge der Engländer, die zu erschlagen waren, nicht ihr Widerstand, hatte das Vordringen mühsam gemacht. Da donnerte ein unerhörter Schlachtruf auf der Treppe, die in den Kreuzgang führte, fuhr durch alle Glieder, hemmte das Schwert in der Luft, den Fall der Streitaxt; alle Augen fuhren auf und sahen ein hohes Ritterbild, in goldener Rüstung funkelnd, dem Strome sich entgegenwerfen, mit ungeheuern Schwertstreichen Raum sich mähend. Zu ihm gesellten sich, aus allen Gängen eilend, glänzende Ritter, mächtige Männer. Es war Herr Jevan, der Held, der seine Helden zusammenrief in den Mittelpunkt der Schlacht. Eine herzinnige Schlachtenfreudigkeit wallte in den Bernern auf; sie brannten zu begegnen dem Herrn Jevan und seinen Helden, zu messen Bernerkraft mit altbritannischer Kraft. Wie Reisfelder zwischen zwei feindlichen Elefantenherden, schwanden die niedern Streiter, welche die Helden trennten, und Jevans Schwert blitzte und Rieders Streitaxt donnerte auf Jevans Schild.

Es erhob sich ein Männerkampf, wie er selten bestanden ward. Als ob Fels mit Felsen stritte, kämpften ungebeugt und ohne Wanken die Helden. Immer wütender hob Herr Jevan sich, höher und höher schien er zu wachsen in seiner Wut, dem Kämpfer mit dem unritterlichen Helme gegenüber; so treulos war sein Schwert nie gewesen, so machtlos nie sein Arm. Immer gewaltiger schmetterte Rieders Streitaxt nieder, mit jedem fruchtlosen Streich schien seine Kraft zu wachsen zu einem furchtbarern, und wie sie, stritten ringsum die Helden; da fuhr Rieders Axt auf Jevans Helm — ein betäubender Donnerschlag. Die Bänder brachen, die Knie bogen sich, ein rothaarig Haupt, ein zornleuchtender Feuerbrand schüttelte, wie betäubt, die flatternden Locken; über ihm schwebte, rasch geschwungen zum zweiten Male, die fürchterliche Axt. Aber sie fiel nicht nieder, am Halm erlahmte die

Hand; Nieder, der Held, wankte, sank zusammen, als Jevans Schwert auf ihn niederflammte; über ihn warf das gleiche Schwert den mutigen Knaben, der den Vater halten wollte, warf noch einen zweiten, beiden der nächste; aber keinen mehr. Die Lücke schloß sich. Held um Held drängte nach, Cuno von Thorberg trat vor Jevans Schwert; keiner wich, keiner siegte. Da fiel von außen der Entscheid. Allenthalben überfallen, unfähig Widerstand zu leisten, aber doch den Instinkt geübter Krieger in sich, flohen die Gugler alle dem Kloster zu, wo ihre Helden weilten, wie die Küchlein unter die Flügel der Henne, die Herde zu den Füßen des Hirten, wenn Habicht oder Wolf sich zeigen. Um dasselbe daher ein ungeheures Gedränge, das die Berner hinderte, das Kloster auf der vordern Seite zu bestürmen, in dessen Innerem der furchtbare Kampf glühte, während in dessen Seitengängen die langen Bernerspieße Gugler um Gugler niederrannten. Da gebot der Venner, das Kloster in Brand zu stecken; es loderte auf, und Hitze und Rauch füllten die Gänge. Da merkte Herr Jevan, daß heute der Sieg ihn fliehe. Schlag um Schlag, Fuß um Fuß zog er sich zurück aus den glühenden Mauern. Draußen im Hofe hielten die getreuen Knappen die wilden, ungeduldig ihre Herren rufenden Pferde. Diese saßen bald auf den mutigen Tieren, während ihre Diener den Bernern sich entgegenwarfen, ihre Herren zu retten, doch nicht verhindern konnten, daß hier mancher Ritter sein Leben lassen mußte, der es in den engen Gängen gefristet hatte. Herr Jevan befahl die Tore zu öffnen und sprengte hinaus aus der brennenden Höhle. Es brannte das ganze Dorf, es graute der Tag; aber um Brand und Tag legte der Nebel sein dunkles Gewand. Es merkte Herr Jevan nicht seiner Feinde geringe Zahl; aber überall hörte er des Bären Ruf, der Seinen Notgeschrei.

Da donnerte sein Schlachtenruf von neuem, wie gewaltiges Trompetengeschmetter. Während er hielt, ein Wall den

Seinen, ließ er seine Führer Bahn brechen, der Emme zu. Und Haufe um Haufe drängte sich weg aus des Bären Klauen; aber auch mancher Berner fühlte noch das Gewicht von Herrn Jevans Schwert, der Fuß um Fuß, Schlag um Schlag den Rücken der Seinen deckte. Ob endlich der gewaltige Walliser doch erlegen wäre dem nacheilenden Bären, wissen wir nicht. Es riefen auf des klugen Venners Befehl die Heerhörner die Sieger zusammen, damit nicht der Tag und nahende Hilfe den errungenen Sieg ihnen entreiße. Wie klug diese Vorsicht, bewies der Tod von zwanzig Bernern, welche Beute über Gehorsam setzten, und der Flucht der Gugler folgten, das Land hinab. Diese Zwanzig warnten leider die Hunderte nicht, welche an der Birs*) sich und ihren weisern Hauptmann in den Tod rissen.

Während rasch die zunächstliegende Beute gesammelt wurde, umstunden traurig die Führer die Gefallenen. Es waren ihrer wenige; Wunden trugen viele. Die Dunkelheit hatte die Berner geschützt und die Engländer am Gebrauch ihrer Schußwaffen gehindert. Vor allem trauerte man um den heldenmütigen Rieder, der sein Wort, der Erste zu sein, blutig gelöst hatte. An seinem Haupte klaffte eine weite Wunde, und zu aller Verwunderung stach ein Dolch tief in seiner Seite, während niemand einen Dolch in Herrn Jevans Hand gesehen hatte. Neben ihm lag Peter, sein Knabe, doch nur betäubt vom mächtigen Schlage, und mit ihnen hatte man hinausgetragen und neben sie gelegt des Thorbergers Knecht, der hinter seinem Herrn gekämpft hatte, und dessen Haupt und Hals von Herrn Jevan bis auf den Brustknochen herab gespalten worden war bei Rieders Fall. Des Knappen Fall war Cuno gleichgültig; er hatte ihn, den bevorzugten Diener seines Vaters, gehaßt, gegen des Vaters Vorwürfe

*) Schlacht bei St. Jakob an der Birs gegen die Armagnaken, 26. August 1444.

war er gepanzert, und nachdem er manchen warmen Dank empfangen für sein wackeres Fechten, ritt er im raschen Rosseslauf Thorberg zu.

Auf breitem, felsigem Vorsprung, durch schmalen Felsenrücken mit der höhern Hügelkette verbunden, lag die gewaltige Feste über einem lieblichen Tale, das von Felsen eingeschlossen ist, in denen jedoch ein weites Tor gegen den Jura sich öffnet. Dort brannte in der großen Halle im riesigen Kamine ein Feuer von schönem Buchenholz; eine anmutige Mädchengestalt saß dabei und spielte mit Hunden. Aber ernst blieb das schöne Gesicht. Es war die zehn Jahre jüngere Schwester Cunos, sein Ebenbild. Unruhig ging der alte Thorberger auf und nieder, sprach von Zeit zu Zeit dem reichlichen Imbisse zu, der auf dem braunen Eichentische stund, starrte durch die schmalen Fenster in den Nebel hinaus; die Tochter würdigte er keines Wortes. Man hatte auch hier den dunkelroten Schein im Nebel gesehen; aber zu einer Zeit, wo man den Überfall längst vorbei glaubte. Man vermutete ihn mißglückt, Fraubrunnen durch die vorrückenden Feinde angezündet, erwartete baldigen Anfall, darum wagte man nicht, Späher auszusenden; um so böser ward der Ritter auf den zögernden Sohn.

Endlich kamen Reiter den gewundenen Weg herauf, und bald stund Cuno mit zerhauenem Schilde und gebrochener Rüstung vor dem Vater. Der sah ihn an mit dem gewohnten mißfälligen Blick; und wie er den Bericht gehört, vom Siege der Berner und dem großen Verlust der Feinde, wie Cuno selbst mit Herrn Jevan gefochten, sein Knappe aber von demselben erschlagen worden, milderte sich sein Blick nicht, sondern harter Tadel traf den Sohn, daß er den Auftrag überschritten, den Diener verloren, den übermütigen Städtern seinen Arm geliehen. Die Schwester schaute mit schwermütigem Blicke auf beide, versuchte den Bruder zu entwaffnen, labte ihn mit Speise und Trank, und mit unveränderten Zügen empfing Cuno des Vaters Tadel, der

Schwester Vorsorge. Er liebte sie, wie sie ihn, aber ohne Liebeszeichen.

Ingelram von Coucy wich den harten Schlägen, die er nicht erwartet, der harten Kälte, der er nicht gewohnt; er verließ das Land. Überall ertönte Jubel und der Ruhm der Berner. Ein Lied verewigte den Sieg, in welchem Bern der Heldensaal, ein Spiegel überall genannt wird. Wie aber Bern gepriesen wurde durch des Volkes Mund, so wurde der Herren und Fürsten gespottet, denn das gleiche Lied sagt:

> Von Österreich und Bayerland,
> Von Wirtemberg Herren und Städten viel
> Die schüchten fast der Fienden Zil,
> Die lagen enet dem Rhine
> Sicher, als in einem Schrine,
> Ihnen war zen Fienden nit fast gach (jäh, eilig),
> Sie kament ihnen nit ze nach (nah)
> Und ließent verderben Lüt und Land,
> Des Rich und Arm wohl befand (sehr empfand).

So gestaltete sich die Volksstimmung. Die Tapfern wurden zu jeder Zeit hochgeachtet. Die Feigscheinenden stunden immer tiefer in des Volkes Augen, welches keinen Sinn hat für Politik und ihre Regeln. Darum hat der Gugler Krieg, obschon gegen Feinde gefochten, die wie vom Himmel kamen und wieder verschwanden, einen größern Einfluß gehabt auf die spätern Ereignisse, den Verfall der adeligen Häuser und die sich entfaltende Freiheit, als man glaubt. Das begriff der Thorberger ganz gut. Er war den Städtern und den Ländern nie hold gewesen. Mit altadeligem Groll hatte er zugesehen, wie Berns Ansehen wuchs, eine Pfandschaft nach der andern in dessen Händen blieb, das ihm verwandte fürstliche Haus der Kyburger immer tiefer in dessen Schuld geriet. Er hatte vor bald zwanzig Jahren mit unsäglicher Mühe Frieden vermittelt zwischen den Herren und dem neuen Schweizerbunde, hoffend, die Herren würden Kräfte sammeln in dieser Frist, Pfandschaften einlösen, sich vorbereiten, mit

einem Schlage den neuen Bund zu zertrümmern. Aber es geschah das Umgekehrte. In tollen Privatfehden, in noch tollerem Aufwande verpraßten sie ihr Gut. Ganz besonders schien auf dem Kyburger Hause ein eigener Fluch zu ruhen, jedes Unternehmen, das ihm auf die Beine helfen sollte, stürzte es in tiefere Schuldennot, brachte es um Ländereien. Es war, als ob vergossenes Blut die spätern Glieder verdamme, das eigene Herzblut Tropfen um Tropfen sich selbst abzuzapfen. Peter von Thorberg erkannte den Wert des Geldes, und weil andere verschleuderten, so wollte er sammeln, für sich zuerst, dann für seine Standesgenossen. Er machte wenig Aufwand, hielt nur bedeutenden Hofhalt als Pfleger auf des Herzogs Schlössern, auf dessen Kosten, und war ein harter Herr. Er preßte nicht nur das ihm Gehörende mit unerbittlicher Strenge ein, die Geschichte bewahrt Züge von ihm, welche sein Andenken brandmarken als das eines Ritters, der Geld höher schätzte als sein Wort, seine Ehre.

Ganz besonders drückte er das Entlebuch, welches ihm vom Herzog Rudolf verpfändet worden war, und erhob dort, für jene Zeit, ungeheure Summen, ohne dagegen in Tagen der Not das Land zu schirmen. Minder hart behandelte er seine Erbgüter im Uechtlande*), aus Klugheit; er wollte seine Untertanen nicht in die Arme der nahen Berner drängen. Daß das Entlebuch Schutz in Luzern finden könnte, gedachte er nicht, weil dasselbe Eigentum des Herzogs war. Doch mochte wohl auch die Scheu, seine alten Untertanen mit neuer, seinem Stamme sonst nicht eigener Härte zu behandeln, Teil an der mindern Strenge haben.

So scharrte er Geld zusammen, soviel er konnte, mißbrauchte dazu sein Amt, und keines Vaters Bitten, keines Weibes Jammer, nicht Kinder Wimmern bewegte sein Herz

*) Eigentlich Grenzlandwildnis, die alte Grenze zwischen Schwaben und Burgund im Kanton Bern.

zum geringsten Nachlaß. Und alles das tat er um seiner Kinder willen, und diese Kinder behandelte er mit der gleichen Herzlosigkeit wie seine Entlebucher. Cuno sollte ein mächtiger Freiherr werden, ein Hort der Edlen gegen Bern, seine Tochter einen reichen Brautschatz bringen in das Geld bedürftige Kyburger Haus, und durch Geld der Grafenkrone würdig werden. Petermann, der jüngere Sohn, ein wilder Jüngling, war in des Herzogs Diensten und sollte sein Erbteil in seinem Arme suchen. Um Cuno mächtig und Adelgunde reich zu machen, bot Peter seine ganze Kraft, seine ganze Schlauheit auf, setzte daran sein Leben, seine Ehre. Aber diesen Kindern hatte er kaum je ein freundlich Wort gegeben, ihre ganze Jugend freudenlos gelassen, jede jugendliche Äußerung mit strengem Blick gefesselt. Während seines unsteten Lebens waren seine Kinder unter den Dienern im einsamen Thorberg. Aber der Thorberger wußte auch seiner Dienerschaft ein Gepräge aufzudrücken, daß sie in seiner Abwesenheit nicht viel anders taten als in seiner Anwesenheit, und die wunderbare Ähnlichkeit der Kinder mit dem Vater ließ sie diesen nie vergessen, die Kinder fast mit der gleichen Scheu behandeln wie den Vater, obgleich diese nie ein hartes Wort einem Diener gaben, nie einen beim Vater verklagten. Cuno war der treue Schirm seiner Schwester, aber an seinem Ernste entband sich auch ihre Heiterkeit nicht; sie blieb düster wie er. Wie sie aufwuchs, drängte es sie hinaus in die freie Weite zu Hütten, wo Kinder spielten, zu Höfen, wo muntere Jugend sich balgte. Aber wenn das ernste düstere Burgfräulein kam, so verkrochen sich die Kinder, der Jugend Jubel verstummte. Wie weh es ihr ward ums Herz, sie konnte die Kinder nicht anziehen, nicht mit ihnen spielen, ihr Erscheinen verbannte allenthalben Lust und Scherz. Und wenn das Fräulein auch Gaben brachte, sie weckte damit nicht das Zutrauen und konnte oft kaum die Kinder bewegen, ihre zitternden Händchen danach auszustrecken. Da wandte das

Fräulein von den Hütten sich weg, und erst mit dem Bruder, später, als dieser oft den Vater auf ritterlichen Zügen begleiten mußte, allein, strich sie mit Pfeil und Bogen, vom treuen Hunde begleitet, durch die Wälder, bekriegte, da die Menschen sie nicht lieben wollten, still und wild die Tiere. Hinter Thorberg streckte eine Wildnis viele Stunden weit sich aus, welche noch jetzt nicht gelichtet, zum Teil Wildnis geblieben ist. Hohe Hügel, auf der Südseite mit Buchen, auf der Nordseite mit Tannen bewachsen, senkten schroff sich nieder in tiefe Gründe, in denen ungezügelte Waldströme rauschten. Von Wild aller Art wimmelte die Wildnis. Der Bär fand da seine Höhle, der Eber sein Dickicht, der Hirsch seine einsame Weide.

Tief im finsteren Tale, wo Thorbergs Herrschaft mit der des Freiherrn von Brandis zusammenstieß, klapperte, dem Brandis gehörig, eine einsame Mühle am trügerischen Lauterbach. Hier stießen oft die befreundeten Freiherrn zusammen oder hielten Jagdrast, wenn sie gemeinsam jagten in ihren Forsten. In dieser Wildnis schweifte tagelang das Fräulein, und kein Pfeil flog vom Bogen. Hier unter grünem Laubdach saß sie oft stundenlang in tiefem Sinnen, und kein Seufzer verriet die Stimmung. Wenn dann die Schatten länger wurden und die Sonne hinter den Hügeln verschwand, so weckte der treue Hund das Fräulein aus ihrem Sinnen und wies ihr bellend den Heimweg.

Auf Thorberg wurde es immer düsterer, immer einsamer blieb Adelgunde. Cuno ging seine Wege und wurde stets einsilbiger gegen die Schwester. Seit der Nacht bei Fraubrunnen war er oft nach Bern geritten; Bäbeli von Bubenberg zog ihn hin. Sein Leben hätte er gegen ein Lob seiner Tapferkeit gegeben, nur das Erwähnen seines Mithaltens in der Not aus ihrem Munde hätte ihn glücklich gemacht. Tagelang konnte er sich ergötzen, zu denken, wie dieses Wort lauten, welcher Ton es aussprechen würde. Aber es kam

nie, dieses Wort. Wenn er nach Bern kam, wagte er sich nicht geradezu in den Bubenbergerhof. Traf er nicht einen der Söhne zufällig an, hieß dieser ihn nicht dringlich heimkommen, so kam er gar nicht hin. Wenn er hinkam, so traf es sich sehr oft, daß er Bäbeli nicht sah. Und wenn sie sich begegneten, so tat er so scheu, hielt so ernst sich und fern, daß ihn das Fräulein nicht anreden konnte, am allerwenigsten nicht mit einem holden Wort. Bäbeli hatte den schönen Jüngling nicht ungern gesehen, hatte mit Freuden seine Tapferkeit vernommen, aber als derselbe so kalt und fremd ihr begegnete, da nahm sie es für freiherrlichen Stolz, für Herzlosigkeit und waffnete sich mit dem ganzen Bubenberger Stolz und begegnete ihm mit einer Kälte, daß an derselben selbst ein Bär hätte erfrieren können. Wenn er mit getäuschter Hoffnung heimritt, so stand allemal sein Entschluß fest, nie mehr nach Bern zu gehn, nie mehr das so schöne und so kalte Fräulein zu suchen; aber ehe wenige Tage um waren, ritt er wieder denselben Weg und am Abend wieder ebenso trostlos heim.

Doch auch diese Ritte mußte er einstellen. Die frühere Freundlichkeit, mit welcher seine Mitkämpfer ihn empfangen hatten, verschwand auf einmal, seine adeligen Freunde wichen ihm aus, oder standen nur verlegen ihm Rede. Zornige Blicke warfen die Bürger auf ihn, halb unterdrückte Schmähworte hallten ihm nach, ein Bolze flog einmal hart neben ihm vorbei, und keine Einladung ins Bubenberger Haus ward ihm mehr. Er blieb mit blutendem Herzen von Bern weg, aber tagelang konnte er sitzen auf einem verborgenen Plätzchen einer waldigen Höhe und nach den Fenstern sehn, hinter denen Bäbeli sich bewegte, konnte tagelang ihre Burgen, in denen sie sich zuzeiten aufhielt, umschwärmen, hoffend einmal wieder das Glück seines Herzens, seiner Augen Trost zu erblicken. Das ganze Benehmen, das ihn traf, schrieb er dem bösen Rufe zu, in welchem sein Vater stand

im ganzen Schweizerlande, und den immer steigenden Mißverhältnissen, in welche derselbe mit Bern selbst, besonders der Kyburger wegen, verwickelt wurde. In dieser Voraussetzung durfte der Arme nach dem eigentlichen Grunde niemand fragen, niemand zur Rede stellen über dieses Betragen. Es trug still in sich der Arme sein Leid, und vernahm den Grund des Hasses nicht, der gegen sein Geschlecht in Bern erwuchs.

Hans Rieders Sohn hatte sich allmählich von der schweren Verwundung erholt, sein durch die Betäubung geschwächtes Gedächtnis stellte sich wieder ein, nach und nach traten alle Einzelheiten jener Nacht wieder vor sein Auge; und wie er des gefallenen Vaters gedachte, so rief er auch nach des Thorbergers Knecht, der denselben von hinten erdolchet hatte, gerade als dessen Streitaxt todbringend über Herrn Jevan schwebte. Man glaubte anfangs, er träume noch, allein als der Knabe immer bei seiner Erzählung blieb und so treu manches erzählte, was auch andere gesehen, als man der unerklärlichen Wunde gedachte, und der Drohworte des Thorbergers in der Vorhalle des Rathauses, und wie er seinem Sohne gerade diese Begleiter beigegeben, schwoll der Verdacht immer mehr zur Gewißheit. Mehr als den Haß gegen das Geschlecht vermehren, konnte diese Gewißheit nicht, denn stumm gelegt hatte Herr Jevan den Mörder. Freilich blieb Cunos Betragen unbegreiflich. Allein, wenn man Böses glauben will, so weiß man noch größere Widersprüche zu beseitigen. Sein kühnes Kämpfen sei nur ein Deckmantel der ruchlosen Tat gewesen, sagten die einen, sein Mut hätte ihn halt hingerissen, die andern; die Besten sprachen den Sohn frei, um dem Vater einzig die Schandtat zuzumessen. Die Väter der Stadt hatten Mühe, eine offene Klage, einen Ausbruch der Bürgerwut gegen Thorberg zu verhindern. Die Glut wurde niedergehalten, aber nicht gelöscht; daß der Knabe blutige Rache gelobte, wußte niemand als Gott.

Während der Vater in den Händeln der Welt sich

herumtrieb und Geld auspreßte wo er hinkam, während Cuno seiner Liebe nachschlich, und Gram sammelte auf allen seinen Wegen, blieb das Fräulein einsam zu Thorberg, fast Herrin des Schlosses. Herrin ihrer selbst, saß sie wohl zuweilen zu den Mägden, und brauchte die Nadel, drehte das Rad, besonders des Abends, wenn schaurige Gespenster- und seltsame Rittergeschichten im Gange waren; sie besuchte die Messe alle Morgen und war des Burgpfaffen nicht ungeschickte Schülerin. Aber die meiste Zeit brachte sie träumend zu, durchs Fenster schauend nach dem blauen Berge, oder schauend auf dem Herde das Spiel der Flammen, das Glimmen der Glut, oder streifend durch die Wälder über die Höhen, hinter dem Schlosse, wo ausgebreitet vor dem Auge lagen der Berge hohe Häupter und das wunderschöne Aartal bis tief ins Aargau hinab, geschmückt mit unzähligen Burgen, geheiligt durch manch schönes Gotteshaus.

So war sie auch einmal ausgezogen mit dem treuen Ryno, hatte lange auf der hohen Bergspitze, welche über der Schwendi sich erhebt, gesessen, hatte nach den Burgen gesehen und in die Berge, hinter welchen der Vater damals hauste, hatte in den blauen Himmel hinaufgeblickt, wo sie die Mutter wußte, die ihr Auge hier auf Erden nie gesehen. Die sengende Hitze hatte sie endlich hinuntergetrieben ins grüne Schattenholz, und unter zusammen sich neigenden hundertjährigen Buchenkronen war sie tief ins Tal hinabgestiegen bis an den muntern kühlen Bach, der weiter unten mit der Mühle klapperte, mit Blumen spielte, mit Fischen tändelte, um eine Stunde weiter sein junges Leben in die Emme auszuströmen.

Im hellen harmlosen Bache spiegelte lange das dunkel düstere Auge des Fräuleins sich, folgte den leichtsinnig vorübereilenden Wellen, und Traumbilder stiegen ihr auf aus des Wassers Grunde in die träumende Seele. Erdmännchen tanzten am Ufer und Wassermännchen auf dem Schaume der Wellen, und ein großer Drache wälzte sich aus finsterm

Schlunde das Tal hinab, und grauenvolles Schnauben tönte vor ihm her, sein schwarzer Atem verhüllte das Tal, das nur sein glühend Augenpaar erleuchtete. Erd- und Wassermännchen bargen sich, der Bach suchte mit beflügelter Eile ihm zu entrinnen. Wie gebannt saß das Fräulein, es konnte nicht fliehen, an ihm vorbei schoß der Drache dem enteilenden Bache nach, aber dichter und dichter umrollte derselbe die bebende Adelgunde mit seinem Schweife. Da durchriß Ryno den Zauberschweif, sprang am Fräulein empor, riß sie aus ihren Träumen auf. Schwarz und dunkel lag es über dem Tale, das Drachenschnauben war das Brüllen der Donner, des Wassers Tosen, Blitze sein glühend Augenpaar, der hoch aufgeschwollene Bach der Drache selbst, die überströmenden Wasser sein Schweif. Ein fürchterliches Gewitter von Westen her, in dieser Gegend nicht selten, war ungesehen über den Hügelrücken eingebrochen, und wie ein Kriegsheer ein friedliches Gelände in Augenblicken verwandelt in Flammen und Graus, erfüllte dasselbe das stille Tal mit der Schlacht der Elemente und ihren Schrecknissen. Das Feuer loderte am Himmel, wälzte sich über der Erde, loderte an Tannen auf, die Winde warfen sich von allen Himmelsräumen in die enge Talschlucht, brachen Bäume, rissen sie mit den Wurzeln aus, wie eine starke Manneshand einen Blumenstengel. Die Wasser des Himmels brachen aus dessen Kammern, brachen aus den Brunnen der Erde auf und strömten hochauf in des Tales enger Rinne. Da öffneten auch die Berge ihre Backen und donnerten ihre Lawinen zu Tale; ihr Donner übertäubte des Himmels Stimme, es brach sich des Sturmes Wut am stürzenden Erdwall, hochauf spritzten die Wasser und suchten, tausendfach zerrissen, ängstlich und heulend sich wieder. Auf hohem Uferrande zwischen zwei ehrwürdigen Buchen war das Fräulein gesessen, und als sie ihren Geist erhob über des Traumes Wogen, war sie von des Baches Fluten umschlungen, Ströme stürzten an ihr vorbei, ausgerissene Tannen sauseten

neben ihr nieder, der Boden wankte unter ihren Füßen, an denen Ryno ängstlich wimmerte an dem Fräulein herauf, dann wieder laut heulte in den Donner der Elemente hinein, dann hie und da vorsichtig ins Wasser trabte, zum Fräulein zurückkehrte, sie nachzog, aber wenn er wieder zum Wasser kam an selbige Stelle, ängstlich eine andere suchte. Immer höher hinauf spritzte die Flut, Baumstämme wurden über den Uferrand an die Buchen geworfen, das Fräulein jammerte nicht, veränderte wenig ihre Züge, aber in ihrem Innern betete sie zu Gott und sandte ihre Blicke hinauf durch der Erde Graus zum klaren Himmel, wo ihre Mutter wohnte.

Da trat aus des Gewitters Nacht ein hoher Knabe an des Wassers Rand, heiter wie der junge Morgen, goldgelockt, schön wie Engel sind; ohne Zaudern drang er durch den kleinen Arm des Baches, und hoch über den Wassern trug er auf seinen Armen das Mädchen über den Strom. Als ob der Drache die Beute ihm entreißen wollte, stürmte er an ihm auf, stieß er ihn an, riß den Boden weg unter seinem Fuße. Aber wie der Böse keine Gewalt hat über einen der Engel, so vermochte auch das Wasser nichts über den mutigen Retter, der ohne Wanken durch der Elemente Toben nach der verstummten Mühle das gerettete Mädchen trug und sanft es niedersetzte im kleinen Stübchen des festen Häuschens auf sicherem Grunde. Eine schöne, mächtige Frau in der kleidsamen dunkeln Landestracht, über welche die sorgfältig gewundenen gelben Flechten herabhingen, zwei Goldströmengleich, die sich ergießen über dunkeln Grund, trat ehrerbietig zum triefenden Fräulein und bot ihr Hilfe. Es war die schöne Müllerin im Lauterbach, gehörig zu Brandis. Früh hatte sie ihren Mann, den starken Müller, verloren, er war im Kampfe mit einer Bärin erlegen, welcher er die Jungen wegnehmen wollte, die ihn dabei unversehens überraschte. Sie lebte sittsam und verständig ihrem Geschäfte und ihrem einzigen Kinde, Hans. Der Knabe hatte von seinem Vater

die Kraft geerbt, die Holdseligkeit von seiner Mutter. Wenn er in seinem weißen Müllerkleide, den Kopf von goldenen Locken umhüllt, frisch wie Milch und Blut, in den großen dunkelblauen Augen das freundlichste Lächeln, einem unerwartet entgegentrat, so mußte man unwillkürlich an einen Engel denken. Zudem waltete über dem Knaben ein eigenes Geschick, das ihn wirklich als einen bezeichnete, den Gott zum Schutz und Glück anderer auf die Welt gesandt. Verirrte ein Kind in finsterer Schlucht, fiel es in den schäumenden Bach, so war Hans da, zufällig, wie man sagt, wie von Gott gesandt, sollte man sagen, wies es zurecht und riß es aus den Wellen. Brachen Räuber in eine Hütte, überfielen einen einsamen Reisenden, so kam Hans dazwischen und störte ihr Beginnen. Manchen Bären hatte er verscheucht, manchem Wolf das Lamm abgejagt, das er würgen wollte. Und wenn er die Rettung vollbracht hatte, ging er freundlich lächelnd weiter und erzählte kaum der Mutter, was er getan. Er war daher in der ganzen Gegend wohl bekannt, und wer Hans, den schönen Müllerknaben, sah, den beschlich unwillkürlich ein freundliches Gefühl, sein Herz mochte sonst noch so bitter sein. Es war fast, als ob einem nichts Böses widerfahren könne in des schönen Knaben wundertätiger Nähe. So hatte er auch zufällig des Fräuleins Not gesehen und sie ohne weiteres Besinnen gerettet; und als er das Fräulein in der Mutter Obhut gegeben, ging er freundlich lächelnd weiter, zu sehen, ob Gott ihn nicht noch zum Retter von anderen bestimmt. Auch dem Fräulein war er wie ein Engel erschienen, sein Weggehen wie ein Verschwinden. Eine Wonne hatte sich in ihr Herz ergossen, wie sie das Anschauen des Überirdischen erzeugt, wie Stephanus empfunden haben mag, als er den Himmel offen sah; ein sinnig Lächeln war über ihr Gesicht geflogen. Willig aber schweigend empfing sie die Dienste der Mutter, ließ sich von ihr trocknen und erquicken und heftete ihre schwarzen Augen auf die Türe,

durch welche der Engel wieder erscheinen konnte, wie er aus derselben verschwunden war.

Die Müllerin wußte, wer das Fräulein war, und kannte auch deren Art; wohnten sie doch nicht mehr als eine halbe Stunde auseinander und war sie stark befreundet mit den Müllersleuten, welche auf der entgegengesetzten Seite des Berges am Fuße von Thorberg müllerten. Aber es ärgerte sie doch, daß das Fräulein so wenig sagte, nicht nach dem Namen des Retters fragte, seine Tat nicht pries. Die Mutter hätte gar zu gerne das Lob des Sohnes gehört und dabei Gelegenheit genommen, zu erzählen, was er alles schon vollbracht und was alle Leute darüber gesagt. Sie wußte nicht, daß man ein volles Herz und eine schweigende Zunge, erregte Gefühle und ein stilles Gesicht nebeneinander haben könne, sie legte daher dem Fräulein ihr stilles Wesen als Hochmut aus, meinte, weil Adelgunde äußerlich dem Vater wie aus den Augen geschnitten war, so müsse auch das Inwendige von gleicher Materie sein. Und Peter war auch hier nicht beliebt, wenn er schon sich hier nicht das erlaubte, was im Entlebuch. Was dort geschah, vernahm man hier vergrößert wieder, und was denen dort geschah, empfand man auch in diesen Tälern wieder. Denn darin besteht des Schweizers Macht und Kraft, das machte ihn frei und behielt ihn frei, daß er nicht bloß litt, was ihm geschah, nicht allein dessen sich freute, was er erhielt, sondern daß sein Herz offen war für Weh und Wohl aller, welche mit ihm in den Hütten und Tälern wohnten, welche seine Berge umschließen, daß seine Hand bereit war, sein Glück andern zu bringen, sein Weh von sich und andern abzuhalten. Die Müllerin begann daher auch zu schweigen und verwandelte die ehrerbietige Vertraulichkeit, mit welcher sie anfänglich die Gerettete ihres Sohnes aufgenommen, in scheue Untertänigkeit. Die Wetter hatten verbraust, ein heller Abend stieg über das Tal auf, das Fräulein rüstete endlich zaudernd sich zum Aufbruch,

wartete nur noch auf das Erscheinen ihres Engels. Er kam endlich, und mit wenig dankenden Worten wollte das Fräulein, von Ryno immer dringender gemahnt, scheiden. Aber Hans, durch den sparsamen Dank nicht so empfindlich berührt wie seine Mutter, bot ihr sein Geleite an, weil die Wege zerrissen seien, die Bergwände durch Erdfälle zerklüftet. Innere Freude ließ schweben über des Fräuleins Gesichte einen rötlichen Schimmer, wie er die Berge auffliegt, wenn die geschiedene Sonne ihnen verborgene Küsse zuwirft, aber um so stummer schied sie von der schönen Müllerin, die noch lange über das düstere Fräulein sich ärgerte. Die Hilfe von Hans war allerdings notwendig, und seine Kraft und Sicherheit mußte dem wenn auch berggewandten Fräulein helfen über manchen Schlund. Wenn dann des Knaben starke Hand ihr geholfen, so ließ sie die ihre träumerisch in derselben liegen und wandelte in stillem Glück an seiner Seite und wäre so gewandert sonder Unterlaß bis an der Welt Ende, wäre nicht müde geworden.

Aber als sie auf den Berg kamen, tönte Hallo und Hundegebell ihnen entgegen, und freudig antwortete Ryno, und bald umringte das Fräulein eine ängstliche Dienerschar, selbst Elsbeth, die alte Gürtelmagd der gestorbenen Freiherrin, war ausgezogen, ja der Burgpfaffe selbst mit aufgeschürztem Gewande. Während des Gewitters hatten sie ihre Haut ängstlich in der sichern Burg geborgen, sich tröstend, das Fräulein werde wohl an einem sichern Orte sein, und wenn nicht, so sei es ja unmöglich, dasselbe zu finden in solchem Sturme, und ehe man hinkäme, wo sie wahrscheinlich sein werde, müßte sie längst tot sein, wenn es Gottes Wille sei, daß sie sterben solle.

Als aber das Gewitter vorbei, der Himmel wieder helle war, wurde es auf einmal allen angst, und jeder wollte der erste sein bei des Fräuleins Rettung, Leib und Leben daran setzen. Als sie nun das Fräulein sahen an der Hand des

Müllerknaben, da freuten sie sich sehr, und jeder wollte es zuerst gesehen, ja sie eigentlich gerettet haben. Aber das Fräulein hörte wenig von dem, was sie sagten, sie fühlte bloß, daß die Wanderung mit Hans zu Ende sei. Da sein weiteres Begleit unnötig war, so wünschte er freundlich guten Abend, und das Fräulein reichte ihm noch einmal die Hand, als ob sie mit ihm einen weiten, weiten Sprung tun wolle über eine tiefe Kluft. Aber Hans schüttelte die Hand freundlich nach Schweizersitte, ohne weiteres zu suchen, da das Handgeben eben Landessitte war, gab dann die Hand noch den übrigen, selbst dem Burgpfaffen, dem man die seine so wenig küßte, als irgend einem Grafen, und verschwand dann hinter den weißen Buchen; und lange noch sah das Fräulein nach der leeren Stelle, wo er verschwunden war.

Von diesem Tage an war das Fräulein womöglich noch seltsamer als früher. Sie ward noch stiller, suchte noch mehr die Einsamkeit, aber ward freundlicher. Zuweilen schwebte es wie ein Lächeln auf ihrem Gesichte, die Gestalt füllte sich, und selbst aus dem Gesichte trat etwas Blendendes, welches die frühere Düsterheit zu vertreiben kämpfte. Adelgunde schweifte viel herum, besuchte, so oft es möglich war, die Stelle, wo ihr Engel ihr erschien, lebte das Ereignis wieder durch, näherte sich der Mühle und umkreiste dieselbe, halb sich zeigend, halb sich verbergend. Die schöne Müllerin bemerkte das Fräulein schnell und trat ihr einige Male wie zufällig entgegen, glaubend, dasselbe bringe ein Geschenk und suche einen willigen Empfänger dafür. Schon am Tage nach der Rettung hatte sie einen fetten Ochsen oder eine schöne Kuh oder wenigstens einige Schafe und Schweine erwartet. Als das nicht kam und das Fräulein erschien, glaubte sie, dasselbe bringe nun einige blanke Goldgulden oder einige schöne Kleinode, welche man als Familienstücke forterben könne auf Kind und Kindeskinder. Als das Fräulein ihr aber nichts gab, mit ihr wohl in die Mühle kam, aber wortkarg am

gleichen Platze, wo das erstemal, saß, da glaubte sie, dasselbe wolle die Goldgulden und Kleinode nur dem Retter selbst geben und schaffte den zur Stelle. Das Fräulein gab ihm die Hand, aber in der Hand war nichts, gab ihm wieder die Hand, als sie weiterging, allein in der Hand war wieder nichts. Als das gleiche Spiel sich einige Male wiederholt hatte, ward die Müllerin desselben satt, und wenn sie schon das Fräulein herumschweifen sah, sie zeigte demselben sich nicht, gab ihr nicht Gelegenheit, in die Mühle zu kommen. Laut redete sie nicht davon, aber einer Vertrauten flüsterte sie zu, sie hätte anderes zu tun, als mit dem halbnärrischen, hochmütigen und geizigen Fräulein ihre Zeit zu verbrauchen. Dasselbe meine mit einigen Besuchen sie abzulohnen und tue dabei so wunderlich, daß es einem fast angst werde, sie hätte nun dieser Art Lohn genug und begehre keinen mehr.

Natürlich hatte Adelgunde keine Ahnung von den Erwartungen und Gedanken der Müllerin, sie kannte weder ihr eigen Herz, noch die Menschen und diese, vom Vater auf die Kinder schließend, errieten noch viel weniger das Herz der Tochter. Als sie keine Gelegenheit mehr erhielt, die nicht in ihrem Gebiete liegende Mühle zu besuchen, so konnte sie stundenlang hinter einer Buche hervor oder von waldigem Vorsprunge die Türe der Mühle bewachen, und wenn dann der schöne Müllerknabe unter dieselbe trat, so ging das Fräulein glücklich, st llichelnd heim und war am folgenden Morgen wie eine Knospe, die vom Taue des Himmels getränkt, aufzubrechen strebt.

Einmal traf das Fräulein Hans, als er, bei der Burg vorbei, in ihr Tal hinunterging, nicht lange darauf zum zweiten Male. Nun sah man zur selben Abendstunde das Fräulein gar oft oberhalb des Schlosses am Wege sitzen und still hinausträumen ins freundliche Tal, ins schöne Abendrot. Wenn dann Tritte kamen, fuhr sie zusammen und sah freudig auf, und grüßte mit stillem Nicken, wenn Hans es war.

Aber gar viele Abendstunden saß sie droben, es kam niemand als der schmutzige Küherknecht, der die Milch brachte von dem Berge. Es traf sich, daß das Fräulein den Knaben in ihre Mühle gehen sah, unten am Berge, da ging auch das Fräulein dahin und setzte sich da auf die Bank vor derselben und gerade auf die Stelle, wo dasselbe einmal Hans hatte sitzen gesehen. Aber niemand merkte, was das Fräulein zur Mühle brachte, auch sie selbst nicht. Lag die Mühle doch an der Straße, die von Bern ins Aargau führte, auf der gar mancher Ritter oder Knapp des Weges zog. Die Müllersleute ehrten natürlich das Fräulein nach Möglichkeit, und fast allemal begann die Müllerin zu reden von jenem Gewitter, woher es gekommen, wie es bei ihnen angefangen, Schaden angerichtet und endlich wieder aufgehört, wie man auch bei ihnen das Fräulein gesucht, wie auch sie zum Suchen ausgezogen und wie Hans allemal, wenn er zu ihnen komme, erzählen müsse, wie er das Fräulein gesehen, gerettet und heimbegleitet. Und was da Hans gesagt, das erzählte allemal die Frau, und allemal etwas anders, wodurch es den Reiz der Neuheit für das Fräulein nie verlor. Und wenn die Mutter etwas vergaß, so begann, sowie sie mit dem Dasitzen des Fräuleins vertrauter wurde, die schöne Müllerstochter es zu ergänzen. Es war Trudchen, ein schönes, rundes Mädchen, voll Lust und Leben, aber auch sittsam und fromm, das schon manchem Bauern oder Knecht eine hinters Ohr gegeben, der ihr zu nahe gekommen. Wenn sie zum Tanze ging, so sah sie auch in ihrem silbernen Schmucke unter den andern fast wie eine Königin aus, und schon manche blutige Schlacht hatte es ihretwegen abgesetzt. Aber sie konnte nicht nur tanzen, sondern in Feld und Küche, ja in Ställen und in der Mühle suchte sie ihresgleichen an Geschick und Rührigkeit. Wenn Trudchen einmal zu ergänzen angefangen hatte, so hörte sie nicht alsobald auf, der Mutter nachzuhelfen und wußte sie gar geschickt dahin zu bringen, daß sie an die Rettung des Fräuleins eine

Geschichte nach der andern zu reihen begann, wie Hans diesem und jenem geholfen und wie er immer zu allem Unglück und zu jeder Gefahr kommen müsse und immer zu helfen wisse, daß das Fräulein nie satt wurde zuzuhören, und daher um so öfter wiederkam. Allemal wußte Trudchen die Mutter noch an etwas zu erinnern, von dem sie glaubte, sie habe es dem Fräulein noch nicht erzählt. Und wenn dann das Fräulein so geduldig zuhörte mit stillsinnendem Gesichte, auf dem zuweilen freundliche Schatten auftauchten, so sagten Mutter und Tochter zueinander, wenn das Fräulein fort war, sie glaubten bald, dasselbe sei doch nicht so böse und so hochmütig, als es scheine, dasselbe hätte ihnen ja noch kein böses Wort gegeben, und vor ihr dürften sie doch noch reden, vor ihrem Vater aber dürfe ja niemand den Mund auftun, und wenn man ihn nur von weitem sehe, so sei es einem ja, als ob man die ganze Krauchtalfluh (=felswand) im Halse hätte.

Doch die stille, ungetrübte Zeit mit ihrem innerlichen Glücke dauerte nicht immer. Es begab sich, daß in den zwei benachbarten Häusern Brandis und Kyburg des Hauses Häupter starben. Zuerst fiel vom Schwerte der Walliser Thüring von Brandis, der Mildeste seines Hauses. Seinem Freunde, Anton von Thurm, war er in ritterlicher Treue zur Hilfe gezogen gegen sein Volk, das derselbe durch eine wilde Freveltat gegen sich empört hatte. Seine Treue vermochte der schlechten Sache keinen Segen zu bringen, er büßte mit dem Leben die versuchte Hilfe, und mit Not rettete sich sein Volk, Simmentaler meist, deren Herr er als Erbe der Weissenburger geworden war. Von seiner Ehefrau, einer Gräfin von Kyburg, besaß er eine einzige, noch junge Tochter, Anna, welche alles erbte, was nicht Mannslehn war. Die Lehen aber fielen seinem ungereimten (ungefügigen) Bruder Mangold, Abt zu Reichenau, zu, dessen Roheit und Grausamkeit zur Erlangung der bischöflichen Würde nicht hinderlich war. Ob aber wohl Christus Freude hatte an einem Hirten seiner Schafe, der

als Propst fünf armen Fischern, von denen er glaubte, sie hätten seine Fischerrechte verletzt, mit eigenem Daumen die Augen ausdrückte? Bald darauf starb Hartmann, der Graf von Kyburg, vier Söhne und viele Schulden hinterlassend. Das war eine Zeit, wie Herr Peter sie liebte, in der er sein Garn am besten spinnen konnte. Er hielt sich daher wieder in Thorberg auf, und geräuschvoll ward die stille Burg. Die Grafen von Kyburg, die Brandiser, suchten Herrn Peter oft heim, sein Rat war klug, seine Verbindungen bedeutend und sein wohlgefüllter Geldkasten allen nötig. Die Kyburger und Brandiser hatten verwickelte Verhältnisse mit Bern, wo Peters Vermittlung, wenn auch nicht eine offene, wegen des Hasses der Bürger, doch eine geheime, durch seinen Einfluß auf einige Edle im Rate, ihnen Bedürfnis ward. Er wurde zwar an keinem Orte zum Vormund erkoren. Die wankenden Häuser scheuten sich, die unzuverlässigen Untertanen durch einen so verhaßten Pfleger sich noch mehr zu entfremden. Auch mochte viele Erfahrung sie belehrt haben, daß derselbe trotz aller Verwandtschaft und Freundschaft doch zunächst immer das eigene Interesse, das eigene Ziel im Auge habe. Dieses mochte Peter wohl geärgert haben, denn die Stellung als Vormund wäre am geeignetsten gewesen, durch alle Mittel das Ansehen und den Reichtum dieser Familien herzustellen, den Städten ihre Macht aus den Händen zu reißen, und den Adel wieder in die rechte Stellung zum Bürgertum zu setzen, und auch seine Absichten in bezug auf seine Familie durchzuführen. Sobald Thüring von Brandis gestorben war, stund in Peter fest, daß Kuno dessen Tochter Anna heiraten solle. Nach Abt Mangolds Absterben hoffte er durch die Gunst seines Herrn leicht das Lehen über das Simmental zu erhalten, welches Mangold eigentlich seinem ihm ähnlichen Neffen Friedrich, Bastard seines Bruders Heinrich, zugedacht hatte. Für seine Tochter Adelgunde, die er erst jetzt zu beachten anfing, als sie ein Faktor in seiner Rechnung ward,

hoffte er aus dem Meere der Verlegenheiten, in welchen das Kyburger Haus schwamm, eine Grafenkrone zu fischen.

Er glaubte an die Möglichkeit, daß beim Zusammenhalten der drei mächtigen Häuser, deren starker Rückhalt Habsburgs Fürsten waren, der Städte jugendliche Macht gebrochen und dieselbe wieder unter des Adels Zepter gebeugt werden könne; dazu mußte aber vor allem Geld sein, die Pfandschaften auszulösen, um auch den Bürgerrechten entsagen zu können. Obwohl diese zuweilen einem adeligen Hause Schutz gewährten, so lähmten doch solche Bürgerrechte des Adels selbständige Kraft, hinderten ihn, einander in jeder Not zu helfen, nötigten ihn, den Städten einen Arm zu leihen und gaben diesen Gelegenheit, sich in des Adels Verhältnisse zu seinen Untertanen zu mischen, sie anzuziehen (an sich zu ziehen); und gerade das ward ihm am verderblichsten. Das erkannte Herr Peter, und er wollte seine Erkenntnis auch den andern beibringen. Er vergaß, daß nirgends ein gemeinsames Streben andauert, wo der einzelne keiner höheren Gewalt sich beugt, jeder seine Natur ungezähmt will walten lassen, und daß man den Weg zu seinem Ziele sich sehr oft selbst abgräbt, während man zu seinem Zwecke das nötig geglaubte Mittel sucht.

Es war an einem Novembertage, hell schien am blauen Himmel die Sonne, leise spielte der Wind mit dem bunten Buchenlaub, klar erhob der Jura sein Haupt über einem dunkeln Nebelstreifen, der über der Aar lag, die zu seinen Füßen fließt, wehmütig klangen einige Glocken auf dürftiger Weide verspäteter Kühe, scharf und laut ertönte das Horn des Wärters auf der Thorberger Warte, munter in frischer Weise antwortete ihm vom Berge her ein Jagdhorn. Es wurde ein adeliger Zug sichtbar, der in bedächtigem Schritte den durch Felsen gesprengten Weg herniederritt, Jäger, Hunde folgten, Landleute schleppten auf Karren und Schleifen erlegtes Wild. Friedlich lag neben dem zierlichen Reh der

zottige Bär, neben dem flüchtigen Hirsch der trotzige Eber. Die Jagd war reich gewesen, und fröhlich ritten die Herren dem Mahle entgegen. Es ist Herr Peter, der heimreitet mit seinen Nachbarn und Freunden. Neben ihm reitet auf schönem Pferde ein schöner Mann mittlern Alters, düstere Sorgen auf der edlen Stirne; es ist Rudolf, der Kyburger Erbgraf. Hinter ihnen kommen auf dem engen Felsenpfade ein hagerer Ritter mit braunem Gesichte und langem Schnauzbarte und ein in üppiger Fülle hochrot leuchtender Reiter, es ist Berthold, des Kyburgers Bruder, Komtur des deutschen Ritterordens, ein in Preußens Morästen und Wäldern abgezehrter Krieger, und Herr Mangold, der üppige Abt von Reichenau, der Simmentaler gestrenger Herr. Ihnen folgen auf leichten Pferden zwei Fräulein: Adelgunde, die uns wohlbekannte, und Anna, die Erbin von Brandis. Unter gelber Lockenfülle funkelten zwei kühne Augen keck in die Welt, verkündeten, daß ihres Stammes Sinn und Art ihr im Blute wohne, und der blutige Jagdspieß in ihrer Hand zeugte, daß das junge Mädchen an kühnes Jagen sich wage.

Über sie ragte eine große Gestalt mit gewaltigen Gliedern, wildem Barte, zornigen Augen und einer Stimme wie Krieg und Kriegsgeschrei, bei deren Klang Adelgunde allemal zusammenfuhr wie bei unerwarteten Donnerschlägen. Des Erbgrafen Ebenbild ritt neben dem wilden Manne, Bertold, Erbe von seines Vaters Schulden und Sorgen, letzter Erbe des Fluches, der auf ihrem Namen ruhte und alles zum Untergang kehrte, was sie zur Wiederherstellung der Familie vorkehrten. Das Blut Hartmanns schrie noch immer um Rache, entwurzelte den Stamm und riß ihn endlich weg von der Erde. Ego, der andere Kyburger Sprößling, ein leicht beweglicher flüchtiger Knabe, ritt neben Kuno, der Aufsicht über die Jäger hielt und kurze Antworten gab auf die vielen Fragen seines vielredenden Begleiters.

Bald hatte die Ritterhalle die Hungrigen aufgenommen,

und ein reiches Mahl bot ihnen die wohlbesetzte Tafel. Peter aß gerne gut, und des geistlichen Herrn wegen hatte er seinen Dienern Sorgfalt anbefohlen. Besondere Mühe war auf die Zubereitung der berühmten Forellen dieser Gegend verwendet worden, damit der Abt die Fische aus den Seen, welche Reichenau umgeben, und als deren Liebhaber er bekannt war, nicht vermissen möchte. Die Goldforellen mit ihrem rosenroten Fleische waren auf mannigfaltige Weise zubereitet, schwammen in Brühen aller Art, lagen trocken in Schüsseln und harrten der beliebigen Zutaten oder starrten hoch aufgetürmt, fast hart gebacken, den Lüsternen entgegen. Es mußte der Abt bekennen, bessere Fische hätte er nie gegessen. Ganz besonders behagten ihm die gebackenen, die er sich fast dutzendweise zu Gemüte führte. Da, wie das Sprichwort sagt, Fische schwimmen müssen, so wurden die Humpen nicht vergessen und den vorausgeschickten Fischen tüchtig nachgegossen. Aber manch Witzwort mußte Herr Peter über seinen Wein sich gefallen lassen, der Landskraft war und nicht mit vielem Gelde aus fremden Ländern hergeschafft. Die Herren warfen ihm vor, er tausche denselben von den Bernern ein gegen Steine aus seinen Steinbrüchen und gegen Hafer von seinen Bergen. Herr Peter erbot sich zur Probe, daß derselbe doch viel besser sei als der, welcher um Brandis herum wachse, wo er sich einmal an einer Traube zwei Stockzähne ausgebissen, und mit dem Gewächse an Burgdorfs Hügeln hätte er sich vor kurzem die Hühneraugen vertrieben. Während er so zu scherzen beliebte, füllte doch auf seines Herrn Wink der Hausmeister die Humpen mit anderem Weine. Und als der Abt den seinen wieder zum Munde führte, verkündete ihm seine kundige Nase das edle Gewächs, und mit rührendem Behagen genoß er den edlen Trak und schalt billig Herrn Peters Bosheit oder Kargheit, der ihnen so lange diesen edlen Wein vorenthalten, über dessen Vaterland man hin und her riet, bis endlich Peter kund tat, daß er denselben aus dem Entle-

buch mitgebracht, daß es Weltscher (Franzose) sei von jenseits den Bergen. Aber wie er dazu gekommen, wollte er selbst in dieser Gesellschaft nicht erzählen. Möglicherweise gehörte er einem Kloster an, Herr Peter hatte ihn aufgefangen und fürchtete, wenn dessen Bestimmung bekannt würde, so möchte der Abt seine geistliche Hand darüberschlagen und im Namen seiner Brüder denselben in Beschlag nehmen.

Man hätte nicht glauben sollen, daß Sorgen und Kummer die in Essen und Trinken vertieften Herren belade; es war aber damals auch wie jetzt, daß man immer wohler an der Sünde lebt, je näher dieselbe einen an den Abgrund schleppt. Während sie in aller Begierde schlemmten, war der Kummer vergessen, und Scherz nach ihrer Weise würzte ihre Speisen. Als aber der Reiz des Mahls vorbei war, als die meisten Diener verschwunden, nur noch die in der Halle waren, welche die in altangestammter Gewohnheit sich immer leerenden Humpen füllen mußten, da tauchte der Kummer wieder auf, Klagen sprudelten, Pläne wurden geschmiedet, Ratschläge erteilt. Rudolf, der Kyburger, war im Begriff auszuziehen in fremde Kriege, um durch Beute die ungeheure Schuldenlast zu mildern, welche auf seinen ausgedehnten Besitzungen lag und ihm gegen die Städte, namentlich gegen Bern, die Hände band. Er gedachte mit bitterm Schmerze des alten Glanzes und rechnete nicht den Sünden des Hauses dessen Verdunkelung zu, sondern dem frechen bürgerlichen Übermute und dessen niedrigem Krämersinn. Es polterte der Abt über das Einmischen der Berner in seine Simmentaler Händel, und zürnte gewaltig, daß ein freier Herr sein Betragen gegen seine Leute nach dem Ermessen unadeliger Bürger richten solle. Der deutsche Herr redete von dem überall überhandnehmenden Übermut der Städte, wie die großen Ritterorden dagegen sich wappnen, und wie in einem allgemeinen Ritterbunde dem Unwesen ein Ende gemacht werden müsse. Auch Fritz, der Bastard, redete heftige Worte darein, mit dem Schwerte

rasselnd und grimmige Blicke sprühend. Aber mit kluger Stimme redete Herr Peter, mahnend zur Mäßigung und Vorsicht. Er meinte, man schlage am sichersten die Städte mit ihren eigenen Waffen. Man solle suchen, an ihren Reichtum zu kommen, um den eigenen zu mehren, ihren Handel und Gewerbe lähmen oder sie zu eigenem Vorteile benutzen, auf alle Weise verhüten, daß sie nicht mehr zu Land und Leuten kämen. Wie sie aus ihren Gewerben, so solle man aus seinen Leuten und Besitzungen Geld pressen, so viel als möglich, und dasselbe zusammenhalten zu gegenseitiger Aushilfe. Anbei gab er nicht undeutlich zu verstehen, daß er imstande sei, bedeutende Hilfe bereits zu leisten und noch größere in Zukunft. Er machte besonders darauf aufmerksam, wie man die in die Städte gezogenen Familien in das Interesse ziehen und durch diese adeligen Bürger die andern Bürger überwältigen müsse. Dadurch besonders könnten die Städte wieder zu Mägden des Adels gemacht werden. In Luzern sei nicht üble Hoffnung dazu vorhanden, die Geschlechter dem Adel geneigt und insgeheim verbunden. In Bern seien auch einige, auf die er Hoffnung setze, und die bereits ebensogut durch Lehen an den Adel gefesselt seien, als der Adel durch Pfandschaften und Bürgerrechte an die Städte. Nun begann ein Zergliedern einzelner Familien und Personen, die Hoffnungen, welche sie gewährten, die Hemmungen, die von ihnen zu erwarten seien. Wie vor einer festverschlossenen Türe, zu der kein Dietrich paßt, kein Hebel an ihr etwas abbringt, mit blassem Ingrimm der Dieb steht, so weilten die Herren bei der mächtigen Familie der Bubenberge, zu welcher kein Schlüssel passen wollte, welche die Freiheit der Stadt zu wahren, ihre Macht zu mehren, als Erbteil ihrer Familie betrachteten, das der edle Berchtold*) ihnen hinterlassen, keines ihrer Glieder je aus den Augen setzte, von der Stadt, ihrem

*) Berchtold V., Herzog von Zähringen, der Gründer Berns, † 1218.

Kinde, das Schwerste erduldete, im gleichen Sinne, wie David von seinem Knaben Absalon.

Das Bitterste, was der Groll gewähren kann, wurde über diese Familie ausgegossen, Glied um Glied derselben an die Folter geschlagen, selbst der sonst so schweigsame deutsche Ritter höhnte die Ritterlichkeit dieser edlen Bürger. Schon lange war der düstere Kuno wie auf Kohlen gesessen und eine dunkle Röte hatte sich auf sein Antlitz gelegt, aber er hatte sein Schweigen nicht gebrochen. Als aber Friedrich, der rohe Bastard, auch der weiblichen Familienglieder nicht schonte, ihr bürgerlich Wesen verspottete, ihre Tugend lästerte, sie passend für Bauern und Knechte schalt, da brannte Kuno auf, nannte den Bastard einen Lügner, einen Makel der Ritterschaft, warf seinen Handschuh hin jedem, der an so edler Frauen Tugend zu zweifeln wage. Erstaunt sahen die Ritter auf; den stillen Kuno hatte niemand beachtet, und Herr Peter hatte auch nicht die geringste Ahnung von seines Sohnes Gefühlen; schien er ja überhaupt nicht zu ahnen, daß Gefühle im Menschen seien. Der Bastard war kaltblütig sitzen geblieben, und Peter befahl seinem Sohne, seinen Knappenhandschuh wieder aufzunehmen, zu schweigen, wo Ritter reden, und die Dummheit, für die Weiber ihrer Feinde in die Schranken zu treten, künftig bleiben zu lassen. Aber Kuno stand da in hohem Trotze, nahm den Handschuh nicht auf und schien den Vater nicht zu hören. Ehrlos sei es, rief er, wie ein gemeiner Knecht edle Frauen zu beschimpfen, und dann den Feigling hinter dem Ritter zu verbergen; ein ehrlicher Rittersohn wiege doch wohl eines Abtes Bastard auf, auch wenn derselbe Ritter sei. Das hob den großen Bastard auf von seinem Stuhle, als wäre er von einem Skorpion gestochen: „Wenn du's haben willst, so sei's, Bube!“ brüllte er und riß Schwert und Schild zur Hand. Die Männer wollten mitteln (vermitteln), von Friede reden im gastlichen Hause, und Peter seinen Sohn, den er noch nie als Mann gesehen, als einen

Knaben behandeln, dem man bei jeder Unart Abbitte gebietet und das Bekenntnis, daß es ihm leid sei. Aber Kuno hörte den Vater nicht, trotzte immer zu, es war ihm, als sei für ihn die glückliche Stunde aufgegangen, das Verkanntsein mit seinem Blute zu lösen. Wenn Bäbeli vernehme, wie er zur Rettung ihrer Ehre gestorben, so weihe sie wohl sein Grab mit einer Träne, hoffte er. Auch der Bastard wollte sich nicht halten lassen, dem Buben gebühre die Rute, sagte er, doch solle sie nicht zu blutig sein, versprach er den Herren, die im Weine zu erhitzt waren, um in aller Kaltblütigkeit das blutige Spiel verhüten zu können.

Rasselnd eilten die Kämpfer in den Hof hinunter, so rasch sie konnten, die Herren nach, um das Schlimmste zu verhüten, und oben riß die wilde Maid von Brandis die Fenster auf, um das willkommene Schauspiel zu sehen. Ängstliches Bangen um den Bruder, ein dunkler Haß gegen den Bastard, dessen brennende Augen und rohe Reden sie schmerzlich zu verfolgen begannen, riß auch Adelgunde zum Zusehen des Kampfes. Der Kampf schien nicht zweifelhaft. Wie ein riesenhaftes Hünenbild trat der Brandiser dem jugendlich schlanken und etwas kleinen Thorberger gegenüber; ein einziger Streich, ein Stoß mit dem Schilde schien hinreichend, den kühnen Jüngling zu überwältigen. Man irrte sich. Der stolze Ritter meinte spielen zu wollen, wie der Bullenbeißer mit dem Windhündchen spielt, und den Knaben bald wehrlos mit tüchtigen Beulen und eingejagter Todesangst unter seinem Fuße zu haben. Aber des vermeintlichen Knaben Streiche fielen ernst wie Männerstreiche, sein Schwert saß fest in seiner Faust, seine ganze Kraft war in einer Aufregung, wie sie nur die Begeisterung der Liebe erzeugt. Der Ritter mußte sich seines Leibes wehren, mußte seine ganze Aufmerksamkeit zusammenfassen, um den Streichen des mit jugendlicher Behendigkeit an ihn Dringenden zu entgehen. Wie hart er auch schlug, seine Hiebe saßen nicht, schnell von Fuß und Hand

entging ihnen Kuno. Immer hitziger wurden der Kampf und die Kämpfer. Mit Staunen sah Herr Peter seines Sohnes Männlichkeit; lautes Jubelgeschrei stieß oben unterm Fenster das wilde Fräulein aus, und immer starrer und düsterer schaute Adelgunde in das Schwertergefunkel, denn bald mußte der Kampf sich entscheiden. Man sah die Schlachtenwut im Bastard wachsen, sah wie seine Hiebe wilder wurden, aus Leben gingen, sah, wie Kuno rücksichtsloser wurde und Kraft an Kraft zu setzen begann, Streich mit Streich vergalt, statt den Streichen zu entgehen, sah Kuno taumelnd sinken, sah wie der deutsche Ritter mit Not wehren konnte, daß nicht ein zweiter Stoß den Sinkenden tot niederwarf, sah aber auch Blut aus des Ritters Seite rieseln, sah Anna wie ein Kind, dem ein Spielzeug zerbricht, schreiend niederblicken, Adelgunde sich ernst und blaß vom Fenster wegwenden, während Herr Peter mit mißfälligem Gesichte sich zu seinem Sohne niederbeugte. Derselbe lag bewußtlos aber unverwundet da. Wie ein Wetterschlag hatte ihn des Ritters Schwert getroffen, wahrscheinlich aber nicht mit voller Schärfe, hatte daher den Schild nicht durchgehauen, sondern nur betäubend aufs Haupt zurückgeworfen. Des Ritters Wunde blutete stark, war aber nicht gefährlich, bloß eines schnellen Verbandes bedürftig. Ein solcher Vorfall war zur selben Zeit nicht ein so seltsames Ding wie jetzt, daher der Schrecken nicht so groß, das Nötige bald besorgt. Die Herren saßen wieder beim Weine, ehe der deutsche Ritter mit Adelgunde den Bastard verbunden hatten, der an Wunden gewöhnt, mit dem stillen Fräulein allerlei Scherz versuchte, und ehe Anna den betäubten Kuno erweckt hatte, dessen Ritterlichkeit ihrem wilden Sinne besonders wohl gefiel. Auch freute es sie, daß er ihren bösen Vetter, der etwas schnöde bei ihnen wirtschaftete und Anna als eine Schmarotzerpflanze an ihrem Stamme betrachtete, gezüchtigt hatte. Sie tat anfangs gar sanft um Kuno, aber wie er nicht erwachen wollte, ward sie immer ungeduldiger und zauste

ihn endlich an Haar und Bart, wie sie es ihren Jagdhunden zu tun pflegte, wenn dieselben aufstehn und mit ihr spielen sollten. Als auch dies nicht helfen wollte, rief sie Adelgunde herbei, unter deren warmer weicher Hand Kuno bald erwachte.

Anna hätte schon lange gerne das Ritterfräulein gespielt, allein bis dahin keine Gelegenheit dazu gehabt. Seit ihres Vaters Tode lebte Frau Margarete, ihre Mutter, sehr einsam, und mit ihren Vettern von Burgdorf war sie zu bekannt und von ihnen, ihrer wilden Sitten wegen, zu sehr verspottet, um mit ihnen das Spiel zu spielen, das wenigstens seit der Sündflut, wahrscheinlich aber schon früher, und unter allen Völkern mehr oder minder offen zwischen allen jungen Leuten gespielt wird. Kuno gefiel Anna besonders wohl, und sie stund keinen Augenblick an, ihn zu ihrem Auserwählten zu machen. Diese Gunst war aber nicht wenig lästig für den armen Kuno. Abgesehen davon, daß er an dem wilden Mädchen und dessen Späßen wenig Gefallen fand, war es ihm besonders widerlich, bei der Reinheit seiner verschlossenen Liebe mit einem andern Mädchen sich abgeben zu sollen, er hätte am liebsten mit gar keinem geredet. Es nahm sich daher gar seltsam aus, wie Kuno in steifer Sprödigkeit und fast ängstlichen Gebärden die allgemeinen Pflichten der Höflichkeit erfüllte, wie aber Anna sich alle Mühe um ihn gab, ihn aus seinem Geleise zu reißen, mit ihm schmollte, mit ihm zankte, alle Augenblicke etwas an ihn zu bringen hatte. Entweder sollte er mit ihr jagen oder mit ihr reiten, Falken abrichten oder junge Hunde plagen. Der alte Thorberger sah das recht gerne, nur ärgerte ihn seines Sohnes kühles Betragen, das er aber mehr dessen Eigentümlichkeit als einer besondern Stimmung, einem Widerwillen gegen Anna oder der Liebe zu einer andern zuschrieb. Er hatte keine Ahnung davon, daß Kuno lieben konnte, er hatte ihn auch gar nicht gefragt, was ihn gegen den Bastard gereizt, sondern hatte das Aufbrausen auf Rechnung des Weins oder der lächerlichen

Ritterlichkeit des unabgekühlten Jünglings gesetzt, der noch im Wahne stehe, für die Frauen sein Schwert immer blank halten zu müssen. An seinem Mute, seiner Kraft hatte er Gefallen gefunden; weiteres Gewicht setzte er in die Begebenheit nicht. Seine Kinder betrachtete er als Maschinen in seiner Hand, und ein Werkmeister bekümmert sich um seine Maschinen nicht weiter, als daß er sie zu dem gebraucht, wozu sie bestimmt sind; er denkt nicht von ferne daran, daß Maschinen sich dieser Dienste, die sie ihm zu verrichten imstande sind, weigern könnten.

Etwas anderes plagte dagegen den Thorberger.

Der Bastard hatte besonderes Gefallen an Adelgunde gefunden und schien sich ernstlich um sie bemühen zu wollen. Adelgunde besaß eine edle Gestalt und eines jener Gesichter, die, wie ein schönes dunkles Rätsel, ganz besonders die Männer anziehen, welche vieles schon erfahren und nur von der Neuheit noch Reiz erwarten. Ihr Äußeres schon reizte daher den wilden Ritter, aber ebensosehr denn doch ihres Vaters Stellung und der Ruf von dessen großem Reichtum. Er hoffte den Abt zu beerben. Dieses Erbe war aber mit vielen Schulden beladen, dasselbe zu behaupten, bedurfte er vielen Geldes, das sollte ihm Adelgunde bringen.

Geld bedurfte er, soviel begriff er; ob er dann aber das Geld, wenn er es erhalten, wirklich zu dem hätte anwenden können, zu dem er es nötig hatte, zu Bezahlung der Schulden, das wußte er noch nicht, das sollte erst die Erfahrung lehren. Es träumen soviele Menschen sich Geld und Gut, schwelgen in dem Gedanken, was sie damit anfangen würden, und selten einer wird, wenn er Geld erhält, es wirklich so gebrauchen, wie er geträumt hat, und besonders nicht, wenn der geträumte Gebrauch ein vernünftiger gewesen wäre. Damals konnten namentlich die Ritter nicht Geld zur Bezahlung ihrer Schulden gebrauchen. Die Ursachen, welche sie in Schulden gebracht, verschlangen alle neuaufgebrachten

Summen. Die alte Üppigkeit, der sorglose Haushalt, das freyle Hoffen ohne Grund auf bessere Zeiten, ließen nicht zu, daß sie wieder einen festen Grund sich unter die Füße bauten.

Er verfolgte daher das Fräulein mit seiner Aufmerksamkeit, die aber derart war, wie sie gerne der von sich eingenommene, gleichviel ob gebildete oder rohe Mensch, dem erweiset, den er an Stand oder Erfahrung unter sich glaubt. Diese Aufmerksamkeit wird sehr oft von Männern Mädchen erwiesen, denen man keine Welterfahrung zutraut, daher glaubt, sie werden von der fühlbaren Überlegenheit überwältigt, alles geduldig hinnehmen, was man ihnen zu bieten für gut finde. Wie sich aber hierin gar viele täuschen, so täuschte sich auch der Bastard. Wenn Ansprüche auf geziemende Behandlung schon nicht äußerlich sichtbar werden, so liegen sie doch in jedem weiblichen Herzen, und wer sich daran nicht kehrt, sie höhnt, dem wird auch das mildeste weibliche Herz feind. Es schauderte recht eigentlich Adelgunde, wenn der Bastard mit seiner ungeschliffenen Rede sich an sie wandte, und wenn sie seine Schritte von weitem hörte, so floh sie, wie man vor wilden Tieren flieht, wenn man ihr Schnauben hört. Den Bastard focht aber dieses Fliehen, dieses sichtbare Beben und Abwenden wenig an, er nahm es für das Zittern eines Kindes vor einem Helden, für etwas, das sich von selbst gebe, oder wenn es sich nicht gebe, nicht besonders zu beachten sei.

Doch nicht nur der Tochter war diese Bewerbung mißfällig, sondern fast ebensosehr auch dem Vater. Der Bastard war nicht ein Eidam, wie ihn Herr Peter wollte. Die Stellung desselben war ihm zu unbedeutend, dessen Aussichten zu dunkel, dessen Charakter zu ungestüm zu Verfolgung eines Zweckes. Ihm aber geradeswegs die Türe verschließen, durfte er doch nicht, weil er und dessen Onkel bedeutende Glieder der Kette waren, mit welcher er die Städte und Länder erdrosseln wollte. Und doch war ihm die fortgesetzte Bewerbung

fast so unangenehm als ein rasches Abweisen. Herr Peter kannte der Kyburger Stolz, die nicht vergessen hatten, daß sie den Habsburgern fast mehr als ebenbürtig, der Zähringer Erben gewesen. Er hatte, wie gesagt, nicht vergessen, daß sie seinem Vater Thun als Pfandschaft nicht geben wollten, weit lieber dem sonst feindlichen Bern sie anvertrauten. Er wußte, daß man einem zunächst unter einem Stehenden nicht gerne die Hand bietet, ihn zu sich heraufzuziehen, ihm zehnmal lieber den Fuß auf den Nacken setzt, um ihn herunterzustoßen, lieber einem Feinde oder einem Entfernten die Hand reicht. Den ganzen Stolz der Familie trug Berchtold in sich, den Peter zu seinem Eidam erwählt hatte. Derselbe besaß aber auch zugleich die ganze Steifheit und Indolenz, welche so gerne den letzten Gliedern einer sinkenden Familie eigen sind. In unruhiger Hast versuchte der Vater Rudolf sich wieder zu heben, aber alle versuchten Mittel schlugen zum Unglück aus; Berchtold dagegen bewegte sich von Jugend auf in dem erstarrten Stolze, der annimmt, der Himmel gehöre ihm bereits, sei nicht erst zu verdienen. Er erwartete eine andere Zeit, ein Glück seiner würdig, aber ein reges Streben danach auf dem würdigen Wege, auf dem große Männer groß geworden, bleibenden Ruhm ihren Familien erworben, hielt er unter seiner Würde. Nun fürchtete Herr Peter nicht ohne Grund, dieser stolze junge Graf werde eine Braut verschmähen, um welche der Bastard eines Abtes sich beworben, er werde die nicht als Gräfin von Kyburg denken können, welche ein Bastard von Brandis nicht zu weit über sich erachtet hatte, um sie zu seinem Weibe zu machen. Dieses werde um so mehr der Fall sein, fürchtete er, da schon an seinem Stand als Freiherr, an seinem Verhältnis als Lehenträger Kyburgs, einiger Güter wegen, der junge Graf Steine zum Anstoß sattsam finden werde. Diese hoffte er indessen durch die Not des Hauses, welche er durch sein Geld, durch seinen Einfluß auf den Herzog heben konnte, auf die Seite

schaffen zu können. Dieser neue Stein des Anstoßes war ihm daher sehr widerlich, er glaubte ihn dadurch zu befriedigen, daß er Thorberg verließ und in seine sehr weitläufige Pflegschaft in den vorderen Erblanden sich begab. Es ging ihm aber, wie es Menschen oft geht, die starr eines im Auge, Nebendinge wenig achten und meinen, es müsse sich alles gerade so schicken, wie sie es in Gedanken haben. Seinen Sohn ließ er in Thorberg, damit sein Verhältnis zu Anna von Brandis reifen könne, seine Tochter ebenfalls, weil sie anderwärts ihm eine Last gewesen wäre. Er glaubte, bei seiner Abwesenheit werde sie dort niemand in ihrem stillen Brüten stören. Da irrte er sich. Es waren andere, die auch wiederum taten, was ihnen beliebte, und zwar gerade das, was der Thorberger nicht wollte.

Während Peter, wo er hinkam, und besonders im Entlebuch, ferne Untergebenen immer schonungsloser ausnutzete, gestaltete sich zu Thorberg ein seltsam Leben. Kuno und seine Schwester atmeten frei auf, als der Vater fortziehen wollte; — sie freuten sich auf die alte Einsamkeit. Kuno träumte wieder, und Adelgunde setzte sich oben ans Schloß, wenn es die Kälte erlaubte, und sah den schönen Müllerknaben, und ging hinunter zur Mühle, um da etwas von ihm zu hören. Wie ihr das Blut aus dem Gesichte trat und das Herz sich zusammenzog, wenn sie den Bastard von Brandis von weitem hörte, so schien sich dagegen ihr Herz zu öffnen, und ein sanftes Rot überflog ihr Gesicht, wie die Rose sich öffnet, wenn die Sonne sie küßt, wenn sie ihren Müllerknaben von weitem sah. Sie war heiterer als Kuno, der sein Bäbeli lange nicht gesehen, aber keins wußte, warum das eine heiterer, das andere trüber war; das eine seufzte zuweilen, das andere lachte hie und da, und keines fragte das andere. Kaum hatten sie einige Tage ihr stilles Behagen genossen, und eben saß das Fräulein des Nachmittags an der Sonne vor der Mühle, als Anna mit ihrem wilden Vetter schon wieder daher=

geritten kam und verwundert des gestrengen Herrn Tochter bei den Müllersleuten sitzend fanden. Bald hatte des lüsternen Ritters Auge das schöne Müllermädchen ausgefunden, und kaum hatte er seine Auserkorne begrüßt, so begann er rohe Späße mit der Müllerin, und, während die beiden Fräulein vorausgingen, setzte er sie fort, bis die Müllerin floh ins Mühlekämmerlein, zu den Müllerburschen, die ehrbarer waren, als der rohe Ritter draußen. Der Ritter ging, aber mit schlechten Vorsätzen für ein andermal. Kuno war ausgeritten am Morgen früh, Adelgunden allein lagen die Gäste ob. Diese waren gekommen, das Geschwisterpaar nach Brandis zu laden zu der Freiherrin Margareta. Die Geschwister mußten, mit einem tiefen Riß in ihrer Hoffnung, dem Dringen nachgeben und in der ihnen fast unleidlichen Gesellschaft zum Besuch nach Brandis reisen, Adelgunde zitternd neben dem wilden Manne, Kuno in eigentlicher Pein neben dem wilden Fräulein.

Frau Margarete war eine sanfte, fromme Frau, welche Zucht und Sittsamkeit liebte und in einer heimeligen Häuslichkeit sich am wohlsten befand. Sie verstand die seltene Kunst, alles was sie umgab, mit einer solchen Freundlichkeit zu bestrahlen, daß es jedem wohl ward, der in ihren Kreis trat. Es sagte einst ein alter Soldat, es sei ihm allemal, wenn er den Kanton Bern betrete, als ob er in eine warme Stube komme; so ungefähr war es auch jedem, der nach Brandis kam, als Frau Margarete dort ihren Haushalt hielt. Aber ihr ging die Kraft ab, des wilden Stammes Blut, das in den Adern ihrer Tochter rollte, zu zügeln; sie sprach wohl zu, aber sie beherrschte nicht, und die wilde Tochter liebte die Mutter, aber sie gehorchte ihr nicht. Wenn sie müde war von der Jagd oder fast männlichem Spiele, so saß sie des Abends nirgends lieber als am Feuer bei ihrer Mutter; aber wenn der Tag anbrach, so hielt sie es dort nicht aus, sondern mußte ins Freie. Frau Margarete war in schlimmer

Lage. Sie war reich, aber eine schwache Witwe, während ihre eigenen und ihres Mannes Verwandte geldbedürftig waren. Man weiß, daß Brüder, die in Geldverlegenheit sind, ihrer Schwester Gut nicht schonen, aber daß noch öfters Brüder ihres Bruders Witwe plündern, auch wenn es die Not nicht gebietet. Frau Margareten, von zwei Seiten gedrängt und für ihres Töchterleins Gut besorgt, war daher eine Verbindung mit dem mächtigen Thorberger nicht unlieb; der konnte ihr Schutz gewähren, wenn er ein Interesse dabei hatte. Auch war ihr alles daran gelegen, das einsame Leben ihrer Tochter mit dem wüsten Vetter zu unterbrechen, der sich mit eigener Unverschämtheit bei ihr eingenistet hatte und gar nicht weiter zu wollen schien, was sie sich gar nicht erklären konnte, da derselbe sonst rastlos reichen Klöstern, als Sohn eines Abtes, als bekannter Ritter reichen Burgen nachgezogen war, wo er wohlfeil kostbar leben zu können hoffte. Es war abends, als die jungen Leute das Tal herauf Brandis zu ritten. Sie hatten Einkehr gehalten in Burgdorf; Anna hatte die Vettern auch mitnehmen wollen und ihnen eine prächtige Jagd in ihren Forsten, hinter Trachselwald, die weit hinauf bis hoch in die Alpen gingen, vorgespiegelt, aber unter allerlei Vorwand war die Einladung abgelehnt worden. Da die Frau Gräfin sehr kühl war und Berchtold sehr frostig, Ego fast spitzig, und es fast schien, als wäre man einer unwillkommenen Gesellschaft gerne bald los, so hatte Anna früher als sonst zum Aufbruch getrieben, den Vettern manche Derbheit gesagt, und noch brannte kein Licht zu Brandis, als man durch die Emme ritt und die mächtige Burg in geringer Entfernung vor sich sah.

Als sie auf weitem Umwege endlich zur Burg einritten, war es finster geworden, und Frau Margarete empfing die Gäste mit ihrer gewohnten Freundlichkeit am weiten glutstrahlenden Kamine. Die zwei düstern dunkeln Ritterkinder machten neben den beiden andern weiß- und rotgelockten

einen eigenen Eindruck auf Frau Margarete. Sie wunderte sich über derselben selten gefundene Ähnlichkeit unter sich und mit dem Vater; und etwas Steifes, Förmliches mischte sich unwillkürlich in ihre Freundlichkeit. Aber sie fand bald, daß das unsichtbare Etwas, das Gespenst mit Dolch und Schwert, das unaussprechlich Unheimliche, das den Herrn von Thorberg umgab, nicht über seinen Kindern schwebte. Frau Margarete fühlte sich angenehm überrascht durch des Fräuleins Anstand und sittsame Gebärden, die gegen ihrer Tochter Ungezogenheit merklich abstachen, weshalb sie nicht umhin konnte, derselben schon während dem Laufe des Abends Adelgunde wiederholt als Muster aufzustellen. Ebensowohl gefiel ihr, dem Bastard gegenüber, der edelgebildete Kuno, seine Mäßigkeit und seine züchtige Rede in ihrer Gegenwart. Sie dachte sich denselben recht gerne als Eidam, sie hoffte von ihm männlichen Schutz für ihr Eigentum, aber auch, daß er der Mann sei, ihre Tochter nach und nach zu einem adeligen Betragen zu bekehren.

Es trat bei ihr unwillkürlich gegen die beiden Geschwister etwas Mütterliches, Holdseliges hervor, und wenn sie ihre beiden Verwandten tadeln mußte, so wandte sie sich um so wohlwollender wieder zu den beiden so sittsam und anständig Dasitzenden, so gemessen Redenden. Das tat nun diesen gar wohl, besonders Adelgunden. Sie hatte nie eine Mutter gehabt, mit ihr war nie mütterlich geredet worden, des Vaters Auge und Ton hatten, wie mit einem Schlüssel, ihr Herz verschlossen. Nun tat Margaretens mütterlicher Ton der armen Adelgunde unbeschreiblich wohl. Es war ihr fast, als ob etwas Hartes in ihr weich werde, fast so, als wenn sie Hans, den Müllerknaben den Berg abkommen oder im Traume wieder sah, wie er sie aus dem Bache trug. Doch waltete ein bedeutender Unterschied dabei. Mit Hans konnte sie nicht reden, ja, sie dachte nicht einmal daran; er war ihr eine Erscheinung, deren Anblick schon beseligt. Anders war es bei Frau Margarete. Sie fühlte ein Bedürfnis,

dieses und jenes zu sagen, nach diesem und jenem zu fragen; und wenn so ein neuer Spruch sich Bahn brach, so erschrak Adelgunde fast davor, wie man oft zusammenfährt, wenn auf einmal eine Person zu reden anfängt, deren Dasein man nicht wahrgenommen. Wenn Frau Margarete dem Andenken ihres Gatten noch Stunden weihte in der Burgkapelle oder vor dem Bilde der reinen Jungfrau, das neben ihrem Bette in reichem Schmucke stand, hinkniete, so erging Adelgunde sich in der heitern Burg, sah dem wohlgeordneten Haushalte zu, welcher ihr später bei Frau Margarete noch Stoff zu mancher Frage bot; oder sie sah über das Tal hinüber an die hohe Egg, hinter welcher die einsame Mühle klapperte im Tale, und träumte sich ihren alten und doch immer neuen Traum; oder sie ging hinunter ins nahe Kloster zu Rüegsau, wo damals, unter einer frommen Äbtissin aus dem edlen Hause von Erlach Zucht und Frömmigkeit herrschten, so daß weder Ritter noch Mönch Gelegenheit fanden, die Geweihten des Herrn ihrem Bräutigam untreu zu machen, wie es früher und später an dieser einsamen, Gott geweihten Stätte nur zu häufig stattfand.

Dort empfand Adelgunde zum ersten Male die Macht eines wohlgepflegten Gesanges und konnte, wenn ein Lied verhallet war, noch stundenlang in der Klosterkirche weilen, die Töne im Gemüte nachklingen lassen, ohne das Eilen der Zeit zu fühlen.

Auch Kuno war gerne bei Frau Margarete, an deren mildem Sinne er sich erholte, wenn Anna mit ihrer wilden Zudringlichkeit und besonders durch ihre rücksichtslose Härte gegen Menschen und Tiere ihm wehe getan. Sie war, wie man zu sagen pflegt, kein böses Mädchen. Viele würden sogar sagen, sie habe ein gutes Herz, denn sie tat niemand mit Vorbedacht weh, kannte die Rache nicht, konnte um eines Jagdhundes willen ihr Leben in Gefahr setzen, ja, auch reichliche Gaben spenden den Bedürftigen, wenn sie nämlich gerade

bei Laune war. Aber sie war durch die geringste Sache aufgeregt, ihr Zorn kannte keine Grenzen, ihre Natur verlor alle Weiblichkeit, und dabei waltete bei ihr eine herbe Rücksichtslosigkeit. Alles was von ihr kam, sollten alle von ihr hinnehmen in unterwürfiger Geduld, sie hatte durchaus keinen Sinn für den Schmerz, den sie verursachte, das Unglück, das sie anrichtete. Das empörte Kuno oft, er wandte sich von Anna weg, fast mit eben dem Widerwillen, wie seine Schwester von dem Bastard, und flüchtete sich gerne zu Frau Margarete, wohin Anna lieber nicht kam, oder denn doch sich nicht so ganz gehen lassen durfte. So entstund das seltsame Verhältnis, daß die Thorberger lieber in Brandis waren, die Brandiser aber lieber in Thorberg.

Frau Margarete sah mit Schmerzen dieses Verhältnis; allein sie gedachte bei Kunos gleichförmiger Gelassenheit nicht von weitem daran, daß er eine andere Liebe in sich trage und Anna eigentlich abhold sei, sondern nahm sein geduldiges Hinnehmen für seine Art und Weise und zählte fest auf ein künftiges Bündnis. Klarer sah sie das Verhältnis zwischen ihrem Vetter und Adelgunde und neigte sich zu Schutz und Trutz durchaus auf die Seite der letzteren, die ihr alle Tage lieber wurde. Es ging der guten Mutter wie tausend andern Müttern, die alle Verhältnisse durchschauen, außer diejenigen, bei denen mütterliche Hoffnungen und mütterliche Liebe ins Spiel kommen.

Dem Ritter ward die Sache nachgerade doch zu einförmig. Ins Simmental hinauf begehrte ihn sein Onkel nicht; er fürchtete seines Neffen Gewalttätigkeit, welche bei seiner schwierigen Stellung zu den Simmentalern und den immer obschwebenden Bärentatzen*) ihn in die größte Verlegenheit bringen konnte. Die Waffen ruhten diesen Augenblick, daher suchte der müßige Ritter andere Kurzweil. Er

*) Der Bär ist das Wappen Berns.

stellte der Müllerstochter nach in des Thorbergers Mühle. Das war ein vermessen Ding. Allein der Bastard wußte den Herrn fern und hielt die Maid für leichte Beute, die er so im Vorbeigehen ohne Aufsehen haschen könne; er täuschte sich. Er mochte vormittags oder nachmittags von der Burg herab zur Mühle gehen, er traf das Mädchen nie geneigt für seine ritterliche Zärtlichkeit; je derber er wurde, um so derber fertigte sie ihn ab sonder allen Respekt. Er konnte diese Keckheit des Mädchens, welches tat, als ob es die ganze Bürgerschaft von Bern im Rücken hätte, nicht begreifen, eine solche hatte er um Konstanz herum nicht erfahren. Er wußte nicht, daß der Berner Sinn nicht in Berns Mauern eingegrenzt war, sondern rings um Bern sich ausbreitete.

Sein Knappe Stoffel war seinem Herrn ähnlich in vielen Dingen und ihm zur Hand in jedem. Diesen ließ der Ritter lauern, auf welche Weise er dem kühnen Mädchen ungehindert Gewalt antun möchte. Der brachte bald heraus, daß das Mädchen fast alle Abend auf der Ostseite der Burg zu Berge steige, wo dessen Vater ein Gehöfte hätte und von dort erst nachts wiederkehre. Oben sei gewöhnlich niemand, wenn man einige Kühe nicht rechne, deren Milch das Mädchen hole. Das Gehöfte grenze an das Gebiet von Brandis und sei oberhalb der Lauterbacher Mühle, so daß man sich auf der Thorberger Seite gar nicht brauche sehen zu lassen. Die Sache schien wie gewünscht sich zu gestalten.

Einmal als Kuno und Adelgunde in Brandis waren, gebärdete Fritz sich noch wilder als sonst, trank auch mehr, preßte seiner Muhme noch einige Humpen Neuenburger ab, welche sie von ihrer Base zu Valangin zum Geschenk erhalten, rüstete sich zum Fortritt, Urlaub auf einige Tage nehmend, unter dem Vorgeben, er reite auf Solothurn zum Besuche verwandter Chorherren. Er aber ritt bei Hasle links eine wilde Schlucht hinauf, dann einer zum Teil fruchtbaren Seite nach wieder hinunter ins Tal bis zur Lauterbacher Mühle,

wo er die Pferde stehen ließ und unter seines Stoffels Führung jenseits den Berg aufstieg. Er gedachte an keine Entführung, nur an eine Gewalttat. Als er oben auf dem Berge war und hinter dichtem Haselhaag auf der Lauer stand, sah er das Mädchen leichtfüßig der Hütte zueilen. Kaum war dasselbe im Stalle, so trat unter die offene Türe der gewaltige Bastard mit wieherndem Gelächter und hinter ihm sein spitzbübischer Knecht. Als das Mädchen auf einmal die Türe verdunkelt sah, blickte es auf und stieß einen Schrei aus, fiel aber nicht in Ohnmacht, sondern ergriff seinen Melkstuhl und hob ihn kampfgerüstet den beiden Bösewichtern entgegen. Diese lachten der Waffe, ergriffen das Mädchen mit überlegener Gewalt — es schien verlassen von Gott und Menschen. Da sprang, wie von Gott gesandt, ein hoher Jüngling auf die Frevler ein; wie des Blitzes Strahl sauste ein handlicher Buchenknittel auf ihre Köpfe, die sich bogen und krachten wie Hanf unter der Breche. Es taumelte der Ritter, tappte ohne Besonnenheit mit beiden Händen nach der Wand, da sprang der hartgetroffene Stoffel wieder vom Boden auf, stieß nach dem schlagenden Jüngling und riß den Ritter, noch von manchem Streich verfolgt, ins Freie und den Berg hinunter. Doch bald merkten sie sich unverfolgt, konnten ausruhen, und der Knecht dem wilden Herrn seinen zerschlagenen Kopf etwas zurechtmachen, so daß, als sie ihre Pferde wieder bestiegen, ihnen niemand das bestandene Abenteuer ansah. Der Brandiser hätte gute Lust gehabt, als er sich erholt hatte und sich unverfolgt sah, wieder hinauf zur Hütte zu gehen und dem ihm unbekannten Züchtiger zu beweisen, daß nur die Überraschung seine Kraft gebunden. Allein der Knecht wußte es ihm auszureden; er hatte den jungen Müller erkannt.

Sie ritten daher so eilig als möglich zum Tale hinaus, und erst jetzt Solothurn zu. Das Dazwischenkommen von Hans war ein ganz natürliches. Er wußte von der

Müllerin, daß der Ritter ihr nachstelle und wie sie ihn einige Male abgefertigt; das dünkte Hans ganz in Ordnung, aber weitern Kummer hatte er keinen. Er war nicht ein furchtsam, nicht ein kummerhaft Gemüt, und hatte den Glauben, daß immer alles gut kommen werde. Als aber der böse Ritter gegen Abend den Berg anstieg, auf dem, wie Hans wohl wußte, das Mädchen die Kühe besorgte, da ahnte er die Untat. Er besann sich nicht lange, rief nicht Leute zusammen, er tat wie gewohnt, er ging der Gefahr entgegen in vollem Vertrauen, daß er sie besiegen werde. Diesmal mochte ihn nicht nur die Gefahr im allgemeinen treiben, sondern auch das Mädchen selbst. Die Mutter hatte ihn schon lange aufmerksam gemacht, dasselbe schicke sich für ihn gar wohl, er fand es selbst auch und liebte es noch obendrein, aber mit aller, einem raschern Gemüte unbegreiflichen Ruhe. Er kam zur rechten Zeit wie gewöhnlich, aber was bei seinem einmal erwachten Zorne, der fürchterlich war, geschehen wäre, ein Zerschlagen beider bis zum Tode, hemmte der Dolchstoß Stoffels. Weiter als bis zur Schwelle der Hütte konnte er die Frevler nicht verfolgen, dort mußte er sich halten, dort sank er zusammen, eine weite Wunde klaffte in der rechten Seite. Sie war erschreckender als gefährlich, doch immer noch bedenklich genug, besonders hier oben auf einsamem Berge. Das mutige Mädchen verlor auch jetzt die Besinnung nicht, verband sogleich die Wunde, so gut es sich tun ließ, und trug den Betäubten auf ihren Armen eine weite Strecke ihrer Mühle zu, bis derselbe erwachte, und, von ihr unterstützt, mühsam zu Tale gehen konnte. Das ganze Tal erwachte in Wut, als man die Tat vernahm, und viele Burschen machten sich auf, Rache zu nehmen an den Frevlern, von denen man glaubte, sie lägen noch betäubt von Hansens wohlbekannten Streichen am jenseitigen Bergabhange. Sie brachten der Müllerin die böse Kunde, wie ihr Sohn wund liege jenseits dem Berge in der Thorberger Mühle, und wie sie schnell

kommen müsse, wenn sie ihn lebend antreffen wolle. Die Kunde bebte durch die stattliche Frau fast wie ein Schlagfluß, einen Augenblick mußte sie sich halten am Ofen, bei dem sie eben stund, dann drangen einige „heilige Mutter Gottes!" hervor, dann band sie rasch ein frisches Fürtuch (Schürze) um und eilte so schnell als möglich den Berg hinan, abwechselnd über die Mörder fluchend, vor denen man in den abgelegensten Tälern nicht mehr sicher sei, und auf ihren Sohn zürnend, daß der meine, er müsse allen helfen; er erfahre es jetzt, wie es komme, wenn man seine Nase immer zuvorderst habe und seine Finger in allem; dann weinte sie wieder und schrie, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen: „O Hans, o Hans! So einen wie du gibt es keinen mehr, o stirb mir nicht, stirb mir nicht!" Drunten empfingen Leute sie schon weit von der Mühle, mit dem Troste, daß Hans kaum sterben werde. Der Burgpfaff sei soeben bei ihm und verbinde ihn, und er habe gesagt, das gehe noch lange nicht ans Leben. Die Wunde sei nur zwischen den Rippen und diese alle noch ganz. Nun erst kam es der Mutter recht in die Beine, und sie mußte niedersitzen und lange warten, bis sie zu ihrem Sohne in die Stube sich drängen konnte, die vollgepfropft von Leuten war. Nachdem sie ihn zärtlich angeweint mit den Worten: „Hans, mein Hans, lebst du noch?" fing sie alsobald an zu klagen, sie hätte das schon lange gedacht, es werde ihm so gehen, wenn er immer meine, er müsse allen Leuten helfen, und der liebe Gott wolle doch, daß jeder sich selbsten helfe, hätte er doch deswegen jedem Menschen zwei Augen und zwei Arme gegeben. Ein andermal hoffe sie, sei er witziger und blase nicht in alle Feuer und rühre nicht in jedem Unflat.

Zwischen ihren Reden durch hörte die gute Frau doch auch auf das Schwatzen der Leute, die ihren Hans rühmten und sagten, so einer sei noch nicht gewesen, seit im Tale die Mühle gehe; und auf ihr Schimpfen, daß vor dem Übermut

der Ritter niemand mehr sicher sei. Es kam ihr immer mehr übers Herz, welchen Verlust sie an Hans erlitten hätte, und mit diesem Gefühl wuchs auch der Zorn gegen die Urheber der Tat. Es litt sie nicht mehr da, als sie Hans außer Gefahr und in guter Obhut sah, sie band das Fürtuch wieder fester und erklärte, sie wolle auf Brandis zu ihrer Freifrau und dort Klage führen über die Untaten des Vetters, sie sei keine böse Frau und werde wohl noch etwas zu befehlen haben in ihrer Burg und ihrem Gebiet. Es sei gut, daß das hochmütige Fräulein gerade drüben sei, die könne dann hören, mit was für einem sie sich abgebe, es nehme sie wunder, ob dieselbe, wenn sie es vernehme, auch nicht den Mund auftun könne. Und der Junker könne es auch hören und sich schämen, daß man ihn so wenig achte, solchen Frevel auf seinem Gebiet und gegen seine Leute vorzunehmen. Der täte auch besser, er säße daheim, als um das wilde Fräulein zu buhlen, vor dessen Peitsche weder Mensch noch Vieh sicher seien. Alles Zuredens ungeachtet, brach in der Nacht noch die erhitzte Frau auf, ging über den ihr wohlbekannten Berg zu ihrer Mühle, gab den Knechten ihre Befehle, band ihren wilden Hund, den Rämi los, und ging in seinem Begleite durch wilde Waldwege Brandis zu. Es war früh am Morgen, als sie dort den gewundenen Weg zur Burg aufstieg und in den offenen Burghof trat, wo Knechte Pferde putzten und Hunde spielten. Wie diese den fremden Hund ersahen, sträubten sich plötzlich ihre Haare, zornig stiegen ihre Schwänze, ein kurzes dumpfes Knurren, dann Hundeschlacht und Hundegeheul, daß die Mauern zitterten, die Pferde sich bäumten, die Knechte erschrocken zusammenfuhren, nicht wissend, ob ein Feind eingebrochen oder ein wildes Tier zum unbewachten Tore. Rämi hielt sich herrlich; im Stich gelassen von der Müllerin, die einem Knechte zuging, vorläufig ihr Herz auszuschütten, damit er ihr dann dazu verhelfe, es auch vor der Burgfrau tun zu können. Aber keiner wollte sie

hören. Die einen mußten mit aller Anstrengung die Pferde halten und fluchten über die Hunde, die andern hatten die größte Freude an dem Hundekampf, hetzten immer von neuem, wenn die Hunde, nachdem sie ihre Kräfte gemessen, sich zur Ruhe setzen wollten.

Da erschien über dem Geheule die Burgfrau, erschreckt durch den plötzlichen Lärm aus dem vorher so stillen Hofe. Aber lange umsonst gebot ihre milde Stimme Stille. Als endlich Ruhe ward, begann mit lauter Stimme die Müllerin aus dem Hofe herauf zu klagen gegen den Bastard. Derselbe, schrie sie, hätte Gewalt angetan der Tochter des Müllers zu Thorberg, hätte ihren Hans geschlagen, daß er sterbend liege in der Thorberger Mühle und ihre Augen ihn nicht mehr lebendig sehen werden. Sie fordere Rache; einer Witwe den einzigen Sohn zu erschlagen, das sei vor Gott und Menschen eine Greueltat! Und dann begann sie zu weinen und zu jammern, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Die gute Frau hatte in ihrer Hitze klagen wollen, daß es auch der Wert sei, und sagte also nicht, daß Hans auf der Besserung sei, sondern auf den Tod liege, und so kam es ihr jetzt auch vor; oder es kam ihr vor, wie ihr wäre, wenn es also sich verhielte, kurz sie versank in einen Jammer, gegen den kein Trost helfen wollte. Die Freiherrin hatte sie zu sich empor entboten und bemühte sich umsonst, das Nähere zu vernehmen. Sie sah sich nach Adelgunde um, damit diese, mit der Müllerin näher bekannt, es versuchen möchte; aber Adelgunde war nirgends zu sehen. Adelgunde war bei der Klage der Müllerin hinter der Burgfrau gestanden, und die Kunde, daß ihr Retter mit dem Tode ringe, hatte ihr das Herz zusammengepreßt, daß sie lange keinen Atem mehr finden konnte, lautlos an die Mauer sich lehnend. Sobald sie ihrer Glieder wieder mächtig war, eilte sie, im Getümmel unbemerkt, hinunter, forderte ihr Pferd und flog stürmisch den steilen Berg hinunter, daß kopfschüttelnd die Knechte ihr nachsahen, nicht

begreifend, daß ein Fräulein wegen einem Hans so reite. In unaufgehaltenem Sturme ritt Adelgunde hinter dessen Oberburg durch das finstere Tal, begegnete in Forsten die jungen Grafen von Burgdorf, grüßte stumm, hielt nicht an, antwortete auf ihre Fragen nicht, sprang vor der Mühle von dem einsinkenden Pferde, stürzte in die Stube zum Bette, in dem Hans blaß aber mit hellen Augen lag, faßte seine auf dem Deckbette liegende Hand und stund nun da lautlos, atemlos, ihrer selbst nicht mächtig. Endlich war's, als ob an Hansens hellen Augen der Krampf sich löse, einzelne tief heraufquellende Atemzüge brachen sich Bahn, aus den dunkeln Augen rannen Tränen stille nieder, leise Töne bebten von des Fräuleins Lippen, man hörte des Verwundeten Namen und endlich die Frage, ob er noch lebe und nicht sterben müsse. Als er freundlich redete, er glaube es nicht, und die andern alle freudige Zeugnisse gaben, daß der Burgpfaffe die ganze Nacht dagewesen, erst vorhin weggegangen sei und versichert habe, Hans sei außer Gefahr, nur dürfe er acht Tage lang keinen Mehlbrei essen und kein Bier trinken, da nahm das Fräulein des Kranken Hand in ihre beiden Hände und hob die Augen auf; das Geschwätz verstummte; man sah wohl, das Fräulein bete innerlich und inbrünstig, denn dessen Tränen flossen immer reichlicher und dessen Augen glänzten immer andächtiger dem angebeteten Wesen entgegen. Aber Trudchen, der schönen Müllerstochter, währte dieses Gebet doch lange, sie wußte nicht warum, sie hustete und hatte doch den Husten nicht, und endlich mußte sie ans Bett treten und ihre Hand auf Hansens Stirne legen, um zu sehen, ob er Fieber habe, und mußte halblaut sagen, sie fürchte, das Fieber komme wieder, und darauf kam mit sie einem Trank, und Hans mußte seine Hand aus den beiden des Fräuleins nehmen, um das Näpfchen zu halten und zu trinken. Da setzte sich das Fräulein neben das Bett und schaute mit stillen Augen den Jüngling an, ob das Fieber sich wohl mehre, und faßte seine Hand, ob

sie wohl heißer werde, und winkte dem Trudchen, wenn es mit dem Näpfchen kommen wollte, es sei nicht nötig. Dann kam Trudchen doch und legte dem Hans die Kissen zurecht; das andere Mal winkte das Fräulein, Trudchen solle die Kissen lassen, Hans wolle schlafen, dann stellte sich Trudchen an des Bettes Häupten und wollte die Fliegen wehren, und flüsterte Adelgunde, wenn sie etwa auch schlafen wolle, es sei so heiß in der Stube, so wolle sie ihr ihr Bettchen zurechtmachen droben in der kühlen Kammer, es sei sauber und weich. Aber Adelgunde war nicht schläfrig und saß mit glücklichen Blicken an des Bettes Seite, Trudchens Unruhe nicht merkend, nicht merkend des eigenen Herzens Regen. Auch Trudchens Mutter wurde unruhig, sie konnte das Fräulein gar nicht leiden an des Kranken Bette, und doch wußte sie dasselbe nicht wegzubringen. Sie stellte in der Nebenkammer süßes Bier auf und Butter und Honig und Fleisch und glatten Brei, kurz, was das Haus vermochte und sie ersinnen konnte, und lud mit geziemendem Respekt das Fräulein ein, sich zu erlaben, allein dasselbe schüttelte den Kopf und blieb sitzen an des Kranken Bette.

Seine Mutter, die am Nachmittage wiederkam, fand sich dagegen höchlich erbaut, als sie das Fräulein an ihres Sohnes Bette sitzen sah. Diese Teilnahme hatte sie demselben nicht zugetraut. Sie erzählte nun, wie man über das Verschwinden des Fräuleins in Brandis erstaunt und bekümmert gewesen, wie die Burgfrau Kuno habe nachsenden wollen, derselbe aber mit Anna auf der Jagd gewesen und alle Augenblicke zurück erwartet worden, aber noch nicht heim gewesen, als sie von Brandis getröstet weggegangen, denn die Burgfrau habe ihr versprochen, dem Ritter seine Übeltat scharf zu verweisen und ihn von Brandis wegzuweisen und den Knecht, der ihren Sohn gestochen, so hart zu strafen, daß er Ähnliches nicht mehr beginne. Seltsam dünkte es die Mutter, daß darüber das Fräulein sich fast zu freuen schien.

Gegen Abend kam Kuno nachgeritten und, wider seine Gewohnheit, redete er mit den Müllersleuten, ließ von Trudchen sich die Tat erzählen und gab die Versicherung, daß die Thorberger Land und Leute wohl zu schützen vermöchten, und daß so etwas nicht ungerochen hingehen solle. Die Leute waren ganz verwundert, als sie bei des Thorbergers Kindern eine ganz andere Gesinnung gegen den Bastard antrafen, als sie erwartet hatten. Kuno nahm endlich auch Trudchen eine Last vom Herzen weg und seine Schwester mit sich hinauf in die Burg. Adelgunde wäre wohl auch lieber sitzen geblieben, allein den Befehlen des Vaters oder des Bruders Wünschen hatte sie noch nie eine Widerrede entgegengesetzt, darum auch diesmal nicht.

Aber am Morgen kam das Fräulein wieder und saß an Hansens Bette, und wie man es auch fortlocken wollte, es saß manche lange Stunde dort. Trudchen und ihre Mutter wußten sich nicht mehr zu helfen, den schuldigen Respekt durften sie nicht außer Augen setzen, und doch konnte Trudchen ihres Herzens Angst und Ungeduld kaum meistern. Der arme Hans mußte es entgelten und Vorwürfe hören, wie freundlich er mit dem Fräulein gewesen und wie es am besten wäre, er ginge gleich mit ihr ins Schloß hinauf, Leute ihrer Art werde er künftig doch nicht mehr schätzen. Und wiederum mußte Hans leiden, wenn das Fräulein so still an seinem Bette saß, er hatte Langeweile dabei und durfte sich nicht regen und bewegen, wie er wollte. Die Müllerin zu Thorberg nahm auch die im Lauterbach je länger je mehr in Verdacht, sie denke törichte Dinge und schätze Trudchen nicht mehr; es dünkte sie, die Nachbarin sei mit dem Fräulein überflüssig höflich, was für sie doch gar nicht nötig wäre, da sie zu Brandis und nicht zu Thorberg gehöre.

Da beschloß sie, der Sache ein Ende zu machen. An einem schönen Abend stellte sie ihrer Nachbarin das Beste auf, was sie hatte, setzte sich so recht traulich neben sie und sagte,

sie müsse doch um Rat fragen, was sie machen solle; des Müllers Sohn von Urtenen buhle um Trudchen, ihr Mann sei ihm günstig, Trudchen wolle nicht recht, und da möchte sie um Rat fragen, wem sie helfen solle, dem Mann oder der Tochter? Bis dahin habe sie sich so gehalten, als ginge sie die Sache gar nichts an.

Des erschrak die Müllerin im Lauterbach gar sehr, denn sie hatte gar nicht daran gedacht, daß die Verbindung zwischen ihren beidseitigen Kindern noch in Rede zu stellen sei. Ihren Schreck tat sie auf ganz natürliche Weise kund und sagte, sie hätte geglaubt, mit Hans sei es eine ausgemachte Sache. Aber ihre Nachbarin tat demütig und zimperlich. Sie hätte nicht daran gedacht, daß ihr Mädchen für Hans gut genug sei, es sei zwar nicht das häßlichste und nicht ohne Mitgabe, aber man wisse nie, woran die Leute dächten. Auch sei die andere Sache angesponnen, und sie wisse nicht recht, ob man noch zurück könne, sie müsse mit ihrem Manne reden. Zufällig kam dieser in die Stube, und auf getane Anfrage der Müllerin im Lauterbach wußte er gar nichts von dem Müllerssohne zu Urtenen. Indessen war seine Frau nicht auf den Kopf gefallen, half sich diesmal mit der Wahrheit heraus und sagte, es sei ihr um Trudchen gewesen, das härme sich ganz ab, und da hätte sie einmal wissen wollen, woran man sei. Jetzt sei schon alles gut, aber helfen möchte sie, die Sachen bald abtun, damit auch andere Leute wüßten, woran sie wären. Des ward man einig, und auch die jungen Leute ließen es sich gefallen, Trudchen nach einigen Trutz- und Stichworten, Hans mit aller angestammter Gelassenheit und Gutmütigkeit.

Am folgenden Morgen erschien, nach Vermögen geputzt, die Müllerin von Lauterbach und der Müller von Thorberg oben in der Burg und begehrten Gehör beim Junker; zu ihrem Schreck erfuhren sie, daß der Alte eingeritten, und zu ihm wurden sie geführt. Er saß in der Halle mit düsterer Stirne, horchend seines Sohnes Bericht, während das Fräulein

sinnend in die Wolken schaute, in tiefer Wölbung am Fenster stehend. Herzhaft brachte die Müllerin ihr Anliegen an, daß er ihrem Hans Trudchen zum Weibe gestatten möchte gegen billigen Loskauf; er werde den Hans wohl kennen, sonst könnte das Fräulein ihm Auskunft geben und ihm erzählen, wie Hans sie aus dem Bache und Trudchen aus des Ritters Gewalt gerettet. Finster hatte der Freiherr sie gehört; was seinem Kinde begegnete, kümmerte ihn nicht, er kannte daher Adelgundens Rettung nicht; daß sie den Hans kennen sollte, ärgerte ihn; ihn ärgerte die Freveltat des Ritters auf seinem Gebiet, um so mehr, da er sie nicht ahnden mochte, wie sie es verdiente. Diesen Ärger trug er auf die über, welche unter derselben gelitten. Er gab daher wohl die Erlaubnis zur Heirat, forderte aber als Loskauf ein ungewöhnlich Stück Geld, ungefähr wie er es im Entlebuch zu halten pflegte. Das erwarteten die Leute nicht, und die Müllerin mochte kaum, bis sie das Burgtor im Rücken hatte, ihre Zunge gefesselt halten.

Kaum hatten diese die Halle verlassen, als der gestrenge Freiherr zum Fräulein trat mit hartem Worte, aber er sprach es nur halb aus. Blaß, geisterhaft, mit bewußtlosem Blick starrte ihn Adelgunde an und fiel dann leblos hin. Es hatte das Fräulein gar nicht an Liebe gedacht, ihr Gefühl zu Hans lag in ihrem Herzen, wie im tiefen Schacht das Gold liegt. Als sie nun hörte, daß Hans Trudchen heiraten solle, woran ihr so wenig ein Gedanke gekommen, als an eine eigene Heirat mit ihm, da war es ihr, als greife eine eiskalte Hand ihr ins Herz, als komme ihr etwas vor den Atem, als fallen Berg und Tal, als rauschen die Wellen des angeschwollenen Baches hoch über ihr zusammen und sie versinke in ein Meer von Weh, dem sie keinen Namen wußte; es schwanden ihr die Sinne Der Freiherr, von andern Dingen ergriffen, achtete dieses Vorganges wenig, glaubte ihn veranlaßt durch sein hartes Wort, durch das ungewöhnlich rasche Nahen, ließ Adelgunde von Kuno aufheben

und wandte sich kalt und unbewegt andern ihm wichtigeren Dingen zu.

Wer hat nicht schon eine schwarze Gewitterwolke lange unbeweglich stehen sehen am fernen Horizonte? Sie schwindet nicht, sie kommt nicht; ob sie sich entladen oder verschwimmen werde, liegt noch unausgesprochen in des Schöpfers Willen. Sie bewegt sich langsam, feierlich. man weiß nicht, ist es ein Kommen, ein Gehen. Langsam steigt sie herauf, immer drohender, immer schwärzer, aber ein Luftstoß kann sie noch zur Seite wehen. Da kömmt raschere Bewegung in die Masse, einzelne Wölkchen segeln voran, hohl geht der Wind, fernes Tosen wird vernehmbar, in plötzlichen Stößen schießt der Sturm daher, biegt die Wipfel der Bäume, wirft die morschen zur Erde nieder; dann brennt es am Himmel auf, es kommen die Blitze geflogen, es krachet der Donner, zersplittert stiebt die Eiche auseinander, in Asche fällt das Haus, in Nacht hüllt sich die Erde, und in grauenvollem Dunkel wütet der Sturm, zucken die Blitze, rollt der Donner, stürzen Wasserbäche, bäumt der Strom seine Fluten, zu wildem Chaos mischen sich die Elemente, zusammengerüttelt von des Schöpfers allmächtiger Hand. Da sinken in Trümmern Menschenwerke, es geht unter der Bau von Jahrhunderten, im Zusammenstürzen Tausende begrabend. Da winkt der Herr, es enteilt der Sturm, es weicht die Nacht, der Donner schweigt, und in mildem Glanze, eine verschämte Braut, tritt die Sonne hervor hinter dem schwarzen Wolkenberge, gießt ihr unbefleckt Licht über die bebende Erde. Wie durch tränenfeuchte Augen die Freude schimmert, so funkeln die Sonnenstrahlen in den Tränen der Angst, wie große Regentropfen in der Erde Wimpern hangen, den mächtigen Bäumen, den biegsamen Gesträuchen und Pflanzen. In den Trümmern seiner Habe steht der Greis, begraben hat das zusammengefallene Haus seine Kinder, er starrt, verschmäht vom Tode, hinab in ihr Grab. Er hebt seinen Blick auf, sieht das Auge des Herrn,

die klare Sonne, wieder helle leuchten über sich, sieht, wie in junger Freude die Erde lacht nach vergangenem Graus, da dringt auch in sein verdunkelt Auge der Sonne heller Strahl, es flimmert darin wie Freude im Weinen, er hebt seine Hände auf und betet: Vater, wie du willst, dein Name sei immer gelobt, aber Vater! vergiß mich nicht hienieden. Dein ist, was ich habe, dir sei auch ich. Und da winkt der Vater, es fliegen seine Boten, und bald ist der Verlassene in einem neuen Hause, das nicht aus Elementen gebaut, nicht wieder zusammenstürzt im Toben der Elemente, das ihm nicht mehr verschüttet die Seinen, das ihm und den Seinen eine sichere Herberge ist in alle Ewigkeit.

So war auch dem alten Thorberger schon lange die schwarze Gewitterwolke, der Fall der Edlen, am Horizonte erschienen. Er hatte sie gebannt, er wollte sie zerstören mit gewalttätiger Hand; aber spottend über seine Ohnmacht eilte sie seinem Haupte zu und entlud sich über demselben in voller schauerlicher Fürchterlichkeit. Es begannen Wolken heraufzuziehen, einzelne Windstöße brausten heran, und von ferne hörte man es donnern im finstern Hintergrunde.

Der Kyburger Graf, Rudolf, war heimgekehrt, aber ohne Geld. Aller Aufwand zu seinem Zuge war umsonst gewesen, die Not des Hauses nur größer geworden, alles Glück hatte seinen Stamm verlassen. Er wollte das Glück zwingen, zurückzukehren; zu fernern Unternehmungen ohne Mittel, brütete er über näher zur Hand liegende. Die Stadt Solothurn schien dazu besonders gelegen. Sie lag umgrenzt von kyburgischem Gebiete, in ihrer Nähe hauste auch der verbrüderte Graf von Thierstein, in ihren Mauern wohnten Freunde, sie barg für jene Zeit reiche Beute, sie war eine alte Feindin und schien besonders geeignet, durch ihre Lage der Mittelpunkt des Kyburger Gebietes zu werden. An ihrem Besitz hätte das Haus sich vielleicht erholen, neue Wurzeln fassen, ein eigenes Herzogtum gründen können.

Die Bürger von Solothurn ahnten nichts von dem gegen sie im Wurfe Liegenden. Nicht so verborgen war es unter den Edeln. Bekannt war der Plan den Herzogen von Österreich, bekannt vor allem dem alten Thorberger. In mancher Beratung hatte er ihn mißbilligt. Er fand die Zeit nicht günstig zum Kriege und vertraute überhaupt mehr dem Gelde als dem Schwerte; des erstern halte er noch nicht genug beisammen und wollte das Erworbene durch Krieg nicht aufs Spiel setzen. Er predigte Geduld, Einschränkungen, hielt das Beispiel der Städte vor, die um höherer Zwecke willen gemeinsame Entbehrungen sich gefallen ließen. Es ward ihm die dringende Not des Hauses, welches Geld bedürfe und mit Not und Schmach nur zu einem Anlehen von hundert Gulden gekommen sei, vorgehalten, und wie es unmöglich noch jahrelang in dieser Erniedrigung aushalten könne. Peter deutete darauf hin, daß seine Adelgunde einen Brautschatz hätte, welcher dem Pfandschilling für Thun mehr als gleichkäme, indem für ihn zwanzig Friedensjahre nicht unbenutzt vorbeigegangen seien. Da stieg ein verächtlich Lächeln im Gesichte der Grafen auf; um diesen Preis wollten sie nicht Geld. Von ferne gesehen schien der Adel eine Kette, aus der Mitte desselben gestaltete er sich wie ein zerrissen Felsengebiet, und die zwei zerklüftenden Ströme, Neid und Hochmut, rissen diese Felsen immer weiter auseinander. Wie schon oben gesagt, sahen die Grafen auf den Thorberger hochmütig herunter, mißgönnten ihm der Herzoge Gunst und seinen Reichtum, aber einer nähern Verbindung mit ihm schämten sie sich. Sie gestanden dieses nicht laut, die arme Adelgunde mußte den Vorwand leihen. Dem Bastard von Brandis wolle er nicht ins Gehege reiten, meinte der junge stolze Graf, auch würde er es nicht lieben, wenn seine Gemahlin um eines Müllerburschen willen ihren Hals in Gefahr setze und seine Krankenwärterin werde. Es möchte seine Wunde der Müller vielleicht erhalten haben als ein Wilddieb, den man nirgends zu schonen pflege.

Diese Abweisung wurde trotz des Hauses Not dem Freiherrn geboten, der, seine Zwecke im Auge, den Vater durchaus vergaß und seine Tochter als Mittel zum Zweck zur Hand stellte, sobald er es dienlich glaubte. Derselbe wurde daher im höchsten Grade erbittert, als die Grafen in schnödem Hochmut dieses Mittel von der Hand wiesen, um ihres Stolzes willen das Ganze gefährdend, zu keinem Opfer für dasselbe fähig. Er bedachte nicht, daß er ebensogut einen Selbstzweck hatte, als die Grafen, daß, so wie jene ihr Haus nicht erniedrigen, er das seine erhöhen wollte.

Und eben an diesen Selbstzwecken, die jedes Haus hatte, jedes an dem andern nicht dulden wollte, gingen die Häuser unter.

Der Thorberger verließ erbittert die Kyburger. Auf dem Heimritt tauchten ihm die schnöden Äußerungen gegen seine Tochter auf, die er nur oberflächlich beachtet und zurückgewiesen hatte. Er glaubte nicht an ihre Wahrheit, sie erregten ihn aber doch gegen seine Tochter, denn wo die Liebe fehlt, erbittert jede Unannehmlichkeit gegen die Person, um welcher willen man sie ertragen muß, und ob sie schuld daran sei, untersucht man nicht. Sehr hart trat er dem blassen leidenden Kinde entgegen, über dessen Brust es sich gelegt hatte wie eiserne Bänder, dessen Stimme tief in dem Innern sich vergraben zu haben schien. Er tadelte hart, daß sie die Bewerbungen des Bastard geduldet, denen sie doch laut seinen Anordnungen sich nicht entziehen konnte, vor denen sie wohl schauderte, sich aber nicht auf auffallende Weise gegen dieselbe zu empören wußte. Noch härter redete er gegen ihre Teilnahme an ihrem Retter, verbot ihr, einen Tritt in eine Mühle zu setzen, drohte mit Kerker und Kloster, ordnete eine strenge Aufsicht an, und überhäufte das arme Kind mit Namen und Vorwürfen, von denen es zum Glück einen guten Teil nicht verstand, indem schon der andere, den es verstand, es in die Nacht düsterer Schwermut hüllte. Wie ein vom Winde aufgeregtes Meer wogte in Adelgundens adeligem Herzen

der Schmerz, vom Vater sich ausgeboten, vom Grafen sich verschmäht zu wissen, um eines Mannes willen, an dessen Nähe der Vater schuld war, vor dessen Nähe jeder Nerv an ihr erbebte. Dann trat in diesen adeligen Schmerz das Bild von Hans, und tiefe Scham bedeckte ihre Seele. Was die Welt Böses sagte, war unwahr, aber was sich in ihrem Herzen für ihn regte, was sie jetzt erst begriff, ziemte das des Freiherrn Tochter? Dann quoll süße Wehmut auf, das Seufzen und Sehnen der Liebe. Vor ihren Augen schwebte der schöne Knabe, der sie aus den Fluten trug, den sie nicht gesucht, den Gott ihr gesandt. Daß er ein Müllerknabe war und nicht ein Ritterkind, war das ihre Schuld? Daß bei seinem Anblick in ihrem verschlossenen Herzen aufsprang der Liebe reicher Quell, war es ihre Schuld? Und wer vermag das Strömen der lebendigen Quelle zu hemmen? zu töten in der schwellenden Seele der Liebe Leben? Dann trat Trudchen zur Hand, und zuerst empörte sich wieder ihr Sinn, sie wollte ausreißen aus ihrer Erinnerung das Vergangene und stolz, hoch auf sich tragen. Aber dann kam über sie das Gefühl des Verlassenseins, das Bewußtsein, von niemand geliebt zu sein; es kam ein unsäglicher Jammer über sie, in Tränen löste er sich auf, es war ihr oft, als wollte die Seele aus ihrem Leibe quellen. Niemand konnte ihr Trost geben, denn keinem Menschen durfte sie ihren Jammer anvertrauen, auch ihrem Bruder nicht.

Dieser wanderte in einem ähnlichen, aber männlichen Elend neben ihr, und ebenso schweigend wie sie. Bäbeli von Bubenberg, an welcher er trotz Entfernung mit der Innigkeit eines verschlossenen Gemütes gehangen, war eine glückliche Frau geworden, und er sollte, wie sein Vater ihm angekündigt, ungesäumt um Anna werben. Das wenigstens wollte Herr Peter sich gesichert wissen, den Kyburgern zum Trotz. Möglich auch, daß er bei dem heranziehenden Sturme seinen Sohn durch das Burgerrecht mit Bern, in welchem

Brandis war, das er aber als Pfleger des Herzogs nicht annehmen konnte, als Feind der Bürger nicht annehmen wollte, sicherzustellen versuchte.

Da trat zu seinem größten Erstaunen ein Widerstand ihm von einer Seite entgegen, woher er nie einen erwartet. Kuno wollte in seinem düstern Sinn nichts mehr vom weiblichen Geschlecht. Bäbeli hatte nichts von ihm gewollt, ohne seiner zu gedenken, einem andern sich ergeben; darum wollte er vom ganzen Geschlecht sich abwenden und nie einem Weibe angehören. Daß Bäbeli einer Liebe nicht untreu werden konnte, die es nie erwidert, begriff Kuno nicht. Herr Peter zürnte schrecklich auf seine Weise, daß auch dieser Plan ihm zu Wasser werden sollte, drohte dem Sohne, im Glauben, daß eine geheime Liebschaft schuld sein könne, mit den furchtbarsten Schritten. Als er aber trotz alles Spähens nichts vernehmen konnte, als Kuno sich bereitwillig zeigte, in fremde Kriege oder in ein Kloster zu gehen, da gedachte der Vater, daß er mit Geduld und Klugheit schon Schwereres zuwege gebracht als eine Hochzeit. Zudem nahmen die nun Schlag auf Schlag einstürmenden Ereignisse seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, machten die Hilfe Kunos ihm notwendig. Der unbesonnene Rudolf hatte den Anschlag auf Solothurn denn doch ausgebrütet und der Ausführung nahe gebracht; am Abend des Martinstages 1382 sollte er ausgeführt werden. Alles war wohl ausgedacht und gut bereitet und doch mißlang er, wie die Mordnächte zu Luzern und Zürich*), und ebenfalls wie dort durch ein auserwähltes Rüstzeug in dringendster Not. Gott wachte damals über den Städten.

In trostloser Verzweiflung über das Fehlschlagen seines Frevels versündigte der unglückliche Rudolf sich schwer an unschuldigen Landleuten und starb bald darauf elendiglich in

*) Züricher Mordnacht 23. Februar 1350, eine Verschwörung der alten Geschlechter gegen die Züricher, vom Bürgermeister Brun vereitelt. Die Luzerner Mordnacht wohl ein ähnlicher Vorgang.

Basel, wohin er um geringen Anlehns willen, das ihm nur mit der schwersten Mühe gelang, gegangen war.

Natürlich, eine allgemeine Empörung in der ganzen Eidgenossenschaft, ein zorniges Erheben Berns, Solothurns treuer Freundin. Daß der Herzog um den Frevel nicht wisse, glaubte niemand. Aber mit den Eidgenossen in einem ihm günstigen Frieden, zum Kriege nicht gerüstet, Teilnehmer eines solchen Verrates zu sein, der ihm nicht unwillkommen gewesen, wäre er gelungen, sich scheuend, stellte er alle Teilnahme in Abrede und gelobte den Eidgenossen, sie ungestört mit Kyburg kriegen zu lassen. Herr Peter bot allem auf, den Herzog zu diesen klugen Entschließungen zu bringen und ihn dabei zu erhalten. Das nahmen ihm die Kyburger nicht gnädig auf, welche keinen Zeitpunkt kannten, wo sie Hilfe nötiger gehabt hätten als diesen. Sie sagten ihm, in feigem Zaudern lasse er Familie um Familie fallen, der Städte Macht sich mehren, bis auch er verschlungen werde von denselben, er, des feigen Zauderns Urheber. Er wollte die Kyburger nicht fallen lassen, aber sie, die seinen Rat, seine Tochter verschmäht, demütigen zu lassen, schien ihm klug, geeignet, sie weiser zu machen. Der Herzog sollte so sich stellen, daß er das Zuviel in der Demütigung verhindern und doch mit den Eidgenossen im Frieden bleiben könnte. Aber der Klügste irrt, und was ist Klugheit oft anders als Selbstsucht, die für ihr Tun viele Gründe weiß? Der Krieg erhob sich mit aller Wildheit jener Zeit, und bald war Berchtold in Burgdorf hart gedrängt, Burgdorf der Übergabe nahe. Da rettete ihn der Herzog. Adelige Freunde zogen durch des Herzogs Gebiet vor Burgdorf, warfen Hilfe in die Stadt und zogen ohne Schlagen wieder ab. Die Berner mußten nun die Belagerung des festen Burgdorfs aufheben, setzten aber den Krieg nur um so hitziger fort, je größer die Schwäche der Grafen wurde, wie auch die Jagd immer eilender und lebendiger wird, je mehr das Wild ihr verfällt. Eine Burg nach der andern wurde

im Laufe des Sommers gebrochen. In einer derselben traf Herrn Peter ein schwerer Verlust. Sein Sohn Petermann war dem Entsatze von Burgdorf, als der Gegend besonders kundig, beigegeben worden. Er war bei den Grafen geblieben, und nachdem Burgdorf entschüttet (entsetzt) war, von ihnen nach Friesenberg, zwei Stunden in die Berge hinein, gesandt worden, mit noch einem andern Junker diese Burg zu wahren. Die Burg lag hoch, fest, hatte schon manchem Anlauf widerstanden. Aber der Berner Mut und Kunst im Sturme ließ, wenn schon nicht Mauern, doch ihre Verteidiger erbeben, und ihre harte Sitte, nach glücklichem Sturme die Überlebenden nicht zu schonen, machte manchen zur Übergabe geneigt.

Eines Morgens, als Petermann von Thorberg und Kraft von Burgistein in der Halle auf Friesenberg bei den Morgenhumpen saßen, erklang ängstlich und nötlich des Turmwächters Horn. Die Junker fuhren auf und erblickten einige Knechte, die spähend am Rande des Waldes gegen Wynigen hin sich bewegten. Während sie ratschlagten, wem die Knechte wohl angehören, was in ihrer Absicht liegen möchte, brach ein Harst (Haufe) freudiger Berner aus dem Gehölze, und in ungesäumtem Anlaufe der auf hoher Hügelspitze gelegenen Burg zu. Kühn rief der Thorberger zum Kampfe, er wollte sich hier nicht fangen lassen, um des Vaters und des Herzogs willen, zudem war Kampf ihm Lust. Vorsichtig eilte der Burgistein zum Tore, es zu öffnen; sein Herz neigte sich den Städtern, und er hatte nicht Lust, während dem Sturm auf den Mauern oder nach dem Sturm von den Händen der Sieger zu sterben. Zürnend trat ihm der Thorberger in den Weg, entschlossen setzte Burgistein an sein Vorhaben, keiner gab nach, die Schwerter wurden gezückt, die Schilde erhoben, ihre zornigen Stimmen hallten an den Mauern wieder. Wenige Knechte schützten die Mauern, die meisten umstunden die streitenden Junker, des Überwältigers Befehl gewärtig. Da stürzten Knechte in den Hof herab, Feinde erschienen auf

den Mauern, es krachte von gewaltigem Stoße das Tor. Ehe die töricht Streitenden ihr Torheit erkannten, kamen die Berner über sie, voran ein feuriger Jüngling. Die Knechte fielen, die Junker wurden niedergeworfen. Sie nannten ihre Namen, boten Lösegeld. Aber als ob ein Stich ihm ins Herz gedrungen, ein glühender Funke in die Kammer seines Zornes gefallen, zuckte der hohe Jüngling auf, nach einigen Worten, mit den Gesellen gewechselt, wurden die Niedergeworfenen auf die Mauer gerissen, köpflings in den tiefen Graben gestürzt; dort fand mit zerschlagenen Gliedern Petermann von Thorberg den Tod. Auf der Mauer stand Peter Rieder und sah, wie Peter von Thorbergs Sohn dem Tode sich entgegenwand.

Obgleich der Thorberger den wilden Jüngling gerne von sich ferne gehalten, so traf ihn doch hart dieser Schlag, welcher der Hälfte seines Stammes ihn beraubte. Bitterer wurde er noch gegen die anderen Kinder. Ohne Mitleid sah er Adelgunde blaß und traurig durch die Burg schweben, die sie lange Zeit nie verließ. Ohne Mitleid sah er, wie der düstere Kuno litt unter der allgemein geltenden Voraussetzung, daß er Annas Bräutigam sei; aber immer zorniger sah er, wie derselbe sich immer ängstlicher von Anna abwendete, wie diese immer ungeduldiger, gereizter wurde, Kuno immer mehr plagte. Zudem erfüllte ihn das unsinnige Betragen der Kyburger, die mit eigener Blindheit geschlagen zu sein schienen, mit immer tieferem Ärger. Den mühsam gesammelten Rest ihrer Kräfte führten sie im Winter der Emme nach in die wilden Berge hinauf, und wo zwei Stunden oberhalb Signau durch ein waldicht Tal ein Bach der Emme zuströmt, bogen sie sich rechts das Tal hinauf und wollten dort Mutwillen üben und Beute machen — schwer gerüstete Reiter in wildem Berglande. Aber es empfingen sie die Röthenbacher als echte Schweizermannen, blutig floß der Bach am selben Tage in die Emme, und hieß von da an mit Recht

der Röthenbach. Schwer geschlagen wurden die adeligen Plünderer, viele ums Leben gebüßt, mit Not retteten es die Grafen vor den nacheilenden Siegern. Ärmer als arm sahen sie die Sonne aufgehen des Jahres 1384, die ihnen leuchten sollte zum Auszug aus dem Stammsitze ihrer Ahnen, der Zähringer fürstlicher Burg.

Peter von Thorberg, von ihnen vielfach angeklagt und sie hinwiederum beschuldigend als mutwillige Urheber ihrer Not, versuchte noch ein oben angedeutetes Mittel. Er suchte in Bern selbst Mitgefühl für sie zu erregen, den Einfluß adeliger Bürger zu ihren Gunsten zu gewinnen. Was er begann, wen er gewann, weiß die Nachwelt nicht. Wie in einer treuen Familie sich wohl Zwiste erheben können, aber eben das das Zeichen der Treue ist, daß der Zwist nicht nach außen bricht, nicht Fremde beigezogen werden, sondern derselbe in eigenem Schoße gedämpft wird, keine äußerlichen Zeichen das Andenken an denselben und somit auch den Groll verewigen, so geschah es zur selben Zeit in Bern. Ein Schleier birgt der Nachwelt des Streites eigentlichen Grund, der um Fastnachtzeit die Bürgerschaft aufregte. Geldnot der Berner nennen die Geschichtschreiber als des Streites Ursache. Wir glauben, sie irren. Groß war freilich die öffentliche Schuld, aber als der Rat gesäubert war, als Otto von Bubenberg an der Spitze eines ihm treu ergebenen Rates stand, da wurde mit neuer Kraft der Krieg geführt, da wurden die Kyburger gebeugt. Die Gebeugten suchten der Eidgenossen Vermittlung, mit Geld wollten sie sich retten, boten den Bernern eine starke Summe, aber der des Vertrauens der Bürger sichere Rat schlug sie aus, drang mit aller Kraft auf die Abtretung von Thun und Burgdorf und erhielt sie endlich bei festem Willen um 37,500 Goldgulden. Er mehrte also um soviel die Schulden der Stadt, unbesorgt um Aufruhr; er wußte, daß Geld die Herzen der Bürger nicht trennt, daß ein treuer Rat treue Bürger findet,

über deren Gut und Blut er zu der Stadt Wohl und Ehre unbesorgt verfügen könne.

So fiel das fürstliche Grafenhaus und mit ihm die Vormauer Österreichs gegen die Schweiz, und Österreich hatte keinen Schwertstreich zu dessen Rettung geschlagen. Es spann damals sein eigen Werg. Doch hätte wohl der kühne Leopold sich ritterlich erhoben, allein er lag in den Fesseln einer schönen Schwäbin, und die Unlust, deren sich zu entladen, machte ihn geneigt, nach des Thorbergers Rat, den Frieden um jeden Preis zu erhalten. Als aber das Unglück geschehen war, schmerzte ihn doch der Fall seiner Vettern, von denen er noch manche Klage vernahm über seinen Vogt, dem er unbedingt vertraut hatte. Diese Klagen wurden unterstützt durch Beschwerden aus dem Entlebuch über die Härte des Pfandherrn und seine grenzenlose Geldgier.

Endlich fand Leopold sich bewogen, dem Thorberger ernstlich sein Betragen zu verweisen und ihm mit ernsten Worten vorzuhalten, daß er ihm auf diese Weise ganz und gar entfremde die Herzen des Volkes, welche doch die festeste Burg eines jeden Fürsten seien. Leopold wußte nicht, daß er mit seinem eigenen Blute die Wahrheit dieser Worte besiegeln mußte. Aber der alte Thorberger achtete die Warnung seines Herrn als jugendliche Weichheit und geringer als seine alte Übung, im gewaltigen Niederhalten des Volkes des Herrn Kraft zu suchen. Er fuhr fort in seiner alten Übung und hielt sich seit der Kyburger Fall wieder mehr im Entlebuch auf, um durch seine persönliche Gegenwart das dortige Volk besser im Zaum zu halten und die Abgaben strenger erpressen zu können. Mit Bern noch immer im Frieden, berief er Kuno oft zu sich nach Wolhausen und ließ Thorberg ohne besondern Schutz. Er bedurfte Kuno, sein hohes Alter forderte eine jugendliche Stütze, aber es war Kuno oft fürchterlich, Vollstrecker des harten Willens seines Vaters zu sein, fast lieber wäre er in Annas Nähe gewesen. Er sehnte sich

oft nach eines Klosters stillen Mauern oder dem wilden Wogen einer Schlacht.

Adelgunde blieb einsam, wußte nicht, was in der Welt vorging. Hie und da wagte sie sich wieder den Berg hinauf, an eine Stelle, wo die Sonne ihre freundliche Wärme spendete. Dort versank sie in trübes Träumen, selten durch einen freundlichen Gruß vorbeigehender Landleute gestört. Diese sahen das Fräulein scheu und mißtrauisch an, wichen ihm aus, wo sie konnten. Manch seltsam Gerücht hatte über das arme Fräulein sich verbreitet, dem niemand widersprach. Des Vaters Härte gegen den Retter seines Kindes, gegen sein Kind selbst, war bekannt geworden. Die einen schalten den Vater, die andern die Tochter, und überhaupt des Thorbergers Herrschaft müde, durch die nahen Angehörigen Berns lüstern gemacht, mühten sie sich eben nicht, des Herrn Tochter, die niemand schaden konnte, aber auch niemand half, besondere Freundlichkeit zu zeigen.

Nach langem wachte in Adelgunde die Sehnsucht auf nach freundlichen Menschen, die sie wenigstens freundlich ansähen. Sie war nie in der Mühle gewesen, scheu wichen ihr die Müllersleute aus. Ein- oder zweimal hatte sie hinabgesehen auf die Mühle im Lauterbachtale, wo jetzt Trudchen müllerte mit ihrem Hans, aber allemal war sie ein unsäglich Weh angekommen, sie floh wie ein erschrecktes Reh der Burg zu und wagte tagelang keinen Blick ins Freie, keinen zum blauen Himmel auf. Sie sehnte sich nach Frau Margareten zu Brandis, in deren freundlicher Nähe sie ihre besten Tage verlebt. Wie oft wünschte sie sich Flügel, um ungesehen an ihre Seite zu fliegen. Den Zwischenraum zwischen Brandis und Thorberg auf der Erde zurückzulegen auf belebter Straße, wo soviele Menschen sie sehen konnten, das wagte sie nicht, sie bebte vor dem bloßen Gedanken zusammen. Indessen wie die Sehnsucht höher und höher schwoll, träumte sie immer mehr von Wegen, auf denen sie niemand begegnen, kein

Auge sie sehen würde, wo weder die eine Mühle noch die andere an ihrem Wege stand. Ihre Träume drängten sie immer mehr zum Versuch, bis sie eines Morgens, vor Tag, den zitternden Fuß wieder in den Bügel setzte, auf weitem Umwege den Lauterbach umritt, und über eine scharfe wilde Ecke Brandis zueilte, an ungewohntem Orte ins Tal niederbog, durch die Emme setzte und vor Margareten stund, als diese eben andächtig gebetet hatte, daß der Herr ihre Morgensuppe segnen möchte.

Jetzt als sie vor Frau Margarete stund, und diese mit einem Ruf der Überraschung ihren Löffel fallen ließ, fand Adelgunde keine Worte, sondern begann bitterlich zu weinen. Frau Margarete war eine herzgute Frau, daher auch leichtgläubig, und wie sie Menschen leicht lieb gewann, so glaubte sie auch leicht Böses von ihnen, wenn sie ihr aus den Augen waren, vergaß aber dieses Böse alsobald wieder, wenn sie die alten Freunde wiedersah. So hatte sie auch manches und Wunderliches von dem Fräulein gehört. Der wüste Bastard selbst hatte diese Gerüchte benutzt und seiner Base vorgespiegelt, daß er an Hans nur ein unerlaubtes Verhältnis mit dem Fräulein gerochen, das wunderliche Benehmen des Fräuleins schien dieses zu bestätigen. Obgleich Frau Margarete dem Bastard die Weisung gab, einstweilen diese Gegend zu verlassen, indem sie um seinetwillen das gute Verhältnis mit dem Thorberger nicht gestört wissen wollte, so hatte sie doch dessen Worten mehr oder minder Glauben geschenkt und sich oft geäußert, wie doch die stille Adelgunde sie betrogen; hinter diesem sittigen Ernst hätte sie nie ein geheimes Liebesbündnis mit einem Müllerburschen gesucht.

Zudem war Frau Margarete auch gegen den Thorberger verstimmt, ihrer Brüder willen, deren Untergang sie ihm mehr oder weniger zuschrieb, und zugleich wegen Kuno, den sie so lieb gewonnen und der sich, selbst ihr sichtbar, von Anna wegwendete, worüber das wilde Mädchen die Geduld

verlor und sich einem wilden aber legitimen ehelichen Vetter anschloß, den aber die Mutter wenig leiden mochte. Wer weiß nun nicht, wie sehr von unserer Stimmung gegen Menschen der Glaube abhängt, den wir bösen oder guten Dingen, welche über diese Menschen gesagt werden, schenken? Als nun aber das arme Mädchen so bitterlich weinend vor ihr stand, da wallte die alte Liebe in Frau Margarete auf, und recht mütterlich hieß sie dasselbe willkommen und teilnehmen an ihrem Hafermus. Als aber das Mädchen sich ausgeweint und etwas gegessen hatte, da sollte es auch erzählen, rechten Bericht geben über alles, was sich zugetragen. Frau Margarete war im voraus geneigt, Adelgunden alle Schuld zu erlassen, für sie Partei zu nehmen, selbst gegen ihre Brüder und Neffen. Das Fräulein erzählte wohl, was begegnet war, aber was in ihrem Herzen vorgegangen, was da noch bestund, konnte sie nicht erzählen, sie hatte ja noch niemandem ihre Gedanken mitgeteilt. Konnte sie nun Liebe mitteilen, des Mädchens Heiligstes und Geheimstes, konnte sie mit diesem eine ihr fremde Vertraulichkeit beginnen? Aber weil Adelgunde sich dieses Geheimnisses bewußt war, so war sie auch in der Erzählung der Begebenheiten so abgebrochen, so verlegen, wußte nie, wie sie den Namen Hans aussprechen sollte, wurde, dieses fühlend, immer befangener, fing endlich, ohne besondern Anlaß, wieder zu weinen an, daß Frau Margarete von neuem begann, mißtrauisch zu werden, und durch immer neue Fragen das Fräulein immer verlegener zu machen.

Adelgunde hatte sich dieses Fragen und Forschen nicht gedacht, sondern nur daran, an mütterlichem Herzen sich auszuweinen, in Frau Margaretens Freundlichkeit und Milde sich wohl sein zu lassen, sich zu sonnen. Nun war ihre Lage so peinlich, daß sie alles darum gegeben hätte, wieder in Thorberg zu sein, sich dort zu verbergen, vor allen Menschen lebenslang. Doch wollte sie noch einmal hinunter

ins Kloster, in ihr wundes Herz träufeln lassen den Balsam des Gesanges.

Sobald einmal Frau Margarete hinausgerufen wurde, verschwand sie. Drunten im stillen Heiligtum ward ihr wieder besser, und als die heiligen Töne sie umrauschten, war es ihr, als ob von ihrer Seele eine Decke falle, es da wieder Licht werde und ein Tor sich ihr öffne, das zur Ruhe führe, und diese Ruhe schien sich ihr zu nahen, ihre Fittiche über sie auszubreiten; es kam ihr vor, als ob sie zufrieden werden könne im Glauben, daß der Vater im Himmel ihr Herz kenne, zufrieden werden könne in der Hoffnung, daß der Vater im Himmel auch diesem Herzen seine Freude werde bereitet haben, und diese Freuden ihr Teil werden würden, wenn sie nur in Glauben und Liebe treulich ausharre bis ans Ende. Es war ihr so süß hier, wie ihr nirgends noch gewesen, so süß, dachte sie, werde es hier immer sein, süßer und heiliger noch drinnen, wo die Heiligen wohnen, die der Erde entsagt, um in den heiligen Vorhöfen des Abrufens nach oben zu harren. Sie sehnte sich in diese Mauern, sie klopfte an, betrat sie mit tiefer Ehrerbietung und heiligem Bangen. Und die Nonnen umringten das Fräulein alsobald und begannen es zu fragen nach diesem und jenem, der Welt Lauf wollten sie wissen, der Welt Treiben auskramen lassen im stillen Heiligtum, ein Genügen suchen im Anhören von weltlichen Dingen, das sie als Bräute des Himmels nicht fanden. Des Fräuleins Geschichte hätten sie gerne gewußt. Ja selbst die ehrwürdige Äbtissin, so fromm sonst, so streng, konnte sich bezüglicher Fragen nicht enthalten, als sie dem adeligen Fräulein ihre Zelle zeigte und dessen Geneigtheit für das Kloster erforschte. Da ward dem armen Fräulein wieder so weh in diesen stillen Mauern, wo auch die Welt hineingezogen ward, die geträumte Ruhe war entflogen, der Welt Pein umringte sie auch hier; so wohl war ihr doch nirgends als in den heimischen Mauern, wo sie sinnen und träumen konnte und niemand sie fragte.

Wie die Menschen doch so töricht sind! Die Herzen wollen sie nicht auftauen lassen an den Strahlen der Liebe, wo dann schön und duftig das Vertrauen von selbst erblüht, eine wonnige Frucht; sie wollen die Herzen ergrübeln, das Vertrauen ihnen entreißen; verwunden so die Herzen und gewinnen das Vertrauen nimmer.

So floh auch Adelgunde ängstlich, fast wie ein gejagtes Reh, wieder Brandis zu, Frau Margarete sie kaltsinnig empfing, in festem Glauben, das Fräulein habe böse Dinge auf dem Herzen, die es ängstigen und die es ihr verbergen möchte. Sie war daher einsilbig mit Adelgunden, redete nur gleichgültige Dinge, in denen doch aber oft ein Stachel verborgen war, wie ihn auch gutmütige Frauen fast unwillkürlich zu legen pflegen in Gespräche, die sie mit ihnen verdächtigen Mädchen führen. Einer versteckten Lehre, eines umhüllten Tadels können auch die Besten selten sich enthalten, selbst da nicht, wo es denn noch lange nicht ausgemacht ist, ob etwas wirklich geschehen, das einen Tadel verdient.

Adelgunde dankte Gott, als sie los war aus den ihr sonst so freundlichen Mauern, als sie im Rücken hatte die kühle Frau Margarete und die lauernden, fast spöttischen Gesichter der Dienerschaft, die freilich nicht fragen durfte, aber doch durch verschiedene Mienen zu zeigen suchte, daß sie auch etwas vom Fräulein wußte.

Sie gelobte sich, nicht mehr Trost zu suchen weder in einer Burg noch in einem Kloster, sondern daheim auszuharren; und ihr ward wirklich wohl daheim, wie es ihr früher nicht gewesen, ehe sie wußte, wie es einem wunden Herzen wird unter fragenden in neugieriger Teilnahme herumtastenden Menschen. Jetzt wußte sie, daß es dem wunden Herzen am wöhlsten ist in stiller Einsamkeit, wo es ungestört die Wunde kann bluten lassen, ungestört betrachten kann das rinnende Blut, bis des Herrn Hand die Wunde schließt, das Blut versiegt.

So saß sie stille auf Thorberg, während es immer lauter

zuging im Schweizerlande. Einzelne Menschen können wohl zeitlebens ihren Groll verbergen, können sterben, ehe er auf irgend eine Weise sich kundgegeben, so aber nicht der Groll zwischen Ständen und Völkern; wie die Wetterwolke schwillt er auf, bis er sich entladet, wächst, bis er zur Tat wird. So ging es auch zwischen den Fürsten und Herren und den Städten und Ländern.

Dem Leopold vergab man nicht sein geheimes Handbieten im Kyburger Krieg, Leopold verzieh nicht das harte Drängen dieses Hauses. Seine Beamteten, den Groll ihres Herrn kennend, glaubten sich alles erlaubt, und was sie taten, nahm man für des Herrn Willen. Zudem auch vielfältige Bewegungen der Städte in Deutschland gegen die Fürsten, von woher man auch der Schweizer Freundschaft suchte zu Schutz und Trutz.

Endlich erwachte Leopold aus seinem unfürstlichen Schlummer und fand es hoch an der Zeit, statt der Liebe zu pflegen, für sein Haus zu sorgen. Er kam nach Zürich, gewann die Herzen, glaubte die Stimmung der Eidgenossen versöhnt. Eines Fürsten liebenswürdiges Erscheinen wirkte auf die derben Schweizer mächtiger als geharnischtes Auftreten mit gewaltiger Kriegsmacht; freundliche Offenheit gewann ihre Herzen, gewaffnetes Drohen weckte ihren übersprudelnden trotzigen Mut. Nun Leopold rasch, nachdem er die Freunde geteilt glaubte, hinter die deutschen Reichsstädte her und suchte mit ungeteilter Macht sie zu beugen. Diese suchten Hilfe bei ihren Bundesgenossen in der Schweiz. Die Schweizer wollten lieber mitteln (vermitteln), als den Frieden mit Österreich brechen. Da verstand der Fürst sie unrecht und wollte durch Gesandte sie zu einem Bündnis oder wenigstens zu ewigem Frieden bewegen. Sonst schloß man, des menschlichen Wankens und der Flüchtigkeit der Verhältnisse eingedenk, den Frieden für eine gewisse Anzahl Jahre, nun begann man hinter große Worte kleine Absichten zu verbergen. Da er die Eidgenossen

treu ihren Freunden und ungeneigt fand, näher sich mit ihm zu verbinden, als es bereits geschehen, wandte er sich plötzlich an ihre Freunde, die ihm sonst so feindlichen Reichsstädte, fand diese ihrem Vorteil treuer als ihren Freunden, fand den gesuchten Frieden und hatte nun seine ganze Macht frei gegen die Schweizer.

Dem Kriege gingen seine Ursachen voraus, die jede Partei der andern zuzuschieben weiß; denn wo ist je ein Krieg entstanden, wo nicht immer jede Partei die andere des Friedensbruchs bezichtigte? Einen ungerechten Zoll hatte Österreich errichtet. Die Luzerner warfen das Schloß, bei welchem er bezogen wurde, in das Tobel (die Schlucht) hinab und nahmen die Entlebucher, österreichische Untertanen, wider Gebrauch und Sitte, in ihr Burgerrecht. Herr Peter hängte die Stifter dieses Burgerrechts. Man sieht, jeder Teil trug seine Schuld. Aber nun hinreichender Vorwand, der Kriegeslust den Zügel schießen zu lassen; brennende Dörfer, fallende Burgen büßten diese furchtbare Lust. Mit fester Hand hatte Herr Peter an straffem Zügel die Entlebucher gehalten, hatte durch Strenge den Ausbruch zu dämpfen, durch Unterhandlungen den Sturm abzulenken gesucht, die Frucht dreißigjähriger Anstrengung wollte er retten. Umsonst! Umsonst entwickelte der Greis volle Mannskraft, unterhandelte, kämpfte zu gleicher Zeit mit gleicher Unverdrossenheit. Er, der eine, vermochte nichts gegen das, was in allen Herzen brannte und ausbrechen mußte, vermochte nichts gegen das Kriegsfeuer, das in den Kriegslustigen dreißigjähriger Frieden genährt hatte. Als er alles umsonst getan hatte, hielt er es nicht für gemessen, daß des Herzogs Vogt sich in eine Burg einschließe und seine Wirksamkeit beschränke auf ihre Verteidigung. Als er der Eidgenossen Andrang vernahm, verließ er Wolhausen und das Entlebuch, sorgte dafür, daß der Eidgenossen Beutelust an seinem Eigentum nicht große Befriedigung fand, und zog sich gegen das Aargau, dort, dem Sitze eines reichen,

Österreich ergebenen Adels, dessen Macht zu sammeln und die Ankunft des Fürsten zu gewärtigen, der in eigener Person kommen wollte, die Eidgenossen zu strafen, die ihn, wie er sagte, wider Fug und Recht an seinem Eigentum schädigten. Zugleich trachtete der Thorberger mit aller seiner Gewandtheit, vom beginnenden Streite soviele Eidgenossen als mögliche ferne zu halten, und namentlich die Berner. Er bot allen geheimen Einfluß, das ganze öffentliche Gewicht seiner Stellung auf, Berns Biedersinn und Staatsklugheit zu bewegen, den Frieden nicht widerrechtlich zu brechen, zu tun, was einer wohlweisen Obrigkeit ziemet: sich nicht fortreißen zu lassen von des Volkes Stimmung, der günstigen Gelegenheit Locken, sondern ehrenfest am Rechte zu halten und treu zu bleiben eingegangenen Verbindlichkeiten. Ob es ihm zuzuschreiben ist, oder ob seine Bemühungen unnötig waren und der biedere Sinn des edeln Rates aus eigenem Antrieb handelte (was wahrscheinlich ist), erzählt die Geschichte nicht, aber Bern blieb dem Kriege fern.

Auf dem Stein zu Baden, der Herzoge mächtiger Burg, entfaltete sich nun die ganze Herrlichkeit der kriegerischen Ritterlichkeit damaliger Zeit. Helden aus allen Gauen ritten ein, lagerten ihre Gefolge in der Umgegend, spornten zu raschem Entscheid, harrten ungeduldig des Herzogs. Greise und Jünglinge wetteiferten in der Verachtung des bäurischen Feindes, erzählten sich ihre alten Taten und ihre jungen Träume, und mochten des Tages nicht warten, der entscheiden sollte, ob glänzender der Ruhm sei, den die Alten besaßen, oder der, den die Jungen sich erwerben wollten.

Endlich kam Leopold, ein fürstlicher Held, die Blume der Ritterschaft wurde er genannt, hochgemut und edeln Herzens. Sein Unmut gegen die Vögte war untergegangen im Zorn über die Eidgenossen; die Plackereien der Seinen hatte er vergessen über den Feindseligkeiten der Schweizer; er brannte zum Kampf. — Umringt von den berühmtesten

Rittern, von einem glänzenden Heere, wie selten ein Fürst seines Hauses, zweifelte er nicht am Siege, kein Mann in seinem Heere zweifelte — vergessen war Morgarten. Unschlüssigkeit herrschte, wem der erste Stoß gelten sollte, der Stadt Zürich oder den Waldstätten. Zürich überging man. Der Mut war zu feurig für eine Belagerung, er brannte einer Schlacht entgegen. Zudem war es natürlich, daß der erste Zorn den ersten Urhebern des Krieges, den Luzernern und den von ihnen in Bürgerschaft aufgenommenen Untertanen des Herzogs gelte. Der Thorberger stimmte dazu, er hatte Schweres zu rächen. Er wähnte, im Blute der Entlebucher seines Herrn Gunst, im Schutte verbrannter Dörfer die Vergebung allfälliger Schuld suchen zu müssen; aber er mahnte zur Vorsicht. Er kannte der Schweizer tollen Mut und an süßer Milch genährte Körperkraft, aber er hoffte viel von Berns Teilnahmlosigkeit und der eigenen Kenntnis des Landes. Zum Schrecken Zürichs wurde des Heeres zahlreicherer, aber minder geschätzter Teil bei Brugg zurückgelassen. Die Herren zogen durch die freien Ämter dem untreu gewordenen Sempach zu. Ein schöneres, schlachtendurstigeres Heer hatte noch nie den kleinen See umzogen, in dessen tiefen Fluten das efeuumrankte Sempach sich spiegelt. Klein ist das Städtchen, aber groß war der Mut seiner Bürger. Indessen wäre es wohl bald erlegen, allein unerwartet erschienen von Zürich her die Eidgenossen, die Zürich, des eigenen Muts sich bewußt, entlassen hatte. Ihre Zahl war klein, aber immer noch hatte in jenen Gauen die kleinere Macht die größere besiegt, sobald die Freiheit auf dem Spiele stand. Daher ein unverweiltes Rüsten zur Schlacht hinter eines Waldes Schatten, dem übermächtigen Feinde verborgen, aber nicht unbekannt.

Nun in dem ritterlichen Heere die Freude des Jägers, der den Bären der gelegten Falle unbesorgt zutrotten sieht, ein übermütig Rüsten, ihn abzufangen, ein gänzliches Vergessen, daß man sich vielleicht des eigenen Lebens zu wehren

hätte. Finster sah der Thorberger diese Üppigkeit, er konnte ihr nicht wehren. Durch sein hohes Alter, sein Weilen im Schweizerlande, stund er dem Herzog persönlich ferne, genoß sein näheres Vertrauen nicht; die jüngern Ritter flohen den griesgrämlichen Greis, sein Rat fand kein geneigtes Ohr. Wie und wo man schlagen wolle, fragte ihn niemand, und was er ungefragt sagte, hörte niemand. Zudem betrachteten ihn viele als Ursache von Kyburgs Falle durch sein Raten zur Untätigkeit, waren ihm deswegen gram. Im Bewußtsein seines Willens suchte er seine Widersacher nicht, versöhnte sie nicht, sah bitter und schweigend der Torheit zu. Als er am heißen Sommertage die schwergeharnischten Ritter, unbehilflich zu Fuß, von den Pferden steigen, sich in einen schwerfälligen Schlachthaufen — eine eiserne Mauer, schwer zu durchbrechen, aber zum Angriff und zur Verfolgung unfähig — zusammenscharen sah, als er ermaß, wie die Ritter mit ihren langen Waffen, wenn die Mauer durchbrochen werden sollte, im Gedränge sich fast wie wehrlos mußten schlachten lassen, da beschloß er seines Hauses Geschick nicht an diesen Tag zu knüpfen, nicht die Torheit der andern mit seinem Leben zu büßen. Er versuchte mit andern den Fürsten zu bewegen, mit seinem Auge die Schlacht zu lenken, statt daß er, bereits abgesessen, mit seinem Arme sie mitschlagen wollte. Umsonst, der Fürst betrachtete sich als einen Mann, der mit Hilfe der Freunde um das Seine stritt, dem es also nicht ziemt, die Gefahr den andern zu überlassen. Hochgemut stellte er sich in die Mitte der Schlacht, vor sich den freudigen Kern der mannhaften Ritter, um sich die altersgrauen erprobten Ritter seines Hauses, in weitem Kreise die Getreuen aus Städten und Ländern seiner Herrschaft, die meisten des Sieges gewiß, voll Verachtung des Feindes; Hasenburg, der Warner, des Todes gewärtig, wie vor Jahren der Freiburger*)

*) Anspielung auf die Schlacht bei Laupen, s. o.

Bannerherr. Der Thorberger, das Schicksal des Tages ahnend, aber nicht, wie Hasenburg, diesem Schicksal sich ergebend, schloß mit seinen Scharen dem linken Flügel sich an, frei an Seite und Rücken; ihm graute vor dem Gedränge in der Augustsonne Brand.

Die Schlacht begann. Es spießten die Eidgenossen sich an den langen Speeren, der durstige Boden trank immer reichlicher ihr Blut; die Ritter jubelten, glühend in schwerem Eisenkleide, in geschlossenem Helm bei der Hitze des Tages. Da geschah die Tat, die man nicht vergessen, von der man reden wird, solange man von Heldentaten redet. Winkelried brach die Gasse, und wie durch den gebrochenen Damm des Flusses Fluten strömen, so ergossen, hochgeschwungen Mordaxt und Morgenstern, die Schweizer sich in die speerlose Lücke mit freien Armen über die gepreßten Ritter her.

Sie fielen trotzig und ritterlich, büßten mit Tod von Bauernhand ihren Übermut. Von Treue und Schlachtenbrunst getrieben, drängte die ganze Masse der Österreicher von beiden Seiten und von hinten dem Strombette zu, in dem die Schweizer wogten. Sie drängten sich selbst unter deren Morgensterne, drängten einander bis zum Ersticken, machten den Gebrauch der langen und schweren Ritterwaffen unmöglich. In heiligem Eifer halfen sie einander statt zum Siege, zum Tode. Nicht so der Thorberger. Auf jeden Wechselfall gefaßt, sah er alsobald des unzeitigen Eifers Folgen. Mit aller ihm zu Gebote stehenden Gewalt hielt er die Seinen vom gewalttätigen Hineinpressen in den Kampf ab, was ihm nur mühsam gelang. Kuno war nicht zu halten, mit einer wahren Inbrunst suchte er das Zusammentreffen mit den Morgensternen, und erst als ein schwerer Schlag den Helm ihm zerschmettert, den Kopf schwer und betäubend verletzt hatte, gelang es der Mühe des Vaters, ihn dem Gedränge zu entreißen. Mit einer tüchtigen Schar löste sich Herr Peter von dem zu einem wilden Knäuel geballten Heere

ab, nicht aus Feigheit, sondern in der Besonnenheit des Alters und der umsichtigen Klugheit seiner Natur, die sich nicht blindlings um eines Gefühls willen in den Tod stürzt, sondern wohl berechnet, was einer Sache oder einem Zwecke mehr fromme, Leben oder Tod. Zwischen der Nachhut und dem Heere harrte er festen Fußes der Gelegenheit, zu tun, was not täte. Mit bitterem Weh sah er den Fall der Panner, sah die Flucht der Pferde, die Unmöglichkeit, den Kampf zwischen den schwerfälligen Rittern und den beweglichen Eidgenossen herzustellen. Knirschend sah er den stolzen Adel mit seinem Blute seinen Übermut büßen, büßen die schwere Schuld, zu solch unbesonnenem Kampfe den Fürsten verleitet zu haben. Tiefer Schmerz ergriff ihn, als er Österreichs Panner sinkend, den Helmbusch Leopolds nicht mehr, als er den ungezweifelten Sieg der verhaßten Länder sah. Aber er hielt fest, fest, als schon die Nachhut geflohen war, er ward der Schirm derer, die dem wirren Kampfe verwundet, ermattet, mutlos sich entwinden konnten. Einzelne Ritter, welche die Hoffnung des Sieges aufgegeben, der Rache auf günstigerem Felde sich sparen wollten, verließen das Blutbad und fanden Schutz an Thorbergers fester Schar. Wenige wurden von nacheilenden Eidgenossen erschlagen, denn die Eidgenossen vergaßen über der Beute den Feind. Die reichen Rüstungen, die goldenen Waffen fesselten sie, wie Kinder das Spielzeug fesselt, wie nie gesehene Pracht jeden fesselt, der zu ihrer Anschauung kömmt, dem sie zur Hand gerät.

Als nichts mehr zu retten, nur die eigene Sicherheit zu gewinnen war, zog er sich zurück, der traurige Rest des herrlichen Heeres, kampffähig und daher von herumschwärmenden beutelustigen Landleuten unangegriffen. Des Thorbergers Besonnenheit rettete Hunderten das Leben, aber wo Heldenmut freudig in den Tod geht, wo Edelmut getrost sich opfert, da versinkt Klugheit in unrühmliches Dunkel. Die Nachwelt

richtet, was die Menschennatur höher ziert, des Verstandes kluges Wägen oder der Begeisterung heilige Flammen.

Nun Jubel und Jammer durchs ganze Schweizerland bis jenseits der Berge, Dank und Klage aus ergriffenen Herzen stiegen zum Himmel empor und zeugten vor Gott, wie die gleiche Hand mit einem Schlage Weinen und Freuen gibt, und beides aus väterlicher Liebe. So inbrünstig und doch so verschieden stiegen wohl nie aus dem Schweizerlande die Gebete gen Himmel als in den Tagen nach jener Schlacht. Die Wehklage und die Siegesfreude mischten sich zu schauerlichen Tönen und lösten erst zu reiner Harmonie sich auf an des Vaters Herzen. Die Sorge für die Toten hemmte den Krieg, und erst als Freunden und Feinden die letzte Ehre erwiesen, ihrem Leibe ein geweihtes Grab geworden, ihre Seele Gott empfohlen worden war, begann mit neuer Wut der Krieg, in dessen Strudel nun auch Bern gerissen wurde.

Wie des Volkes Sinn nicht durch Grundsätze, sondern durch Begebenheiten gelenkt wird, so werden auch die Taten nicht gewogen nach ihrem Werte, sondern nach ihrem Erfolge. Als daher am Tage nach dem Siege die Kunde nach Bern kam von der Niederlage der Herren und der großen Beute, da faßte Neid die Bürger, daß der Ruhm dieses Tages ihnen entgangen, faßte sie Unwillen, daß ihrer Führer Eigensinn diesen Tag ihnen vorenthalten, und kaum vermochte der Rat den Kriegsdurst der Bürger zu zügeln, bis die wenigen Tage, welche noch am Ablauf des elfjährigen Stillstandes fehlten, verflossen waren. Da mußten sie absagen, den Bünden gemäß und um der Bürger willen. Die Fehde erging, und Bern, von Österreichs Freunden umgeben, hatte auf einmal die Hände voll Krieg. Doch nicht zuviel für die kriegsdurstigen Bürger.

Es war Markttag in Bern den 12. August 1386, nach Sonnenuntergang war der Friede ausgelaufen, die Fehde begann. Die Gassen wimmelten von Landleuten, welche noch die Ruhe benutzt hatten, um ihre Erzeugnisse in Geld zu

verwandeln, welches sie besser bergen konnte, als die Früchte des Landes. Der Markt war gut gewesen, denn auch die Bürger benutzten diesen Tag zu reichlicheren Einkäufen. Aber alles war eilig an diesem Tage, lange Gespräche wurden nirgends gepflogen, die Landleute wollten vor Nacht wieder heim sein, die Bürger bereiteten Heimliches.

An der Matte, gegenüber den Mühlen, welche des Schultheißen Vater, Johann von Bubenberg, der Stadt verkauft hatte, saß in einer Trinkstube ein großer junger Mann; vor dem Hause stampften angespannt zwei mächtige Pferde. Alle möglichen Zeichen der Ungeduld gab der Mann von sich, trank Wein, Kanne um Kanne, augenscheinlich aus bloßer Ungeduld. Endlich schlug er die leer getrunkene Kanne auf den Tisch, daß sie in sich zusammensank wie ein Strumpf, rief den Wirt und fragte nach der Zeche. Während dieser ihm zusprach, er solle doch nicht so eilen, der Müller, gegenüber wohnend, werde, wenn er es versprochen habe, ohne Fehlen kommen, ging die Türe auf, und der ausgebliebene Müller trat hastig ein, rief nach neuem Wein und legte in aller Eile Geld auf den Tisch für Korn, welches er von dem Mann, dem Wagen und Pferde gehörten, gekauft hatte. Während des Zählens sagte der junge Mann, der wohlbekannte Müller in Lauterbach, daß es ihm fast zu lange gegangen; er warte überhaupt nie gerne, und diesen Abend sei das späte Heimkommen ein mißlich Ding. Er fürchte sich nicht bald, aber dem losgelassenen Kriegsvolk begehre er doch nicht zu begegnen. Er habe gar nichts zu fürchten, sagte der andere Müller; er wolle ihm etwas anvertrauen, aber er solle ihn bei Leib und Leben nicht verraten. Sobald es dunkle, breche man auf und überfalle Thorberg von allen Seiten; so sei es auf der Zunft den Zunftältesten insgeheim angesagt worden. Dort, wo der alte Geizhals seine Schätze habe, gebe es zu fischen. Er wisse wohl, daß er, Hans, den Alten übel hasse; wenn er zu rechter Zeit bei der Hand sei,

so könnte er vielleicht wiederkriegen, was er dem Geizhals für seine Frau habe bezahlen müssen. Hans hörte diese Mitteilung, als ob sie ihn nichts anginge, eilte aber fort, und auf des Müllers Ermahnung, er solle zu rechter Zeit zur Stelle sein, antwortete er kaltblütig, zuerst müsse er heim, dann aber wolle er sehen, was zu machen sei. Bedenklich ging Hans, mit der Geißel auf der Achsel, seinen raschen Rossen nach über die Brücke den steilen Berg hinauf. Droben, wie von etwas Plötzlichem erfaßt, sprang er auf das Handroß, und in raschem Trabe, trotz des heillosen Weges, ließ er das Gespann laufen, was es laufen konnte. Es dunkelte, als er an den Weg kam, der vom Tale herauf über eine lange Berghöhe wieder hinunter nach seiner einsamen Mühle führte. Dort mußte er langsamer fahren, doch sputete er seine Rosse, denn immer war es ihm, als hörte er Kriegslärm hinter sich, als sei die Sonne schneller denn sonst zur Ruhe geeilt. Finster war es, als seine Rosse dampfend vor seiner Mühle hielten, wo Trudchen bei den Knechten stand und ihres Mannes ungewöhnlich späte Rückkehr besprach. Hans bot freundlich guten Abend, befahl den Knechten, wohl zu den Pferden zu sehen, gab seiner Frau auf alle ihre Fragen den freundlichen Bescheid, daß er in einer oder zwei Stunden wieder da sein werde, sie solle nicht Angst haben seinetwegen, sondern das Essen bereit halten, er bringe vielleicht noch jemand mit. Und Trudchen fragte noch lange, wohin er noch wolle, als Hans in seiner gelassenen Behendigkeit schon weit oben an der Sonnenseite des Tales war und schon lange keinen Laut mehr vernehmen konnte. Es kam Trudchen vor, als treibe wieder der ahnungsvolle Geist ihren Hans; aber sie konnte doch nicht anders als brummen und balgen, daß dieser Geist doch wohl dem Hans Zeit lassen könne, seinem Weibe zu sagen, was er vorhabe, damit sie im Fall der Not eine Einrede tun und sagen könne, ob ihr auch anständig (lieb) sei, wozu der Geist ihren Mann rufe.

Droben in Thorberg war es stille und dunkel um die Burg. Des Mondes schmale Sichel schwebte am äußersten Horizonte in blutigem Gewölke, das von Bern her gegen Thorberg heraufzog. Plötzlich klopften rasche Schläge an das Tor, dem lässigen Wärter die Eile des Klopfenden verkündend, daß er alsobald mit schlafbeschwerter Stimme nach dessen Namen fragte. Dem wohlbekannten Müller öffnete bald der alte Burgvogt das Tor, Dringliches vermutend. Als Hans dem Greise den Anschlag der Berner mitteilte, und daß er gekommen sei, das Fräulein zu retten und sie, die alten Diener des Hauses, denn auf seiner Herrin Gebiet sei ihr Leben gefristet, begann der Greis hart zu reden gegen die Berner, welche so schnell die angesagte Fehde gegen seinen Herrn eröffneten, daß Rüstung unmöglich sei, und es sei doch sein Herr so lange ihr Freund gewesen. Aber wenn schon nur wenige Diener da, die rüstigsten mit dem Herrn im Kriege, so solle doch Gott davor sein, daß das alte Thorberg ohne Schwertstreich falle, der Feind dessen Tore offen finde. Das Fräulein zu retten, tue freilich not. Seit die Berner seines Herrn Sohn über die Mauer geworfen, traue er ihnen das Blutigste zu.

In der Halle saß das Fräulein und schaute dem blutigen Monde zu, wie er allmählich schwand in schwarzes Gewölke; in ihren Träumen hörte sie die Eintretenden nicht. In Gedanken versunken sah sie den Greis und faßte seine Worte nicht. Da fiel ihr Blick auf den hintenstehenden Hans. Wie eine Verklärung flog es über ihr Gesicht; mit einer ungewöhnlichen Freudigkeit stand sie auf und bot Hans den stummen Gruß, mit dem sie ihn schon lange nicht mehr begrüßt hatte. Es lag über dem Fräulein ganz die stille Freude, wie wenn es noch die alte Zeit und kein Wandel in ihr stilles Glück getreten wäre. Mit seiner einfachen Freundlichkeit bat Hans das Fräulein, schnell ihn zu begleiten zu seiner Mühle, indem er alle Augenblicke die Ankunft der

Berner fürchte. Das Fräulein bebte zusammen vor der nahen Gefahr in der fast schutzlosen Burg und war bereit, mit der ganzen Bewohnerschaft die Flucht anzutreten. Der alte Vogt aber, wohl wissend, wie ein jedes noch dies und das zusammenzuraffen hätte, und wie, wenn einige mit dem Fräulein gingen, zuletzt alle würden gehen wollen, daß keine Hand ihm bliebe zur Verteidigung, und der Feind in dieser Verzögerung über alle kommen würde, ehe eines sich gerettet, ehe das Tor zur Verteidigung geschlossen sei, bat das Fräulein, mit Hans vorauszueilen, mit den andern werde er nachkommen. Als sie über die Zugbrücke waren und um die Felsen gebogen, zog er die Brücke auf, stieß vor das Tor den schweren Riegel, rief die wenigen Mannen zusammen, sagte ihnen der Berner Kommen, und daß sie dem Herrn die Burg zu verteidigen hätten, solange sie könnten. Es wendete keiner etwas ein. In der Zucht des Hauses aufgewachsen und von treuem Stamme, der auch in fremdem Dienste eher das Blut vergoß, als die Treue brach, waren sie bereit, für ihren Herrn ihre Schuldigkeit zu tun; sie bereiteten sich, dem Überfall zu begegnen.

Hans war einen Augenblick zweifelnd gestanden, ob er mit dem Fräulein ins Tal hinunter solle, indem er, mit der Berner Art, von allen Seiten die Festen anzufallen, bekannt, fürchtete, er möchte oben auf der Höhe einer Schar begegnen. Vom Tale aus konnte er weiter gegen Burgdorf hin über den Berg, wo er sicher vor jedem Feinde war. Indessen schien ihm, als sei bereits Kriegslärm unten im Tale, er hörte den Galopp einzelner Pferde durch die Nacht; da machte er sich eilig den Berg hinauf, Adelgunde sorgsam geleitend, die leicht und schnell an seiner Seite ging. Schon war er oberhalb der Schwendi, wo er bald links abbeugen konnte, als er eilende Schritte hörte. Ein Trupp kam über den Berg her zum Überfall auf der schwächsten Seite der Burg. Eilig hob Hans das Fräulein über den steilen Rand des Weges und versuchte, unbemerkt mit ihr seitab durch die

Buchen zu schlüpfen. Aber schon hatte ein Hund die Fliehenden gewittert, sprang eilig voran, flüchtige Gesellen ihm nach, die weißen Gewänder der Fliehenden wurden zwischen Buchen sichtbar, der Hund ihnen auf frischer Fährte bald auf den Fersen, während die Gesellen, über manche Wurzel stolpernd, zurückblieben. Da schlug Hans mit einem Baumast des Hundes Schädel ein, daß er heulend zusammensank. Aber nun schwirrten die Bolzen von den Armbrüsten der Gesellen, die nach Verlust des Führers das flüchtige Wild zu verlieren fürchteten. Bald hoffte Hans, jeder Buche, jedes Gesträuches kundig, außer ihrem Bereich zu sein, da klang noch einmal ein Bogen, es schwirrte ein Pfeil — und das Fräulein sank neben ihm zusammen. Hans hob das schwergetroffene Fräulein rasch auf seine starken Arme und eilte mit ihr unbeschwert in gedoppelter Schnelligkeit durch Schlupfwege, Rinnen und Schlünde unverfolgt dem friedlichen Lauterbach zu.

Ärgerlich kehrten die Verfolger zurück und beschleunigten ihren Weg, denn schon tönte ihnen von unten herauf Lärm entgegen und Waffengeräusch; aus dem Tale herauf rannte der Harst (die Schar) an die Feste. Brennende Fackeln flogen aus der Burg über die Stürmenden, Steine rollten, Wurfgeschütze klangen, gewaltige Stimmen hallten durch die Nacht; es war das Brausen des Sturmes, der das erregte Meer an die starrenden Felsen treibt. Kühn hielt sich der Burgvogt, mehr Lärm als sonst schienen die Berner zu treiben. Da plötzlich auch auf der Südseite der Burg, wo die Zugbrücke war, der schwächste Angriffspunkt, wenn die Zugänge nicht gehörig verwahret waren, neues Geschrei; der Haufe vom Berge her stürmte die fast unbewachte Seite, welche die Berner anfangs absichtlich unangegriffen gelassen. Schrecken zuckte durch die Belagerten, ihre Hände erstarrten unwillkürlich, während in wilder Lust die Stürmer durch alle Hindernisse drangen in ungezählter Übermacht.

In kurzer Zeit war die Mauer überstiegen, die Besatzung

niedergeworfen, der Burgvogt blutend, gebunden im Hofe, die Feste den Bernern, die über so leichte Arbeit sich selbst wunderten. Nun ein Suchen und Mustern der Beute, hier entgegengesetzte Überraschung; sie war auch leicht wie der Sieg. Sie hatten gehofft, Glieder der Familie zu fangen; ein Gerücht hatte den verwundeten Kuno dort gesagt, jetzt fanden sie nicht einmal das Fräulein; sie begriffen, wen sie zwischen den Buchen umsonst gejagt. Sie hatten gehofft, des Thorbergers weitberühmte Schätze zu finden, allein sie fanden nichts als elende Sparpfennige der Dienenden. Umsonst durchsuchten sie alles, Gefängnisse, Keller, Brunnenmoder; Schlamm war ihr Fund. Da entbrannte der Zorn der Beutedurstigen; sie wollten an die Gefangenen, den Burgvogt insbesonders, und ihnen Bekenntnisse abquälen, wo die Schätze des Herrn verborgen seien. Als sie nichts bekannten, weil sie nichts zu bekennen hatten, die erbitterte Menge an ihre Wahrhaftigkeit nicht kommen, zur Tat schreiten wollte, da traten die Obern ins Mittel. Sie sagten, dieses Geschäft sei am besten in Bern abzutun, wohin man die Gefangenen führen könne; es tue Eile not, nach Koppigen zu ziehen, der zweiten Burg des Freiherrn, ehe dort diese nächtliche Tat bekannt werde, vielleicht seien dort die Schätze. Endlich gehorchte die wilde Schar. Aber erst ward Feuer in die Burg geworfen und einige zurückgelassen, das Feuer zu besorgen und die Mauern soviel möglich zu brechen. Diese taten, was sie in kurzer Zeit konnten, hoch loderte die Burg auf, Mauersteine rollten ins Tal herab. Aber bald übermannte sie die Ungeduld, in Koppigen wollten sie die Beute teilen helfen. Ehe ihr Auftrag vollendet war, eilten sie den andern nach, und von Thorberg blieb mehr stehen, als von vielen andern Burgen.

Der Schein der aufflammenden Burg wurde auch über den Berg hinüber in Lauterbach gesehen, wo zum Tode wund das Fräulein in der Mühle lag. Hans hatte glücklich das

Fräulein heimgebracht, aber sie war tief verletzt von dem Pfeil und ohnmächtig durch den großen Blutverlust. Trudchen vergaß das Schmollen, und die aufsteigende Eifersucht schwand, als sie das Fräulein so blaß und beinahe tot in ihres Mannes Armen sah. Schnell machte sie dem Fräulein das schönste Bett zurecht, und alle Hände rührten sich, auf die verständigste Weise zu besorgen, was ihr Zustand erforderte. Der Pfeil wurde herausgezogen, das Blut so gut möglich gestillt, die Wunde verbunden und vieles versucht, das stockende Leben zu bewegen. Als es lange nicht gelang, da trauten sie ihren Künsten nicht, gedachten an das frühere Verhältnis der Thorberger zu ihrer Herrschaft, kannten dessen gegenwärtigen Stand nicht, und es wurde beschlossen, daß Hans schnell nach Brandis gehen, Frau Margareten die Sache vorbringen und um ihre Hilfe sie ansprechen solle, da sie in der Heilkunst gar wohl erfahren und mit kostbaren Tränken und Salben reich versehen sei.

Es gibt im Leben kaum bangere Stunden, nie scheint langsamer die Zeit zu schleichen, als wenn ein Schwerkranker ringt mit Todesgefahr; nach Hilfe ist gesendet, mit klopfendem Herzen harrt man am Bette des Leidenden der Hilfe, zählt die Pulsschläge, die Gefahr steigt von Augenblick zu Augenblick, und keiner bringt die Hilfe. Man weiß, sie kann noch nicht da sein; und doch sieht man alle Augenblicke nach der Türe, ob sie nicht eintrete, sieht umsonst und seufzet; noch immer nicht! Diese Pein litten Trudchen und ihre Schwiegerin an Adelgundens Bette. Ihre Kunst war erschöpft, und immer blasser ward das Fräulein, matter rollte das Blut durch die Adern, leiser zog der Atem aus und ein, es schien das Leben sanft und leise erlöschen zu wollen, wie die Sterne erbleichen, wenn die Sonne ihnen aufgeht. Am Bette stunden die Weiber, nachdem sie auch nach einem Priester ausgesandt, das Labsal zur letzten Reise dem Fräulein zu reichen, und beteten ängstlich und innig für der Kranken Seele. Da flog

es wie neues Leben über deren Züge, ein rötlicher Schimmer hauchte über ihre Wangen, ein seliges Lächeln spielte um ihren Mund, vor ihre Seele war ein freundlich Bild getreten. Zu seinem Anschauen kehrte die Seele zurück, die scheiden wollte. Leise schlug das Fräulein die dunkeln Augen auf, sie strahlten in mildem überirdischem Lichte, wie niemand sie noch gesehen. Freudig beugten die Weiber sich über die Erwachte, die freundlich, wie nie sonst, sie anlächelte, und dann ihre Augen suchend schweifen ließ durch das kleine Stäbchen. Sie fanden nicht, was sie suchten, kehrten fragend zu den Weibern zurück, und die ältere Müllerin verstund das Fräulein wohl und erzählte, daß Hans nach Brandis um Hilfe gegangen sei und wohl bald wiederkehren werde mit heilenden Salben. Und während die Mutter noch erzählte von Hans, wie er das Fräulein gerettet und ohnmächtig hergebracht, die Burg verbrannt, die Leute erschlagen seien, hielt das Fräulein Trudchens Hand in der ihren und blickte sie mit ihren milden seligen Augen an. Dann wendeten sich dieselben immer verlangender der Türe zu. Als sie nicht aufgehen wollte, verdüsterten sich des Fräuleins Züge wieder, das rege Leben schwand aus denselben, immer schwächer flackerte der schwache Lebensfunke. Immer ungeduldiger waren die Weiber, immer größer die Pein des vergebenen Wartens, ihrer Rechnung nach sollte Hans in seiner kräftigen Behendigkeit wieder da sein. Trudchen ward voll Groll gegen ihn, des Fräuleins strahlende Liebe hatte den letzten Funken von Eifersucht in ihrem Herzen gelöscht. Hans säumte nicht aus eigener Schuld, kein Fuß war je so schnell aus dem Lauterbach nach Brandis geeilt als der seine. Ein wilder Lärm im Schloßhofe empfing ihn, weit schallendes Gelächter, wütendes Hundegeheul.

Mitten im Lärm stund Fräulein Anna und neben ihr ein dicker kleiner Ritter mit einem Gesicht, wie aus einer Rübe gewachsen; es war ihr Vetter und späterer Eheherr

Wolfrat, beide wollten bersten vor Lachen. Vier große Jagdhunde waren an den Schwänzen zusammengebunden, und zwei Füchse liefen ängstlich, durch die jubelnde Dienerschaft immer von neuem gehetzt, im Hofe herum. Die einen Hunde hatten den einen Fuchs im Auge, die andern den andern, rissen hier aus, dort aus, kamen nicht von der Stelle und heulten fürchterlich in ohnmächtiger Wut. Kaum hatte aber Anna des Müllers Kunde und Bitte gehört, so wallte ihr gutes Herz auf, sie eilte zur Mutter, und tief wurde die von der unerwarteten Nachricht erschüttert. Vergessen war aller Groll, verschwunden aller Verdacht; daß Hans wieder der Retter war, erweckte ihr Mißtrauen nicht. Sie wollte Hans keine Salben und Tränke geben, sie wollte selbst hin, zu raten und zu pflegen, und Anna wollte sie begleiten, ließ satteln und rüsten. Aber lange stunden gesattelt die Pferde im Hofe, die gute Frau Margarete konnte nicht fertig werden zu so ungewohntem Ausritt. Sie hatte immer noch etwas vergessen, das für einen besondern Fall gut sein konnte, hatte immer noch etwas zu befehlen, das während ihrer Abwesenheit beschickt sein sollte. Anna wollte in Ungeduld vergehen und selbst dem gelassenen Hans kam es in die Füße, es war ihm, als müsse er heim, als wäre irgendwo jemand, der seiner bedürfe. Er mußte diesmal warten, bis endlich der Zug langsam sich bewegte und noch dazu auf dem längern aber bessern Wege. Anna sprengte hundertmal vorauf und wieder zurück, und wäre vorausgeeilt, wenn es die Mutter nicht sehr ernst verboten hätte. Die ausgebrochene Fehde machte solche Fahrten eines einzelnen Fräuleins nicht ratsam. Die Fahrt kam Frau Margarete sauer an, der Weg schien ihr so wild und weit, daß ihr bange wurde; im langsamsten Schritt hielt sie ihr Pferd trotz der Angst um Adelgunden. Und als sie hinaufkam auf die Ecke, wo jetzt eine Kohlhütte steht, der Lauterbach von ferne sichtbar wird, der Weg in den tiefen Grund sich senkt, da mußte sie rasten und Mut

fassen für den Teil des Weges, der ihr noch gefährlicher und beschwerlicher schien, als der bereits zurückgelegte.

Darum ward ihnen in der Mühle so bange, als lange die Zeit verflossen war, in welcher Hans zurück sein konnte, und Trudchen rollten aus Angst und Verdruß die Tränen stromweise aus den heitern Augen, wenn sie den Weg entlang gesehen und Hans nicht kommen wollte. Das Fräulein war noch nicht gestorben. Wenn sie glaubten, jetzt scheide die Seele aus dem Leibe, auf dem letzten Atemzuge hätte sie sich emporgeschwungen, so trat das Leben noch einmal zurück, wie von jemand ereilt und festgehalten, Rosen und Lächeln blühten wieder auf ihrem schönen Gesichte, die strahlenden Augen gingen wieder auf, lächelten freundlich der Mutter, Trudchen in seliger Liebe, hafteten auf der Türe und schlossen sich wieder, wenn sie nicht aufgehen wollte. Aber immer länger wurden die Zwischenräume zwischen diesem Erwachen, immer schwächer kehrte das enteilende Leben zurück, immer blässer blühten die Rosen, auf immer kürzere Zeit öffneten sich die Augen, immer bänger klopfte den Frauen das Herz, immer brünstiger beteten sie für Leib und Seele des sterbenden Fräuleins, Hans wollte nicht kommen, kein Priester war gefunden worden. Immer größer ward ihre Angst, denn länger als noch nie lag das Fräulein wie in Todesruhe, das Gehen des Atems hörte man nicht mehr, kaum spielte er noch mit einer Feder, kaum fühlte man das Schlagen des Herzens, kalt lag des Fräuleins weiße in Trudchens angstheißer Hand. Da zuckte es im Fräulein auf wie ein heller Freudenstern, wie ein Morgenstern leuchtete es auf ihrem Angesicht, ein himmlisches bräutliches Lächeln schwebte über ihm; aber die Augen blieben geschlossen, das Leben verglomm, keine Seele bewegte mehr das Herz, aber das Lächeln schwebte noch über dem Angesicht, und auf den Wangen weilte der Hauch, mit dem die Sonne die Berge küßt, wenn sie durch die Tore der Nacht geht, dem kommenden Morgen entgegen.

Mit heißem Bangen sahen die Frauen nach dem Aufschlagen der Augen, aber sie blieben geschlossen, die seidenen Wimpern bewegten sich nicht.

Da erscholl draußen Geräusch, Pferde ritten an, Menschen redeten durcheinander, es kam die Treppe heraufgestürmt, die Türe ward aufgerissen, die wilde Anna stürzte herein, stürzte bis mitten in die Stube, dort wurzelte sie an wie ein Steinbild, als sie die weinenden Weiber sah und Adelgunde eine Beute des blassen Todes; ihre Lippen bewegten sich, aber ohne Laut, sie wollte rückwärts, konnte nicht, bis schwere Tritte ihr folgten, Frau Margarete ins Stübchen trat, Hans mit fröhlichem Gesichte hinter ihr. Da flüchtete sich Anna hinter die Mutter, die auch staunend stille stand, als sie die Gruppe am Bette sah, dann aber rasch hinzutrat mit der Frage: „Jesus Maria! was hat's gegeben?" Weinend antwortete die Müllerin: „Das Fräulein ist gestorben, ist tot." „Unmöglich!" sagte die Freifrau, „soeben war sie ja am Fenster, winkte mit freundlichen Mienen." Und raschen Schrittes, wie er noch keinen getan, trat Hans ans Bett, des schuldigen Respektes vergessend. „Ihr irrt, gnädige Frau!" sagte die Müllerin, „das Fräulein verließ nie das Bett, starb vor wenig Augenblicken." „Jesus Marie!" rief die Freiherrin, „so haben wir ihren Geist gesehen, denn kaum hatten wir die Mühle im Auge, so sahen wir unter dieses Fenster das Fräulein treten, schön und hold, wie ich sie nie gesehen; sie winkte uns mit lebhaften Gebärden, nickte mit freudigem Lächeln uns zu, und wir freuten uns, daß die Gefahr so unbedeutend gewesen, so schnell vorüber sei. Wir teilten unsere Freude einander mit, und als wir aufblickten, war sie nicht mehr unter dem Fenster, und rasch ritten wir, wir glaubten, sie komme uns entgegen." „Jesus Maria! so war es ihr Geist, der sich seiner Hülle entwand und euch entgegenkam, denn sie starb in Freuden verklärt, wie sie noch jetzt auf ihrem Gesichte weilt," sagte Trudchen.

Und wie es dieses sagte, trat ein Priester ein, machte andächtig das Kreuz und trat segnend, aber ernst an die Leiche. Als er das Geschehene vernahm und wie die Freifrau sich Vorwürfe machte, daß sie nicht mehr geeilt, weil das Verlangen nach ihr des Fräuleins Geist aus dem Leibe getrieben und ihr erschienen sei, so strahlte des Priesters Gesicht, er weihte die Leiche mit heiligem Wasser ein und sprach sie selig. Jetzt wisse er, was blendend wie ein goldenes Wölkchen sein heiliges Gefäß umschwebt, darauf sich niedergelassen, darin verschwunden sei, sagte er. Die Weihe von oben hätte dem frommen Fräulein gefehlt zum seligen Scheiden, der Leib zum Tode gedrängt, die Gnade Gottes die Seele zurückgehalten, bis sie ihn erschaut; da habe Gott ein Wunder getan, sie losgelassen und, ihm entgegenschwebend, habe sie um ihres Glaubens willen das Pfand der Liebe empfangen aus Gottes oder der Heiligen selbsteigener Hand. Gläubig beugte er seine Knie und pries mit glühenden Worten Gottes Gnade, daß er den Glauben der Menschen durch solche Zeichen stärke, gläubigen Seelen auf wunderbare Weise rettend zu Hilfe komme. Die Freifrau betete mit in heiligem Glauben, aber etwas unzufriedenen Herzens. Ihr wäre der Glaube, daß das Fräulein aus Verlangen nach ihr seiner Hülle enteilt, viel wohltuender gewesen und ein gar schöner Haltpunkt ihres Glaubens, daß ihr mütterlicher Sinn die Natur überwältige und angenehm sei vor Gott und bedecken werde die Menge ihrer Sünden. Inbrünstig, aber ungläubig betete Trudchen mit. Trudchen wußte, es war die Liebe, die das Fräulein entbunden und die Freude ihr gewährt, mit leiblichen Augen noch zu schauen, wonach die Seele so brünstig verlangte, es war keine sündige Liebe, aber nicht die Liebe zum Priester und seinem Heiligtum, nicht die Liebe zur Freifrau und das Verlangen nach ihren Salben: es war die reine, dankbare Liebe zu ihrem Retter, zu Trudchens Ehemann, die das Wunder vollbracht. Trudchen fühlte es in sich, daß die

Liebe des Leibes Schranken zu brechen vermöge, aber es zürnte nicht, sondern dankte Gott, daß er dem armen Fräulein so gnädig gewesen, das hier Ersehnte ihm zu gewähren zum Pfande, daß auch das droben Ersehnte ihm zuteil werde, reicher Anteil an der ewigen Liebe, ein reicher Lohn dem armen Herzen, das an Liebe so reich gewesen und doch auf Erden keine gefunden.

Mit großer Ehrerbietung ward um die Leiche des Fräuleins gewacht, eine Heilige schien sie den Bewohnern des Tales, und nicht müde ward der Priester, das Wunder zu preisen, welches Gott durch seinen armen Knecht getan, das zu erschauen er die Bewohner dieses Tales gewürdigt. Aber die wundervolle Begebenheit in diesem engen Tale verhallte in des Krieges Getümmel, sie drang nicht außerhalb dessen Marchen (Grenzen), die Mächtigen der Erde hatten weder Interesse noch Zeit, auf sie zu achten. Von wenigen begleitet wurde das selige Fräulein zu Grabe getragen nach Krauchtal, da die Gruft in Thorberg verschüttet war; aber tief war die Ehrerbietung der wenigen. Kein Gepränge vermochten die armen Priester der Gegend der Heiligen zu Ehren zu veranstalten, aber viele Jahre durch schwoll keinem Mädchen des engen Tales in Liebe das Herz, das nicht am Grabe der frommen Adelgunde betete, ihrem Grabe die schönsten Blumen seines Gärtchens weihte und die Arme, so reich Gewordene, um Schutz und Beistand anflehte. Und sie, die Arme, machte viele reich, denn was fromme Herzen ihr anvertrauten, das hörte auch der himmlische Vater und lohnte gläubiges Vertrauen.

Mit tiefem Ingrimm vernahm Herr Peter den Tod seiner Tochter, den Bruch seiner Burgen; wie er aber über dem Einzelnen das Ganze nie aus den Augen ließ, so lähmte auch dieses seine Tätigkeit nicht. Als der entlassene Burgvogt ihm berichtete, wie die Berner nach seinen Schätzen gesucht, und er das vergebliche Suchen fast mit dem Leben hätte büßen müssen, spielte ein spöttisches Lachen auf des

Thorbergers Gesichte; er hätte geglaubt, sagte er, den Bernern soviel Achtung vor seiner Klugheit beigebracht zu haben, daß sie sich nie die vergebliche Mühe machen würden, nach Peter des Thorbergers Schätzen zu forschen. Es scheine aber, solche Leute begriffen nicht, daß es noch anderswo gescheite Leute geben könnte als in ihren Mauern.

Den alten Burgvogt wies er zu Kuno, der zu Baden lag, noch immer leidend und düster. Er härmte sich, daß er der Schlacht entkommen, er zürnte dem Vater, daß dieser ihm das Leben gerettet. Das Leben dünkte ihn eine doppelte Bürde, seit er es so ruhmvoll hätte lassen können auf dem Felde, welches des mannlichsten Fürsten Blut getrunken. Er glaubte in allen Blicken den Vorwurf der Feigheit zu lesen, und wenn schon niemand des Thorbergers Klugheit zu bestreiten wagte, niemand offen den Vorwurf der Feigheit ihm machte, so pries man doch allenthalben so hoch die Treue und den Heldenmut der mit dem Fürsten Gefallenen, daß darin eine tiefe Erniedrigung für die Geretteten lag. Eine tiefe Scham entbrannte immer verzehrender in seinem Innern, immer höher stieg in ihm die Sehnsucht, in neuem Streit seinen Wert mit seinem Leben zu besiegeln. Aber eben dieser Zustand seiner Seele hielt seinen Leib nieder, ließ ihn nicht zu Kräften kommen, und gab seinem Vater Grund zur Hand, ihn vom Kriege fern zu halten.

Dieser hatte sich hinaufgezogen ins Gasterntal, wo die Villensbacher im Bürgerrecht zu Glaris die gleiche Freiheit suchten wie die Entlebucher und Sempacher zu Luzern, wo Wesen stund, eine österreichische Stadt, wohlgelegen zu jeglichem Handel, in Krieg und Frieden eine alte eifersüchtige Nachbarin dem Glarnerlande. Die Glarner siegten, Wesen fiel, ehe Österreich mit ganzer Macht da oben im Lande war. Eben als Österreich das Schwert aufhob zur Rache, die Schweizer kriegflammend nach dem sonst so furchtbaren Schwerte furchtlos griffen, mittelten (durch Vermittlung be=

endigten) die erstaunten Reichsstädte den Krieg und richteten für anderthalb Jahre einen Frieden auf, der böse geheißen. Wo Friede sein soll, und es glüht in den einen Herzen die Rache und in den andern nicht gesättigter Haß, in den einen verletzter Stolz und in den andern die Erbitterung des sich verachtet Glaubenden, da wird der Friede zur Qual und die Flammen der Rache, des Hasses, der Erbitterung schlagen immer höher auf, Krieg wünschen alle Herzen, der Tag des Krieges ist allen, was dem im finstern Kerker Gefesselten der Tag der Freiheit ist. Größer und ingrimmiger als in diesen Tagen war nie die Erbitterung zwischen Österreich und der Schweiz. Mit Pfauenfedern prunkten die österreichischen Anhänger, alle Pfauen wurden getötet im Schweizerlande, und wo ein einzelner mit einer Pfauenfeder ergriffen wurde, der konnte Gott um ein seliges Ende bitten.

Es geht die Sage, Österreicher hätten Kühe, mit eidgenössischen Zeichen geschmückt, zu Markte getrieben, Schweizer die Männer aufgegriffen und ans österreichische Wappen aufgehängt.

Endlich ging der verhaßte Frieden zu Ende, und Österreich tat den ersten Schlag. Den 25. Februar 1388, in einer schwarzen Nacht, wurde, mit Einverständnis der treu an Österreich hangenden Bürger, Wesen überfallen, die Besatzung samt ihrem Bannerherrn ermordet — wenige retteten sich schwimmend durch den See. Nun war großes Frohlocken bei den Herren, aber nicht Mutlosigkeit bei den Glarnern. Sie verwahrten, anfänglich unterstützt von den Eidgenossen, mutig ihre Landmarken. Als diese, aus Mangel an Speise in diesem armen Lande und der unfruchtbaren Zeit, abgezogen waren, hielten die Glarner unverdrossen drei Wochen lang tägliche Angriffe und das allen Schweizern so unerträgliche Warten und Harren auf das Entscheidende aus. Der Schweizer stürzt sich mutig in den Tod, aber er erwartet ihn nicht gerne, er unternimmt unmöglich Scheinendes, aber er sieht

nicht gerne lange einer Gefahr zu, ohne Versuch, sie zu beseitigen; der Ruf in die Schlacht wird nie die Schweizer empören, aber das Gebot zum Stillstand kann den Gebietenden das Leben kosten. Als drei Wochen vorbei waren, alle Arbeit versäumt, das Vieh zu Berg und Tal immer wehlicher nach seinen Hirten rief, da bedachten die Glarner, daß in einem solchen Krieg, den wohl der Söldling führen kann, oder die Führer von arbeitslosen Söldlingen, aber nicht ein freies Volk, ihr Untergang liege, und baten um billigen Frieden.

Ihre Boten kamen vor den Grafen Hans von Werdenberg und Peter von Thorberg, die Führer des Krieges. Graf Hans war ein Mann in voller Kraft, Peter altersgrau aber ungebeugt, einem Turme gleich, dessen Außenseiten wohl verwittern, dessen stolzer Bau aber nicht einstürzt, sondern noch Jahrhunderte drohend über die Täler sieht. Wer den finstern Greis ansah, konnte sich kaum eines Bebens erwehren. Keine Empfindung trat mehr auf dessen Gesicht als Zorn und Bitterkeit, seine Augen strahlten noch jugendlich in unheimlichem Feuer, vor ihnen erstarrte jede Bitte, daher ward selten mehr eine laut in seiner Nähe. Je mehr Pläne ihm gescheitert waren, desto trotziger war er geworden, desto hartnäckiger hielt er an seinen letzten fest. Wie sonst der kräftige Mann in der Gewalt sein Heil sucht, in der Weisheit erst der Greis, so hatte es Herr Peter umgekehrt. Wie er früher Frieden wollte, so suchte er jetzt Krieg, Krieg sollte das Verlorne wiederbringen, Gewalt unterdrücken, was Klugheit nicht untergraben konnte.

Er wollte noch immer den Adel erheben, mehren seines Hauses Glanz; er baute auf Kuno und seine geheimen Schätze, die er auch in diesem Kriege so zu sparen wußte, daß seine Beute seine Kosten überwog, sein wankend Ansehen sollte dieses Krieges Ausgang festigen.

Als die Glarnerboten, bescheiden aber männlich, vor sie traten, war es der Thorberger besonders, der schimpflich mit

ihnen redete. Die Glarner, klug von je, stellten vor, wie leid ihnen der gestörte Friede mit Österreich sei, wie nur Eingriffe in ihre uralten Freiheiten, die sie als ein heilig Erbgut von den Vätern bekommen, und deswegen wie heilige Reliquien unverletzt erhalten wollten, sie von Österreich abgewandt und zu einem Bund mit den Schweizern genötigt. Sie seien erbötig, alles Schuldige Österreich zu erfüllen, billigen Ersatz zu leisten und ihre alte Herrschaft in keinen Rechten zu kränken.

Da schimpfte der Thorberger sie treulose Leute, die sie nur schädigen wollten. Wären die Herren auseinandergeritten, so würden die Glarner keins ihrer Worte halten, in dem Glauben, soviel Herren und Volk wären nicht mehr leicht an ihren Landmarken zusammenzubringen. In allen ihren Vorschlägen liege der bestimmte Sinn, Unbestimmtes zu verheißen, um dann bei gelegener Zeit neuen Streit unter Schein Rechtens anfangen zu können. Er kenne sie wohl. Jetzt da sie mit den Köpfen in der Falle seien, wolle man sie auch darin behalten, oder sie so knebeln, daß ihnen das Widerstreben von selbst vergehe. Als die Glarner bescheidentlich sich verteidigten, hießen die Herren sie heimgehen und des näheren Bescheides warten, wo es sich dann zeigen werde, wieviel ihnen zu trauen sei. Die Herren wollten nicht Frieden, das Ländchen, in welchem noch nie ein Feind geplündert (Walter von Stadion brachte seine Beute nicht aus dem Lande, ließ im Gegenteil sein eigen Leben dort), das so reich an allerlei, besonders an Vieh war, schien ihnen eine zu reiche, zu gewisse Beute, um sie anders als auf die härtesten Bedingungen aus den Händen zu lassen. In wenig Tagen kam der Bescheid. Die Glarner sollten leibeigen werden, nach der Gnade des Herzogs Buße tun und auf immer sich lossagen vom Schweizerbunde. Das Eingehen solcher Bedingungen glaubten die Glarner nicht vor ihren Vätern verantworten zu dürfen, die von jenseits auf ihre Kinder sehen, sie glaubten es nicht vor

ihren Kindern verantworten zu können, die ernten müssen, was die Väter säen, und die dann den Voreltern Kunde bringen, ob der Väter Aussaat süße oder bittere Frucht getragen. Sie schlugen solchen Frieden aus und stellten ihre Sache getrost Gott anheim, als Männer, die das Mögliche versucht zum Frieden, im Kriege nur gewinnen konnten von Gottes Gnaden einen seligen Tod oder einen freudigen Sieg.

Die Herren jubelten über der Glarner Entschluß. Ihnen gab ein Sieg weit mehr Gewalt als ein Frieden, wie er auch sein mochte. In rascher Tätigkeit wurde alles Volk aus den vordern Erblanden an die Landmarken der Glarner entboten, denn der Thorberger hatte den weisen Rat gegeben, den Schlag zu tun, ehe die Berge offen und Zuzug aus den Waldstätten möglich sei.

Den Scharen aus dem Aargau schloß auch Kuno sich an. Kalt, wie immer, begrüßte ihn der Alte. Er hätte ihn lieber nicht hier gesehn, er setzte an diesen Strauß nicht gerne sein letztes Kind, dessen blinden Mut er kannte. Er hatte sich in seinem Sohne nicht getäuscht. In den ersten Tagen schon, bei einem der üblichen Anläufe an die Letze (Grenzscheide), die unternommen wurden, um die Glarner zu ermüden und fern von Hause zu halten, die aber gewöhnlich mit so wenig Nachdruck geschahen, daß selten jemand verwundet wurde, nahm denselben Kuno so ernst und setzte sich so tollkühn aus, daß ein Stein ihn vom Pferde warf, die Brust wurde ihm hart beschädigt, er wäre verloren gewesen, wenn der alte Burgvogt ihn nicht gerettet. Herr Peter war böse darüber und sandte Kuno nebst seinem Retter nach Rapperswyl zur Genesung. Im Hause eines reichen Ratsherrn, fern vom kriegerischen Lärm der Burg, wurde er untergebracht.

Am 8. April war endlich die ganze Macht beisammen, wohl an die sechstausend Mann, niemand zweifelte am Sieg, auch die nicht, welche bei Sempach gewesen. Waren doch die Umstände ganz anders, der Herren Vorsicht ja groß, indem

sie nicht nur nächtlich den Feind überfallen, sondern ihn auch mit zweitausend Mann hinterziehen wollten. Daß aber auf beiden Seiten das Schlachten Entscheidende wieder sei, wie bei Sempach, achtete man nicht; Siegesstolz vor der Schlacht und übermütige Feindesverachtung bei den Österreichern, Gottvertrauen aber und einen auf alles gefaßten Sinn bei den Schweizern.

Eine geheime Botschaft verkündete dem Führer der Glarner, Mathias am Buel, den nahen Angriff. Boten liefen zu den Eidsgenossen, schnelle Jünglinge durch das Klöntal nach Schwyz und zagende Weiber und Kinder hinauf in die Berge. Aber ehe noch Eidgenossen da waren, drang aus Wesen hervor, den 9. April, schon in der vierten finstern Morgenstunde der Feind an die Letze, brach dieselbe, zersprengte die Verteidiger und ergoß sich nun ins offene Tal; er hatte gesiegt in seinem Wahn. Er kannte den Glarner nicht. Nicht in blindem Stolz war dieser in die Schlacht gegangen, darum riß ihn auch nicht blinde Flucht dahin; nicht im Vertrauen auf die große Zahl und die gute Rüstung hatte ein jeder sich dem Feinde gegenübergestellt, sondern im Vertrauen auf den eigenen Mut, seine Kampffertigkeit und den Beistand Gottes. Als sie nun auseinandergesprengt waren, blieb noch immer jeder sich selbst, daher jeder kampfesfertig und noch immer am Siege nicht verzweifelnd, denn hatte ihn doch auch noch nichts von seinem Gott getrennt.

Sie gaben dem Schweizer die ewig dauernde Lehre, daß das Retten des Landes nicht immer vom Zusammentreffen großer Massen abhänge, sondern sehr oft von der Tüchtigkeit des einzelnen, davon, daß jeder ein Mann zu sein wisse für sich allein. Der Stoß solcher Männer, von denen ein jeder ein Held ist, ist dann auch ein ganz anderer, als der Stoß von Soldatenmaschinen, von denen keiner sich zu helfen weiß, wenn das Bajonett sich krümmt, einer Takt oder Glied verliert. Mathias kannte seine Glarner. Sein Banner hoch,

rief er mit gewaltiger Stimme, am Rautiberg werde jeder das Banner finden. Dort hatten sie den Rücken frei und vor sich zerrissenen Grund, gefährlich der Reiterei, ihren Armen aber die gefährlichste Waffe, handvöllige Steine bietend. Da dachte kein Glarner ans Fliehen, keiner suchte seine Hütte, keiner lief nach seiner Habe. Nach dem Rautiberg sahen sie, den kürzesten Weg dahin suchten sie, und wie am Berge die einzelnen Tropfen zusammenfließen, zum Bächlein werden, das sich durch die Felsen drängt und viele Bächlein zum Strome sich sammeln, der sich durch die Ebenen wälzt, so fanden sich die einzelnen zusammen, scharten sich zu Haufen von zwanzig bis dreißig und drangen zu ihrem Banner hin, mitten durch die Feinde. Diese sprengten diese Haufen nur an, wenn sie ihnen zufällig aufstießen, sie hatten gesiegt in ihrem Glauben, achteten der Versprengten sich so wenig, wie der Wanderer der Steine sich achtet, die ihm im Wege liegen, die er höchstens beiseite schiebt, oder bei größerer Eile sie umgeht, und zerstreuten sich durchs ganze Tal nach Beute. Jedes einzelne Gehöfte war der Zielpunkt einer Truppe, jedes Scheuerlein zog Krieger an, bis nach Glarus hinauf ritten welche, die in der Nähe nichts fanden. Treulich voran gingen den Ihren die Herren, kein Kühlein war ihnen zu schlecht, kein Kälblein zu klein, und mit selbsteigenen Händen griffen sie in die Truhen und Schränke der verlassenen Häuser. Auch der Thorberger war nicht der letzte dabei und die Seinen wohl abgerichtet zu solchem Werke; doch blieb dem Alten auch jetzt das Auge offen, und mit Schrecken sah er, der erste, die Gefahr. Die kühne Haltung der einzelnen fiel ihm auf, noch mehr, daß alle nach einer Richtung zogen, er sprengte auf einen Hügel, der anbrechende Tag zeigte ihm der Glarner Landesfahne am Fuße des Berges, umringt von einem schlachtfertigen Haufen. Da erkannte er den begangenen Fehler, seine Stimme rief zu neuer Schlacht. Viele sammelten sich um ihn, viele blieben beim Plündern, wie die Wespe auch

nicht leicht den Stachel aus der Traube zieht, wenn sie einmal den süßen Saft gekostet. Als der ungleiche mit Steinen besäete Grund die anreitenden Herren trennte, fielen die Glarner auf sie herab, erschreckten die Pferde, verwundeten und schädigten viele, hinderten dieselben, sie zu fassen mit ihrer gesamten Macht; aber wo die Herren sich sammelten, da prallten die Glarner wieder an, scheuten die Pferde, warfen wund die Reiter. Immer zahlreicher wurden die Glarner, eine immer ängstlichere Hast den Kampf zu beendigen bei den Herren. Da neues Schlachtgeschrei aus der Berge Klüften; unbekannte Heeresmassen der fürchterlichen Heldenmänner schienen im Anzuge, ein Beben durchs ganze Heer, tobende Pferde zerrissen die Ordnung, über Steine stürzten die Pferde, von Steinen die Herren. Das dunkle Gespenst, das auf den Schlachtfeldern weilt, die Augen blendet, das Herz mit Schrecken füllt, ein unnennbares Grausen über die Heere gießt, begann seine Flügel zu schlagen über dem österreichischen Volk. Da ermaß der Thorberger die Gefahr, die ungünstige Stellung, die Wahrscheinlichkeit, daß Hans von Sargans auf die Glarner einbrechen werde, wenn er diese vom Berge locke, und rief zum Rückzug. Er vergaß, daß zusammengeraffte Volk wohl in Ordnung vorwärtsrücken, aber nicht in Ordnung sich zurückziehen kann, daß, wo in den Herzen der Schrecken ist, die Füße kein Maß mehr kennen im Rückwärtsgehn, die Ohren kein Halt mehr hören, und daß auf einen vorsichtigen Graf nicht zu rechnen ist, wenn der Feind im Vorteil scheint.

Über Hals und Kopf nun alles zurück in immer zügelloserer Flucht, und je weiter man floh, desto weniger konnte man stille stehen, desto wütender eilten die Glarner nach, desto weniger war von Graf Hans etwas zu sehen und zu hören. Der alte Herr von Thorberg tat das mögliche, die Flucht zu hemmen. Mit Namen rief er die Herren und einzelne Fähnlein an, stellte hier oder dort an günstigen Stellen,

hinter Zäunen, in Gärten Scharen auf, ein Halt für andere, aber vom Strome wurden sie fortgerissen, von den Glarnern erschlagen. Vergeblich schwang er sein Banner hoch, vergeblich ließ Freiherr von Sax das österreichische Banner fliegen, vergeblich bot Hans von Bonstetten sein ganzes Ansehen auf, zum Stehen das Heer zu bringen, die letztern fanden den Tod. Den Thorberger, der auf den Tod um sein Banner kämpfte, berührte plötzlich das Gespenst der Schlachten mit seinem Flügel, der Tod schien so grausig zu grinsen von den Leichen auf, er sah im dunkeln Felsenkeller seine Schätze schimmern, verloren mit seinem Tode für alle, denn in ihm allein ruhte des Ortes Geheimnis, er sah die Rache winken für diesen Tag und manchen frühern. Ein unnennbares Etwas riß ihn zurück, er ließ sein Banner fahren und floh mit Windeseile vom blutigen Grund. Je schneller er floh, desto tieferes Grausen erfaßte ihn, und je mehrere mit ihm flohen, desto flüchtiger wurde er; es ist, als ob jeder Fliehende die Angst aller mit ihm Fliehenden ertragen, in sich aufnehmen müßte; wenn Millionen fliehen, trägt jeder millionenfache Angst. Er dachte nicht mehr an das Stellen der Flucht, er sammelte nicht an der Brücke die von allen Seiten Heransichdrängenden, die den Glarnern an Zahl noch immer übermächtig gewesen wären, er eilte voran über die Brücke, diese brach hinter ihm zusammen und ungezählt versanken Ritter und Knechte in die Fluten. Niemand dachte an das Festsetzen in Wesen, an die Verteidigung dieses treuen Städtchens, dem die Rache der Glarner drohte. Die Bewohner flohen auf die Berge, die Herren, wo jeder die nächste Zuflucht hoffte, und die Glarner zündeten das verlassene Wesen an, raubten, was sie fortbringen konnten, nahmen ihre Rache.

Der Thorberger floh das Gaster*) hinab, wo am See

---

*) Gasterland, die rechtsseitige Talebene zwischen Wallenstädter- und Zürichersee. Gaster = Castrum.

das alte Rapperswyl liegt, berühmt in der Geschichte des Landes, früher eigenen Grafen gehörig, jetzt an Habsburg gekommen, damals ein gefürchtet Städtchen, im Handel eine Art von Nebenbuhlerin Zürichs, beherrscht von einer herrlichen Burg, einer der schönsten des Landes.

Rapperswyl war aber nicht nur ein schön gelegenes Städtchen, sondern auch ein mannhaftes und dem Hause Österreich treu ergeben. Zu Näfels auf dem Felde lagen zweiundsechzig Bürger, die Blüte ihrer Kraft, doch war den übrigen der Mut nicht gebrochen, sie bereiteten alles zum Widerstande. Dort ermannte sich der Alte von Thorberg und übernahm den Befehl. Gern hätte er seinen Sohn der nahen Bedrängnis entzogen, allein kein Weg schien ihm sicher genug. Zudem war Kunos Schwäche groß, und ungerne hätte er das gastliche Haus verlassen, wo ihm seit langem zum ersten Male wieder wohl ward, trotz seiner verletzten Brust. Sein Hausherr, Kurti mit Namen, war der beste Mann von der Welt, aber eine geschwätzige Seele; wo er eine Rede anbringen konnte über den Ruhm seiner Stadt und zuweilen auch den eigenen, vergaß er Essen und Trinken, und wenn ihn das Reden ankam, so begann er gerne: Heute vor soundsoviel Jahren, wenn schon die zu erzählende Begebenheit an einem ganz andern Tage, ja in einem ganz andern Monat geschehen war. Die Frau war die mitleidige, geschäftige Martha. Wenn sie jemand helfen, Schmerzen lindern konnte, so opferte sie willig Zeit, Mühe, Schlaf, kurz alles, was ihr zu Gebote stand.

Aber nicht diese waren's, welche Kuno nicht nur sein Leiden milderten, sondern sein Leben ihm versüßten; dieses war die schöne Tochter des Hauses. Sie hatte eine wunderbare Ähnlichkeit mit seiner ersten Liebe, auch der Name störte die Täuschung nicht, auch sie hieß Bäbeli. Schüchtern nahte sie erst dem vornehmen Kranken und nur, um der Mutter beizustehen und sie auf Augenblicke abzulösen. Als sie aber

sah, wie mild und gut der Kranke war, Freude zeigte, wenn sie bei ihm war, so blieb sie gerne bei ihm, redete ihm von allerlei, sang ihm zuweilen eins ihrer weichen, schwermütigen Lieder, und erquickte damit seine düstere Seele auf wunderbare Weise. Wenn sie sich so fröhlich und doch so teilnehmend um ihn bewegte, so schien Bäbeli von Bubenberg als seine treue Hausfrau ihn zu umschweben, ihre Kälte war geschmolzen, die finstere Wolke zwischen ihnen entschwunden wie ein unheimlicher Traum, und süße Träume gaukelten um sein Lager, wiegten ihn in leisen Schlummer, zauberten ihn in ein Leben voller Lust und Freude. Und wenn er wieder aufwachte, so hob freier sich seine Brust, strahlte heiterer sein Auge, und den Schmerz des Erwachens verhütete Bäbelis holde Gestalt, die an seinem Lager saß, verscheuchte dessen freundliche Stimme, die so innig ihm ihre Freude bezeugte über die Erquickung, welche ihm der Schlaf gebracht. Dieses glückliche Zusammenleben störte selbst die beginnende Belagerung nicht. In den Mauern der Stadt herrschte keine Angst. Sie war mit Speise und Trank wohl versehen, die Besatzung tapfer, die Bürger zu allem bereit, nur nicht zur Übergabe, und der Thorberger ein Anführer, der vieles schon erfahren. Schon am dritten Tag nach der Schlacht rannten die Züricher die Stadt an, glaubend, im ersten Schreck ein leichtes Spiel zu haben, wie die Glarner mit Wesen, allein sie irrten. Als sie mit blutigen Köpfen abziehen mußten, rüsteten sie sich zur Belagerung. Von Zürich her kam der Zeug (Belagerungswerkzeug) zu Wasser und zu Land. Die Eidgenossen sammelten sich um das Städtchen; mit ihren großen Büchsen kamen die Berner, ließen Tag und Nacht den Bewohnern keine Ruhe, aber niemand zagte.

Zu Wasser und zu Land versuchten die Eidgenossen ihre Kraft, wollten die Mauern brechen, trieben Schiffe durch die Pfähle im See und suchten an die Häuser zu kommen. Aber die Belagerten wehrten sich auf alle Weise, warfen mit

Steinen Löcher in die Schiffe und versenkten sie. Was die Schweizer unternehmen mochten, die Rapperswyler vereitelten es. Drei Wochen lang dauerte die Drängnis umsonst. Da, auf den ersten Maitag, beschlossen die Eidgenossen, des langen Liegens müde, und weil in den Marken ihres Landes, wo sie noch das Geläute ihrer Kühe, das Schreien ihrer Rinder hören konnten, es sie nie lange von Hause duldet, einen allgemeinen Sturm mit all ihrer Kraft. Ihr Entschluß wurde Rapperswyl bekannt, ihre Zurüstungen konnte man sehen von den Mauern und den Häusern am See.

Da schien es dem Thorberger Zeit, das Äußerste abzuwenden. Er wußte, was sechstausend Eidgenossen vermochten und wozu sie sich hinreißen ließen in der Wut des Sieges. Sie hatten in Friesenberg seinen Sohn nicht geschont, als sie die Tore verschlossen fanden, sie schenkten dem gefallenen Leopold sein fürstliches Leben nicht, und hier hatte er seinen einzigen Sohn, nach ihm keinen mehr zu verlieren, nach seinem Verlust vom Leben nichts mehr zu hoffen; er mußte ihn retten. Er wußte dieses aber nicht anders zu vollbringen, als durch die Übergabe der Stadt, oder wenigstens durch Unterhandlung um die Übergabe, während welcher Entsatz kommen konnte, worauf aber nicht sehr zu hoffen war, denn ein österreichisch Heer hätte sich nach Sempach und Näfels nicht leicht in die Nähe von sechstausend Eidgenossen gewagt. Als erster Feldhauptmann trug er daher am letzten Aprillentage auf Übergabe an in großer Versammlung der Bürger und der Befehlenden der Soldaten. Aber der Greis konnte seine wohlgesetzte Rede nicht vollenden. Ein allgemeiner Tumult erhob sich, Waffen klirrten, Armbrüste wurden gespannt, Hände mit Steinen hoben sich und ein allgemein Geschrei erscholl gegen den Thorberger. „Verräter! Feigling! Altes Weib!“ riefen hundert Stimmen ihm zu, drohten ihm mit dem härtesten Tode. Vergebens winkte er, vergebens erhob er seine Stimme, der Tumult wurde immer größer;

vergeblich ermahnten ihn seine Freunde und Diener, sich zurückzuziehen, er trotzte dem Sturm, redete immer grimmiger, aber immer ungehört, auf die Menge ein. Da flogen Steine, es schwirrten Bolzen. Nun rissen sie ihn zurück, bargen ihn in ihrer Mitte und sicherten ihn im Innern der Burg. Draußen stürmte es noch lange wie ein wogend Meer. Es richtete sich die Wut gegen die Schweizer, Trotz wurde ihnen auf jegliche Weise geboten, ihre Anstalten verhöhnt, und mit unermüdlichem Eifer rüstete man sich, den Feind zu empfangen. Weib und Kinder nahmen an diesen Rüstungen mit gleichem Eifer teil, jedes Haus ward zur Burg, in jedem war alles zu Schutz und Trutz bereit, und die Weiber freuten sich, einmal ihr siedend Wasser über Eidgenossen anrichten zu können wie über geschlachtete Schweine.

Wo man in einem Hause Wasser rüstete und Kessel, zum Sieden des Wassers Holz herbeitrug, da redete man mit Haß und Ingrimm vom Thorberger, wie er Stadt und Leute den Eidgenossen verkauft, wie er ein Feigling sei und wundlos bei Sempach und Näfels entronnen, wie er kein Herz mehr habe, das böse Gewissen seiner bösen Taten wegen es längstens aufgezehrt, wie er mit dem Teufel einen Pakt habe, allenthalben, wo er sei, das Übelste anzurichten und soviele Menschen als möglich ihm zuzusenden.

Während man so von ihm redete, tobte der Thorberger in den Mauern der Burg; solchen Hohn hatte er noch nie erfahren. Gemeine Leute widersetzten sich seinem Willen, gemeiner Leute willen sollte er opfern seinen Sohn! Seine Wut überwältigte seinen Verstand, er hätte das Tollste versucht, wenn die Seinigen ihn Meister gelassen. Er hatte nie gerne in eine Burg sich einschließen lassen, eine Belagerung bringt Fälle, denen der Klügste unterliegt, und einmal gefangen, kannte er sein Los. Hier ließ er es geschehen, teils von der Schlacht betäubt, teils um seines Sohnes willen, und jetzt am Ende seines Lebens erwartete ihn und seinen

Sohn das, was er sein Leben lang gemieden, und gebunden waren ihm die Hände, das Letzte zur Rettung zu versuchen! Als endlich seine Besinnung in etwas wiederkehrte, machte er sich trotzig auf, stieg in die Stadt hinunter, seinen Sohn zu holen. Er glaubte ihn dem Haß der Bürger nicht aussetzen zu dürfen, er kannte seine Pfleger nicht. Gutes traute er niemanden. Er glaubte jedenfalls die Burg sicherer und ihr Halten noch möglich, wenn schon die Stadt gefallen. Es war Abenddämmerung, als er ins Haus des redseligen Ratsherrn trat, der nicht zu Hause war, sondern auf dem Rathause in den notwendigen Beratungen auf den morgenden Tag den Stoff zu neuen Reden für die Zukunft sammelte, die der ehrliche Kurti an Fastnachts- und Schützenfesten zu halten gedachte. Die Hausfrau war mit Knecht und Mägden mit der Ausrüstung des Hauses beschäftigt. Der Freiherr, durch manchen ihm nachhallenden Fluch neu gereizt, trat unaufgehalten bei seinem Sohne ein.

Dieser lag still selig, durch den Tumult unberührt, auf seinem Lager und horchte einem lieblichen Märlein, welches das freundliche Bäbeli ihm erzählte, von einem Ritter und einem armen Mädchen, und wie der Ritter seinen Verwandten zum Trotz dem armen Mädchen treu geblieben, und wie am Ende das arme Mädchen eine reiche Fee gewesen, den Ritter mit auf ihr Zauberschloß genommen und dort tausend Jahre wie im Paradiese mit ihm gelebt habe und vielleicht noch dort lebe. Mit einem Schrei fuhr Bäbeli auf, als es den grimmen Ritter eintreten sah, welchen sie haßte aus dem Grunde ihrer Seele und es doch den Sohn nicht entgelten ließ, dem es auch nichts von der heutigen Geschichte erzählt hatte. Mit dem harten Befehl, mit ihm zu kommen, weckte er wie mit einem Donnerschlage seinen so hold träumenden Sohn. Der Sohn hörte, daß er fort sollte von hier, wußte nicht warum, bat gar dringlich, ihn doch hier zu lassen, wo er so wohl gepflegt und noch zu schwach zum Gehen sei.

Allein der Thorberger sagte, sein Sohn sei keine Kindbetterin, daß er nach bald vier Wochen den kurzen Weg zur Burg nicht ertragen könnte. Ihm kam des schönen Mädchens Nähe verdächtig vor, dessen bitterlich Flehen ärgerte ihn noch mehr, er hörte auf keine Einwendung, winkte seinen Begleitern, fluchte den Bürgern, und ließ gewaltsam den sich sträubenden Kuno in die Burg tragen. Diesem war die Stimme gebrochen, sein Leid über das gewaltsame Scheiden konnte er nicht laut werden lassen. Er wußte nicht, was ihm geschah, wohin er geschleppt werden sollte; hätte er seinen Vater nicht erkannt, so hätte er eine gewaltsame Entführung glauben müssen. In der Burg endlich ward ihm Auskunft, und der Haß des Vaters brach sich neue Bahn. Da bat der Sohn den Vater gar dringlich, daß er ihn doch wieder hinunter möchte tragen lassen, nur dort sei ihm wohl, nur dort könnte er Genesung finden, mit ihrem Leben würden ihn die Bewohner schützen. Aber der Thorberger nannte ihn einen einfältigen Knaben, der seinen Vater für sein Wohl müßte sorgen lassen, der in des Vaters Schutz am sichersten sei. Da bat der Sohn, wie er noch nie den Vater gebeten, daß er doch wenigstens Bäbeli erlauben möchte, ihn zu pflegen, sie käme gewiß, ohne ihre Pflege sei sein Ende nah. Aber der Vater höhnte den Sohn und meinte, er sei nicht der Väter einer, die ihren Söhnen Dirnen zuführten, es sei Zeit, daß er von der schlauen Dirne wegkomme, und wenn man morgen den Eidgenossen entrinne, so werde er auch dafür sorgen, daß er nicht mehr in solche Netze falle. Da schwieg der Sohn, sein Vater hatte seine letzte Bitte gehört.

Der Alte suchte keine Ruhe. Von Mauer zu Mauer, von Turm zu Turm ging er die ganze Nacht, untersuchte alles, ordnete Neues. Wie die Soldaten ihn auch ansehen, welche Blicke ihn empfangen mochten, ihn kümmerte es nicht. Mit der alten Kraft bemeisterte er sich seines Ansehens wieder, und wo er weiter ging, wurde wohl manches gemurmelt, aber

gehorcht. Als die Sonne heraufkam und ihr golden Licht über die herrliche Gegend goß, die bald ein Bild menschlichen Grauens werden sollte, trat er in seines Sohnes Gemach. Mit feuchten Augen klagte der Vogt, wie Kuno die Nacht über so ängstlich geseufzt, verwirrt geredet, so oft seine Hände bittend und betend ausgestreckt. Er fürchte, das Fieber komme wieder, oder etwas Böseres noch stelle sich ein. Jetzt lag der Sohn ruhig und stille auf seinem Lager, und keine Veränderung sah das durch nächtliches Wachen getrübte Auge des Vaters. Darum gab er nichts auf seines Dieners Rede, sondern sagte, das alles werde sich geben, jetzt sei Zeit, an Wichtigeres zu denken, schon rüsteten die Eidgenossen den Sturm.

Von seinem alten Diener ließ er sich wappnen mit seiner besten Rüstung und stärkte sich zu dem nahen Kampfe. Da brachte ein Diener die Botschaft, es stehe ein Bürgermädchen draußen und frage nach dem Junker. Der Alte entbrannte in Zorn, nannte die Frechheit unerhört, dem Sohne nachzulaufen bis unter des Vaters Auge, und befahl, ihr zu sagen, daß sie nicht wiederkomme, wenn sie nicht mit Hunden gehetzt sein wolle. Draußen hörte man des Mädchens Weinen, es zuckte der Sohn vom Lager auf, ein leiser Laut entfuhr ihm; aber stille ward es draußen, und stille sank Kuno zurück in sein lautlos Wesen. Als gerüstet war der alte Ritter in Eisen vom Kopf bis zum Fuß, hätte niemand einen Greis hinter dem Eisen gesucht; aufrecht trug er sein Haupt, rasch war sein Gang. Dem alten Burgvogt befahl er, dem Sohne Labung zum Bette zu stellen, damit er selbst sich erquicken könne, und ihn dann zu begleiten. Heute werde um Kunos Leben gefochten, dazu seien alle gesunden Hände nötig, daher nichts als billig, daß er die seinigen für sich brauche nach seinem Vermögen. Dem Alten wies er draußen einen Posten an. Vergebens bat dieser mit tränenden Augen, daß er oder ein anderer des kranken Sohnes warten dürfe, oder daß man doch wenigstens dem sich so willig bietenden Mädchen die

Pflege überlassen möchte. Aber der Ritter höhnte den Alten, als ob er sich fürchte vor den Bernern, die ihm Thorberg genommen, und meinte, in wenig Stunden sei das Los geworfen über Leben und Tod; siege man, so könne man Kuno noch sattsam pflegen, falle man, so sei alle Pflege überflüssig. Übrigens sei sein Sohn ein Mann, und als solcher werde er wissen, was ihm in dieser Stunde zieme, besonders da er durch seine Schuld in dieser Lage sei. Der Alte verstummte, und der Ritter verließ den schmerzlich bewegten Sohn.

Wie in einem Bienenstocke, wenn er schwärmen will, ein dumpfes Sumsen entsteht, ein eilig Hin- und Herrennen, wie einzelne sich hervorwagen, zurückeilen und mit zahlreichen Schwärmen wiederkommend, so war es auch in den eidgenössischen Lagern, welche die Stadt umschlossen. Die Fahnen flatterten, Harsthörner (Harst-Haufen, Schar) ließen grauenvoll sich hören, Trommeln und Pfeifen ertönten, die Blyden*), Tartschen*) wurden hervorgezogen, einzelne Führer zeigten sich, die Angriffspunkte noch einmal ins Auge zu fassen. Die Haufen ordneten sich, mit blanken Waffen die einen, Leitern tragend andere, zu einem Schirm bereit die dritten, den Mauerbock auf den Schultern die vierten, während die Katze*) hinter ihnen sich putzte und rüstete. Schützen stellten sich auf, faßten sich die Mauerlücken ins Auge, Schiffe füllten und bewegten sich auf dem in kühlem Morgenwinde sich kräuselnden See, und still und klar leuchtete die Sonne über dem immer lebendiger werdenden Bilde.

Auch in Rapperswyl regte sich, was lebendig war, die Mauern hatten sich gefüllt, Säcke wurden auf dieselben getragen, und Steine, Balken ragten hervor, und emsige Menschen liefen umher, während andere wie Bildsäulen starrten ins Gewühle. Auf allen Dächern sah man spähende Köpfe, die nach Fehlendem sahen oder den Bewegungen der Eid-

*) Belagerungsmaschinen.

genossen. Dann ward es wieder stiller, die Hörner und Trommeln schwiegen, immer weniger Bewegung war sichtbar, zum Bilde schien das Leben zu erstarren, und immer banger ward es dem Gemüte in dieser wachsenden Stille. Da auf einmal brachen tausend Töne los aus den Haufen der Eidgenossen, der wilden Männer markerschütternd Kriegsgeschrei, der Harsthörner schrecklicher Ruf, der Trommeln und Pfeifen angsterregend Geschrei. Rasches Leben wogte auf, die schrecklichen Eidgenossen drangen heran, die Schiffe rauschten der Stadt zu, einzelne Blyden warfen ihre Steine hoch über die Eilenden gegen die Mauern, die Schützen eilten, ihr Ziel zu finden, die Katze rollte über die Mauerbrecher, die Schwerter funkelten im Glanze der Sonne, die Harnische rasselten Kriegeslieder, und die kampfdurstigen Augen sandten hinauf zum Feinde ihre todesfreudigen Pfeile. In Rapperswyl der lebendige Widerhall. Jedes Haus, jeder Stein erwiderte der Eidgenossen Schlachtgeschrei, die Glocken hallten wie feierliche Warnungen ihnen entgegen, und einzelne Bolzen brachten ihnen der Feinde scharfe Morgengrüße. Die tapfern Rapperswyler bebten nicht, als die sechstausend Eidgenossen rings an ihr Städtchen rannten, fürchteten nicht, daß derselben Kraft es zusammendrücken möchte, aber denn doch in eigener Aufregung müssen ihre Herzen geschlagen haben, als die weltberühmten Krieger, so schrecklichen Ansehens und so kriegeswild, so todverachtend, ihrer Kraft nichts unmöglich haltend, näher und näher rannten, die ersten Leitern an die Mauer legten, die ersten Sturmböcke an die Mauern donnerten, Steine und Pfeile an die Mauern prasselten und das Weiße im wilden Auge der vordersten Eidgenossen drohend vor den Toren erglänzte. Aber dieses zusammenpressende Gefühl, nicht Furcht, nicht Feigheit, aber das Bangen der Erwartung, schwand, als des Feindes Toben die eigene Kraft in Anspruch nahm, als die Seele gerissen wurde in des Kampfes wilden Tanz.

Die Leitern wurden niedergeworfen, aber wieder aufgerichtet;

hart kämpfte mancher auf deren Sprossen gegen den Feind über ihm, bis er hart nieder in den Graben fiel. Steine zerschmetterten Schirmdächer und Katze, siedend Wasser, flüssiges Pech, scharfe Pfeile begrüßten die Bloßgestellten, aber ein neuer Schirm deckte sie, von neuem donnerte der Widder an die Mauern, bis neue Steine die Hut der Stürmenden brachen. Rüstige Gräber schaufelten am Fuße der Mauern, die Schiffe drängten mit Feuer sich an die Stadt, aber hier und dort rüstige Verteidiger, welche die Gefahr zu wenden wußten. Überall die gleiche Drängnis, überall der gleiche Widerstand, Stunde um Stunde verrann, die Sonne stund hoch über der blutigen Stätte, aber in immer gleichem Feuer brannte der Kampf. Wo ein Verwundeter eine Lücke ließ, trat ein Gesunder ein, wo ein Müder abtrat, stellte sich ein Frischer dar und belebte mit neuer Kraft den alten Kampf. Je länger dieser dauerte, desto freudiger kämpften ihn die Bürger, von Weibern und Kindern unterstützt, Wein und Speise die Fülle trugen sie den Ermattenden zu, und manches Weib führte die Waffe des Mannes, während dieser sich labte. Immer siedete das Wasser, wenn man es bedurfte, nie fehlte das Pech, wenn Eidgenossen zu begießen waren, nie fehlten Kinder, selbst im heißesten Streit, wenn eine Botschaft auszurichten oder etwas Notwendiges zu holen war. Allenthalben aber sah man den Thorberger und voran, wo der Streit am heißesten war. Manche Leiter warf er um mit eigener Hand, manch harten Schlag wechselte er mit den an den Leitern Klebenden, manchen stürzte er in den Graben zurück. Unerschrocken wanderte er auf der Mauer, machtlos prätschten (prallten) die Bolzen von ihm ab, Steine irrten an ihm vorüber, wie ein alt gefeit Hünenbild stund er auf der Mauer, des Kampfes Wogen überblickend. Wo Gefahr entstund, da stürzte er hin und kämpfte sie nieder mit nie ermattender Kraft. Wie auch der alte Haß der Eidgenossen gegen ihn seinen Zorn sprühen ließ in wilden Würfen und gewaltigen Streichen, er

höhnte ihrer Anstrengungen, vereitelte jedes ihrer Beginnen. Er war ein Held an diesem Tage.

Schon um die Mittagsstunde war's und glühend der Kampf in den heißen Sonnenstrahlen, da bemerkte der Thorberger von einem Turme, wo er die Schlacht übersah, ein verdächtig Drängen der Schweizer zur Mauer, in der untern Stadt ein Hin- und Herwogen, Herausschaffen und Zurücktragen, er erkannte die Gefahr. Eidgenossen hatten unbemerkt, an der Mauer sich hinschleichend, ein Loch gefunden, waren durch dasselbe eingebrochen, in einen Keller gekommen, und fanden dort in dieser heißen Stunde der Versuchung mächtigste: Fässer voll kühlen Weins. Sie widerstunden nicht, sie vergaßen ihres Kampfes Ziel, gedachten nur ihres und ihrer Brüder Durstes, verweilten sich, tranken und gaben zu trinken. Da übereilte der Thorberger sie. Wie Mäuse in der Falle ließ er sie von oben mit siedendem Wasser begießen; statt der Stadt gewannen sie den Tod. Viele Schweizer fanden den Tod, aber mit immer sich gleichbleibender Hartnäckigkeit tobte der Sturm, immer Neues wurde versucht, immer neu das Leben eingesetzt; sie wollten die Stadt, aber der Tag verrann.

Die Vesperzeit kam, bei neun Stunden hatte in einer Wut der Sturm gedauert, da riefen die Führer ab nach alter Sitte, daß, wenn der Herr zur Ruhe lade die Menschen, sie ablassen sollten von jeglichem Tagewerk, auch von des Streites blutiger Arbeit. Mißmutig verließen die Schweizer die Mauern und Gräben, mißmutig ihre Blyden und Katzen, die ihnen so schlecht geholfen, und zogen mit drohenden Gebärden ihren Lagern zu, aber unverfolgt. Tags darauf kehrten sie heim. Hoch jubelten die Bürger ihnen nach, der Rettung sich freuend, der Rettung, die ihnen zweifelhaft zu werden begann, denn auch sie ermatteten, und die Hand, welche am Morgen das Schwert wie ein Stäblein geschwungen, wie ein Rohr die Leiter niedergeworfen, vermochte kaum noch das Schwert zu heben, die Leiter zu bewegen. Gar mancher lag

wund, hatte eine Lücke gelassen, und der ermattete Nebenmann sollte für zwei nun fechten, wo er früher für sich Arbeit vollauf gehabt. Darum atmeten sie so freudig auf und dankten Gott auf den Mauern noch für seine gnädige Hilfe, dankten freudig für das helle Abendrot am klaren Himmel, daß ihres Städtchens Brand den Himmel nicht röte, der wirbelnde Rauch nicht schwärze das freundliche Abendrot über dem See.

Ehrfurchtgebietend geht der Thorberger aus der untern Stadt nach der Burg hinauf, ehrerbietig beugen sich vor ihm die Bürger und Krieger; sie wissen nun, sein Raten zur Übergabe war nicht Feigheit, bloß ein Irren über einen Ausgang, der in keines Menschen Berechnung stund. Und wenn sie sich auch größer fühlen als er im Glauben und Vertrauen, so müssen sie doch in Verwunderung sich beugen vor ihm, daß er seine Tapferkeit zu ihrem Wollen legte und nächst Gott Ursache war, daß das nicht geschah, was er fürchtete, sondern das, was sie hofften, daß er also im Unrecht erschien, auf sie der Ruhm fiel. Engherzige können das nicht, darum bewunderten sie ihn. Stolz schritt er hinauf, noch manches ordnend zur Vorsicht, schritt dem Sohne zu, an dessen Rettung ihm mehr gelegen als an der der Stadt. Auf dem Gange dazu liegt eine Leiche, — es ist der alte Burgvogt, der von einem Bolzen tödlich getroffen, da er nicht mehr fechten kann, zu seines Herren Sohne will, ihm zu dienen, ihn zu pflegen. Aber sein Leben trug ihn nicht bis dorthin, wenige Schritte von ihm ereilte ihn der Tod. Der Ritter schritt über ihn weg, schritt zur Türe, die zu seinem Sohne führte, schritt an das Lager, auf welchem sein Sohn lag.

Dort lag er, er bewegte sich nicht bei seines Vaters harten Schritten, beim Klang seiner rauhen Stimme, — denn tot lag er dort auf seinem Lager, bittend die Hände gefaltet, tränenfeucht die offenen Augen, das bitterste Leid in allen seinen Zügen. Tot lag des Thorbergers letzter Sohn, keine

Hand hatte ihn in seiner letzten Stunde gepflegt, keine Hand ihm den Schweiß von der Stirne gewischt, kein Mund ein tröstend Wort ihm gesprochen — am Weh der Verlassenen war er gestorben, er, des reichen Freiherrn letzter Sohn.

An seines toten Sohnes Lager steht der Freiherr, der draußen für dessen Leben gefochten, während er selbst drinnen dem Tode die Türen geöffnet, kalt, starr, tränenlos. Der Schlag, der ihn so fürchterlich unerwartet getroffen, beugte ihn nicht, erschütterte ihn nicht, aber es war, als ob das Leben in ihm versunken sei in einen tiefen Abgrund. Ehrfurchtgebietend stund er da, aber ohne Sprache, ohne Bewegung, mit verschlungenen Armen die Leiche betrachtend. Die Diener jammerten, kamen, gingen, er bewegte sich nicht, die Halle füllte sich mit Kriegern, er sah sie nicht; die Pfaffen des nahen Klosters kamen und sangen die Totenklage, er hörte sie nicht. Es trat der Abt zu ihm, berührte leise seine Schulter und fragte nach des Freiherrn Willen über seines Sohnes Bestattung. Nach und nach begann es sich zu regen in dem starren Körper, Leben kam wieder ins Auge, er sah rund um sich Mann für Mann, sah wieder zu seinem Sohne nieder, machte manchmal so die Runde, endlich schwellte sich die Brust an wie von zurückgehaltenem Atem, es klang wie ein Seufzer, — dann gab er gemessen seine Befehle, redete mit diesem, mit jenem, und ging endlich mit festem Tritt seiner Kammer zu.

Dort soll er lange lautlos und speiselos gesessen sein, keinen Klagelaut habe man von ihm gehört, sagt die Kunde. Mit festem Tritt, tränenlos, begleitete er seinen letzten Sohn zu seiner letzten Stätte. Es konnten die Väter und Mütter den harten Sinn des grauen Ritters nicht fassen, der beim Grabe seines einzigen Sohnes keine Schwäche verriet, dessen Gesicht sich auch nicht um einen Zug änderte für den, der einen flüchtigen Blick darauf warf. Wer ihn genauer angesehen hätte, würde gesehen haben, wie aus dem Gesichte die

eigentliche Seele getreten und etwas Stieres, Totes darauf Platz genommen; die alte Strenge in den harten Zügen sah man noch, aber die Schärfe und das Feuer im Blick waren dahin. Er erfüllte noch immer alle seine Pflichten, aber wie von der Gewohnheit bewegt, nicht vom innern Leben getrieben; er glich fast einem, der noch Schritte macht, nachdem ihm der Kopf abgehauen ist. Es ist etwas unnennbar Unheimliches an einem Menschen, in dessen Zügen Freud' und Leid sich nicht spiegeln, dessen Inneres mit einer undurchdringlichen Decke verhaugen ist und vor keines Menschen Auge kömmt, was dort auf und nieder steiget. Die Leute sahen nicht den ungeheuern Schmerz, der wie ein bodenloser Abgrund seine Seele verschlang, sie sahen nur die Hülle desselben, die trotzig aufrecht stand und unbewegt, darum gingen sie scheu, fast wie einem Gespenste, ihm aus dem Wege.

Die Herzoge von Österreich, in den beiden Schlachten vieler erprobter Räte beraubt und Hans von Sargans wegen seines Benehmens bei Näfels eben nicht besonders günstig, konnten den alten erfahrnen Thorberger nicht lange missen; sie riefen ihn; er sollte raten, in dieser Not das Beste zeigen. Wie ein Blinder die Steige kennt, die er als Sehender gewandelt, wie er sie findet, und wer ihn nicht kennt, nicht gewahr wird, daß ihm das Licht der Augen fehlt, so versah Herr Peter auch der Herzoge Dienst. Fast instinktmäßig riet er zu einem siebenjährigen Frieden, um Zeit zu gewinnen, und gab die sichersten Wege an, ihn zu ermitteln. Aber wenn er seine Antworten gegeben, seine Räte (Ratschläge) eröffnet, so schien sein Leben zu erlöschen, und er wanderte stundenlang ohne Wort, ohne bewußten Blick eine Halle auf und ab. Selbst den Herzogen ward es unheimlich in seiner Nähe, und nur seine Notwendigkeit und das Mitleid mit dem Greisen, der in ihrem Dienste kinderlos geworden war und an ihres Hauses Nutzen ein mehr als achtzigjähriges Leben gesetzt, vermochte sie, ihn in ihrer Nähe zu behalten.

Wie oft ein Baum längst ausgebrannt, sein Mark Staub geworden ist, während seine Krone noch hoch sich hebt, Blätter, Blüten treibt, eine feste Rinde um den hohlen Stamm sich schlingt — weil noch ein spärlich Leben aus den Wurzeln durch des Stammes äußere noch lebendige Rinde hinauf zur Krone geht, so lebte auch der Freiherr, nachdem ihm seine Familie, deren Glanz und Ehre seines Lebens Mark war, aber nicht seine Liebe, untergegangen, noch fort im Hause Österreich, in welchem seine Familie gewurzelt war, und aus diesen Wurzeln floß noch seines Lebens Kraft und hielt aufrecht seinen alten Leib. Ja, es sprühten zuweilen wieder Funken des alten Geistes, wie auch der Vulkan noch lange einzelne Funken wirft, wenn das Leben in seiner Werkstätte erloschen scheint. Und wie kein Mensch den Schmerz des Baumes, dessen Mark ausbrennt, in Staub versinkt, ermißt, sondern nur das äußere Leben sieht, nicht die innere Qual, so hat auch niemand erfahren, wie heiß der Brand gelodert, der des Freiherrn Lebensmark verschlungen.

Viel in der Herzoge Dienst verkehrend im Aargau und ihren noch östlicheren Gütern, war er näher bekannt mit Zürich, den dortigen Personen und Verhältnissen. Ein früherer Plan, Bern zu gewinnen und von der Eidgenossenschaft zu trennen, tauchte in ihm wieder auf, er trug ihn nun auf Zürich über.

Dort war zur selben Zeit ein Bürgermeister, namens Schön, dessen Namen einen bösen Klang erhalten hat im Schweizerlande. Man weiß nichts von ihm als die eine Tat, es wäre daher vermessen, über sein ganzes Wesen den Stab zu brechen. Aber aufmerksam machen darauf darf man immer, daß es in einer Republik das fürchterlichste Los ist, als ein ungeschickter oder unredlicher Führer Kind und Kindeskindern zum Vorbild gegeben zu werden, durch Jahrhunderte ein Brandmal tragen zu müssen, das nie erlischt. Und oft ist nicht eigentliche Unredlichkeit, nicht böser Wille schuld an

solch fürchterlichem Los, sondern kindische Eitelkeit, übertriebener Ehrgeiz, am meisten wohl der unselige Wahn, der Erfolg rechtfertige die Tat, gute Absicht mache böse Wege gut, Betrug am Willen des Volkes sei erlaubt, wenn der Betrüger sich einbilde, er betrüge das Volk zu dessen eigenem Besten.

Schön war zugänglich dem österreichischen Interesse. Wir finden nirgends die Rede von Bestechungen. War es daher wohl persönliche Eitelkeit, die in den vielen Verhandlungen mit den Eidgenossen verletzt sein mochte, da damals die Männer des Schlachtfeldes mehr galten, als der wohlweise Bürgermeister; oder war es der Sinn, der die Zürcher lieber österreichisch regieren wollte, als schweizerisch? Nicht unwahrscheinlich war es das erstere, eine alte Schwachheit wie es scheint, die in neuerer Zeit noch nicht vergangen ist. Der Thorberger glaubte wenigstens, ein persönliches Bemühen des Herzogs werde bei dem Bürgermeister vollkommen den beabsichtigten Zweck erreichen. Die Herzoge von Österreich haben es vielfach erfahren, daß sie hundertmal leichter in eigener Person mit einem biedern Volke unterhandeln könnten, als durch Abgeordnete, sie mochten sein, w‥ sie wollten. Und wenn ein einfach Volk einem Herzoge nicht widerstehen kann, wie sollte denn dieses ein eitler Bürgermeister vermögen? Wenn die Könige wüßten, wie offen ihnen des Volkes Herzen wären, wenn sie persönlich an sie klopften, wenn väterlicher Sinn kindliche Liebe suchte, sie würden häufiger an dieselben klopfen mit eigenem Finger. Wie man Flaschen mit Stöpseln verschließt, so verschließen mit Ministern die Könige sich die Herzen der Völker.

Schön und seine Räte schlossen mit Österreich ein Bündnis, worin sie Zürich mit Österreich näher verbanden als mit der Schweiz, dem ersteren nach verflossenem Frieden die Rückgabe aller im letzten Krieg verlornen Besitzungen zusicherten. Von einigen Ständen gemachte Einwendungen wies er ab, auf seine Vollmachten sich stützend. Den gutgesinnten

Zürchern band Furcht den Mund, sie gedachten, was ein Bürgermeister zu tun imstande sei, um seine Person zu sichern. Braun (Brun) hatte es sie gelehrt.

Da nur ein Schrei in der ganzen Eidgenossenschaft, und den 8. Mai 1393 ritten aus allen Städten die weisesten und tapfersten Eidgenossen in Zürich ein. Vornehm, als einer der eines Vornehmen Freund zu sein meint, empfing sie der Bürgermeister und redete viel von seinen Rechten. Da aber die Sache vor das Volk gebracht wurde, da erbebte er, und redete nun viel von seinen guten Absichten. Sein Leben wurde geschont, aber sein Bund zerrissen; nachdem er schweizerische Schande über sein Haupt gebracht, wartete seiner ein dunkler Untergang.

Aber mit ihm verschwand auch der Thorberger aus dem Treiben der Welt. Das Letzte war ihm mißlungen, durch den Sempacherbrief der Schweizerbund gefestigt, satt schien seiner sein Herr, junge Räte bespöttelten den vergebenen Versuch. Ganz öde ward es um ihn, als ob das Licht der Sonne ihm wehe tue, die offene Luft zu rauh ihm sei; er fühlte, er hatte ausgelebt für die Welt. Seine Familie war im Grabe, alles ihm mißlungen, er hatte nichts mehr als einen sterbenden Leib und Geld, Geld, das kein Feind gefunden, kein Mensch gezählt, zu dessen Gebrauch die Zeit nie die gelegene war. Er nahm Abschied von seinem jungen Herrn in seiner altgemessenen Weise, und kalt und starr ging er seinen Weg, während es in seinem Inwendigen riß und schmerzte, wie wenn man Wurzeln ausreißt, die noch festgewachsen sind. Er suchte seine Besitzungen im oberen Lande. Koppigen war ganz zerstört und lag ihm zu offen im Lande — er fand hier keinen Platz für einen müden Greis, der sich bergen will vor der Welt und sinnen will über sein Ende. Er ritt auf Thorberg. Dort starrten ihm aus den dunkeln Wäldern noch gewaltige Mauern entgegen, fast wie ehedem, schauerlich öffneten sich noch immer die tiefen Schlünde dem Tale zu,

und eine weite Einsamkeit dehnte immer noch hinter dem Schlosse sich aus. Da beschloß er zu bleiben. — Scheu, von ferne sahen die Bewohner den Ritter einreiten ins Tal; wer konnte, barg sich; wer ihm zu nahe war, ging zitternd an ihm vorbei, und ängstlich redeten sie zusammen, was nun wohl über sie die Ankunft des Ritters Strenges bringen werde. Ihrer aber gedachte der Ritter nicht.

Er lebte einsam droben mit wenig Dienern, das äußere Leben bewegte ihn nicht, ging unbeachtet an ihm vorüber. An seine Angelegenheiten dachte er nicht, nur wenn ein Diener frug oder Bericht erstattete, so horchte er und gab Bescheid. Er lebte fast das Leben seiner gestorbenen Kinder. Saß er nicht schweigend in der Halle, so ging er langsam in die weiten Wälder, lehnte stundenlang sich an eine Buche, stund wie eine Säule auf einem Vorsprung in tiefes Sinnen verloren, merkte nicht der Sonne Lauf, nicht der Wolken Spiel, der Winde Treiben. Er ward das Rätsel des Tales.

Auf ihren Herrn sind allenthalben der Untergebenen Augen gerichtet, hängt doch von demselben Wohl und Weh ab, es mildert eine entdeckte schwache Seite manches Los, es entschädigt geheimer Spott über bloßgelegte Eigenheiten für manch erhaltenes schnödes Wort.

Als der Krauchthaler Herr so seltsam wiedergekehrt war, gleich in seinem Äußern, aber so ganz anders in seinem Tun, da begannen die einen Mitleid mit ihm zu fühlen. Das Leid um seine Kinder, sagten sie, hätte sein Herz gebrochen, ein gewaltiger Schmerz mache ihn stumm, und wenn er durch Wälder und Klüfte wandle, so suche er seinen Kuno, seine Adelgunde. Diese beriefen sich auch darauf, daß man ihn einigemal in düstern Nächten zu Krauchthal auf dem Kirchhofe an Adelgundens Grabe wolle gesehen haben. Andere meinten, die Last seiner bösen Taten liege auf ihm, das Gewissen sei ihm aufgewacht und lasse ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Es sei auch kein Wunder, wenn man an alles denke, was

er getan. Nun wußten sie von allen zu erzählen, die er hatte türmen, peitschen, foltern lassen, absonderlich aber von seinen Greueltaten im Entlebuch. Und wie dabei die Gesichter immer geheimnisvoller wurden, so drang die Rede auch immer tiefer in das Dunkel seines Hauses ein; man begann von seinem Weibe zu reden, daß man nicht wisse, woran sie eigentlich gestorben, von der Behandlung seiner Kinder, und wie auch niemand dabeigewesen sei, als Kuno gestorben, niemand also erzählen könne, was sich begeben. Dieses wollten wieder andere nicht gelten lassen, weil man ihn nie klagen oder heulen höre, wie es doch bei denen, welche das Gewissen plage, gewöhnlich der Fall sei. Sie meinten, des Alters Aberwitz sei über ihn gekommen, er sei so halb oder ganz einfältig geworden und habe nur noch seine ritterliche Haltung bewahrt. Er kenne ja niemand mehr, frage nicht mehr nach Gelde, und sehe einen so lange an, wenn man etwas von ihm wolle, ehe er es begreife, daß es einem ganz grausig werde, und man davonlaufen möchte. Gegen dieses Kindischsein machte man aber gelten, daß seine Antworten, wenn sie dann endlich kämen, nichts weniger als kindisch seien, sondern vollständiges Bewußtsein verrieten. So stritt man sich im Tale und wurde nicht einig. Und wenn man das Nähere bei den Dienern erforschen wollte, so waren auch diese nicht einig. Des Ritters Inwendiges lag nie einem Menschen offen, auch nie einem Diener, daher hatte auch jetzt keiner den Schlüssel dazu.

Auf seinen Wanderungen schienen seine Schritte unwillkürlich der Gegend sich zuzuwenden, wo ehedem die Burg der Edeln von Krauchthal gestanden hatte, jetzt aber verfallen war. Besonders wenn drohende Wolken am Himmel sich sammelten, ging er langsam dort herum, bestieg aber die auf eines Hügels Spitze frei hervorragende Ruine nicht. Das Weilen des Freiherrn an diesem Orte zog der Menschen Aufmerksamkeit an, und eine Sage tauchte wieder auf, die längst unter dem Volke

lebte, aber, wie bei Sagen es häufig der Fall ist, mehr oder weniger vergessen war, bis die äußern Umstände die Aufmerksamkeit auf dieselbe richtete, bis sie wieder ins Leben treten zu wollen schien.

Vor mehr als zweihundert Jahren hatten zwei arme Edelknechte friedlich nebeneinander gelebt in alter Freundschaft, der eine auf Thorberg, der andere auf der Krauchthalburg, so erzählt die Sage. Der, welcher auf Thorberg hauste, hieß Ulrich, der auf Krauchthal dagegen Petermann, beide rüstige Krieger und gefürchtet ihr Schwert. Aber arm waren beide, mußten kümmerlich sich behelfen mit ihren Weibern und Kindern. Sie lebten zusammen in guter Freundschaft, ihre Kinder hingen von Jugend auf aneinander, mehr als Geschwister. So hätten sie lange glücklich aber niedrig gewohnt im engen Tale, da sei böses Gelüsten über die Männer gekommen. Sie hätten einmal vernommen, wie in fernen Kriegen großer Reichtum zu gewinnen, wie mancher Freiherr oder Graf geworden sei durch sein Schwert. Da begann ihre Armut und Niedrigkeit sie zu plagen. Sie redeten immer mehr von ihrer Arme Kraft und dem dunkeln Leben im engen Tale; immer größer ward ihre Begierde, zu ziehen in des Kaisers Krieg ins ferne Land Italia. Anfangs wehrten die Weiber, aber der Männer Erzählen von rotem Golde und funkelndem Geschmeide zündete auch in ihren Herzen die Begierde, sie wehrten dem Ziehen der Männer nicht mehr. Als eines Jahres der Schnee zu schmelzen begann, zogen sie hin in des Kaisers fernen Krieg. Voll Hoffnung warteten die Weiber der Kinder, und die Kinder liebten sich immer mehr. So warteten sie lange ihres Hauses, und keine Kunde kam von den Männern. Es begann ihnen bange zu werden, und sie klagten des bösen Gelüstens sich an, und sie verwünschten rotes Gold und funkelndes Geschmeide, an die sie ihre Männer gesetzt.

Da sei einmal ein helles Klingen, ein fröhliches Spielen

ins Tal gekommen, ein herrlicher Zug sei erschienen auf stolzen Pferden in glänzenden Waffen und strahlenden Gewändern. An des Krauchthalers Burg sei er vorbeigezogen, und des Krauchthalers Kinder seien hingelaufen, die ungewohnte Pracht zu sehen. Und mitten im Zuge auf dem stolzesten Pferde der Prächtigste sei Ulrich der Thorberger geritten, Petermann der Krauchthaler sei in demselbigen nicht gewesen. Des Krauchthalers Kinder hätten nach dem Vater gespäht, aber ihn nicht gesehen, seiner gewartet voller Freude, aber zu ihrem Leid sei er nicht gekommen. Nun seien sie dem Zuge nach auf Thorberg gelaufen, welches damals nur ein klein Schlößlein war. Dort in dem fröhlichen Gewimmel hätte niemand Augen, niemand eine Antwort für sie gehabt, ohne Kunde vom Vater seien sie heimgekehrt, weinend über den Vater und des Thorbergers Kinder, die keinen freundlichen Blick für sie gehabt. Während es in Thorberg hoch herging in ungewohntem Glanze, weinten zu Krauchthal in der Burg des Krauchthalers Weib und Kinder manchen langen Tag, des Vaters harrend oder der Kunde von ihm. Doch kein Vater kam, kein Thorberger brachte Kunde.

Da litt es Martha von Krauchthal nicht länger in der einsamen Burg, sie trocknete ihr Antlitz, tat sich an mit dem besten Gewande und ging gen Thorberg; traurig und bange weinten ihre Kinder ihr nach. Auf dem Wege hörte sie den Thorberger Freiherr nennen, sah Anstalten zu einem neuen Bau. Droben kannte sie niemand. Des Thorbergers Söhne und Töchter rauschten an ihr vorüber in seidenen Gewändern, sie kannten die Frau nicht mehr, an deren Tisch sie ohnlängst Hafermus gegessen, deren Kinder sie geliebt und Heirat mit ihnen machen wollten. Lange soll die Krauchthalerin gestanden haben, unbeachtet, bis sie endlich zu dem Thorberger sich Weg gemacht und ihn angeredet habe um Kunde von ihrem Mann. Der habe ihr gesagt, ihr Mann liege erschlagen in Italia, nach einer großen Schlacht habe er ihn nackt auf dem

Felde gefunden und begraben in geweihte Erde. Als er dieses gesagt, habe er ohne Trost die Krauchthalerin stehen lassen; ohne daß jemand Speise oder Trank ihr angeboten, sei diese heimgegangen und habe mit ihren Kindern geweint Tag und Nacht. Bei des Krauchthalers Kindern hätte nun der Gram tief in die Herzen sich gefressen. Sie hatten mit wahrer Liebe des Thorbergers Kinder geliebt, aber diese von Stund an sie nicht mehr gekannt. Wenn des Krauchthalers Kinder arm und blaß wanderten im Tale, so seien des Thorbergers Kinder üppig und strotzend an ihnen vorbeigeritten mit höhnischen Blicken, aber ohne Gruß. Zum Jammer sei bei den Krauchthalern noch Mangel eingekehrt, und niemand hätte sich ihrer angenommen, alles verachtete sie und suchte Gunst und Glück bei dem Freiherrn von Thorberg. Niemand brachte ihnen Hilfe, wohl aber brachte man ihnen das Gerücht, daß der Thorberger auf dem Heimweg den Krauchthaler erschlagen, dem die Beute zur Hälfte gehört. Diese Nachricht habe weder ihren Jammer vermindert noch ihrem Mangel gewehrt.

Trotz diesem allem sei die Liebe zu den Thorbergkindern immer geblieben in den Krauchthalkindern. Sie hätten über die Pracht der Thorberger sich gefreut, seien oft ausgegangen, sie zu sehen, hätten nichts begehrt als einen freundlichen Blick, ein freundlich Wort, aber nie eins erhalten. Dann sei ihr Leid im Herzen gewachsen, und noch blässer seien sie heimgekehrt in ihre arme Burg. Da habe sie auch die Mutter nicht getröstet, die sei ein zornig Weib geworden, ihr Herz voll Haß und fluchensvoll ihr Mund. Immer größer sei ihre Not geworden, immer elender die Kinder, und als kein Brot mehr da war, aber immer näher der Tod kam, da hätten die Krauchthalerkinder ihre Mutter nicht um Brot gebeten, sondern um ein einzig Liebeszeichen. Nach Thorberg sollte sie gehen und die Thorberger bitten um einen freundlichen Blick, ein freundlich Wort, damit sie an beiden sanft sterben könnten.

Da habe die Mutter in ihrem Jammer ihren Zorn bezwungen und sei gegangen und habe gebeten um ein freundlich Wort, einen freundlichen Blick für ihre sterbenden Kinder, aber weder das eine noch das andere erhalten. Mit wüsten Worten habe man die bittende Mutter fortgetrieben wie eine freche Bettlerin, ein Stück hartes Brot ihr zugeworfen und höhnendes Gelächter ihr nachgesandt. Da sei sie heimgegangen zornesvoll, habe den Kindern das harte Brot hingeworfen mit zornigen Reden. Diese hätten ihre blassen Hände weinend gewunden, ihre Augen hätten Liebe gesucht, aber keine gefunden, ihr Herz habe nach Liebe geseufzt, aber keine Liebe den Seufzer gehört; da seien ihre Augen verdunkelt, ihre Herzen vertrocknet, ihre Leiber seien tot gewesen und der Tod habe ihre Seelen fortgenommen.

Da hätten die Flammen des Hasses und der Rache hoch über dem Haupte Marthas von Krauchthal zusammengeschlagen und sie hätte einen grimmigen Fluch getan über des Thorbergers Hause. Dieser Fluch habe seit zweihundert Jahren über dem Hause gelastet und ihm sein Grab gegraben, und alles was begegnet sei, habe im Fluche gelegen. Diesen Fluch kräftig zu erhalten und anzuwenden, gehe Martha von Krauchthal um; bis sie das ganze Haus umgebracht, habe sie keine Ruhe im Grabe. Den Letzten der Thorberger ziehe sie nun an in immer engern Kreisen, bis sie ihn endlich habe an der Stätte, wo sie den Fluch getan. Dort werde man einst den Alten finden, blau und im Nacken das Gesicht, so meinte man im Tale.

Einmal in heißen Erntetagen lag Mitternacht schwarz über dem Tale. Am Horizonte flammten die Wolken und warfen groß und gelb ihren Schein über schaurige Tannenwälder; hohl und dumpf, wie Gesang aus tiefen Gräbern, rauschte aus weiter Ferne heran des Donners Stimme. Im tiefen Schlafe lagen, müde nach heißem Erntetag, des Tales Bewohner. Einer schlief nicht. Auf hohem Hügel, dessen

kahler Gipfel über dunkele Tannen weithin sichtbar war, stund ein hohes Ritterbild, die Arme verschränkt, angetan mit Helm und Harnisch, hoch und trotzig schauend ins nahende Gewitter; es war Peter von Thorberg, der Letzte seines Hauses. Die Nacht wurde feuriger, zorniger der Donner, durch den weiten Himmel goß der Blitz seine Strahlengarben aus, mit wildem Gespann sauste der Sturm heran. Es regte sich im Gebüsche, langsam schlich es den Hügel auf, vor dem Ritter richtete an langem Stabe ein Weib sich auf, er gewahrte es nicht. „Peter von Thorberg, kömmst du endlich, wohin mein Fluch dich gerufen," klang schauerlich, leise aber durch Donner und Sturm, des Weibes Stimme. Aber Peter von Thorberg regte sich nicht. „Peter von Thorberg, wache auf, vor dir steht die Rächerin!" rief das Weib. Langsam richtete der Freiherr den Blick auf die Alte, aber kein Nerv erbebte ihm bei dem unerwarteten Ruf in dieser schwarzen Stunde. „Wer bist du, Weib?" sprach er unbewegt. „Ich bin Martha von Krauchthal, die ihren Fluch an deinen Stamm geheftet. Vor zweihundert Jahren habe ich dich hieher gerufen auf meiner Kinder Grab, ruhelos habe ich zweihundert Jahre auf dich gewartet, endlich ist die Stunde gekommen!" antwortete das Weib. „Ist mein Leben dir verfallen, so nimm es hin!" sprach ruhig der Ritter. „Fürchtet der Thorberger das alte Weib und die schwarze Stunde?" fragte das Weib. Ein dumpfer Ton, ein verspäteter Nachhall längst verklungenen Gelächters ließ sich hören am Helme, und aus demselben kam die Frage: „Wenn du mein Leben nicht willst, was störst du mich?" „Deiner und meiner Seele die ewige Ruhe suchen, das will ich; darum kam endlich nach zweihundert Jahren diese Stunde. Peter von Thorberg, höre mich:

Als meine Kinder an deines Stammes Übermut gestorben waren, da hob ich meine Hände auf und fluchte deinem Stamme, daß kein Glück sein solle in seinem Reichtume, daß in der Pein des Reichtums wie in einem glühenden See der

Stamm untergehen, an der Lieblosigkeit des eigenen Vaters die Letzten der Thorbergerkinder wieder sterben müßten, dieser ihren Tod so lange überleben müsse in ungemessenen Schmerzen, als ich den Tod meiner Kinder. Zehn Jahre noch wankte ich, als Martha von Krauchthal sichtbar den Menschen, durchs Leben. Ein Tag um den andern brachte von meinem Fluche meinen Teil mir zurück, lud mir ihn auf die Seele, und schwerer Tag um Tag wurde mir diese Last, und dennoch schwollen in mir Haß und Rache immer neu wieder auf. Da nahte mein Ende; aber wie eine schwarze Wand stund der Fluch immer zwischen mir und meiner Seligkeit. Ich wand mich auf meinem Lager in schwerer Seelennot, bis ich beichten konnte meinen Fluch, meinen Haß, die schwarze Wand zwischen mir und meiner Seligkeit. Da sprach der fromme Pater: ‚Den Fluch kann ich dir nicht abnehmen, du mußt den Fluch mittragen, bis er gelöst ist, die schwarze Wand kann ich nicht wegräumen; wie dein Haß verglimmt, durch die Jahre verwischt, wird sie lichter werden, wird sie schwinden. Soll Gottes Gnade Schulden vergeben, so darf der Sünder mit keinem Schuldner zürnen. Du kommst lange nicht zur Ruhe, Martha. Wenn du einst den letzten Thorberger auf deiner Kinder Grab finden wirst, dann verkünde ihm den Fluch, vielleicht findet er die Sühnung und Ruhe für euch beide. Mehr verkünden darf ich nicht, nur beten kann ich noch, daß der Herr nicht Jahrtausende vorüberziehen lasse, ehe er auf deiner Kinder Grab den Ritter stellt.‘

Es verrannen zweihundert Jahre, keinen Ritter fand ich auf meiner Kinder Grab, ich allein saß auf ihm in dunkeln Nächten, sehnte mich nach Ruhe, fand sie nicht, sehnte mich zu meinen Kindern, aber zwischen mir und ihnen stand mein Fluch, der noch donnerte über deinem Stamme, stand mein Haß, wetterleuchtend auf meiner Kinder Grabe. Mein Sehnen nach Ruhe verzehrte meinen Haß, des Fluches Kraft aber hemmte kein Beten. Du warst geboren ohne Liebe, hast die

Mutter gehaßt, weil sie dich lieben wollte, hast den Vater gehaßt, weil er dein Erbteil besaß, haßtest dein Weib, weil es weinte, als du es nicht liebtest, haßtest deine Kinder, weil sie andere lieben wollten, da du sie nicht liebtest, haßtest alles Lebende, dein Geld war deine Liebe. Da nahm Gott zu sich die Deinen, und ließ dir dein Geld, und ein Schmerz in deinem Herzen quoll auf, den noch niemand gemessen. Jetzt erkanntest du, was Liebe zu den Lebendigen sei, eine Hölle war dir dein totes Geld. Du warst der, der kommen sollte auf meiner Kinder Grab, ich erkannte dich, aber lange umsonst harrte ich deiner. Heute, als mich in dunkler Kammer der Donner weckte, des Sturmes Brausen über mein Grab zog, als ich am Himmel das Leuchten der Wetter Gottes sah, da erkannte ich die Nacht, welche dir und mir gegeben ist, unsere Ruhe zu suchen. Den Blitz des Herrn suchtest du für dein sündig Haupt, der Herr schlägt ringsum die Wipfel der Tannen nieder, dein Haupt trifft er nicht, darum suche den Schlüssel zum Fluche, suche Ruhe für dich und mich. Drei Jahre hast du noch zu wandern auf Erden, dann kommt dein Tod. Wache auf, nütze die Zeit, deine und meine Kinder warten unser, dort wartet uns, wenn du den Schlüssel zu ihrem Reiche findest, die Liebe, gegen die wir so schwer gefrevelt, deren Missen uns so qualvoll wird."

So sprach Martha von Krauchthal in den Flammen des Gewitters auf ihrer Kinder Grabe zu Peter von Thorberg. In Feuer stund der Himmel, Dörfer brannten, Blitz um Blitz schlug um den Hügel nieder, ein Kranz brennender Tannen beleuchteten ihn, auf dessen Scheitel regungslos zwei Gestalten sichtbar waren durch die Nacht. Betend und bebend zitterten die Talbewohner dem andern Morgen entgegen. Grauend sahen sie bei des Morgens erstem Scheine ihren Freiherrn kommen vom Hügel her mit gemessenem Schritt, adeligem Wesen, behelmt wie zur Schlacht. Was er dort oben gepflogen in der wilden Wetternacht, ob Umgang mit Geistern

oder Gott versucht, das errieten in jenen Tagen die Talbewohner nicht.

Etwas mußte vorgegangen sein, das wurde allen deutlich. Tagelang nach jener Nacht war der alte Freiherr in seiner Halle gesessen, regungslos, Speise und Trank vergessend. Dann glomm allmählich ein neues Leben in ihm auf, mit bewußten Augen übersah er aus den Fenstern der Halle sein Eigentum, stand lange im Hofe, übersah den Burgplatz. Er verkehrte mit der Außenwelt, schrieb, siegelte Briefe, sandte sie durch reitende Boten an des Herzogs Hof. Er ließ Steine brechen, Holz fällen, den Schutt der gebrochenen Mauern wegräumen. Man sah, er wollte einen neuen Bau; er hatte bisher nur in der dürftig wohnlich gemachten Ruine sich aufgehalten. Das ganze Tal bebte in Angst vor hartem Frohndienst, doch ohne Grund. Er wurde nicht hart gefordert, und Speise und Trank fehlten nicht. Fremde Meister leiteten den gewaltigen Bau, über dessen Bedeutung die Leute nicht einig werden konnten. Er sah von weitem aus wie eine Burg, in der Nähe aber sah man ein Mauerwerk, das nicht bloß eine Kapelle, sondern eine Kirche geben mußte, sah weitläufigere Wohnungen, als in einer Burg sonst Sitte waren; aber gar zu engen Platz für die Ställe, wenn der Bau zur Burg werden sollte.

Der Freiherr lebte diesem Bau, er schien jünger zu werden dabei; seine frühere Härte und Unbarmherzigkeit aber trat nirgends hervor. Manchen, der beim Bau einen Schaden erlitt, verwundet wurde, ließ er unterstützen; doch zeigte der Greis nie persönlich Mitleid, auf seinem eisernen Gesichte wurde nie eine Teilnahme sichtbar. Sein äußeres Wesen war längst der Barmherzigkeit, der Liebe abgestorben, seine mehr als neunzigjährigen Züge waren verhärtet und vermochten nicht mehr Gefühle auszudrücken, zu denen in Blut und Fleisch die Farben nicht mehr vorhanden waren.

Früh an einem Morgen, als in Büschen und Bäumen

es lebendig ward und die muntre Vögelschar in üppigem Chor das Loblied des Schöpfers sang, war ein ungewohnt Leben auf Thorberg. Schöne Rosse wurden sorgfältig geputzt und geschmückt; als ob sie sich wunderten ob solcher Sorgfalt, hielten sie stille und schauten fragend nach den Knechten. Andere putzten an der eigenen verlegenen Rüstung, schmückten sich so gut als möglich mit ungewohnten Händen und sahen noch verwunderter als die Pferde auf die seltsame Arbeit. Es sammelte sich ein reiches Geleite. Als alles wohl gerüstet war und des weitern Befehles harrte, erschien in reicher Rüstung der Freiherr, bestieg sein altes Rotroß, das hell aufwieherte, vergangener Tage gedenkend, und zu lustigem Sprunge die alten Glieder zwang. Unwillkürlich klopfte Herr Peter dem alten Freunde die Mähne, seit Jahren die erste freundliche Bewegung seiner Hand. Er setzte sich an die Spitze des ritterlichen Zuges und ritt gen Bern.

Duftiger Nebel lag auf der Landschaft, und feucht neigten sich die Helmbüsche der stattlichen Reiter. Im Nebel begannen Sonnenstrahlen zu schwimmen, der rötlich über den Reitenden schimmerte, voneinander riß, sich allmählich senkte, wie das Trübe sich senket im Leben des Weisen, das Verwirrende weicht und klar der Himmel wird. In blauer Ehrwürdigkeit enthüllte das Stockhorn sein altes Haupt, in ihrer ruhigen Majestät erhoben die Firnen ihre hehren Gestalten, wie eine niedere Dienerschar zeigten sich bescheiden zu ihren Füßen freundliche Vorberge. Immer tiefer sank das Nebelmeer, das vor den Reitenden seine grauen Wogen wälzte, goldene Turmspitzen glänzten aus demselben, hohe Giebel tauchten auf, eine Stadt entschleierte sich, umschlungen von dunkelm Nebelbande, das allmählich in das Silberband sich verklärte, mit dem die Aare ihre liebste Stadt umschlingt. Bern lag vor den Reitenden.

Nicht in wildem Trabe wie vor zweiundzwanzig Jahren, sondern in gezügeltem Schritt ritt Peter von Thorberg in

die Stadt; — vor dem Rathause ließ er sein Geleite halten. Dort saß an gewohntem Tage der edle Rat über den Geschäften der Stadt und vernahm verwundert die Meldung, Peter von Thorberg wünsche in einer wichtigen Sache vor den Rat zu treten und begehre Gehör. Von dem seltsamen Treiben des Freiherrn hatte man auch in Bern gehört, aber umsonst geraten, was er im Schilde führe; es erriet daher niemand den Grund des unerwarteten Begehrens. Der Schultheiß, Ludwig von Seftigen, hieß den anwesenden Venner (Bannerherrn), einen schönen, hohen, noch jungen Mann, den Freiherrn hereingeleiten. Dem Greisen wurde, dem Schultheißen gegenüber, ein hoher Stuhl hingestellt.

Durch die weitgeöffnete Tür trat düster, ungebeugt, aber langsamer als vor zweiundzwanzig Jahren, der Greis vor den Rat, verschmähte den Stuhl und sprach:

„Edle Herren! Ich, Peter der Thorberger, als Freund und Feind euch bekannt, stehe mit einer Bitte vor euch. Ich habe in meinem Leben wenige getan, dieses ist die letzte, gewährt sie mir. Nicht träge ließ ich das Leben an mir vorübergleiten; des Herrn Arm war gegen mich, was ich gewollt, fiel zertrümmert dahin. Meine Kinder ruhen im Grabe, mein Leben ist zerronnen, am Rande des Grabes stehe ich. Ich erkenne des Herrn Macht, ich beuge mich ihr, ich erkenne, sie hat wohl an mir getan. Zur Erreichung meines Zweckes habe ich mit freiem Willen an des Herrn Geschöpfen mich vergangen, ich war ein großer Sünder, ich kannte die Liebe nicht. Nun weihe ich mich mit allem, was ich habe, dem Herrn. Thorberg soll zu einer Quelle der Liebe werden für das Land ringsum, von da aus soll im Namen des Herrn Gutes getan werden an seinen Geschöpfen. Thorberg soll ein Gotteshaus werden, eine Spenderin von Gottes Gnaden. Meine Güter sollen diesem Hause gehören, sie sind laut Brief und Siegel frei, ledig und mein eigen geworden. Dem edlen Rate von Bern trage ich die Schirmvogtei darüber an,

mit dem Wunsche, daß, wo möglich, aus dem edlen Hause von Krauchthal der Vogt bestellt werden möchte. Edle Herren! gewährt mir Bitte und Wunsch, in beiden liegt ein Teil meiner und meines Hauses Buße."

Fest und mannlich war diese Rede gesprochen, aber dabei dämmerte in des Ritters eisernen Zügen eine Milde, eine Begeisterung, die man nie in ihnen wahrgenommen. Gar seltsam klang diese unerwartete Rede den edlen Herren des Rates. Vor allem erschütterte sie der Anblick des Greisen, der nach einem fast hundertjährigen Leben bekannte: Es ist ganz eitel, es ist alles eitel, und was hat der Mensch von allen Mühen, die er ausgestanden hat unter der Sonne; den diese Erkenntnis dem Herrn zugeführt hatte und der dieses in so edler Mannhaftigkeit frei gestand. Dann sahen sie auch die Ehre und die Kraft, welche die Stadt durch diesen Antrag gewann, und lobten und priesen Gott, der einen Feind nach dem andern die Macht der Stadt vermehren ließ. Es erhob sich der ehrfurchtgebietende Schultheiß und bezeugte dem Freiherrn die freudige Überraschung, sicherte im voraus die Geneigtheit des edlen Rates zu, die in einer spätern Beratung durch entsprechenden Beschluß sich kundgeben werde, und bat den Freiherrn, er möchte heute der Stadt die Ehre antun, ihr Gast zu bleiben. Aber der Freiherr antwortete, sein Leben sei zu kurz, seines Tuns zuviel, am Tage mit Gastsein verlieren zu können. Er dankte dem Rat für dessen Geneigtheit, sprach die Überzeugung aus, daß unter diesem Schirm die übergebenen Leute in Sicherheit und angemessener Freiheit ihr Glück finden würden, und verabschiedete sich für Leben und Tod von den edlen Herren. Manchem trat die Rührung in die Augen, als er den mächtigen Greis so reden hörte und dabei dachte, es sei doch wahrhaftig Gottes Gnade nichts unmöglich, da sie sogar dem harten Peter von Thorberg ans Herz gedrungen.

Da der Freiherr nicht bleiben wollte, so befahl der

Schultheiß dem Venner, dessen Gefolge bewirten zu lassen und ihm dann das angemessene Geleit zu geben. Derselbe war sichtbar ergriffen gewesen von dem ganzen Auftritt, und die Augen, die er brennend auf den Freiherrn gerichtet hatte, milderten sich augenscheinlich und ruhten zuletzt mit wahrem Bedauern auf ihm. Er vollzog mit Freudigkeit seinen Auftrag und ritt bald darauf auf mutigem Pferd an des Thorbergers Seite zur Stadt hinaus.

Draußen an der Halde, wo die Pferde langsam gingen, sprach der Venner, Peter Rieder, des braven Vaters noch tapfrerer Sohn, also zu seinem Begleiter: „Herr Ritter! Zweiundzwanzig Jahre habe ich Rache gegen Euch in meiner Brust genährt, meine Hand warf Euern Sohn über die Mauer; daß mein Pfeil Eure Tochter traf, vermute ich, aber die Rache ward nicht gekühlt, nach Eurem Blute, dem Blute des Mörders meines Vaters, lechzte ich. Heute erlosch meine Rache. Da Ihr Vergebung bei Gott suchet, so geziemt's auch dem Menschen, Euch zu vergeben, seid Ihr mit Gott versöhnt, so ist auch meines Vaters Blut gesühnt.“ Auf die ersten Worte hatte der Freiherr sein Pferd angehalten. Als der Venner sich den Mörder seiner Kinder nannte, zuckte eine zornige Röte durch des Thorbergers Gesicht und seine Hand griff nach dem Schwert, aber er kämpfte die Regung nieder und antwortete: „Herr Venner, Ihr irrt, Euer Vater und ich hatten nichts miteinander; daß meiner Kinder Blut an Euren Händen klebt — vergebe ich Euch. Vor einem Jahr hätte ich es nicht gekonnt. Gott gab sie in Eure Hände — sein Name sei gelobt.“ Als der Venner aber auf seiner Behauptung beharrte und erzählte, wie sein Vater durch des Freiherrn Diener gefallen, also auf dessen Geheiß, sagte der Freiherr, böses hätte er viel getan, aber nie meucheln lassen. Was sein Diener vollbracht, habe derselbe auf eigene Rechnung getan. Er erinnere sich, daß dieser Diener ihm einmal geklagt, er sei vom Metzger Rieder geschlagen worden,

was er aber, um das gute Vernehmen mit Bern nicht zu stören, habe auf sich beruhen lassen.

„Da habe ich hart gehandelt und schwerer abzubüßen," sagte erschüttert der Venner. „Was ich tat, geschah freilich im Kriege, aber so unbarmherzig wäre ich in Friesenberg nicht gewesen, und Ärgers noch hätte ich vollbracht, wenn mich Gott nicht vor der Gelegenheit behütet. Könnt Ihr mir vergeben, Herr Ritter, was ich Hartes an Euch getan?" „Venner, bittet Gott Eure Sünden ab," sagte der Freiherr, „was Ihr getan, habe ich verschuldet. Arges habe ich meinen Knechten oft befohlen, da mußte ich mir gefallen lassen, daß sie Böses ungeheißen taten auf eigene Rechnung; ich mußte mir gefallen lassen, daß dieses Böse auf meine Rechnung geschrieben wurde. Ich habe oft ohne Untersuchung hart gerichtet, ich klage darum nicht, daß ich auch so gerichtet wurde. Es ist mir ein Gnadenzeichen Gottes, daß ich heute aus einem Herzen die Rache genommen, von meinem Namen eine mir unbekannte Schuld. Ich weiß, die Zeit der Sühne naht. Gehabt Euch wohl, Herr Venner, und gedenket des Greisen, der erst in der Versöhnung seine Ruhe gefunden, die er umsonst in der Rache gesucht."

Da nahm ehrerbietig der Venner Abschied, dankte von Herzen für die milden Worte und ritt nachdenklich heim; und wo er dem Ritter zu Diensten stehen konnte in den Unterhandlungen mit der Stadt, da war er Tag und Nacht bereit, und wie ein Sohn dem Vater diente er, wenn er in Thorberg war, dem alten Herrn, der ihn lieb gewann, wie seiner Söhne einen, und diese Liebe ihm auch zeigte mit freundlichem Wort und Handschlag, was er früher keinem Sohne getan.

Große Freude war unter allen Angehörigen des Thorbergers, als sie vernahmen, daß sie unter dem Schirm Berns Gotteshausleute werden sollten. Gesicherter war ihr Friede, geschützt ihre Rechte, einer unsichern Erbfolge waren sie entronnen, und gar mancher Vorteil wuchs den Anwohnern eines

Klosters zu, in den mannigfaltigen Begegnissen des Lebens, den ihnen ein ritterlicher Besitzer nicht gewähren konnte. Rat und Hilfe in leiblichen und geistlichen Bedrängnissen gingen von den Klöstern aus, milde Gaben und Spenden flossen regelmäßig, die Einkünfte der Güter blieben in der Umgegend und wurden nicht in unnützem Aufwand an Höfen oder in Kriegszügen verschwendet. So war es nämlich zu den Zeiten, als die Klöster die Freistätten der Menschlichkeit, die Burgen der Heiligtümer der Menschen waren, und in sich den Sauerteig bargen, der die rohen Völker durchsäuern, zu wahrhaft christlichen sie machen sollte, als sie waren die geistigen Lager in feindseligem Lande, von denen aus der wilde Boden und die wilden Herzen bezwungen werden sollten. Darum boten die Landleute mit doppelter Emsigkeit zum Bau die Hände, es war fast, als ob unsichtbare Hände mitschaffen hülfen. Das Grauen vor dem Ritter verlor sich wohl, manch alter Groll verschwand, aber doch nahten sie ihm nur mit scheuer Ehrfurcht und wagten nie ein unberufen Wort an ihn zu richten, so oft er mitten unter ihnen stund. Man sah, sie mühten sich, ihm auf alle Weise gefällig zu sein, aber auch, daß keiner gerne der nächste bei ihm war, obgleich nie ein hartes Wort aus seinem Munde ging.

Auch der Ritter bewegte sich in für sein Alter fast wunderbarer Tätigkeit, als einer, der weiß, daß an einem bestimmten aber ihm noch unbekannten Tage eine Arbeit fertig sein muß, weil ihm dann die Nacht anbricht, in welcher er nicht mehr wirken kann. Doch tat er alles ohne geschäftige Eilfertigkeit mit der Weise, wie er früher große Länder regiert hatte, ohne daß er dabei seine Glieder rascher bewegt, seine Worte schneller ausgestoßen hätte; sein Blick reichte weit, sein scharfes Wort klang weit, und wo es hindrang, da ließ es das Blut stocken den Schuldigen oder beflügelte die Glieder der Dienenden.

Endlich war das große Haus fertig, ein Kartäuserkloster

sollte es werden. Aus der weit und breit wegen ihrer Heiligkeit und Zucht weltberühmten Kartause bei Grenoble, zog der erbetene Prior ein, ordnete des Hauses Regel und sammelte die Brüder. Über dem ganzen Tale schwebte in jenen Tagen eine heilige Andacht; die Klosterkirche ward nie leer, weither kamen die Beichtenden, und wenn die frommen Männer sangen auf dem Berge die heiligen Lieder, so lag am Fuße des Berges eine Schar auf den Knien, und mit den Tönen stiegen die Seufzer der Gläubigen zum Himmel auf. Es war in jenen Tagen den Bewohnern des Landes, als sei der Himmel ihnen nähergekommen, als träufelte auf sie herab der Vorgeschmack des ewigen Sabbates; es war kein Streit unter ihnen, zwischen den Herzen wich der Groll, sie waren einmütig ein Herz und eine Seele. Am Tage, als das Kloster die heilige Weihe erhielt, die herrlichsten Töne an den Bergen widerklangen, die wunderbar geheimnisvollen Zeremonien ihre Herzen mit heiligen Schauern füllten, die bischöfliche Pracht ihre Augen blendete, dann den Armen die Füße gewaschen und alle gespeiset und getränkt wurden, bedient von den heiligen Männern, da war keiner, der des Abends in seiner Hütte nicht Gott lobte und pries, daß er das Herz des Freiherrn gelenkt und so herrliche Tage, so ahnungsvolles Erwarten ihnen zubereitet.

Als es Abend ward an jenem Tage und dunkel, und tiefe Stille auf den Mauern des Klosters ruhte, trat mit einem Lichte in der Hand der Freiherr in die Zelle des in Andacht versunkenen Priors und winkte ihm. Derselbe erhob sich schweigend und folgte dem Freiherrn, der ihm voranwandelte durch geheime Wege, bald über, bald unter der Erde, bald durch natürliche Klüfte, bald durch geheime Gänge. Sie hatten einen weiten Weg zurückgelegt, manch Felsenstück, das den Weg zu verschließen schien, war zur Seite gewichen, von der Hand des Freiherrn kaum berührt; eine enge Felsenspalte hatte sie aufgenommen, tief in die Erde geführt, und

endlich zu einer kleinen Pforte, die ein rostiger Schlüssel mühsam öffnete.

Ein weites Gewölbe tat vor ihnen sich auf, unheimliche Schatten schienen vor dem Flackern des Lichtes zu fliehen, dessen Strahlen nur allmählich die Finsternis zu verdrängen vermochten.

Schweigend harrten der Freiherr und der Prior, bis an den Felsenwänden das Licht sich widerspiegelte, bis eine Truhe nach der andern sichtbar ward, bis die ganze Reihe der eisernen Behälter in die Augen trat, die an den Wänden hinliefen. Es waren nicht Behälter für gefangene Menschen, keine Gerippe hingen in eisernen Ketten, sie hielten gefangen die bösen Dämonen der Menschheit — es war die geheime Schatzkammer des Thorberger Hauses.

Nachdem der Freiherr dem Prior Zeit gelassen, sich umzusehen, vielleicht auch eine Frage von ihm erwartet hatte, erhob er seine Stimme, klingend wie Geisteswehen, und sprach: „Vernimm, ehrwürdiger Vater, die Geheimnisse meines Hauses an dieser geheimen Stätte, und hilf mir die Sühne finden für mein Geschlecht. Wir stehen in der Fluchkammer meines Stammes, Geiz war dessen ihm eingegrabene Eigentümlichkeit. Aus Sucht nach Geld erschlug mein Ahnherr Ulrich seinen Freund, aus Geiz ward jeder Thorberger hart in jedem Amte gegen jeden unter ihm. Was ihr Geiz erwarb, ward hier aufgespeichert, weniges auf Erwerb verwendet. Jeder wollte zu hohem Zwecke diesen Reichtum brauchen, aber keiner vermochte sich von ihm zu trennen, keiner fand die rechte Anwendung; er häufte sich von Geschlecht zu Geschlecht. Ich hatte Großes im Auge, die Städte wollte ich beugen, den Adel hochheben, meine Familie vor allen. Hier lag meine Macht, die ich mit beispielloser Härte mehr als irgend einer meiner Vorfahren mehrte. Ich hatte keine Liebe, als die zu meinem Zwecke, ich kannte keinen Genuß, als das Sammeln der Mittel zu demselben. Aber ich konnte

nie den Schritt zum Zwecke tun, nie öffnen meinen Schatz, immer lag etwas dazwischen: bald die Zeit, bald die Ungebärdigkeit meiner Standesgenossen, die mich nie begriffen. Mein Geld hätten sie genommen, gebraucht, aber nie erreicht, was ich wollte; mein Geld hätten sie genommen, aber mich begehrten sie nicht, mich hätten sie mit Füßen getreten; ihr Hochmut hatte sie blind gemacht. Und doch glaubte ich immer an meinen Zweck, und daß die gelegene Zeit kommen werde, quälte unmenschlich die Menschen; hatte kein Herz für meine Kinder und lebte doch für meine Familie. Immer schwieriger wurde mein Pfad, immer hartnäckiger ward ich; Schlag auf Schlag traf mich, ich beugte mich nicht; unglücklich ward alles um mich, ich achtete es nicht. Zwei Kinder starben, zwei Schlachten gingen verloren, es war weder ein Wanken noch eine Reue in mir; ich hielt das Alte fest. Da starb mein letztes Kind, starb vielleicht durch meine Schuld; meine Familie war entwurzelt, ich mit ihr. Mit meinem Kuno wurde mein Leben begraben, ich war nur noch mein Schatten, ohnmächtig alles, was ich tat. In mir loderte der Hölle Pein, die Gespenster vergangener Zeiten, die Schatten meiner Kinder verfolgten mich, die Reue um achtzig vergeudete Jahre ward die Folterbank, auf der ich lag Tag und Nacht; die Tage, die langsam einer nach dem andern kamen, aber ohne Aufhören, fielen wie feurige Tropfen langsam einer nach dem andern, auf mein brennend Haupt. Ich beugte es nicht, aber ich bot es Gott dar in verzweiflungsvoller Vermessenheit. Aber Gott verschmähte es; seine Blitze zerschmetterten rings um mich die Gipfel der Tannen, mich berührte keiner. Aber in des Blitzes Schein erschien mir der Krauchthaler Ahnfrau und verkündete mir den Fluch, der auf meinem Stamme lag, an dem meine Kinder starben, der mein Alter mit solcher Pein erfüllte, ohne Trost, um deswillen aber auch Martha von Krauchthal die Ruhe nicht fand. Am Mangel der Liebe sollte mein Stamm verschmachten in des Geldes Fülle. Dem

Letzten sei es gegeben, für seine und Frau Marthas Seele die Sühne zu finden. Es war, als ob diese Kunde neues Mark gieße in meine Gebeine; meine zuchtlosen Gedanken, die nichts faßten, mich nur peinigten, erhielten wieder Kraft und Schärfe — mir dämmerte Licht mehr und mehr, endlich ging es mir auf in Klarheit. Was an der Liebe gesündigt war, mußte Liebe wieder gutmachen. Das Haus, welches das Mark des Landes an sich sog, Jammer verbreitete überall, der Mittelpunkt war, gegen den Haß strömte aus aller Herzen, dieses Haus mußte der Mittelpunkt der Liebe werden, mußte seinen Segen ausströmen lassen auf die ganze Gegend, mußte glücklich zu machen suchen alle Herzen in seinem Bereich, Glück und Frieden auszugießen über das ganze Tal, Liebe spenden allen der Liebe bedürftigen Herzen. Darum stiftete ich ein Gotteshaus, darum wählte ich Euch, ehrwürdiger Vater, und Euren Orden, die Ihr für andere lebt, Euer eigen Fleisch vergesset, die Ihr entbehret und andere reich machet, die Ihr in stillem Schweigen Zeichen der Liebe spendet und nur redet, wo die Liebe es gebietet. Nur wer sich zu vergessen vermag und sein Fleisch, vermag in Liebe gutzumachen, was Haß gesündigt, vermag dem Zwecke des Hauses zu leben, nie durch Eigensucht ihn zu vergessen. Darum, Vater, nehmt den Schlüssel, nehmt die Schätze, spendet sie, werft sie aus, macht Glückliche, sühnet den ungerechten Mammon durch barmherzigen Gebrauch, macht die Armen reich, das Kloster zur reichen Wohltäterin, kaufet die Liebe mit dem ungerechten Gelde. Kaufet unserem Stamme und der Krauchthalerin die Liebe Gottes und seine Gnade, damit wir Ruhe finden für unsere Seelen."

Sinnend war der Prior gestanden. Nun streckte er kopfschüttelnd und abwehrend die Hand gegen den Ritter aus und sprach: „Freiherr, dir ist Gnade widerfahren von deinem und meinem Gott, du hast den Schlüssel zur Lösung des Fluches gefunden, bald werden zwei Seelen zur Ruhe gehen; wo der

Baum des Hasses gestanden, hast du den Born der Liebe gegraben. Nun aber umschattet dich wieder menschliches Irren, den neugegrabenen Born willst du verschütten mit dem ungerechten Mammon. Nur Liebe kann Liebe zeugen, dem Gelde aber folgen Begehrlichkeit, Geiz oder Üppigkeit. Unsern Herzen mußt du vertrauen, daß sie in der Liebe des Vaters bleiben und dann auch Liebe zu tragen vermögen in alle Hütten, wo Liebe mangelt, in alle Herzen, die nach Liebe seufzen. Mit Gütern und Gefällen hast du uns reichlich ausgestattet, der Liebe vermögen wir beizugeben das Nötige für den Leib, Labung den Kranken, Stärkung den Alten, Unterstützung den Fleißigen, Hilfe in der Not allen. So wird ein lebendiger Dienst des Herrn im Kloster sein, fröhliche Genügsamkeit und munteres Schaffen im Tale, und über ihnen wird schweben des Herrn Wohlgefallen. Die reiche Schatzkammer würde Üppigkeit ins Kloster tragen oder Geiz und töten den lebendigen Gottesdienst; die reichen Spenden würden Begehrlichkeit bringen ins Tal, Faulheit pflanzen und den Sinn, der das mühelos Erhaltene sinnlos verschleudert. Da würde die Liebe schwinden im Kloster zu dem Tale, im Tale zu dem Kloster; der Menschen Sündhaftigkeit, entbrannt durch den Reichtum, würde sich lagern wie ein Gespenst zwischen beide, würde eure Seelen in der Ruhe stören. So würde das Geld, in Haß gesammelt, eine Hadersaat werden und neues Unglück stiften auf Erden bei seinem Gebrauche; dem ungerechten Mammon klebet ein Fluch an, der ihm durch Geschlechter hindurch allen Segen nimmt.

Darum laß das Geld, es ist nicht das Geld, das sühnet, sondern der Sinn. Mit dem alten Gelde kehrte der alte Sinn wieder, ein neues Leben soll einen neuen Sinn erhalten. Stelle das Geld Gott zurück, wirf den Schlüssel von dir, laß das Geheimnis in dir und mir begraben sein, laß Gottes Geist gutmachen, was eures Stammes Geist gefrevelt, euer Geld vermag es nicht. Will Gott das Geld,

durch Jahrhunderte gesühnt, den Menschen wiedergeben — wohlan, mag er es tun; — wir aber wollen das Geld vergraben sein lassen, wie wir wünschen, daß eure Sünden in Gottes Gnade, eure Leiber in der Erde Schoß zur Ruhe begraben seien."

Da hob der Thorberger die Hände auf und dankte Gott, daß er die Lösung so ganz ihm gegeben, allen Zweifel ihm von der Seele genommen. Er verschloß die Türe und warf den Schlüssel in eine Felsenspalte. Er donnerte und toste der Tiefe zu, als ob Fels um Fels ihm nachstürzte, ihn zu begraben, bis die letzte Posaune den Schoß der Erde spalten, das Verborgene wieder ans Licht bringen wird, Felsenstück um Felsenstück verschloß den geheimen Gang, ein Griff des Ritters — und auch der Eingang war verschwunden; keines Menschen Auge hat ihn wieder gesehen, keines Menschen Fuß ihn betreten.

Von dem Tage an ward des alten Freiherrn Geist immer freudiger, sein Leib aber sank sichtlich zusammen, und schwächer wurden seine Glieder.

Eines Abends lag er matt auf seinem Lager, aber es war ihm unaussprechlich wohl. Es war ihm, als ob eine Spange nach der andern an seinem morschen Leibe, womit derselbe seine Seele gefesselt, sanft sich löse und immer freier der Geist seine Fittiche schwinge. Helle Sterne blickten freundlich ihm zu, und zum offenen Fenster herein warf der Mond sein volles Licht. An seinem Bette saß schweigend der Prior, sie hatten lange zusammen gebetet.

Mitternacht war nahe, und alles ruhte im Kloster.

Da war's, als ob eine volle Lichtgarbe vom Monde her ins Zimmer schwebe, die Strahlen dichter zusammenflössen und eine helle Gestalt am Fenster stehe. Von dorther frug eine Stimme: „Peter von Thorberg, wachest du? Peter von Thorberg, dein Ende naht. Heute vor drei Jahren stund ich in Gottes Wettern ein dunkles Wesen vor dem freveln Ritter.

Nun hast du Gnade gefunden vor Gott, und seine Gnade hat auch mich verklärt, gelöset ist der Fluch, gesühnt dein Stamm. Peter von Thorberg, komm, wir gehen zusammen ein in des Herrn Freude!" Da brach die letzte Spange sanft und leise an des Thorbergers Leib, seine Seele löste sich aus der sterblichen Hülle, und als ob zwei Lichtwesen dem unendlichen Himmel zueilten, schien es dem Prior, der betend und staunend das sanfte, so Gott will, selige Ende des letzten Ritters von Thorberg, der böse Peter genannt, sah.

Am Morgen verkündeten die Glocken des Ritters Ende, und viele Gebete stiegen für ihn zum Himmel, fanden Erhörung an Gottes Throne, Vergebung dem großen Sünder, und manche Träne rann auf sein Grab und brachte Ruhe hinein seinem Leibe, der den Schlummer der Verwesung schlummert, bis die Kraft des Herrn ihn zur Herrlichkeit auferwecket.

So erzählt die Sage.

Wie Joggeli eine Frau sucht.

(Alpina, schweiz. Jahrbuch für schöne Literatur 1841.)

Im Bernbiet, aber ich sage nicht wo, liegt ein Bauernhof an sonnigem Rain. Birn- und Apfelbäume, mächtig wie Eichen, umkränzen ihn; Alleen von Kirschbäumen laufen von ihm aus nach allen Seiten, und fast so weit am Hügel das Auge reicht, breitet sich um denselben aus ein wunderschöner grüner Teppich, kostbarer als ihn ein König hat: hunderttausendpfündige*) Matten.

Unterm breiten Dache sprudelt ein prächtiger Brunnen, vor den blanken Fenstern stehn einige Blumenstöcke, und ums

*) Das Pfund war eine imaginäre Bernermünze im Werte von einem halben Gulden.

ganze Haus herum ist es lauter Sonntag, d. h. aufgeräumt und sauber; kein Strohhalm liegt herum; kein Spänchen ist zu sehen. Auf schöner grüner Bank sitzt ein schöner brauner Bursche, schaut nachdenklich hinauf in die dunklen Wälder, die am jenseitigen Hügel liegen, und langsam, schwermütig steigt zuweilen ein Tabakswölkchen aus seiner fast erlöschenden Pfeife.

Es ist Joggeli, der reiche, ledige Besitzer des schönen Hofes. Seine Mutter ist ihm jüngst gestorben, die so trefflich ihm die Wirtschaft geführt, ihm so lieb gewesen war, daß er gar nicht heiraten wollte, obgleich ihm die Mutter alle Tage zusprach, eine Frau zu nehmen. Rechte Mütter haben nicht gern ledige Kinder, denken sich die Söhne nicht gern als alte Sünder.

Jetzt führen ihm die Mägde die Haushaltung und schlecht genug. Seit seine Mutter gestorben war, legten seine Hühner nicht mehr, wenigstens bekam er wenig Eier zu Gesicht, die Kühe gaben schlechtere Milch, er konnte immer weniger Butter verkaufen, und die Schweine sahen ihn aus ihrem Troge hervor mit verweinten Augen an, klagend über schlechtes Fressen, und doch hatte er nie so oft Korn für sie fassen müssen. Noch nie war so wenig gemacht, gesponnen worden, er brauchte immer mehr Tagelöhner, und doch hatten die Mägde nie noch über soviele Arbeit sich beklagt und nie so wenig Zeit gehabt, das zu tun, was er befahl. Die Ermahnungen der alten Mutter stiegen ihm immer mehr auf, er dachte immer ernstlicher ans Weiben, und je mehr er daran dachte, desto mehr grausete es ihm davor.

Joggeli war nicht etwa so ein Haushöck, der nie von Hause wegkam, die Mädchen nie anreden, höchstens ansehen durfte, sie nur vom Hörensagen kannte. Er war ein lustiger Bursche, in der weiten Umgegend kannte er alle Dirnen, und wenn irgendwo ein hübsches, reiches Mädchen unterwiesen (konfirmiert) wurde, so war er meist der Erste unter dessen Fenster. Aber Fenstern ist noch nicht Heiraten, und das war,

was ihm Kummer machte, und eben deswegen, wie er meinte, weil er die Mädchen nur zu gut kannte. Es sei nicht alles Gold, was glänze, und die Mädchen zeigen den Burschen gewöhnlich nur das Glänzende, pflegte er zu sagen, und das zu sehen, was nicht glänze, werde meist erst dem Ehemann zuteil. Dieses zu beweisen, wußte er Beispiele von Exempeln anzuführen, daß einem fast schwarz vor den Augen wurde. Er wüßte wohl, sagte er, zu einer reichen und hübschen Frau zu kommen, aber er wolle auch eine freine (freundliche), fromme, fleißige, denn was hülfen ihm Schönheit und Geld, wenn Zanksucht dabei sei und Kupsucht (Neigung zum Schmollen) und wie die Suchten alle heißen mögen. Ein zanksüchtig Mädchen gebe eine alte Hexe, sagte er, einem kupsüchtigen saure alle Milch im Keller, und es kriege zuletzt ein Gesicht, gegen welches ein altes Judenkrös (Judengekröse) ein Prachtstück sei. Von einem geizigen Mädchen wolle er gar nicht reden, das werde ja zuletzt ein Geschöpf, gegen das der alte Drache auf der Gysnauflুh ein purer Engel sei. Nun sei aber das das Verflümeretste (Verfluchteste), daß man nie recht wissen könne, ob man eine Hexe, ein alt Judenkrös oder den alten Drachen selbst ins Haus kriege, denn alle diese Greuel seien meist schon im Mädchen eingepuppt hinter glatter Mädchenhaut verborgen, und gar oft mache das Mädchen vor dem Hause und hinter dem Hause und besonders im Wirtshause das zärtlichste Gesicht, dem im Hause der Drache fußlang aus den Augen sehe, welcher seine Krallen schon im Ankenhafen (Butterkruke) und in der Tischdrucke (Tischlade) habe. Sobald ein Mannsgesicht über die Küchentüre hineinsehe, fahre der Drache in seine Höhle, und während das Mädchen holdselig lächle, wetze der Drache seine Krallen und denke: Warte nur, bis ich dich habe, dann will ich dich! Auf das Berichten von anderen Leuten könne man sich auch nicht verlassen, am allerwenigsten einer, der heiraten wolle. Von allen Seiten werde er angelogen. Man bezahlte Leute,

welche das Mädchen bis in den Himmel erheben sollen, und bezahle wiederum Leute, die es auszumachen (verleumden) hätten, als ob es in keinen Schuh gut wäre und man mit ihm ein B'schüttiloch (Jauchegrube) vergiften könne. Da möchte er doch wissen, wer so eine feine Nase hätte, daß er immer richtig unterscheiden könne, ob die Leute bezahlt seien, um zu schelten oder bezahlt, zu loben oder gar nicht bezahlt. Nun möchte er wohl eine Frau, allein so hineintrappen (tappen) und einen Schuh voll (Schlamm) herausnehmen, das doch auch nicht. Wie das aber zu vermeiden sei, es auszusinnen, habe ihn schon oft fast wirbelsinnig (verrückt) gemacht.

Wenn Joggeli, der doch zu Kilt (zum Fenstern) gehen und aus Pflanzplätzen und allerlei sonst immerhin in etwas auf die Tüchtigkeit eines Mädchens schließen konnte, in solcher Verlegenheit war, in welcher muß da nicht ein Stadtherr sein, der die Stadtmädchen nur an Bällen, in Soireen, in der Komödie oder in einem Konzerte sieht, der, er mag es machen wie er will, nur ihre Sonntagsgesichter erblickt, keine Arbeit von ihnen zu Gesicht bekommt, ja selten mehr ihre Hände ohne Handschuhe? —

Guter Rat ist meist sehr teuer, indessen kommt er auch über Nacht umsonst. Eines Morgens zwischen Heuet (Heuernte) und Ernte, wo Bauerntöchter meist zu Hause waren, einige am Strümpfestopfen sich versuchten, andere dem Weber spulten, die dritten im Garten grupeten (kauerten) oder ums Haus fiselten (sich mit einer kleinen Handarbeit beschäftigten), sagte er seinen Leuten, er wolle ins Luzernerbiet um ein Roß aus. Dort seien weniger Tage im Jahre als hier, jeder Tag wenigstens zwei Stunden kürzer, daher werde weniger Geld verdient, daher alle Sachen dort wohlfeiler als bei uns, und wenn er schon acht Tage lang nicht wiederkomme, so sollten sie nicht Angst haben um ihn. —

Joggeli ging fort, doch sah man zur selben Zeit im Luzernerbiet keinen Joggeli, der nach Rossen gefragt hätte.

Aber zur selben Zeit sah man durch das Bernbiet einen Kesselflicker ziehen, den man vorher und nachher nie wahrgenommen hat und von dem man noch immer reden hört, obgleich seither wenigstens fünfzig Jahre verflossen sind. Es war ein langer Bursche mit rußigem Gesicht, der das Handwerk noch nicht lange getrieben haben konnte, denn er war gar langsam dabei und ungeschickt dazu, und wenn ein nur leicht verwickelter Fall vorkam, so wußte er sich nicht zu helfen.

Am meisten fiel bei ihm auf, daß er keine Regel hatte in seinen Forderungen und keine Ordnung im Arbeitsuchen. Er übersprang ganze Reihen Häuser, fragte bei keinem einzigen nach verlöcherten Pfannen oder zerbrochenen Kacheln (Schüsseln), er strich ohne stillzustehen durch ganze Dörfer. Wiederum konnte er vor einem Hause, einem Hofe einen ganzen Tag leiern (herumlungern), ohne daß man eigentlich wußte, was er tat. Er stotzte (ging müßig) in der Küche herum, schnausete (stöberte) alles aus, war jedermann im Wege und ging am Ende abends nicht einmal fort, sondern forderte noch ein Nachtlager. Er hatte alle Augenblicke etwas nötig, strich, um es zu fordern, den Töchtern des Hauses oder den Mägden nach, suchte mit ihnen zu wortwechseln, sie zu versäumen (aufzuhalten), und wo er über Nacht blieb, da erlaubte er sich gar unziemliche Dinge und trieb es so weit, daß man fast glauben mußte, er versuche, wieviel es erleiden (aushalten) möge, ehe man Schläge kriege. Auch ließ er schon geheftete Kacheln (Schüsseln) aus der Hand fallen, daß sie in tausend Stücke sprangen, forderte unverschämten Lohn, branzte (zankte) über die Menge der gemachten Arbeit — kurz er war der widerwärtigste Bengel, der je das Land durchstrichen hatte.

Deswegen auch wurde er von manchem Hause weggejagt mit Fluchen und Schelten. Ertaubete (erzürnte) Bauern hetzten ihm die Hunde nach und drohten mit Steinen und Stecken; erboste Bauerntöchter warfen ihm Kachelstücke nach, gaben ihm Titel, mit denen man einen Hund hätte räudig

machen können, und schnitten ihm Gesichter, neben welchen der geschundene Kopf einer Kröte ein anmutig Luegen (Schauen) war. Zu diesem allem lachte der Kerli nur, gab spöttische Antworten, nannte die Bauern Muttestüpfer (Schollen-kleber), die Töchter Zyberligränne (Sauertöpfe), und wenn man ihm den geforderten Lohn nicht geben wollte, so sagte er wohl, er begehre gar nichts, einem solchen Lumpenbürli, der seiner Tochter nur kudrige (schlechtleinene) Strumpf-bändel vermöge und knöpfige (schlechthanfene) Haarschnüre, sei er noch imstande, ein paar Kreuzer zu schenken. Man kann denken, was ihm dann alles nachfuhr auf solche Reden hin, aber als ob er das gerade so wollte, ging er lachend von dannen. Hätte der Kesselflicker in unserer Zeit gelebt und hätte er auch schreiben gekonnt, so würde er wahrscheinlich die Welt mit Reisebildern oder Wanderfahrten beschenkt haben.

So hatte er am dritten Tag seiner Wanderung ein großes Haus, das am Ende eines Dorfes lag, erreicht in vollem Laufe. Eine schwarze Wolke schwebte am Horizont und sandte flimmernden Regen herab in reichem Gusse. Kaum hatte er sich geschüttelt unter breitem Dache und seine leichte Boutique (Werkzeugkasten) abgestellt, so kamen durch das Gras unter den Bäumen her andere Gestalten hergerannt mit Hauen auf den Schultern, Fürtücher (Schürzen) die Mädchen über die Köpfe, die Schuhe in den Händen die Bursche, alles dem breiten Dache zu; es war das Gesinde, welches zum Hause gehörte und Erdäpfel gehacket hatte. Hinter ihnen drein sprang etwas unbehilflich eine zimper-liche Gestalt, besser angezogen als die andern, aber eben nicht zu solchem Wettlauf eingerichtet. Als sie ankam, schäkerten bereits Knechte und Mägde miteinander, und ein dralles Mädchen schlug Sami, dem Melker, das nasse Fürtuch um den Kopf. Da zog Rösi, das zuletzt angelangte Mädchen, die Tochter des Hauses, ein gar schiefes Gesicht, warf Stüdi (Christine), dem drallen Mädchen, seine Haue und sein Fürtuch

zu, hieß ihn's beides abseits tun und tat selbst zimperlich unter den andern und trippelte mit allerlei Gebärden um die Knechte herum und übte den eigenen Augenaufschlag und das Blinzen durch die Augenecken, welche beide zu Stadt und Land wohlbekannt sind. Endlich kam die Mutter unter der Türe, eine lange hagere Frau mit spitzer Nase, und hieß die Tochter, statt da außen zu galpen (schäkern), sich trocken anziehen; sie wisse ja wohl, wie sie eine Leide (Schwache) sei, nichts erleiden möge und gleich auf dem Schragen (Bett) liege.

Bei dieser Frau meldete sich auch der Bursche um Arbeit. Er erhielt zur Antwort, daß er warten müsse bis nach dem Essen, man hätte jetzt nicht Zeit, ihm die Sachen zusammenzusuchen. Bescheidentlich fragte er, ob er nicht mitessen könne, er wolle sich gern vom Lohne abziehen lassen dafür. Man wolle ihm etwas vor use (hinaus) geben, hieß es. Er setzte sich vor die Küchentüre, aber lange ging es, bis das Essen aufgetragen wurde, und noch länger, bis er etwas kriegte. Bald fehlte eine Kachle (Schüssel), bald eine Kelle (Schöpflöffel) beim Anrichten; bald schrie die Frau: „Stüdi, weißt du, wo der Waschlumpen ist?“ und bald: „Rösi, wo hast du den Schigore (Zichorie)?“ Und als sie schon alle bei Tische saßen, schoß bald eins in die Küche, bald eins in den Keller, denn bald fehlte Milch auf dem Tisch, dann war kein Brot vorhanden. Endlich brachte man auch ihm etwas heraus, das eine Suppe sein sollte, aber aussah wie schmutziges Wasser, in dem ein Mehlsack ausgeschwenkt worden, ein aschgraues Gemüse, welches ehemals Schnitze gewesen, in himmelblauer Brühe schwimmend, und dazu ein Stücklein Brot, das von einem alten Wollhut, der lange in einem Krüschkasten (Kleiekiste) gelegen, abgeschnitten schien. Er merkte sich das Essen wohl, aber aß es nicht, sah dagegen, wie Rösi, als nur noch die Mutter in der Küche war, für sich köcherlete und endlich ein verstrupftes (zerzaustes) Eiertätschchen (=küchlein) zum Vorschein brachte und ins hintere Stübchen spedierte, wie es sich darauf eine

Zeitlang im Keller aufhielt und mit einem verdächtigen Weingeruch heraufkam. Als alle wieder in die nassen Erdäpfel gegangen, sogar die Mutter, der Vater aber, ein ehrlicher Schlirpi (Phlegmatiker), irgendwo auf dem Ohr lag, sah er, wie Rösi wahrscheinlich mit einem Restchen des Eiertätsches in den Futtergang ging, wo der Melker Futter rüstete für die Rosse. Als die Promenade zu Ende war, setzte sich Rösi zu ihm auf die Bank, bohrte an einer Lismete (Strickerei) mit ungewaschenen Fingern und frägelte ihn allerlei aus, tat wie ein Meisterlos (zuchtloses Ding) und hörte ohne Zucken alle Dinge, sie mochten sein, wie sie wollten, die der Kesselflicker zu sagen beliebte.

Und dieses Rösi war das gleiche Mädchen, das so nett und aufgeputzt an Märkten und Musterungen erschien, so sittsam tat, so mäßig sich betrug, vor einem Schluck Wein sich schüttelte und vor jedem Blick eines Burschen sich verbergen zu wollen schien. Mit Gewalt mußte man es zum Tanzen zwingen, mit Gewalt zum Essen, mit Gewalt zum Reden, aber es hieß, daheim sei es gar werk(arbeit=)sam, gehe immer mit dem Volk aufs Feld und sei ohne allen Stolz und Hochmut. Aber je mehr er Rösi ansah, desto mehr mißfiel es ihm und alles um ihn's herum. Nicht nur die Finger waren schmutzig, sondern alles an ihm; ums Haus herum war es unaufgeräumt, in der Küche keine Ordnung, zu allen Kacheln (Schüsseln), welche er heften sollte, fehlten Stücke. Es saß da bei ihm, sich offenbar gehen lassend, weil es ihn ohne Bedeutung meinte, und da war von Sittsamkeit nichts zu sehen, es hatte ein beflecktes Inneres, Lust an wüsten Dingen, und stellte sich recht eigentlich dar als ein gemeines Ding, das nicht gern arbeitete, das daheim sich alles erlaubt glaubte, wenn es nur im Wirtshause und auf der Straße sich anständig gebärdete. Es klagte nebenbei so recht zimperlich über das Arbeiten, wie ihm das erleidet (zuviel) sei, Kopfweh und Krämpfe mache und ein schönes Buch ihm das liebste sei.

Dazu schien es noch bösartig, stüpfte (stieß) die Katze, neckte den Hund und jagte die Tauben unter dem Dache weg. Es hätte in diesem lüsternen, lässigen, langweiligen Ding niemand das schmucke, stille, ehrbare Mädchen erkannt, dem man recht gern nachsah beim Tanze, oder stillstand, wenn man es bei einem Krämer seine Einkäufe machen sah. Duldsam, solange sie allein waren, fing es, sobald am Abend das Haus sich wieder füllte, mit dem Kesselflicker zu zanken an, gab ihm schnöde Worte und führte alle seine Arbeit aus (tadelte). Da begann auch der Kesselflicker sein Spiel, höhnte das Töchterchen, hielt ihm den Melker vor, den Eiertätsch (Pfannkuchen), sein sauberes Lismen (Stricken), wo immer ein Lätsch (Masche) auf der Nadel sei und einer unter derselben, bis das Feuer ins Dach stieg, das Mädchen heulend Vater und Mutter klagte, der Vater fluchte, die Mutter schimpfte, der Ringgi (Hofhund) bellte, die Katze miaute, alles lärmte, was da lärmen konnte — da zog der Kesselflicker lachend fürbaß.

Am Abend eines andern Tages schleppte er seine Bürde müde einem großen Hause zu, das in der Nebengasse eines Dorfes stand. Das Dach des Hauses war schlecht, der Misthaufen aber groß, viel Holz lag darum herum, aber nicht geordnet, ein Schweinstall stieß an den andern, einige Fürtücher (Schürzen) und Hemden hingen am Gartenzaune, schwarz und rauchicht war es um die Haustüre, voll Löcher der aus Lehm gestampfte Schopf (Schuppen). Eine fluchende Stimme drang aus der Küche und donnerte mit einem unsichtbaren jemand, der wahrscheinlich etwas zerbrochen hatte, und ihr nach kam ein stämmiges Mädchen mit rot angelaufenem Gesicht, ungekämmt seit vergangenem Michelstag, zwei Säumelchtern (Schweinezuber) in den Armen, in denen Adern schwollen wie kreuzerige Seile, und auf Füßen, die am letzten Samstag gewaschen worden, seither zweimal bei den Schweinen gemistet hatten und so breit waren, daß man die verhudelten (verlumpten) Schuhe an denselben bequem als Kuchenschüsseln

hätte gebrauchen können. Dieses Mädchen war in vollem Zorn, traf die Schweine beim Ausputzen ihres Troges mit dem mutzen (kurzen) Besen auf ihre Rüssel, daß sie krachten, fluchte mit ihnen wie kein Kälberhändler es ärger hätte tun können und schlug ihnen das Fressen in den Trog, daß es weit umherspritzte. Darauf die Hände nur notdürftig im Brunnentroge schwenkend, rief es zum Essen, und hervor kamen allerlei Gestalten, die wenigsten ihre Hände waschend, wie es doch bei jedem ehrbaren Bauernhause Sitte ist, und die es taten, taten es, als schonten sie dem, was sie aus den Ställen an den Händen mitgebracht. Es war ein wüstes unordentliches Essen, an welchem der Keßler teilnehmen konnte unter dem Beding, umsonst zu heften, was er, während die andern rüsteteten, zu heften imstande sei. Rohe Späße, Zoten wurden alsobald flüssig; man schien damit das schlechte Essen würzen zu wollen. Marei, die Tochter, nahm herzhaft teil daran, ohne irgend die geringste Scham, hatte aber nebenbei immer noch Zeit, Vater und Mutter zu widerreden: dem erstern zu sagen, wann er zum letzten Male voll heimgekommen sei, und der letztern vorzuhalten, sie hätte in den drei letzten Wochen nicht zwei Strangen Garn gesponnen, dann auch die Mägde zu schelten und den Knechten wüst zu sagen, wenn sie an den zu beschneidenden Rüben die Rinde zu dick machten. Freilich mußte sie sich auch gefallen lassen, derbe Antworten zu hören und besonders von den Knechten Worte anzunehmen, die doch sonst kein ehrbares Mädchen sich sagen läßt von Knechten; aber wie man tut, so hat man's auch.

Sein Lager war ihm im Stall angewiesen. Der war schmutzig wie die Kühe darin, die Läger (Lagerstellen) zu kurz und er in beständiger Gefahr, von einer Kuh mit ihrem Heimeligsten (Privatesten) begossen zu werden. Im Hause war noch lange Lärm, es schien ihm auch nachts keine Ordnung dazusein und alle zu machen, was jedem beliebe. Er war aber zu müde, zu g'wundern (sich neugierig umzusehen). Am

Morgen ward frühe Appell geschlagen, niemanden mehr Ruhe gegönnt, es drehte das Volk vor fünfe sich ums Haus herum, aber niemand tat doch eigentlich was Rechtes. Man mußte halt auf sein, damit es hieße, in dem und dem Hause gehe der Tanz schon vor fünfe los, und d's Marei sei immer die erste und die letzte. Aber vor halb achte konnte man doch nicht z'Morgen essen, und zwar eine Suppe ohne Schmalz und ohne Brot und Kraut, so lang, so hart, so trocken, daß man sich lange besinnen mußte, ob das, was man hinunterschlucke, Geiselstecken (Peitschenstock) seien oder wirkliche Krautstengel, und dazu machte die Marei Augen, mit denen man einen Hasenpfeffer hätte anmachen können.

Dem Keßler erleidete es bald da, am Kraut hatte er sich satt gegessen und an der Tochter, diesem unsaubern Werktier (Arbeitstier), satt gesehen. Daher, als sie ihm eine Milchkachle zum Heften brachte, sagte er ihr, diese werde sie doch nicht wollen heften lassen; sie säuerle (rieche sauer) ja wie eine Sauerkrautstande, in welcher dreijähriges Sauerkraut gewesen sei; wenn sie ihr Milchgeschirr nicht sauberer halte, so werde sie die Milch nicht lange gut haben und nicht viel süßen Anken machen. Potz Wetter! da ging's los, die Kachelstücke flogen ihm ins Gesicht, und als die verschossen waren, riß sie ihre Schuhe von den Füßen, schlug auf ihn los wie der Drescher auf das Korn in der Tenne, und er hatte nie so Eile gehabt, sich wegzumachen, wenn er nicht geprügelt sein oder allen Ernstes sich wehren wollte.

Da könne auch einer einen Schuh voll herausnehmen (gehörig hineinfallen), dachte der Bursche bei sich, als er das Haus im Rücken hatte. Das erstere Mädchen sei berühmt als gar sittsam, manierlich, das jedem Haus wohl anstehen würde, dieses aber als eine rechte Werkader (arbeitsame Person), als eine angehende Bäurin, wie es zu Berg und Tal keine geben werde, hätte die schönsten Schweine, wisse mit den Schweinehändlern am besten zu märten (handeln),

dürfe alles selbst anrühren, und der sei ein Glücklicher, der es erhaschen könne. Nun habe er beide gesehen, und es schauderte ihn, wenn er eins oder das andere haben müßte, und wenn er nur ein Kesselflicker wäre. Und es sei doch gut, dachte er, daß so ein Kesselflicker überall hingucken könne, wo sonst niemand hinsehe, und daß man sich nicht vor ihm in acht nehme und das Sonntagsgesicht vornehme, wenn so einer im Hause sei, wie man es zu tun pflege, wenn Dorf (Besuch) komme oder wenn man z'Dorf gehe. Gar auf Märkten und Musterungen sei lauter Lug und Trug, nicht nur auf dem Kühmärit (Kuhmarkt), sondern auch in Gast- und Tanzstuben, und die da am meisten aufgezäumt (aufgeputzt) erscheine und geschlecket (geleckt) bis z'hinderst, die sei zu Hause nicht selten die wüsteste Kosle (Schmutzfink), die es geben könne, und komme daher, daß man nicht wisse, was hinten und was vornen sein solle. Wer Marei und Rösi auf einem Märit (Markt) gesehen, der hätte geglaubt, sie ständen jedem Bauernhause wohl an, wer sie aber zu Hause sehe, der müsse sagen, daß sie zu einem Bauernhof paßten wie Haare in die Suppe, wie Wanzen in ein Bett, wie Essig zu einer gestoßenen Nidel (Schlagsahne). „Ja," dachte er bei sich selbst, „wahr ist wahr, und mit den Mädchen ist es, nicht zusammengezählt und euer Ehren vorbehalten, wie mit den Kühen: was man auf dem Markt kauft, ist gewöhnlich daheim nur halb soviel wert, mit dem Unterschied, daß man von den einen wieder loskommen kann, wenn man Reukauf zahlt, von den andern dann meist weder Geld noch Seufzer einem helfen."

Er war recht schwermütig geworden, und alle Arbeit war ihm verleidet. Er setzte sich in ein Wirtshaus und tagdiebte da, spielte den Hudel (Lumpen), tat als ob er kein Geld hätte, wollte seinen Keßlerkram(-werkzeug) verkaufen, fand aber keinen Käufer. Die Wirtstochter fesselte ihn auch nicht. Ihre Pantöffelchen gefielen ihm nicht, sie steckte ihm ihren Daumen zu tief ins Kraut, welches sie ihm auftrug, machte

ihm ein gar zu mißvergnügt Gesicht, wenn sie einmal aufstehen mußte und gnepfte (ging affektiert) manchmal so bedenklich durch die Stube, als ob sie an jedem Fuße fünf Hühneraugen hätte.

Zeitig ging er zu Bette, brach früh auf, da eben die Sonne so klar und frisch zu scheinen begann. Da ward ihm wieder froh und leicht im Gemüte, und er beschloß weiter zu wandern mit seinem Keßlerkram, den ihm niemand hatte abkaufen wollen.

Einem Fußwege nach zog er einem schönen Bauernhofe zu; lustig umflatterten ihn früh erwachte Vögelein, abgefallene unreife Kirschen knitterten unter seinen Füßen, Spatzen jagten sich auf den hohen Bohnenstecken, zwei Burschen mähten, und zutrauliche Hühner pickten hinter ihnen auf den frisch gemähten Flecken die Würmer auf. Blank war das Haus, hell glitzerten die Fenster, ein freundlicher Garten lag vor demselben, und wohlbesorgte Blumen spendeten freigebig ihre reichen Düfte. Ein schlankes großes Mädchen mit reinem Haar, reinem Hemd und Händen saß auf der Türschwelle, schnitt Brot ein und hatte ein lustig prasselnd Feuer in der Küche, doch nicht das halbe Feuer draußen auf der Feuerplatte, sondern alles drinnen im Loch, wie es sich gehört. Rauh und trotzig frug er nach Arbeit. Wo Weibervolk sei, da sei immer etwas zu heften oder zu flicken, fügte er bei. Das Mädchen antwortete, wenn er warten wolle, bis es angerichtet, so habe es ihm Arbeit genug. Da müßte er wohl viel Zeit versäumen, antwortete er, wenn er jedem Ziehfecken (andere aufhaltende Weibsperson) abwarten wollte. Das sei doch keine Manier, sagte das Mädchen, gleich so aufzubegehren, und wolle er nicht warten, so könne er gehen. Wolle er aber Verstand brauchen, so könne er seinethalb mit ihnen z'Morgen essen, während der Zeit wolle es ihm Arbeit rüsten. Der Keßler blieb nicht ungern da, das Ganze hatte so eine Art, daß es ihn heimelete. Er zog daher seine Pfeifen in

etwas ein, stellte seine Drucke (Trage) ab und setzte sich zu dem Volk (Gesinde) an den Tisch. Es hatte alles ein reinlich Ansehen, und das Volk tat manierlich, betete mit Andacht und aus dem ganzen Benehmen sah man, daß da Gott und Meisterleute (Besitzer) geehrt würden. Die Suppe war nicht überflüssig dick, aber gut, der Brei bräntete nicht (war nicht angebrannt), die Milch war nur leichtlich abgeblasen (abgerahmt), das Brot nicht ohne Roggen, aber küstig (schmackhaft) und nicht hundertjährig.

Er saß noch nicht lange am Tische, so ließ er ein mächtiges halbes Brot in eine Milchkachel fallen, daß die Kachel in Scherben ging und rings am Tische alles mit Milch überspritzt wurde. Hie und da hörte man ein Kraftwort, aber halb verdrückt (unterdrückt); eine vorlaute Magd hieß ihn den ungattlichsten Hung (ungezogensten Hund), den sie noch gesehen. Anne Mareili aber, die Tochter, verzog keine Miene, hieß jene Magd mit ihr in den Keller kommen, und bald stand andere Milch und anderes Brot auf dem Tisch. Statt sich zu entschuldigen, stichelte der Keßler, im Länderbiet (Entlibuch) esse man weißeres Brot, dort würde solches nicht einmal von d'r Gottswillen Leuten gegessen; niemand antwortete ihm darauf.

Er pflanzte sich mit seiner Arbeit neben der Küchentüre auf, von welchem Standpunkt aus er die Arbeit in Küche und Garten beobachten konnte. Er sah, wie Anne Mareili das Großmüetti (die Mutter war gestorben) an die Sonne führte, ihm mit aller Sorgfalt ein Kissen auf der Bank z'weg- (zurecht-)legte und nie unwillig wurde, wenn das Großmüetti kärete (murrte), bald hie aus, bald da aus wollte und beständig das Großtöchterchen an Sachen mahnte, die längst abgetan waren, nach Art aller Großmüetteni, die meinen, an Dinge, welche sie ehemals abgetan, jetzt aber nicht mehr vollbringen können, denke kein Mensch mehr, sie blieben ungemacht, wenn sie nicht daran erinnerten. Er sah, wie der Ätti (Vater) fort wollte, seine Strümpfe suchte, sie nirgends

fand und nun seine Tochter ausschimpfte, die sie ihm verlegt haben sollte. Ohne viel dagegen zu haben, half sie ihm geduldig dieselben suchen und fand sie endlich versteckt hinter der Kutte (Oberkleid), welche der Vater anzog, wenn er bei strubem (unlieblichem) Wetter wässern wollte. Dorthin hatte der Alte sie selbst versteckt am vergangenen Tanzsonntage, damit sein Sohn sie ihm nicht wegstipize, um auf dem Tanzboden damit zu glänzen. Das Mädchen gab sie dem Ätti ohne irgend eine Bemerkung, begleitete ihn freundlich einige Schritte weit und bat ihn, er solle doch ja nicht zu streng (stark) laufen und sich doch ordentlich Essen und Trinken gönnen, es wolle ihm schon mit etwas Warmem warten, bis er heimkomme. Er hörte, wie es Bettelkindern Bescheid gab, die einen teilnehmend nach einem kranken Vater, einer kranken Mutter fragte und etwas Passendes ihnen gab, wie es andere zurechtwies, zur Arbeit sie mahnte, Arbeit ihnen anbot und sie dann sehr ernst abwies, wenn sie schnöden Bescheid gaben und die Arbeit von der Hand wiesen. Er hörte, wie es Diensten Bescheid gab, kurz und deutlich jedem antwortete oder Arbeit anwies, daß man sah, es wußte allenthalben in Feld und Haus, was getan, was noch zu tun war. Bei dem allem saß es nicht auf einem Throne oder einem Ruhbett, streckte die Füße lang von sich weg und hatte im Schoße die Hände, sondern es war nie müßig, rüstete das Essen für eine ganze Menge Volk allein, erlas das Kraut beim Brunnen mit einer Sorgfalt, daß man ihm wohl ansah, es sei ihm nicht gleichgültig, ob in demselben Schnecken blieben oder nicht. Aber es ging ihm alles von der Hand wie gehext, und seine Füße liefen wie auf Federn, plötschten (plumpsten) nicht auf den Boden, daß es ihm bei jedem Schritt die Nase bis über die Stirne hinauf sprengte, wie man hie und da Menschenstücke um Häuser plötschen sieht. Des Mittags war das Essen wieder proper und anständig, und doch führte er es aus und sagte, am Schmalz im Kraut könnte wohl keine

Fliege sich überschlucken. Das Mädchen, welches in der Abwesenheit des Vaters die Oberherrschaft führte, antwortete bloß darauf, daheim könne er kochen lassen, wie er wolle, hier sei es so der Brauch, und wenn das ihm nicht recht sei, so brauche er ja nicht wiederzukommen.

Nachmittags, als die Großmutter schlief, das Volk auf dem Felde war, ging er in die Küche, angeblich um die Pfeife anzuzünden, fing aber an zu spaßen, zu schätzeln (liebeln), wollte das Mädchen oben einnehmen (umarmen) und küssen, da kriegte er eine Ohrfeige, daß er das Feuer im Elsaß sah und dazu die Schwelle in Bern rauschen hörte, und vernahm den kurzen Befehl, er solle sich an seine Arbeit machen, damit sie endlich fertig werde. Dann ging das Mädchen zum Hundestall, band den Blaß (Bläß) los, der es in freudigen Sätzen umsprang und sagte zu ihm: „Komm, du armer Hund du, ich will dich ablösen, aber dafür mußt du hübsch bei mir bleiben und nicht wieder den Schafen nachlaufen, willst du?“ Und der Hund sah zu ihm auf, als ob er es verstünde, war ihm immer zur Seite, wohin es ging, legte sich ihm, wenn es arbeitete, zu den Füßen und zeigte allemal die Zähne, wenn es beim Keßler vorbeiging, als ob er wüßte, wem er Respekt einzuflößen hätte.

Endlich, gegen Abend erst, brachte der Keßler Pfannen und Häfen in die Küche zurück und zuletzt auch einen Arm voll Kacheln (Schüsseln). Als das Mädchen sie ihm abnehmen wollte, ließ er sie fallen, daß die Stücke weit in der Küche herumflogen, die Großmutter einen Schrei ausstieß und ängstlich fragte, ob nicht die Kachelbank umgefallen sei. Der Bursche fluchte nur und sagte, an dem wolle er nicht schuldig sein, aber eine, die so dumm und uwatlig (ungeschickt) täte, hätte er noch nie angetroffen. Das Mädchen wurde hochrot, und der Blaß stellte sich mit offenem Maul neben ihn's, aber es sagte bloß, es sei nicht sein Brauch, mit einem Keßler zu branzen (zanken), aber wer sie habe fallen lassen, wisse er

und es. Er solle nur sagen, was man ihm schuldig sei und dann machen, daß er fortkomme, sonst zeige ihm endlich der Blaß noch den Weg.

Er lasse sich nicht so begegnen, sagte der Keßler, und fürchte den Hund nicht. Das sei wohl die kommodeste Art, sich bezahlt zu machen, arme Leute, denen man Geld schuldig sei, mit dem Hund fortzujagen, aber bei ihm komme man an den rechten. Anne Mareili antwortete, er habe ja gehört, daß es ihn bezahlen wolle und das je eher je lieber, damit es ihn nicht mehr zu sehen brauche, und wiederzukommen brauche er nicht, denn es hätte nie mehr Arbeit für ihn. Da sagte der Keßler, und jetzt wolle er expreß nichts für seine Arbeit, aber so befehlen nicht mehr zu kommen, das lasse sich ein Keßler nicht, das sei unverschämt. In vierzehn Tagen sei er wieder da, und dann nehme es ihn d'Tüfels wunder, ob es nichts für ihn habe, und dazu machte der Keßler wieder Augen, als ob er Anne Mareili küssen wollte, aber der Blaß sperrte sein Maul auf zu einem Müntschi (Kuß), das dem Keßler doch nicht angenehm war. Darum streckte er Anne Mareili nur die Hand hin und sagte: „Auf Wiedersehn!" Aber Anne Mareili wollte ihm die Hand nicht geben und sagte, es hätte noch nie einem Keßler die Hand gegeben, und es wolle schon zufrieden mit ihm sein, aber erst dann, wenn es ihm den Rücken sehe. Da lachte der Bursche und sagte, sy Seel (bei seiner Seele) gebe es ihm noch einmal die Hand, und es werde wohl eine Zeit kommen, wo es sein Gesicht lieber habe als seinen Rücken. Somit machte er sich von dannen, hellauf ein lustig Lied singend, daß Berg und Tal widertönten. Anne Mareili wurde es recht angst dabei. Es hatte viel von Räubern gehört und namentlich, daß oft Keßler versteckte Räuber seien, die das Land ausspionierten, um zu sehen, wo etwas zu stehlen sei, und wie sie auch Weiber und Mädchen mit sich fortschleppten in ihre Höhlen und dort sie bei sich behielten als ihre Weiber. Ein solcher Räuber, dachte

es, könnte auch der Keßler sein (er sehe ganz danach aus) und es auf ihn's abgesehen haben. Aber das solle ihm nicht leicht werden, dachte es, sein Messer und der Blaß wollten auch noch etwas dazu sagen. Indessen ging es doch nicht gern nachts aus dem Hause, zündete des Nachts allenthalben hin, besonders unter sein Bett, schloß die Türen sorgfältig und fütterte den Blaß extra alle Abend, damit er sich nicht etwa locken lasse, und betete noch einmal so inbrünstig zu seinem lieben Vater im Himmel, daß er ihm zur Wache seine Engelein senden möchte, zwei zu seinen Häupten, zwei zur Fußeten, einen an jede Seite und endlich einen, der ihn's führe in sein himmlisch Reich. Und dann schlief es getrost ein, aber oft träumte das Mädchen von dem Keßler, doch eigentlich nicht mit Furcht und Zittern, sondern derselbe verwandelte sich gewöhnlich in einen schönen Jüngling, in einen Prinzen oder Königssohn, der es absolut zur Frau haben wollte und seinem Anne Mareili Himmel und Erde versprach.

Doch kein Keßler kam wieder. Aber nach vierzehn Tagen fuhr an einem schönen Nachmittag ein Wägeli vors Haus, ein schöner Grauschimmel mit stolzem Geschirr davor, ein großer, schöner Bursche darauf.

Ganz als wenn er da bekannt wäre, rief er einem Knechte, er solle kommen und ihm das Roß abnehmen. Darauf kam er an die Türe, und als Anne Mareili ihm Bescheid geben wollte und ihm in die Augen sah, da wurde ihm fast g'schmuecht (es wurde fast ohnmächtig), der Keßler stand vor ihm, nicht als Prinz und nicht als Räuber, sondern als ein stattlicher Bauer. Und der Spitzbube lachte und zeigte noch schönere weiße Zähne, als der Blaß hatte und fragte so spitzbübisch: „Gäll (gelt), ich bin wiederum da, du hast es mir verbieten mögen, wie du wolltest.“ Und lachend reichte er ihm die Hand, und verschämt gab ihm Anne Mareili die seine. Da, rasch sich umsehend und niemand gewahrend, sagte er ebenso rasch, gerade seinetwegen komme er. Es

werde wohl schon von ihm gehört haben, er sei der und der und hätte schon lange gern eine Bäurin auf seinen Hof gehabt, aber nicht eine auf die neue Mode, sondern eine wie seine Mutter selig. Aber er hätte nicht gewußt, wie eine solche finden, da die Meitscheni gar schlimm seien und einem leicht Stroh für Heu verkaufen. Darum sei er als Keßler umhergezogen, hätte manches gesehen, er hätte es niemanden geglaubt, aber manchen Tag, ohne eine zu finden, die er nur vierzehn Tage hätte auf seinem Hofe haben mögen. Schon habe er die Sache aufgeben wollen, als er ihn's gefunden und bei sich gesagt habe: Die oder keine! Und jetzt sei er da und möchte ihn's geschwind fragen, ob er seinem Alten etwas davon sagen dürfe. Da sagte Anne Mareili, er sei einer, dem nicht zu trauen, aber er solle hineinkommen, es sei soviel Rauch in der Küche. Und Joggeli mußte hinein ohne weitere Antwort. Indessen ging er nicht wieder hinaus, bis er eine Antwort hatte, und die muß nicht ungünstig gewesen sein, denn ehe ein Vierteljahr um war, ließ Joggeli verkünden (ausbieten) mit Anne Mareili und hat es nie bereut und kriegte nie mehr eine Ohrfeige von ihm. Aber oft drohte es ihm mit einer, wenn er erzählte, wie Anne Mareili ihm die Hand nicht hätte geben wollen und ihm gesagt, es möge nicht warten, bis es ihm den Rücken sehe, und wie es dann doch froh gewesen sei, ihm die Hand zu geben und sein Gesicht zu sehen. Wenn er dann hinzusetzte, er glaube, jetzt sehe es sein Gesicht lieber als den Rücken, so gab Anne Mareili ihm friedlich die Hand und sagte: „Du bist ein wüster Mann, aber reuig bin ich nie gewesen, daß ich dich wieder angesehen.“ Dann gab ihm wohl Joggeli sogar vor den Leuten einen Schmatz, was doch auf dem Lande nicht dick (häufig) gesehen wird, und sagte, er glaube immer, er habe seine Frau seiner Mutter selig zu verdanken, die ihn gerade zu dieser geführt.

Und allemal, wenn Joggeli hörte, einer sei hinein=

getrappet (getappt) und hätte einen Schuh voll herausgenommen, so lachte er, sah Anne Mareili an und sagte: „Wenn der hätte lernen Pfannen plätzen (flicken) und Kacheln (Schüsseln) heften, so wäre es ihm nicht so gegangen. Ja, ja! ein Marktgesicht ist vom Hausgesicht gerade so verschieden, wie ein Sonntagsfürtuch (Schürze) etwa von einem Kuchi-(Küchen-)schurz, und wenn man dieses nicht gesehen hat, so weiß man gerade soviel von einem Meitschi, als man von einem Tier weiß, das man im Sack kauft, da weiß ja auch keiner, hat er ein Lämmlein oder ein Böcklein."

O wenn die Meitscheni wüßten, daß jeden Augenblick ein solcher Kesselflicker über die Küchentüre hereinsehen könnte, so wäre auch am Werktag um manche besser Wetter und sie täte manierlicher jahraus und -ein und wäre gewaschen vormittag und nachmittag!

Hans Berner und seine Söhne.

(Reithards „Kalender für die Jugend und ihre Freunde" auf 1842.)

Hans Berner war ein wackerer Metzgermeister, verstand sein Handwerk wohl und war ein braver Mann dazu. Er war aber auch ein starker, und wenn er — seinen Schnauz, so hieß sein Hund, hinter sich — über Feld ging, so trug er unbesorgt seinen Gurt voll Geld; drei oder viere nahmen denselben ihm nicht ab, das wußte er wohl. Es hätten's aber ein halbes Dutzend kaum gewagt, denn Hans Berner sah man es von weitem an, daß er Mark in den Knochen hatte mehr als ein anderer, so groß und vierschrötig war er und zu dem weit und breit bekannt mit seiner Kraft.

In seinen jungen Jahren war er nicht immer ein zahmes Lamm gewesen, sondern zuweilen ein wilder Hecht, und manche Tanzstube hatte er ausgeräumt mit seinen

gewaltigen Armen. Der junge Metzgermeister gefiel den Bauerntöchtern nicht schlecht, und wenn er an einer Kilbi (Kirchweih) oder an einem Märit (Markt) mit einer tanzen wollte, so sagte es ihm keine ab. Dann aber wurden die Bauernsöhne eifersüchtig und kamen über ihn wie über Simson die Philister, und Hans Berner schlug manche Schlacht mit ihnen, trug manches Loch im Kopfe heim und schlug noch mehr, ward aber nie gebodigt (zu Boden geworfen), sondern schlug sich entweder durch oder fegte (machte leer) die Stube. Und wenn er am Sonntag sich auf Tod und Leben geprügelt hatte und er ging am Montag über Feld, so kaufte er im lieben Frieden seinen ärgsten Gegnern ihr Vieh ab, und sie waren wieder die besten Freunde und trugen einander nichts nach. Hans Berner war nicht boshaft, schlug nie härter, als er mochte, und nie länger, als es nötig war, und morgens hatte er alles vergessen, und weil er so biederherzig war, so trugen ihm auch die andern nichts nach, und allenthalben war er beliebt und gerne gesehen.

Als er in die gesetzten Jahre kam, so schlug er nicht mehr, da wurde er ein wackerer Ehemann und Ratsherr in seiner Stadt; freilich schreiben konnte er nicht am besten, und seine Schrift glich mehr Kalbsfüßen als Buchstaben, aber wo es auf einen guten Rat ankam, da war er nicht der Letzte, und das ist doch wohl die Hauptsache bei einem, der Ratsherr sein soll oder will. Wenn aber Hans Berner in ein Wirtshaus kam, wo Streit war und alles drunter und drüber ging, und er stand auf und rief mit seiner mächtigen Stimme ins Getümmel hinein, sie sollten es jetzt gut sein lassen, sonst komme er, so setzte sich mancher Streit, und wenn er sich nicht setzte und Hans Berner brach in den Streit hinein wie ein großes Schiff in Meereswellen, so ward bald Ruhe.

Hans Berner war aber nicht nur geachtet und stark, sondern auch glücklich, nicht nur deswegen, weil er reich war, ein eigen Haus, schönes Land besaß und Geld vollauf,

sondern weil er eine gar brave und liebe Frau hatte. Das war eine von denen, welche, war der Mann daheim, ihn für ihren Herrn hielt und war er nicht daheim, an seine Stelle trat und regierte, als wäre er es selbst. Wenn es auch in eines Metzgers Hause nicht immer am besten riecht, sie brauchte kein Schmöckgütterli (Riechfläschchen), sie mochte das vertragen, und so den kleinen Handel mit Därmen, Haaren, Hörnern usw., welcher noch manch schönes Stück Geld gibt, wenn man alles zu Ehren zieht, den besorgte sie selbst. Sie war aber auch eine gute Frau gegen Diensten und Arme. Zu den ersten sah sie gut in gesunden und kranken Tagen, als wenn sie ihre leibhaftige Mutter wäre, und wenn ein Armer eine gute Brühe oder ein Stücklein Fleisch bedurfte zu seiner Gesundheit, so wußte er, wer es ihm gab und zwar gerne. Es kamen viele Leute in ihr Haus, die einen wollten etwas kaufen, andere brachten Vieh, andere kamen und sagten, sie hätten was Fettes, und mit allen redete sie, nahm ihnen freundlich den Bericht ab, spendete hier ein Glas Wein, dort ein Brönz (Branntwein) oder einen Teller Suppe. So ward der Hausverbrauch groß, aber er trug seine reichen Zinse, denn jedermann kam gerne in Hans Berners Haus, und darum handelte man gerne mit ihm, brachte ihm gerne das Vieh selbst oder Nachricht, daß man etwas für ihn hätte. So mußte er gar manchen vergebenen Gang nicht tun, den andere tun mußten, und gar manche Bäurin ließ es sich nicht nehmen, dem Hans Berner ein Kaffee zu machen, weil ihre Leute nicht genug rühmen konnten, wie freundlich und gut dessen Frau ihnen aufwarte, wenn sie in dessen Haus kämen, und wo einmal ein Metzger so daheim ist, daß die Bäurin ihm ein Kaffee macht, wenn er kömmt, da ist der Stall sein, und kein anderer läuft ihm mehr den Rang ab. So war's ehedem sehr oft, als die Herren noch selbst über Feld gingen; jetzt, wo sie zu vornehm dazu sind und nur ihre Knechte schicken, hat auch dieses aufgehört.

Hans Berner hatte zwei Buben, die waren munter und hatten gute Gaben. Er liebte sie und sagte, aus denen müsse mal was Rechtes werden und andere Leute, als er sei. Er meinte damit nicht, daß keiner ein Metzger werden sollte, bewahre, damals hielt der Handwerksmann sein Handwerk noch in Ehren, weil es einen goldenen Boden hatte. Aber es ärgerte ihn doch, wenn er in Rechnungen und Berichten mit Mühe durch des Schreibers Häggen (Schnörkel) sich winden konnte und doch nur das Halbe verstand, wenn seine Unterschrift so vierschrötig auf dem Papier stand, als ob er sie mit dem Ellbogen geschrieben hätte. Es ärgerte ihn, wenn er in kriegerischer Zeit abends hinter seinem Schoppen saß und kannegießern half und dann weder in der Geographie noch in der Geschichte sich zurecht fand. So müßte es seinen Buben nicht gehen, sagte er dann, wenn er abends seiner Frau sein Leid klagte, seine Buben sollten einst zu jeder Sache ihr Wort reden können, das Geld dafür solle ihn nicht reuen. Seine Frau war gleicher Meinung wie er, und das Geld reute sie für die Buben auch nicht; sie hielt sie schön in den Kleidern, was die andern vermöchten, das vermöchten sie auch, sagte sie.

Hans Berner hatte die größte Freude daran, wenn sie ihm ihre Schriften brachten und in denselben viel schönere Buchstaben waren, als er sie machen konnte, und wenn sie ihm gar noch die Hauptstädte in allen Ländern sagen konnten und in welchem Jahr der Welt Enoch gen Himmel gefahren, dann rief er aus in süßer Vaterfreude: „Ja, Buben, ihr seid ganze Hechte und gebt, so Gott will, andere Kerlisse (Kerle), als ich bin!“ und mit vollen Händen warf er das Geld ihnen nach; es strömte ihm so reichlich zu, daß er es auch im Ausgeben nicht nach Batzen oder Kreuzern berechnete. Auch die Mutter hatte an dieser Gelehrsamkeit Freude; doch wenn eine Frau kam und ihr sagte: „Aber nein, Frau Ratsherrin, ihr habt doch die schönsten Knaben von der Welt, man weiß gar nicht, welcher der schönere ist, man kann sie gar nicht genug

luegen (ansehen)," so war ihre Freude noch größer, und es mußte sicherlich der Schneider auf den Platz, und noch schöner wurden sie ausstaffiert.

Die Buben waren guter Natur, von frischer wilder Art, und Vater= und Mutterliebe schadeten ihnen lange nichts. Wie es in einem Handwerkshaus, wo man noch der Meinung ist, man hätte die Hände, um etwas damit anzurühren, und nicht, um sie in Handschuhe zu stoßen, Sitte ist, mußten sie bald der Mutter helfen Bohnen rüsten, Äpfel schnitzen, Därme putzen usw., bald auch dem Vater behilflich sein. Sie waren gerne bei ihm in der Metzg (Schlachterei), halfen was sie konnten, kannten das Inwendige einer Kuh lange ehe sie wußten, was Anatomie war, und hätten nie Herz und Nieren verwechselt oder gar die Milchlig (Milch, die Thymusdrüse des Kalbs) im Hinterteile eines Kalbes gesucht; viel posteten (trugen Botschaft) sie zwischen Vater und Mutter, mußten allerlei tragen hin und her, und sie taten es gerne, denn etwas tun war ihre Freude.

Da begann die Mutter bei mancher Arbeit sich zu kümmern, die Kleider würden beschmutzt, die Hände wüst. „Laß du das sein, Sämeli," sagte sie, „du machst deine Hosen wüst, und die Hände sind fast nicht zu erputzen (reinigen), 'sMädi (Magdalene, die Magd) kann dann das machen." Es ist unberechenbar die Zahl der Kinder, welche durch falsche Sorgfalt oder falsches Mitleiden der Mutter verhunzt, zu aller ernsten anhaltenden Arbeit untauglich gemacht werden. Es geschah wohl auch, daß bei ihren Streitigkeiten mit andern Knaben diese ihnen das Handwerk vorwarfen, sie beschuldigten, sie röchen nach Kälbern oder Kühen, oder sie zu des Vaters Stieren gehen hießen, dorthin paßten sie besser. Es geschah auch wohl, daß Lehrer von der Art, welche alle Tage dreimal Schmiere (Prügel) mit der Rute nötig hätten, die Knaben, weil sie zu spät kamen, fragten, ob sie noch Därme hätten putzen oder auseinanderziehen müssen, oder daß sie einem von

ihnen, weil er seine Aufgabe nicht nach dem Sinne des Lehrers machte, sagten: „Aus dir gibt es dein Lebtag nichts als so ein dummer grober Metzger, und es ist schade für jeden Kreuzer, den dein Vater für dich ausgibt."

Wie konnte es nun anders kommen, als daß dieses den Buben ins Haupt stieg? Sagte ihnen doch der Vater selbst bei jedem Anlasse, sie müßten andere Kerlisse (Kerle) werden, als er einer sei. Sie begannen aller Arbeit sich zu entziehen und hatten immer einen Vorwand dafür, bald eine Aufgabe, bald saubere Hosen. In der Metzg sah man sie nicht nur nicht mehr, sondern sie schämten sich derselben, ja es kam ihnen manchmal vor, als müßten sie dem Vater ausweichen, wenn er ihnen entgegenkam, oder sich stellen, als kennten sie ihn nicht, müßten auf eine andere Seite sehen oder am Boden etwas suchen; und des Vaters Schnauz, wenn er sie auf der Straße mit Wedeln und Schlecken freundlich grüßen wollte, jagten sie mit Schreien und Schlägen von sich. Auch ihr Haus, welches an einer hintern Gasse lag, gefiel ihnen nicht mehr; es war ihnen zu dunkel, und in demselben roch es, sah es aus wie in eines Metzgers Haus, und sie frugen die Mutter oft, warum der Vater doch da wohne, und warum er nicht ein schöner Haus an der vordern Straße, kaufe, wo man dann auch alles schön hell haben könnte.

Von diesem allem merkte der Vater wenig, sein Handwerk beschäftigte ihn zu sehr, und von den Richtungen, welche unwillkürlich ein jugendliches Gemüt nimmt, verstand er nichts. Es ärgerte ihn wohl zuweilen, wenn er seine Buben nichts mehr machen sah, keiner in die Metzg kam, keiner ihn zu begleiten begehrte, wenn er über Feld ging. Aber wenn die Mutter sagte, sie hätten ob dem Lernen zu nichts anderm Zeit, schwieg auch der Vater, freute sich ihrer Gelehrsamkeit und tröstete sich damit, wenn er sie dann einmal beim Handwerk habe, so wolle er ihnen die Flausen schon austreiben. Der gute Hans Berner wußte nicht, daß, wenn einmal das

Gift des Dünkels in der Kinder Herz geträufelt ist, so daß sie der elterlichen Lebensweise sich schämen, ihnen auch der Sinn für ihren Beruf schwer beizubringen ist. So verrann rasch die Zeit, und wie es Eltern oft geschieht, die Buben waren erwachsen, ehe die beiden, namentlich der Vater, daran dachten.

Sobald der älteste unterwiesen (konfirmiert) sei, solle er zum Vater in die Metzg, das war eine festgestellte Sache. Wer sie festgestellt, wann es geschehen, das wußte eigentlich niemand, es war angenomen seit Jahren, es hatte es niemand ersonnen, es war so gleichsam eine Familienoffenbarung.

Mit dem Buben redete man weiter nicht darüber, es verstand sich von selbst, und er wußte es wohl, aber je näher die Zeit kam, desto mehr ward es ihm zuwider. Schon der Gedanke, daß er im Metzgerschurz durch die Stadt müsse oder ein Kalb jagen, trieb ihm das Blut ins Gesicht, und es dünkte ihn, er wolle hundertmal lieber in fremde Dienste als das erleben. Als die Zeit heranrückte, steckte er sich hinter die Mutter und machte ihr weiß, er sollte, ehe er ins Handwerk trete, erst noch ins Weltschland (französische Schweiz). Nachher wäre keine Zeit mehr dafür, und Weltsch sollte er doch können, wie oft wäre es dem Vater nicht kommod gewesen, wenn er mit Gerbern oder Stierenhändlern hätte Weltsch reden können; er wäre gut noch einmal so reich. Das leuchtete der Mutter ein, sie sagte, sie hätte ihrem Bub nicht einmal soviel Verstand zugetraut, und recht wohlgemut brachte sie den Vorschlag dem Vater vor, und von Herzen wohl hatte sie schon an dem Gedanken gelebt, wie sie zweispännig mit ihren schönen Braunen das Söhnchen selbst ins Weltsche führen wollte.

Aber Potz! da kam sie beim Vater schön an; das sei nur der Hochmutsteufel, jawohl Weltschland! sagte Hans Berner. Es sei Zeit, daß er den Buben in seine Finger nehme, den wolle er bald anders z'weg (zurecht) haben, es

sei aber die höchste Zeit, wenn es etwas Besseres als einen Schlingel aus ihm geben solle. Er sei auch ein Mann geworden und könnte nicht Weltsch. Der Bub sollte es aber können, acht Jahre habe er schon daran gelernt und ein Sündengeld gekostet, und jetzt wolle er ins Weltsche „für weltsch z'lere“. Jawohl, das Weltsche, das ihm mangle, wolle er ihn jetzt noch selber lehren. Er wisse nicht, was er anfangen solle von dem Lernen zu halten, wenn man, sobald man die Sache brauchen sollte, nichts davon wüßte. So eine Schule mahne ihn ganz an einen betrügerischen Bauer, der einem die prächtigsten, fettesten Kühe verkaufe, daß man meine, was man für einen Schick (Schnitt) gemacht, und metzge man sie, so habe man Lumpenware und kein Fett; sie seien nur aufgetrieben gewesen, weil sie nur mit dem Ölstaub gemästet worden. Oder stelle man sie in den Stall, so fielen sie von Tag zu Tag ab und würden elend, bis der Ölstaub aus dem Leibe sei, dann könne man wieder von vornen anfangen.

Habe er ausgelernt, dann müsse er auf die Wanderschaft, da könne er seinethalben nach Deutschland oder Frankreich gehen, ja nach Paris, er habe nichts dagegen. Aber so einen Weltschland-Kürbs (Kürbis) wolle er nicht, und mit dem solle man ihm ein für allemal nicht kommen.

Nun war es aus mit dem Weltschland; denn wenn Hans Berner ein Wort im Ernst geredet hatte, so kam ihm niemand mit der Sache zum zweitenmal.

Sämeli, so hieß der älteste, mußte in den schwarzen Rock mit dem roten Kragen, mußte Därme putzen, Kälber führen, Fleisch vertragen, und alles war ihm gräßlich, und zu allem tat er dumm, und er und die Mutter weinten viel. Je dümmer er tat und je mehr die Mutter mit ihm weinte, desto unzufriedener ward der Vater mit ihm und sagte oft, der erste beste Bettlerbube auf der Gasse täte witziger (gescheiter) dazu als er, der doch so g'schulet sei; aber alles

Geld für ihn sei in den Bach geworfen, und wenn er nicht anders tun wolle, so müsse er zu einem Schneider in die Lehre. Das war wohl Hans Berner nicht Ernst, er tat alles mögliche, um aus Sämeli einen Metzger zu machen, und da Zusprechen nichts half, so nahm er das Prügeln vor. Nun legte sich Sämeli ins Bett und sagte, er müsse sterben, er stehe es nicht aus. Die Mutter jammerte, der Arzt zuckte die Achsel und redete von schwächlicher Konstitution. Da sagte Hans Berner: „Ein Mörder will ich nicht werden, und wenn der Bube nicht einsehen will, was ihm gut ist, so werde er meinethalben, was er will; so einen Zuckerstengel begehre ich selbst zum Metzger nicht, es wäre schade ums Handwerk."

Und Sämeli stand froh wieder auf, legte andere Kleider an, wollte einen Herrn vorstellen, sah aber wie ein Bengel aus und wollte nun die Handlung lernen, dazu hätte er am meisten Gout (Lust), sagte er, indem er mit seinen Fingern durch die Haare fuhr. Der Vater ließ ihn machen, es war fast, als ob er ihn verschätzt (aufgegeben) hätte. Die Mutter nahm ihn unter ihre Flügel und half ihm in die gewählte Bahn. Er lernte nun die Handlung und kam ins Weltschland, kostete ein Sündengeld und war ein Schminggel (Zierbengel) von der Sorte, welche sich aufdonnert nach Möglichkeit mit Gold und Guttuch (ganzwollenes Zeug) und innerlich versinkt in Schweinerei und Dünkel.

Auf Fritz, den zweiten Sohn, setzte nun Hans Berner seine Hoffnung und nahm diesen in die Metzg. Der kam ebenso ungern als Sämeli und schämte sich ebenso sehr des schwarzen Kittels mit dem roten Kragen, aber er hielt es besser aus, wenn er auch nicht ward nach des Vaters Sinn. Er war eine derbere Natur als Sämeli; das Herumbalgen mit Hunden und Buben gefiel ihm so übel nicht, über Feld laufen tat er nicht ungerne, er konnte da machen, was er wollte, konnte seinen Schnauz an andere Hunde hetzen oder gar an Menschen.

Mit dem Schnauz und mit anderen Metzgerbuben hielt er seine alten Schulkameraden in Respekt oder rächte sich an ihnen, wenn sie ihn ausgelacht hatten. Dem Vater gefiel dieses rührigere Wesen; er tat daher manchmal ein Auge zu, verließ sich darauf, daß alles von selbst kommen werde, wenn er einmal den Verstand hätte, und ließ es ihm an Geld nicht fehlen. Im Hintergrunde mag wohl die Angst, auch diesen Sohn für das Handwerk zu verlieren, mit Ursache gewesen sein, daß er ihm manches nachsah, was sein klarer Verstand nicht billigte, und daß er ihm das Geld nicht zuckte (entzog), wenn er ganze halbe Tage in der Metzg sich nicht sehen ließ. Freilich wußte der Vater nicht, daß Fritz bald als Metzgerjunge in Pinten saß, bald als Herr Berner im Café Billard spielte, aber er sah ihm doch nach, was er keinem Lehrbuben nachgesehen hätte. So kam es, daß auch dieser Sohn zu einem Bengel geriet, aber zu einem andern Bengel als der erste.

Der erste war nämlich ein geschlecketer (geleckter) Bengel, und der andere ein ungeschlecketer; der eine tat verächtlich mit Kommiswitz, der andere mit Metzgerflüchen; der eine tat groß mit Liebschaften, der andere mit Schlägen und Trinken; von Religion wußten beide nichts, und der Kommis verachtete alles, was nicht in der neuesten Mode steckte, und der Metzger alles, was nicht mit ihm schwitisierte, laichete (sich herumtrieb). Natürlich verachteten also beide Vater und Mutter; nur von wegen des Geldes hielt der eine den Vater in Hulden, der andere die Mutter, und wenn man den Kommis hörte in all seiner tiefsinnigen Weisheit, so bestand diese darin, daß er jede Stadt in zwei große Teile teilen würde; den einen würde er einrichten zu einem Magazin, den andern aber zu einem Lumpenhaus; dem Metzger aber lief seine Weisheit da hinaus, daß die Jungen das Geld hätten und das Recht, jedem die Beine entzweizuschlagen, der ihnen abwehren wollte von ihrem Tun, den Alten aber die Arbeit bliebe und das

stillschweigende Zusehen, was die Jungen mit ihrem Gelde vornähmen. Der Kommis kam nie tags ins väterliche Haus, und anderwärts gab er sich aus für den Sohn eines reichen Lederhändlers; der Metzger aber sagte, solange der Alte lebe, müsse er den Kittel tragen, wenn der aber einmal an der Ruh' sei, so wolle er zeigen, wer er sei. Daß sie sinnlose Verschwender gewesen, kann man nicht sagen, beide liebten das Geld; arme Menschen mußten gute Augen haben, wenn sie ein Almosen von ihnen sehen wollten, und ohne Gewissensbisse verschoß (verrechnete) der eine sich in Rechnungen oder tat das Geld ins unrechte Loch, während der andere mit dem Gewicht es nicht immer genau nahm, die Preise des eingekauften Viehs nicht am genauesten angab und manchen eingestellten (ausgemachten) Neutaler im Sack behielt. Aber für groß zu tun auf ihre Weise reute sie kein Geld; denn sie meinten, wenn einer große tue, so sei er wirklich groß, und wenn er alle Menschen verachte, so müßten ihn im Widerspiel alle achten, und was und wen sie klein machten, das müsse klein bleiben in alle Ewigkeit. Die guten Tröpfe bildeten sich ein, weil der Vater viel aus ihnen machen wollte, so sei auch viel aus ihnen geworden, und weil er viel Geld an sie gewendet, so hätten sie jetzt den Schlüssel zu aller Weisheit, zu Himmel und Hölle sowie zur afrikanischen Hölle Xaxa im Hosensack; sie dachten gar nicht daran, daß alle ihre sogenannte Bildung, Geschicklichkeit oder wie man es eigentlich nennen will, nichts sei, als die gegebene Möglichkeit, zu eigentlicher Bildung zu gelangen, daß all ihre Weisheit nichts sei als gleichsam ein Teller, auf welchen man die Suppenschüssel stellt, also nicht einmal die Suppenschüssel, geschweige denn die Suppe selbst; und was sie noch mehr wußten als von der Schule her, war nur, was sie in solcher Ferne läuten hörten, daß sie nie unterscheiden konnten, läute eine Kuhglocke oder eine Tischglocke, ein Armensünderglöcklein oder aber eine Kirchenglocke.

Zusammen vertrugen sich die Brüder nicht schlecht.

Freilich schämte sich Sämeli Fritzens, wenn er den Metzgerkittel trug, und wäre in diesem Aufzug nicht um viel Geld mit ihm durch die Stadt gegangen; aber da Fritz selbst dessen eigentlich sich schämte, so nahm er dieses dem Sämeli nicht übel, fuhr dieser doch recht gerne mit ihm, wenn er des Sonntags mit des Vaters Rossen irgend wohin zur Lustbarzeit fuhr. Sie vertrauten sich auch recht brüderlich ihre Streiche und Absichten; natürlich, wie es bei Leuten dieses Schlages gewöhnlich der Fall ist, log einer dem andern dabei, daß die Schwarten krachten.

Hans Berner sah zu klar und kam mit zuviel Menschen in Verkehr, als daß ihm das Treiben seiner Söhne hätte gefallen können. Schon ihr Wesen gefiel ihm nicht. „So war es doch nicht zu meinen Zeiten, ich hätte meinem Vater so kommen sollen, er hätte mir mit dem Munizehn (Ochsenziemer) aufgewartet,“ hörte man ihn öfters sagen. Er vernahm hier etwas und dort etwas, welches ihm weh tat. Wenn er seinem Sohn zwei Neutaler eingestelltes (ausgemachtes) Geld übergab zum Ausrichten (Besorgen) und hintendrein stellte ihn der Verkäufer zur Rede, ob er denn mit der Kuh oder dem Stier nicht zufrieden gewesen sei, daß er ihm nur einen Neutaler oder gar nichts gesendet, so schnitt das ihm tief ein, denn das ging an die Handwerksehre, und manchmal hatte er die Hand schon am Munizehn, um den Sohn diese altertümliche väterliche Kost wieder einmal kosten zu lassen, und nur der Spektakel, den es geben mußte, hielt ihn davon ab. Aber kapiteln tat er ihm dann von sieben Leiden nach (ganz gehörig, Anspielung auf die Passion), daß es einen dünkte, Fritz sollte sich niederlassen (ducken) bis zu einem kleinen Höcklein (Häufchen). Aber er tat es nicht, er gestand Böses nie ein, hatte immer Ausreden bei der Hand oder schalt den Verkäufer einen Lügner. Der Vater aber scheute eine gründliche Untersuchung, weil er den Sohn nicht gerne öffentlich zuschanden machte; und eben deswegen blieb dieser

übermütig, weil er glaubte, Leugnen sei bei allen Streichen ein unfehlbar Mittel, ungestraft daraus zu kommen, und ward alle Tage frecher.

Ähnliche Not hatte die Mutter mit dem Sämeli, und wenn sie schon nur den zehnten Teil von dem glaubte, was gute Weiber ihr zutrugen, so war doch schon dieses ihrem mütterlichen Herzen zuviel. Zwar schwur er immer auf parole d'honneur, alles sei erlogen, und sie war sehr geneigt, ihm zu glauben. Aber wenn dann noch der Vater kam und auch manches wußte und akkurat das gleiche, was diese oder jene Frau gesagt, so kam doch wieder der Zweifel in ihr Herz, und es kam ihr vor, als wäre nicht alles, wie es sein sollte; und wie große Freude sie auch an ihrem Söhnchen hatte, so kam es ihr doch vor, wenn sie ein Mädchen wäre, so möchte sie für alle Güter der Welt gerade so einen nicht, wie ihr Sämeli einer sei. So beschwerte sich nach und nach der Eltern Herz um ihre Kinder; je größer diese wurden dem Leibe nach, desto größer wurde der Kummer um ihre Seelen, und je erzogener sie sein sollten den Jahren nach, desto ungezogener stellten sie sich dar in ihren Sitten. Je mehr sie gelernt hatten, desto weniger wußten sie, was die Dinge wert waren; das sah man eben nur daran, daß sie nicht begriffen, wie unendlich höher vor Gott und Menschen ihre achtbaren Eltern seien, als sie zwei zuchtlose Schlingel, denen nicht einmal ihr alter Schnauz gerne mehr nachlief. Es ist aber wirklich oft merkwürdig, was so ein üppiger Taugenichts für einen Dünkel hat und was er sich einbildet.

Es wußten aber die Eltern das Ding nicht so recht anzufassen, und die Söhne schienen ihnen fast über den Kopf zu wachsen. Eine so nach und nach entstandene Frechheit wird grenzenlos hart, und sehr schwer ist es ihr beizukommen; da muß etwas ganz Besonderes eintreten und mit einem herzhaften Keulenschlag das Ungetüm sonder Schonen zerschlagen werden, sonst schrumpft in dem Maße, als die

Frechheit der Kinder wächst, das Selbstbewußtsein und der Mut der Eltern zusammen und die Kinder werden Meister. Hans Berner hatte der Sache schon lange nachgedacht, und im Rate war es schon mehr als einmal aufgefallen, daß er zweimal gefragt werden mußte, ehe er es hörte, und daß er zu der Meinung stimmte, gegen die er geredet hatte; aber den Ausweg hatte er noch nicht gefunden.

Es war ein schöner Sonntag im Frühjahr, und es dünkte Hans Berner, er müßte hinaus ins Freie, wiederum so einmal sich recht auslaufen, damit ihm das Herz leicht würde, das seit einiger Zeit ihm sehr schwer geworden war. Wenn Eltern immer Übles von den Kindern hören und das ganze Tun und Lassen der Kinder bestätigt den Eltern das Böse, welches sie hören — müssen da nicht die Herzen schwer werden und krank; denn so wie bei Elternfreude es den Eltern ist, als wüchsen ihnen Flügel an den Schultern, so ist nichts auf Erden, welches schwerer drückt als Elternleid. Schon am Samstag abend hatte er es der Frau gesagt, wenn's morgen schön Wetter sei, so wolle er wiederum einen Lauf tun und selber ins Gäu (aufs Land), ihm tue es wohl, und er müßte sehen, daß die Leute ihn nicht vergessen; es wolle ihm manchmal fast scheinen, als sei es nicht mehr wie ehedem und viele Leute ihm abgefallen. Die Frau gab ihm recht, meinte aber, er solle nicht zu Fuße gehen, sondern den Fuchs nehmen; es sei doch eine strenge (schwere) Sache für einen Mann wie er sei und nicht mehr jung, zu Fuße zu gehen, fahre doch jetzt jedes halbbatzige (unbedeutende) Herrlein, und wer leicht was sei, laufe nicht mehr im Lande herum wie ein Handwerksbursche. Das sei ihm gleich, sagte er, dessen achte er sich nicht. Gehe er zu Fuß oder fahre er, sei er der Hans Berner, mehr nicht und minder nicht; aber das wüßte er, wenn er immer gefahren wäre, so wäre er der Hans Berner nicht, der er jetzt sei. Zudem hätte er seine Rosse die Woche über hart gebraucht, und der Sonntag

sei auch für das Unvernünftige da. Es tue ihm wohl, seine alten Wege wieder zu machen, und weiter als er möge, gehe er nicht. Des Näheren erzählte er seiner Frau noch seinen Reiseplan; als er aber am frühen Morgen zum Hause ausging, kam es ihm ganz anders in den Kopf, und er ging gerade zum entgegengesetzten Tore aus.

Frisch wie ein Zwanzigjähriger wanderte er über Berg und Tal und ward je länger je heller auf. Erstlich war er auch ein Landmann und betrachtete jeden Acker und hatte seine Freude an schönen Saaten und gutgepflegten Wiesen, und allenthalben trat es ihm vor die Augen, wie es vor dreißig und mehr Jahren gewesen und wie um vieles allenthalben es gebessert. Zweitens ward er allenthalben, wo er zusprach, mit Ehre und Freude bewillkommt. Alt und jung kam vors Haus und reichte ihm die Hand und hieß ihn in die Stube kommen. Der Bauer sagte, wenn er ein Gläschen möge, so solle er es doch sagen, und die Frau bot ein Kaffee an, wenn er warten wolle. Vor allem ging aber Hans Berner in den Stall, beurteilte des Bauers Viehstand, lobte ihn wenn immer möglich, und sagte ihm: „Ihr habt's anders z'weg (in Schwung) als Euer Vater selig. Er ist ein braver Mann gewesen, allen Respekt vor ihm, aber was sein Land abtragen konnte, das hat er noch nicht gewußt. Was hat er gehabt, drei — vier Kühe und ein paar Stiere, und jetzt, potz Sapperlot! wieviel habt Ihr, zehn Kühe und zwei Paar Stiere, ja, das will was sagen!" — Wollte er wieder gehen, so hieß man ihn bald wiederkommen, es freue sie allemal, wenn sie ihn nur von weitem sähen, und wenn sie was Fettes hätten, so bekäme es kein andrer, wenn er es wolle, darauf könne er zählen. Den Kindern sagte die Mutter: „Gebt dem Herrn die Hand; das ist der Herr Ratsherr, von dem der Vater so oft b'richtet (erzählt), wie der ein so schönes Haus habe und so guten Wein und soviel Geld."

So ging es dem Hans Berner bei gar manchem Hause.

Das freute ihn sehr und machte ihn fast stolz und mit Recht. Das ist der gerechte Lohn, den ein Ehrenmann in seinem Alter einzuziehen hat, und da zeigt es sich, daß der brave Mann geachtet wird auf der Welt und nicht der Großhans und nicht der Windbeutel; und ein Kommis hätte zweispännig und vergoldet vors Haus fahren können, zu diesem Metzger hätte man ihn nicht in die Stube kommen heißen.

So wanderte er den ganzen Tag und ward müde, denn es war heiß geworden, und im Frühjahr geht es sich immer etwas mühselig; so kehrte er im späten Nachmittag in ein Wirtshaus ein, ungefähr zwei Stunden von seiner Heimat, da wollte er ruhen und die Kühle erwarten. Hans Berner fühlte, daß er nicht mehr zwanzigjährige Beine habe. Auch da erregte sein Kommen große Freude. Wirt und Wirtin kamen herbei, reichten ihm die Hand und klagten, sie hätten geglaubt, er wolle niemals mehr zu ihnen kommen, sie hätten recht Langeweile (Sehnsucht) gehabt nach ihm. Sie führten ihn in ein heimeliges Stübchen, frugen ihn, was er befehle; was öppe (irgend) möglich sei, das müsse er haben, und wenn er vor dem Essen ein wenig schlafen wolle, so wäre es ruhig hier und das Ruhebett sei auch nicht schlecht. So war Hans Berner da abermals wie ein Vogel im Hirse, und wo ein Mann allenthalben so empfangen wird, da muß er wohl den Glauben fassen, er sei auch etwas. Und das ist allerdings eine große Gewalt, wenn einer vermag an allen Orten zu sein wie daheim und allenthalben aufgenommen zu werden wie ein Vater oder Bruder. Es gibt Leute, die sind nirgends daheim, und allenthalben findet man sie am Rücken schöner als im Gesicht; unter diese gehören namentlich die eingebildeten Fratzen, welche sich über Gott und Menschen hinausgewachsen glauben.

Wirt oder Wirtin und manchmal beide leisteten ihm Gesellschaft, das war Hans Berner lieb. Was ihnen wichtig war, war auch ihm wichtig, ihre Gedanken begegneten sich

auf den gleichen Feldern, und einer lernte vom andern. Wenn verständige Männer sich in einem Wirtshause treffen, so entsteht da ein gegenseitiger Unterricht, welchen man häufig zu gering schätzt, und eben weil man ihn gering schätzt, lernt man nichts vom Leben und weiß höchstens etwas aus seinem Fach. Aber das ist eben das Zeichen der beschränkten Leute, daß sie nur Sinn für ihre Sache haben, daß ihre Gedanken nur auf einem Felde weiden; wessen Gedanken nun nicht an den gleichen Stengeln hangen, den finden sie tief unter sich, verachten ihn, mögen ihm das Maul nicht gönnen, finden ihn langweilig, dumm, altväterisch usw. Als so Hans Berner wohlgemut am Tische saß hinter einem guten Fisch und einer guten Flasche, der Wirtin es brachte und den Wirt ein eignes Glas nehmen, mit ihm trinken hieß und daneben redete von Unschlitt und warum die Kühe abschlagen müßten, fuhr mit hellem Geklingel ein schönes Chaischen vor, und mit einem Fluche fuhr Hans Berner vom Ruhbett auf. „Sind das nicht Eure Söhne, Herr Ratsherr?“ frug die Wirtin; „die werden Euch holen wollen.“ „Ja schön,“ sagte Hans Berner; „die meinen, ich sei oben aus, nehmen mein Roß und fahren unten aus. Es ist mir leid, daß ich's sagen muß, aber man hat heutzutage nur Verdruß von den Kindern; großtun, daß ist ihre Kunst und sonst ist's, helf Gott! nichts mit ihnen, aber denen will ich es weisen, die müssen auch wissen, was Zufußgehen ist.“

„Wie schöne Herren das sind,“ sagte die Wirtin; „sie sind dem Herrn Ratsherr wie aus den Augen geschnitten. Soll ich ihnen sagen, daß Ihr auch da seid?“ „Bei Leib und Sterben nicht!“ sagte Hans Berner, „und verbietet es allen euren Leuten. Dem Spiel will ich einmal zusehen, so weiß ich doch, woran ich bin.“ Während die Wirtin hinausging, die Herren zu empfangen, ärgerte er sich an dem schönen Chaischen, das sie geliehen hatten, weil das seine ihnen zu schlecht war, am schweißbedeckten Fuchs, an den Buben selbst, welche die Stubenmagd jagten, statt dem Fuchs nach in den Stall zu

gehen, um nachzusehen, daß er recht besorgt würde. Darauf polterten sie durchs Haus, als ob eine Schwadron Dragoner einrückte und quartierten sich in die Nebenstube ein, bestellten ein Essen, und auf die Frage des Wirts, was sie für Wein wollten, frugen sie nach dem Neuenburger, von welchem die Flasche achtzehn Batzen koste; wenn er noch von dem hätte, so sollte er ein paar Flaschen bringen.

Das juckte den Vater in beiden Händen. Er hatte mit dem Wirt eine Flasche Achtbatzigen getrunken und lange Komplimente gemacht, ehe er dem Wirt erlaubte, Zapfenwein zu bringen, von dem die Flasche vielleicht sechs Batzen kostete, und seine Buben begannen mit Neuenburger, die Flasche um achtzehn Batzen. Doch hielt er sich stille hinter seiner Bretterwand, sah durch ein Astloch, wie sie behaglich ausgestreckt auf Sesseln und Ruhbett lagen, hörte wie die erste Flasche knallte, wie sie einschenkten, dann Gericht hielten, ob's vom rechten sei oder nicht. Als sie damit im reinen waren, legten sie sich behaglich zurück, und Sämeli sagte: „Wo stolpert wohl unser Alter herum und schwitzt wie ein Bär; wohl, wenn der wüßte, wie der Fuchs hat springen müssen, es würde ein Donnerwetter absetzen.“ „Ich glaube es auch,“ sagte Fritz, „und es ist gut, daß er es nicht weiß. Aber wenn er den Narren machen will, so mache er ihn; unterdessen wollen wir uns wohl sein lassen; heutzutage macht es ein jeder, wie es ihn freut. Was würde er zum Neuenburger sagen?“ „Ho!“ sagte Sämeli, „er würde uns vielleicht die Flaschen um den Kopf schlagen, wie er schon manchmal getan hätte, wenn er dazugekommen wäre; aber er weiß nicht alles, und wenn er einmal an der Ruhe ist — und lange geht das nicht, es dünkt mich, er falle gar aus den Kleidern — so wollen wir dann eine andere Ordnung einführen und das muß anders gehen.“

Und nun begannen sie ihre Luftschlösser zu bauen, lang gehegte Gedanken wurden zu Worten, und hinter der Bretter=

wand saß der Vater mit bleichem Gesicht, denn was jetzt aus den Herzen der Söhne herauskam, das hatte er doch nicht darin gesucht. Auf seinen Tod bauten sie ihre Pläne; gleich nach demselben sollte ein neues Leben angehen. Fritz wollte das Handwerk aufgeben, mit Sämeli eine Handlung anfangen, aber was für eine, das wußten sie nicht. Sie wollten ein neues Haus an einer Hauptgasse bauen, ein anderes auf dem Lande, wollten Equipage halten, gute Tafel, guten Keller, ein schönes Eingericht (Einrichtung) allenthalben, wollten dabei nichts tun als lustig leben, höchstens hie und da ein Profitchen machen und jemand tüchtig übers Ohr hauen. Sie rechneten dem Vater sein Vermögen nach und was es erleiden möchte (was daraufstehen könnte), und fast lächerte es noch den Vater, als er merkte, wie sie noch von manchem, das er besaß, nichts wußten. Es ist gut, so dachte er; wie würden die erst tun, wenn sie alles wüßten. Sie rechneten ihm seinen Verbrauch nach und fanden, wenn man nicht den Narren machen wollte mit andern Leuten, so könnte man d's Halb (um die Hälfte) besser für sich leben. Sie schimpften über ihren großen Hausverbrauch, über der Mutter Wohltätigkeit, über seine Freigebigkeit; wenn sie einmal das Heft in Händen hätten, so sollte das anders gehen. Den Diensten müßte alles knapper zugemessen sein, und mit den Bettlern, unter welche sie jeden Armen rechneten, wollten sie kurzen Prozeß machen, ein für allemal. Sie wollten wetten, sagten sie, wenn man rechne, was so verschleudert würde, so fände man, daß man dafür das ganze Jahr durch zwei Pferde würde halten können und allemal, wenn man ausfahre, flott leben. Das begriffen die Alten nicht, und der Alte laufe zu Fuß in der Welt herum, trinke ein schlechtes Kaffee, um einen Schoppen zu ersparen, und wenn es Wein sein müsse, so trinke er Sechsbatzigen, der die Fässer zerfresse, wenn man ihn mehr als ein Jahr darin hätte, und dann meine der alte Narr, wie er hause (sparsam sei), und begreife nicht, daß er sein Geld nicht könne spielen lassen,

daß er eigentlich ein Verschwender sei und d's Halb (um die Hälfte) reicher sein könnte, wenn er es vorzunehmen wüßte. So etwas aber könnte er nicht begreifen, so ein alter Ratsherr sei zu dumm dazu; ihr Trost sei, daß er dem lieben Gott so gefalle, daß der nicht lange werde auf ihn warten mögen. Die Leute hielten soviel auf ihm, wenn sie aber einmal ans Brett kämen, so sollte man es erfahren, wer's besser verstehe, sie oder der Vater. So redeten die Söhne zum Zeitvertreib, bis die Suppe kam. Der Vater wußte manchmal nicht, sollte er drein reden in seiner Sprache oder sollte er weinen über seine Söhne.

Aber Hans Berner war ein kräftiger Mann und verlor die Fassung nicht schnell; er sah wohl, daß mit einem Wirtshausspektakel nichts geholfen wäre, daß da etwas anderes nötig sei, und hauptsächlich, daß er ihnen es einmal so recht beweise, wer er sei und wer sie seien, damit die Furcht und die Demut wiederkämen in ihre aufgeblasenen Herzen. Er hielt also an sich, hielt an sich, als sie die Stubenmagd plagten, daß sie nicht mehr auftragen wollte, als sie sogar die Wirtin vertrieben, so daß der Wirt ganz entrüstet zum Vater kam und ihm leise sagte, wenn es nicht seine Söhne wären, er jagte sie zum Loch aus, und es wäre ihm lieb, wenn er ein Wort darein reden wollte. Aber Hans Berner schüttelte den Kopf und sagte leise dem Wirt: „Wenn sie das Weibervolk nicht in Ruhe lassen, so sendet ihnen mit dem ersten Gericht den Stallknecht.“ So geschah es auch.

Die Jungen fluchten anfangs, fanden es endlich einen guten Witz, schenkten dem Stallknecht Neuenburger ein, daß es dem Vater in alle Glieder kam und ihn wahrscheinlich noch früher, als er es sonst getan, bewog, leise Befehle zu geben, daß man so geräuschlos als möglich den Fuchs anspanne, aber ja seine Söhne nichts davon merken lasse. Als er den Fuchs eingespannt sah, nahm er leise Abschied und ließ dann plötzlich im Hausgang seiner mächtigen Stimme

freien Lauf. Drinnen fuhren die Söhne trotz dem Neuenburger hoch von ihren Stühlen auf, als wie wenn der Blitz ins Zimmer geschlagen hätte. Sie wußten nicht, kam er oder ging er, sollten sie warten oder fliehen. Sie horchten auf die Stimme, wie die Schildwache horcht, wenn ein Überfall sich naht. Die Stimme redete freundlich, entfernte sich. Sämeli streckte vorsichtig den Hals aus, er wollte sehen, welchen Weg der Vater nehme; da stockte ihm ein Heer von Flüchen im Halse, denn was sah er? Er sah den Fuchs angespannt, sah den Vater ihm den Hals streicheln, Wirt und Wirtin die Hand geben, in ihr Chaischen steigen und davonfahren. Sie standen da wie angedonnert, wie zwei nagelneue Ölgötzen, und jedem ward, als ob man ihn vor den Kopf geschlagen hätte, der Hals ihm zugeschwollen wäre.

Endlich konnten sie wieder fluchen und aufbegehren, und sie riefen nach dem Wirt und wollten wissen, was das für eine Manier sei, daß man ohne ihren Befehl ihr Roß an ihr Chaischen spanne und fortfahren lasse, sie machten dafür den Wirt verantwortlich, und vor allem aus könnte er sie auf seine Kosten heimführen lassen. Der Wirt aber lächelte auf den Stockzähnen (heimlich) und sagte, die Herren sollten ihm verzeihen, aber er habe geglaubt, wem eine Sache gehöre, der habe darüber zu befehlen, und das Roß habe er selbst ihrem Vater verkauft; das wäre nun kurios gewesen, wenn man ihm sein Roß, das er selbst bezahlt, nicht hätte anspannen wollen. Übrigens lasse der Herr Ratsherr ihnen guten Abend wünschen und ihnen sagen, er erwarte sie dann morgen um sechs Uhr auf seinem Zimmer ohne Fehler (unfehlbar) und beide.

Die Söhne polterten erst recht, als sie diesen Befehl hörten, aber es war doch etwas in ihrer Stimme, welches nach einem erschrockenen Herzen roch, und als sie hörten, daß ihr Vater schon lange hier gewesen, da ging selbst die Stimme ihnen aus; sie wurden einsilbig und dachten dem nach, was

sie alles geredet und getan und ob wohl der Vater dieses alles gesehen und gehört. Sie mußten es vermuten, aber aus dem Wirte brachten sie es nicht heraus, und wie sie auch aufredeten, was das für eine Manier sei, sie hier sitzen zu lassen, so lag doch eben in dieser Manier etwas, das ihnen sagte, der Vater hätte, wenn er einmal wollte, noch die Hand am Arm, verstände keinen Spaß und verstände noch zu zeigen, wer Meister sei.

So könnten sie aber nicht bleiben, sagten sie; der Wirt müsse sie heimführen lassen. Es ist mir sehr leid, ihr Herren, sagte er, aber das Roß, welches im Wägelein geht, habe ich nicht daheim und die andern sind junge Tiere, welche ungewohnt sind. Es werde doch ein Fuhrwerk hier zu haben sein, frugen sie. Er zweifle daran, die Leute hätten ihre Rosse hart gebraucht, und überhaupt seien sie hier nicht im Roßland, aber wenn sie es wünschten, so wolle er nachsehen lassen. Natürlich gaben sie den Befehl und brummten unterdessen über ihren Vater und redeten ab, wie sie ihm morgen den Marsch machen wollten und ihn fragen, was das für eine Manier sei. Der Neuenburger war sehr gut gewesen, und der war noch in ihnen. Bald darauf kam Bescheid, es wäre kein Fuhrwerk zu haben. Sie beschieden den Knecht herein, gaben ihm zu trinken, frugen ihn aus und vernahmen nichts; sie fluchten, es müsse doch ein wunderlich Ding sein, wenn in einem solchen Orte kein Fuhrwerk zu haben wäre, er hätte nur nicht recht nachsehen mögen usw. Ja, sagte der Knecht, Fuhrwerke wüßte er wohl, aber es seien vielleicht nicht die schönsten, und er dächte, solche Herren würden nicht darin fahren. Das sei ihnen gleich, sagten sie, wenn es nur gefahren sei, und sie wollten sich leiden (sich darin ergeben), so schlecht werde es doch nicht sein. Der Knecht sagte, wenn man kein besseres hätte, so wäre es wohl gut genug, und erhielt den Auftrag, es zu bestellen und kommen zu lassen. Unterdessen nahmen sie noch einen, aber er mundete ihnen

nicht mehr, und dunkel war es geworden, als man ihnen ansagte, daß das Fuhrwerk unten sei.

Als sie hinauskamen, waren viele Leute draußen; die lachten und rissen Witze. Aber meine Herren achteten nicht darauf, drängten sich ans Fuhrwerk und standen vor einem zweiräderigen Karren mit einer Blache (Plantuch) bedeckt, und ein Esel war angespannt. Da standen sie, hatten das Maul offen, und ringsum erscholl ein wütendes Gelächter. Wer weiß, vielleicht wären sie eingesessen, wenn das Gelächter nicht gewesen wäre; jetzt aber begannen sie zu schimpfen, daß sie sich nicht zum Narren halten ließen, und je mehr sie schimpften, desto herzlicher lachte es rings ums Haus.

Nun aber wurden die Herren Brüder fuchswild, wünschten Wirt, Zuschauer und Fuhrwerk zum Gugger (Kuckuck), hatten aber Zeit zu gehen, wenn sie nicht Schläge riskieren wollten. Fritz, der Metzger, hätte d's Prügeln nicht geflohen, aber Sämeli frug ihm nichts nach, er setzte seine Toilette solchen handgreiflichen Proben nicht gerne aus. Die beiden Brüder, die so stolz mit einem Fuchs angefahren waren, mußten nun bei einbrechender Nacht, freilich fuchswild, aber ohne Fuchs nach Hause stolpern. Hinter ihnen her tosete noch lange der Bauern Gelächter. Die erste halbe Stunde liefen sie ganz preußisch, und man hätte glauben sollen, sie hätten Mut, wenigstens eine halbe Stadt aufzuspeisen mit Haut und Haar. Aber als die erste halbe Stunde vorbei war, begann es dem Sämeli jämmerlich zu werden, seine Stiefelchen drückten ihn, seine Beinchen schwankten, die Straße ward ihm zu einem Dornenfeld, die Welt schien ihm ein Tintenfaß, und er schwamm mitten drin; aber näher und näher stieg die Tinte seinem Munde, näher und näher kam ihm das Ertrinken; er wimmerte, er weinte, das trunkene Elend kam vollständig über ihn. Fritz hatte seine große Not mit Sämeli, und deswegen fing auch ihm an das Leben zu verleiden (leid zu werden); und als er dann um Mitternacht nach Hause kam, war ihm gar elend

zumut. Der Wein war verraucht, Leib und Seele waren jetzt matt, und am Morgen um sechs sollte er zum Vater, und wo war jetzt die Courage, mit welcher er ihm gegenüberstehen wollte? Er hatte jetzt nichts mehr als das Bewußtsein dessen, was geschehen war, und die Angst, was der Vater daraus machen werde, und das Gefühl, daß im Vater eine Kraft wohne, die ihm noch eben so übermächtig sei, als wie vor zehn Jahren; der üppige Übermut hatte auf einmal der Furcht wieder Platz gemacht.

Hans Berner war längstens heim. Auch er war nicht leichten Herzens heimgefahren; man kann es sich wohl denken. Aber es war nicht eitler Jammer oder hohler Zorn, die in ihm mächtig wurden, sein kräftiges Gemüt rang nach gutem Rat in dieser schweren Sache. Er sah bald, wo der Fehler lag, und daß er und die Mutter nicht ohne Schuld seien. Sie hatten an den Kindern zu große Freude gehabt und diese Freude merken lassen. Sie hatten den Kindern auch zu der Einbildung geholfen, daß, was sie in den Schulen lernten, die Hauptsache sei und sie zu andern Kerlissen (Kerlen) machen werde als die Eltern, die es nicht könnten; sie hatten die Tätigkeit im Hause und die Teilnahme an allem Häuslichen ihnen erlassen, so daß die Schule zur Hauptsache ward, das Haus zur Nebensache, daß die Buben sich mehr dünkten als die Eltern und weit über sie hinausgewachsen; daher Übermut, und daß sie sich der Eltern schämten und ihres Berufes. Das alles dämmerte dem Hans Berner beim Heimfahren nach und nach auf, und er sah ein, daß alles darauf ankomme, daß er sich wieder über seine Buben stelle, den rechten Respekt wieder herstelle; dann erst könne er sehen, was sich aus ihnen noch machen lasse. Den größten Kummer dabei verursachte ihm ihre Herzlosigkeit; sie liebten niemand, sie lebten für niemand; sie liebten und lebten nur für sich, gönnten den Eltern den Tod, aber keinem Armen einen Bissen Brot. Recht eigentlich himmelangst wurde es Hans

Berner, wenn er dachte, zu welchem Fluch sein großes Vermögen in solchen Händen werden müßte, zum Fluch für seine Kinder, zum Fluch für seine Mitbürger, denen seine Kinder nichts Gutes, sondern lauter Böses zudachten; und mit Geld läßt sich viel verrichten, wie man alle Tage erfährt. Das machte Hans Berner den meisten Kummer, denn wo kein Herz mehr im Menschen ist, wie kann man ihm wieder eins hineinmachen! Und hier sah er nicht klar, wer schuld daran war; er hatte große Lust, diese Schuld nicht ganz auf seine und seiner Frau Schultern zu nehmen. Aber dieser teilte er seine Erlebnisse mit, und auch ihr blutete das Herz; denn was schlägt wohl tiefer, als wenn man seine Kinder schweben sieht über dem Abgrunde, in dem Leib und Seele untergehen, erschrecken Eltern doch schon, daß ihnen die Glieder beben, wenn sie ein Kind an einem Loche sehen, wo es höchstens ein Bein brechen kann. Aber die Frau war auch eine verständige Frau und nicht bloß eine blinde Mutter; sie trat daher nicht auf die Seite der Söhne, sondern war in der Hauptsache mit dem Vater durchaus einig, und so trat sie mit ihrem Rat zu seinem Rat, und was das eine nicht fand, fiel dem andern ein, und wo Mutter und Vater auf diese Weise Rat halten, da steht ihnen auch Gott bei und stärket ihre Augen.

Des andern Morgens um sechs Uhr erwartete Hans Berner seine Söhne. Da selben Morgen Rat war, so war er als Ratsherr angezogen, aber an der Wand hing sein Metzgerkittel; schöne Metzgerwaffen und Stöcke zierten die Wände, und in der Ecke stand eine Lade mit Büchern, aber nicht solchen, welche man jetzt hat. Die meisten hatten hölzerne Deckel, waren mit Schweinsleder überzogen, und wer sie in eine Tasche hätte stecken wollen, müßte eine andere Kutte (Rock) gehabt haben, als man sie heutzutage trägt.

Er mußte lange auf seine Söhne warten, endlich erschienen sie. Sie hatten fast das Aussehen von armen

Sündern, wollten trotzig aussehen, aber sie hatten Katzenjammer an Leib und Seele. Da kann der Mensch nicht lange trotzig aussehen, er fällt immer wieder zusammen, und eines jämmerlichen Gesichtes kann er sich nicht erwehren.

Vor ihnen stand Hans Berner groß und mächtig, und wie er so dastand, hätte er männiglich Ehrfurcht eingeflößt, denn man sah ihm an, er war nicht nur ein Metzger, auch nicht bloß ein Ratsherr, sondern er war ein Mann, und er fühlte es, daß er einer war. Und als der Vater so ernst und groß und schweigend vor ihnen stand, da fühlten es auch die Söhne, daß sie als Buben vor einem Manne stunden, und sie konnten sich des Zitterns fast nicht erwehren. Aber auch der Vater konnte sich der Tränen fast nicht erwehren, als er seine Söhne, die bald Männer sein sollten, noch so wie Buben vor sich sah, aber er bezwang sich, nahm sich zusammen, daß weder Zorn noch Weichheit über ihn kamen, und sprach endlich zu seinen Söhnen:

„Was ich schon lange vermutet habe, das sah und hörte ich gestern; jetzt weiß ich, was ihr treibt und was ihr denkt; wir hätten Ursache, die Mutter und ich, uns die Augen aus dem Kopf zu weinen oder euch zu verstoßen, denn wie gut ihr es mit uns meint, das wisset ihr, und wohin euer Leben führt, das wisset ihr freilich nicht, aber wir wissen es. Ihr werdet ein Leben führen, welches die Menschen verfluchen und Gott verdammt, denn wer Vater und Mutter den Tod wünscht, der hat kein Herz mehr für einen Menschen und keine Furcht vor Gott.

Noch leben wir aber und das Vermögen ist unser, und Gleiches mit Gleichem könnten wir vergelten, und, wie ihr es aus unsern Händen möchtet, dafür sorgen, daß es nicht in eure Hände käme, denn wie wir es erworben, so können wir es auch aufbrauchen. Das wollen wir einstweilen nicht, aber das wollen wir, daß unser Vermögen in keine solchen Hände komme, wie die euren gegenwärtig sind, und dafür wollen ich und die Mutter sorgen.

Ich bin ein Metzger und habe wenig die Schule besucht, aber manchen Abend habe ich durchgelesen, und ihr habt ein Sündengeld in der Schule gekostet, aber noch kein Buch habe ich in euren Händen gesehen, seit ihr aus der Schule seid, und des Abends seid ihr anderswo als daheim.

Dort in jenem dicken Buche las ich einmal von einem Ritter, der durch seine Tapferkeit reich geworden war und geachtet im ganzen Lande. Der bauete oberhalb dem Städtchen Brugg eine Burg, wie man im ganzen Lande keine sah, und nannte sie Besserstein, und die Burg war fest, daß sie niemand einzunehmen vermochte. Dieser Ritter hatte zwei Söhne, und die freuten sich auch auf ihres Vaters Tod und rieten ab, wie sie dann hochleben wollten und Land und Nachbarn schädigen und plündern von ihrer sichern Burg aus. Das vernahm der Vater, ließ seine Söhne vor sich kommen und sprach: ‚Liebe Söhne, dieses Haus habe ich erbauet meinem Hause zum Trost, dem ganzen Lande zu Nutz. Nun aber ich euer Vorhaben vernommen hab', will ich nicht, daß von diesem Hause aus das Land geschädigt werde, noch daß ich Ursache haben soll des Schadens, welchen das Land empfangen soll.‘ Und er bezwang (zwang) die beiden Knaben, daß sie mit eigener Hand das Schloß anzünden mußten, daß es verbrannte, also daß niemand darin wohnen mochte. Gestern beim Heimfahren kam mir diese Geschichte in Sinn, und wenn ich auch kein Ritter bin und keine Burg erbauet habe, so erkannte ich doch die Wahrheit in dieser Geschichte, daß, was die Eltern mit dem Segen Gottes erworben haben, sie den Kindern nicht zum Fluche hinterlassen, es eher verderben sollen. Und so sind die Mutter und ich entschlossen, es also zu machen; wir wollen, was wir erworben, brauchen, wie wir wollen; dafür wollen wir sorgen, daß es in euren Händen nicht zum Fluch werde. Aber ehe wir es machen wie jener Ritter, wollen wir es versuchen, mit Gottes Hilfe euch anders zu machen und eure Hände sauber. In die Kur wollen wir

euch nehmen; wollt ihr derselben euch unterwerfen und schlägt sie an, wohl und gut, so sollt ihr wieder unsere lieben Kinder werden, und unser Vertrauen, daß ihr unser Andenken in Ehren halten, nicht schänden werdet, wollen wir wieder auf euch setzen. Wollt ihr euch aber nicht unterziehen, wohlan, so wollen wir uns unser Andenken selbst sichern, und zwar also, daß ihr nichts mehr daran machen könnt. Jetzt bedenkt's, in drei Tagen will ich Antwort. Aber, aber vergeßt es nicht, wenn Hans Berner einmal die Augen offen hat, so ist er nicht mehr blind, und wer ihn einmal betrogen hat, betrügt ihn nicht wieder, und hat er einmal einen Entschluß gefaßt, so bricht ihn niemand wieder. Ihr sollt es erfahren, daß ich Hans Berner bin und nicht nur in der Metzg (Schlachterei), nicht nur auf dem Rathause, sondern auch zwei solchen Buben gegenüber, die nichts können und nichts sind, die im Zustande, wie sie jetzt sind, nicht acht Tage ein ehrlich Brot sich erwerben könnten. Jetzt geht, in drei Tagen will ich Antwort, und was ich dann sagen werde, das hält Hans Berner, und Hans Berner und seine Frau sind eins."

So redete Hans Berner mit seinen Söhnen, und wie tausend Zentner lasteten seine Worte auf ihnen, und ächzend und bangend brachten nach drei Tagen die Söhne ein Ja hervor, daß sie sich unterwerfen wollten. Ein harte Kur wurde angefangen; sie gelang endlich, und mit Freuden werden Hans Berner und seine Frau ihre Augen schließen, denn sie wissen, ihre wacker gewordenen Söhne werden ihr Andenken ehren und im Segen besitzen, was sie im Segen erworben.

Die schwarze Spinne.

(„Bilder und Sagen aus der Schweiz", Erstes Bändchen 1842.)

Über die Berge hob sich die Sonne, leuchtete in klarer Majestät in ein freundliches aber enges Tal und weckte zu

fröhlichem Leben die Geschöpfe, die geschaffen sind, an der Sonne ihres Lebens sich zu freuen. Aus vergoldetem Waldessaume schmetterte die Amsel ihr Morgenlied, zwischen funkelnden Blumen in perlendem Grase erscholl der sehnsüchtigen Wachtel eintönend Minneruf, über dunkle Tannen tanzten brünstige Krähen ihren Hochzeitreigen oder krächzten zärtliche Wiegenlieder über die dornichten Bettchen ihrer ungefiederten Jungen.

In der Mitte der sonnenreichen Halde hatte die Natur einen fruchtbaren, beschirmten Boden (Talgrund) eingegraben; mitten drin stand stattlich und blank ein schönes Haus, eingefaßt von einem prächtigen Blumengarten, in welchem noch einige Hochäpfelbäume prangten in ihrem späten Blumenkleide; halb stund das vom Hausbrunnen bewässerte üppige Gras noch, halb war es bereits dem Futtergange (dem zum Aufbewahren und Zurüsten des täglichen Bedarfs von Futter für das Vieh bestimmtem Raum zwischen Tenne und Stall) zugewandert. Um das Haus lag ein sonntäglicher Glanz, den man mit einigen Besenstrichen, angebracht Samstag abends zwischen Tag und Nacht, nicht zu erzeugen vermag, der ein Zeugnis ist des köstlichen Erbgutes angestammter Reinlichkeit, die alle Tage gepflegt werden muß, der Familienehre gleich, welcher eine einzige unbewachte Stunde Flecken bringen kann, die Blutflecken gleich, unauslöschlich bleiben von Geschlecht zu Geschlecht, jeder Tünche spottend.

Nicht umsonst glänzte die durch Gottes Hand erbaute Erde und das von Menschenhänden erbaute Haus im reinsten Schmucke; über beide glänzte heute ein Stern am blauen Himmel, ein hoher Feiertag. Es war der Tag, an welchem der Sohn wieder zum Vater gegangen, zum Zeugnis, daß die Leiter noch am Himmel stehe, auf welcher Engel auf und nieder steigen und die Seelen der Menschen, wenn sie dem Leibe sich entwinden und ihr Heil und Augenmerk beim Vater droben war und nicht hier auf Erden; es war der Tag, an welchem die ganze Pflanzenwelt dem Himmel entgegenwächst

und blüht in voller Üppigkeit, dem Menschen ein alle Jahre neu werdendes Sinnbild seiner eigenen Bestimmung. Wunderbar erklang es über die Hügel, man wußte nicht, woher das Klingen kam, es tönte wie von allen Seiten; es kam von den Kirchen her, draußen in den weiten Tälern; von dort her kündeten die Glocken, daß die Tempel Gottes sich öffnen allen, deren Herzen offen seien der Stimme ihres Gottes.

Ein reges Leben bewegte sich um das schöne Haus. In des Brunnens Nähe wurden mit besonderer Sorgfalt Pferde gestriegelt, stattliche Mütter umgaukelt von lustigen Füllen; im breiten Brunnentroge stillten behaglich blickende Kühe ihren Durst, und zweimal mußte der Bube Besen und Schaufel nehmen, weil er die Spuren ihrer Behaglichkeit nicht sauber genug weggeräumt. Herzhaft wuschen am Brunnen mit einem handlichen (großen) Zwilchfetzen (=lappen) stämmige Mägde ihre rotbrächten (braunroten) Gesichter, die Haare in zwei Knäuel über den Ohren zusammengedreht, trugen mit eilfertiger Emsigkeit Wasser durch die geöffnete Tür, und in mächtigen Stößen hob sich gerade und hoch in die blaue Luft empor aus kurzem Schornsteine die dunkle Rauchsäule.

Langsam und gebeugt ging an einem Hakenstock der Großvater um das Haus, sah schweigend dem Treiben der Knechte und Mägde zu, streichelte hier ein Pferd, wehrte dort einer Kuh ihren schwerfälligen Mutwillen, zeigte mit dem Stecken dem unachtsamen Buben noch hier und dort vergessene Strohhalme und nahm dazu fleißig aus der langen Weste tiefer Tasche das Feuerzeug, um seine Pfeife, an der er des Morgens trotz ihres schweren Atems so wohl lebte (so großen Genuß hatte), wieder anzuzünden.

Auf rein gefegter Bank vor dem Hause neben der Türe saß die Großmutter, schönes Brot schneidend in eine mächtige Kachel (Schüssel), dünn und in eben rechter Größe jeden Bissen, nicht so unachtsam wie Köchinnen oder Stubenmägde, die manchmal Stücke machen, an denen ein Wallfisch ersticken

müßte. Wohlgenährte stolze Hühner und schöne Tauben stritten sich um die Brosamen zu ihren Füßen, und wenn ein schüchternes Täubchen zu kurz kam, so warf ihm die Großmutter ein Stücklein eigens zu, es tröstend mit freundlichen Worten über den Unverstand und den Ungestüm der andern.

Drinnen in der weiten reinen Küche knisterte ein mächtiges Feuer von Tannenholz, in weiter Pfanne knallten Kaffeebohnen, die eine stattliche Frau mit hölzerner Kelle (Rührlöffel) durcheinander rührte, nebenbei knarrte die Kaffeemühle zwischen den Knien einer frischgewaschenen Magd, unter der offenen Stubentüre aber stund, den offenen Kaffeesack noch in der Hand, eine schöne etwas blasse Frau und sagte: „Du, Hebamme, röste mir den Kaffee heute nicht so schwarz, sie könnten sonst meinen, ich hätte das Pulver (den gemahlenen Kaffee) sparen mögen. Des Göttis (Paten) Frau ist gar grausam mißtreu (mißtrauisch) und legt einem alles zu Ungunsten aus. Es kömmt heute auf ein halb Pfund mehr oder weniger nicht an. Vergiß auch ja nicht, das Weinwarm zu rechter Zeit bereitzuhalten. Der Großvater würde meinen, es wäre nicht Kindstaufe, wenn man den Gevatterleuten nicht ein Weinwarm aufstellen würde, ehe sie zur Kirche gehen. Spare nichts daran, hörst du. Dort in der Schüssel auf der Kachelbank ist Safran und Zimmet, der Zucker ist hier auf dem Tische, und nimm Wein, daß es dich dünkt, es sei wenigstens halb zuviel; an einer Kindstaufe braucht man nie Kummer zu haben, daß sich die Sache nicht brauche."

Man hört, es soll heute die Kindstaufe gehalten werden im Hause, und die Hebamme versieht das Amt der Köchin ebenso geschickt als früher das Amt der Wehmutter; aber sputen muß sie sich, wenn sie zu rechter Zeit fertig werden und am einfachen Herde alles kochen soll, was die Sitte erfordert.

Aus dem Keller kam mit einem mächtigen Stück Käse in der Hand ein stämmiger Mann, nahm vom blanken Kachelbank (Schüsselbord) den ersten besten Teller, legte den Käse

darauf und wollte ihn in die Stube auf den Tisch von braunem Nußholz tragen. „Aber Benz (Benedikt), aber Benz,“ rief die schöne blasse Frau, „wie würden sie lachen, wenn wir keinen bessern Teller hätten an der Kindstaufe.“ Und zum glänzenden Schrank aus Kirschbaumholz, Buffert (Büfett, Glasschrank) genannt, ging sie, wo hinter Glasfenstern des Hauses Zierden prangten. Dort nahm sie einen schönen Teller, blau gerändert, in der Mitte einen großen Blumenstrauß, der umgeben war von sinnigen Sprüchen, z. B.:

O Mensch faß in Gedanken,
Drei Batzen gilt d's Pfund Anken.

Gott gibt dem Menschen Gnad,
Ich aber wohn' im Maad.

In der Hölle, da ist es heiß,
Und der Hafner schafft mit Fleiß.

Die Kuh, die frißt das Gras,
Der Mensch, der muß ins Grab.

Neben den Käse stellte sie die mächtige Züpfe, das eigentümliche Berner Backwerk, geflochten wie die Zöpfe der Weiber, schön braun und gelb aus dem feinsten Mehl, Eiern und Butter gebacken, groß wie ein jähriges Kind und fast ebenso schwer; und oben und unten pflanzte sie noch zwei Teller. Hochaufgetürmt lagen auf denselben die appetitlichen Küchlein (Krapfen), Habküchlein (Hefenküchlein) auf dem einen, Eierküchlein auf dem andern. Heiße dicke Nidel (Rahm) stund in schön geblümtem Hafen zugedeckt auf dem Ofen, und in der dreibeinigen glänzenden Kanne mit gelbem Deckel kochte der Kaffee. So harrte auf die erwarteten Gevatterleute ein Frühstück, wie es Fürsten selten haben und keine Bauern auf der Welt als die Berner. Tausende von Engländern rennen

durch die Schweiz, aber weder einem der abgejagten Lords noch einer der steifbeinigten Ladies ist je ein solches Frühstück geworden.

„Wenn sie nur bald kämen, es wäre alles bereit," seufzte die Hebamme. „Es geht jedenfalls eine gute Zeit, bis alles fertig ist, und ein jedes seine Sache gehabt hat, und der Pfarrer ist grausam pünktlich und gibt scharfe Verweise, wenn man nicht da ist zu rechter Zeit." „Der Großvater erlaubt auch nie das Wägeli zu nehmen," sagte die junge Frau. „Er hat den Glauben, daß ein Kind, welches man nicht zur Taufe trage, sondern führe, träge werde und sein Lebtag seine Beine nie recht brauchen lerne. Wenn nur die Gotte (Patin) da wäre, die versäumt am längsten, die Göttene (Paten) machen es kürzer und könnten immerhin nachlaufen." Die Angst nach den Gevatterleuten verbreitete sich durchs ganze Haus. „Kommen sie noch nicht?" hörte man allenthalben; in allen Ecken des Hauses schauten Gesichter nach ihnen aus, und der Türk bellte aus Leibeskräften, als ob er sie herbeirufen wollte. Die Großmutter aber sagte: „Ehemals ist das doch nicht so gewesen, da wußte man, daß man an solchen Tagen zu rechter Zeit aufzustehen habe und der Herr niemanden warte." Endlich stürzte der Bub in die Küche mit der Nachricht, die Gotte komme.

Sie kam, schweißbedeckt und beladen wie das Neujahrkindlein. In der einen Hand hatte sie die schwarzen Schnüre eines großen blumenreichen Watsäckleins (Geschenksäcklein), in welchem, in ein fein weißes Handtuch gewickelt, eine große Züpfe stak, ein Geschenk für die Kindbetterin. In der andern Hand trug sie ein zweites Säcklein, und in demselben war eine Kleidung für das Kind, nebst etwelchen Stücken zu eigenem Gebrauch, namentlich schöne weiße Strümpfe, und unter dem einen Arme hatte sie noch eine Drucke (Schachtel) mit dem Kränzchen und der Spitzenkappe mit den prächtigen schwarzseidenen Haarschnüren. Freudig tönten ihr die „Gott-

wilche" (Gottwillkommen) entgegen von allen Seiten, und kaum hatte sie Zeit, von ihren Bürden eine abzustellen, um den entgegengestreckten Händen freundlich zu begegnen. Von allen Seiten langten dienstbare Hände nach ihren Lasten, und unter der Türe stand die junge Frau, und da ging ein neues Grüßen an, bis die Hebamme in die Stube mahnte; sie könnten ja drinnen einander sagen, was der Brauch sei.

Und mit handlichen (derben) Manieren setzte die Hebamme die Gotte hinter den Tisch, und die junge Frau kam mit dem Kaffee, wie sehr auch die Gotte sich weigerte und vorgab, sie hätte schon gehabt. Des Vaters Schwester täte (dulde) es nicht, daß sie ungegessen aus dem Hause ginge, das schade jungen Mädchen gar übel, sage sie. Aber sie sei schon alt, und die Jungfrauen möchten auch nicht zu rechter Zeit auf, deswegen sei sie so spät; wenn es an ihr allein gelegen hätte, sie wäre längstens da. In den Kaffee wurde die dicke Nidel (Rahm) gegossen, und wie sehr die Gotte sich wehrte und sagte, sie liebe es gar nicht, warf ihr doch die Frau ein Stück Zucker in denselben. Lange wollte es die Gotte nicht zulassen, daß ihretwegen die Züpfe angehauen würde, indessen mußte sie sich ein tüchtiges Stück vorlegen lassen und essen. Käse wollte sie lange nicht, es hätte dessen gar nicht nötig. Sie werde meinen, es sei nur halbmagerer (nur halb von Sahne) und deshalb schätze sie ihn nicht, sagte die Frau, und die Gotte mußte sich ergeben. Aber Küchli (Krapfen) wollte sie durchaus nicht, die wüßte sie gar nicht wohin tun, sagte sie. Sie glaube nur, sie seien nicht sauber (ordentlich) und werde an bessere gewöhnt sein, erhielt sie endlich zur Antwort. Was sollte sie anders machen als Küchli essen? Während dem Nöten (Nötigen) aller Art hatte sie abgemessen in kleinen Schlücken das erste Kacheli (Tasse) ausgetrunken, und nun erhob sich ein eigentlicher Streit. Die Gotte kehrte das Kacheli um, wollte gar keinen Platz mehr haben für fernere Guttaten, und sagte, man solle sie doch in Ruhe

lassen, sonst müßte sie sich noch verschwören (mit einem Schwur ihre Behauptungen bekräftigen). Da sagte die Frau, es sei ihr doch so leid, daß sie ihn so schlecht finde, sie hätte doch der Hebamme dringlichst befohlen, ihn so gut als möglich zu machen, sie vermöchte sich dessen wahrhaftig nicht, daß er so schlecht sei, daß ihn niemand trinken möchte, und an der Nidle sollte es doch auch nicht fehlen, sie hätte dieselbe abgenommen, wie sie es sonst nicht alle Tage im Brauch hätte. Was sollte die arme Gotte anders machen, als noch ein Kacheli sich einschenken lassen?

Ungeduldig war schon lange die Hebamme herumgetrippelt, und endlich bändigte sie das Wort nicht länger, sondern sagte: „Wenn ich dir etwas helfen kann, so sage es nur, ich habe wohl Zeit dazu.“ „He, pressiere doch nicht,“ sagte die Frau. Die arme Gotte aber, die rauchte wie ein Dampfkessel, verstand den Wink, versorgte (besorgte) den heißen Kaffee so schnell als möglich, und sagte zwischen den Absätzen, zu denen der glühende Trank sie zwang: „Ich wäre schon lange z'weg, wenn ich nicht mehr hätte nehmen müssen, als ich hinunterbringen kann, aber ich komme jetzt.“ Sie stund auf, packte die Säcklein aus, übergab Züpfe, Kleidung, Einbund, einen blanken Neutaler eingewickelt in den schön gemalten Taufspruch, und machte manche Entschuldigung, daß alles nicht besser sei. Darein aber redete die Hausmutter mit manchem Ausruf, wie das keine Art und Gattung hätte, sich so zu verköstigen (in Kosten zu stürzen), wie man es fast nicht nehmen dürfte, und wenn man das gewußt hätte, so hätte man sie gar nicht ansprechen (auffordern) dürfen.

Nun ging auch das Mädchen an sein Werk, verbeiständet von der Hebamme und der Hausfrau, und wendete das Möglichste an, eine schöne Gotte (Pate) zu sein von Schuh und Strümpfen an bis hinauf zum Kränzchen auf der kostbaren Spitzenkappe. Die Sache ging umständlich zu trotz der Ungeduld der Hebamme, und immer war der Gotte die

Sache nicht gut genug und bald dies, bald das nicht am rechten Ort. Da kam die Großmutter herein und sagte: „Ich muß doch auch kommen und sehen, wie schön unsere Gotte ist."

Nebenbei ließ sie fallen, daß es schon das zweite Zeichen geläutet, habe und beide Götteni (Paten) draußen in der äußern Stube seien. Draußen saßen allerdings die zwei männlichen Paten, ein alter und ein junger, den neumodischen Kaffee, den sie alle Tage haben konnten, verschmähend, hinter dem dampfenden Weinwarm, dieser altertümlichen aber guten Bernersuppe, bestehend aus Wein, geröstetem Brot, Eiern, Zucker, Zimmet und Safran, diesem ebenso altertümlichen Gewürze, das an einem Kindstaufschmaus in der Suppe, im Voressen, im süßen Tee vorkommen muß. Sie ließen es sich wohlschmecken, und der alte Götti, den man Vetter nannte, hatte allerlei Späße mit dem Kindbettimann (Mann der Kindbetterin), und sagte ihm, daß sie ihm heute nicht schonen wollten, und nach dem Weinwarm zu schließen, gönne er es ihnen, daran sei nichts gespart, man merke, daß er seinen zwölfmäßigen (zwölf Metzen fassenden) Sack letzten Dienstag dem Boten mit nach Bern gegeben, um ihm Safran zu bringen. Als sie nicht wußten, was der Vetter damit meine, sagte er, letzthin habe sein Nachbar Kindbetti haben müssen; da habe er dem Boten einen großen Sack mitgegeben und sechs Kreuzer mit dem Auftrage, er solle ihm doch in diesem Sacke für sechs Kreuzer von dem gelben Pulver bringen, ein Mäß (Metze) oder anderthalbes, von dem man an den Kindstaufen in allem haben müsse, seine Weiber wollten es einmal so haben.

Da kam die Gotte hinein wie eine junge Morgensonne, und wurde von den Mitgevattern Gottwilchen (Gottwillkommen) geheißen und zum Tisch gezogen und ein großer Teller voll Weinwarm vor sie gestellt, und den sollte sie essen, sie hätte wohl noch Zeit, während man das Kind zurecht mache. Die arme Gotte wehrte sich mit Händen und Füßen, behauptete, sie hätte gegessen für manchen Tag, und

könne nicht mehr schnaufen. Aber da half alles nichts. Alt und jung war mit Spott und Ernst hinter ihr, bis sie zum Löffel griff, und seltsam, ein Löffel nach dem andern fand noch sein Plätzchen. Doch da kam schon wieder die Hebamme mit dem schön eingewickelten Kinde, zog ihm das gestickte Käppchen an mit dem rosenroten Seidenbande, legte dasselbe in das schöne Deckbettlein, steckte ihm das süße Lulli (Saugläppchen) ins Mäulchen und sagte, sie begehre niemand zu versäumen (aufzuhalten) und hätte gedacht, sie wolle alles zurecht machen, man könne dann immer gehen, wann man wolle. Man umstand das Kind und rühmte es wie billig, und es war auch ein wunderappetitlich Bübchen. Die Mutter freute sich des Lobes und sagte: „Ich wäre auch so gerne mit zur Kirche gekommen und hätte es Gott empfehlen helfen, und wenn man selbst dabei ist, wenn das Kind getauft wird, so sinnet man um so besser daran, was man versprochen hat. Zudem ist es mir so unbequem, wenn ich noch eine ganze Woche lang nicht vor das Dachtrauf darf, jetzt, wo man alle Hände voll zu tun hat mit dem Anpflanzen (Gemüsepflanzen)." Aber die Großmutter sagte, soweit sei es doch noch nicht, daß ihre Sohnsfrau wie eine arme Frau in den ersten acht Tagen ihren Kirchgang tun müsse, und die Hebamme setzte hinzu, sie hätte es gar nicht gerne, wenn junge Weiber mit den Kindern zur Kirche gingen. Sie hätten immer Angst, es gehe daheim etwas Krummes (etwas schief), hätten doch nicht die rechte Andacht in der Kirche, und auf dem Heimweg pressierten sie zu stark, damit ja nichts versäumt werde, erhitzten sich, und gar manche sei übel krank geworden und gar gestorben. Da nahm die Gotte das Kind im Deckbette auf die Arme, die Hebamme legte das schöne weiße Tauftuch mit den schwarzen Quasten in den Ecken über das Kind, sorgfältig den schönen Blumenstrauß an der Gotte Brust schonend, und sagte: „So geht jetzt in Gottes heiligen Namen." Und die Großmutter legte die Hände ineinander und betete still

einen inbrünstigen Segen. Die Mutter aber ging mit dem Zuge hinaus bis unter die Türe und sagte: „Mein Bübli, mein Bübli, jetzt sehe ich dich drei ganze Stunden nicht, wie halte ich das aus!“ Und alsobald schoß es ihr in die Augen, rasch fuhr sie mit dem Fürtuch (Schürze) darüber und ging ins Haus.

Rasch schritt die Gotte die Halde ab (hinab) den Kirchweg entlang, auf ihren starken Armen das muntere Kind, hintendrein die zwei Götteni, Vater und Großvater, deren keinem in Sinn kam, die Gotte ihrer Last zu entledigen, obgleich der jüngere Götti in einem stattlichen Maien auf dem Hute, das Zeichen der Ledigkeit trug, und in seinem Auge etwas leuchtete wie großes Wohlgefallen an der Gotte, freilich alles hinter der Blende großer Gelassenheit verborgen.

Der Großvater berichtete, welch schrecklich Wetter es gewesen sei, als man ihn zur Kirche getragen, vor Hagel und Blitz hätten die Kirchgänger kaum geglaubt mit dem Leben davonzukommen. Hinterher hätten die Leute ihm allerlei geweissaget dieses Wetters wegen; die einen einen schrecklichen Tod, die anderen großes Glück im Kriege; und nun sei es ihm gegangen in aller Stille wie den andern auch, und im fünfundsiebenzigsten Jahre werde er weder frühe sterben noch großes Glück im Kriege machen. Mehr als halben Weges waren sie gegangen, als ihnen die Jungfrau (erste Dienstmagd) nachgesprungen kam, welche das Kind nach Hause zu tragen hatte, sobald es getauft war, während Eltern und Gevatterleute nach alter schöner Sitte noch der Predigt beiwohnten. Die Jungfrau hatte auch anwenden (sich anstrengen) wollen nach Kräften, um auch schön zu sein; ob dieser handlichen Arbeit hatte sie sich verspätet und wollte jetzt der Gotte das Kind abnehmen; aber diese ließ es nicht, wie man ihr auch zuredete. Das war eine gar zu gute Gelegenheit, dem schönen ledigen Götti zu zeigen, wie stark ihre Arme seien und wieviel sie erleiden (aushalten) möchten. Starke Arme

an einer Frau sind einem rechten Bauer viel anständiger als zarte, als so liederliche Stäbchen, die jeder Byslust (Nordostwind), wenn er ernstlich will, auseinanderwehen kann; starke Arme an einer Mutter sind schon vielen Kindern zum Heil gewesen, wenn der Vater starb und die Mutter die Rute allein führen, alleine den Haushaltungswagen aus allen Löchern heben mußte, in die er geraten wollte.

Aber auf einmal ist's, als ob jemand die starke Gotte an den Züpfen halte oder sie vor den Kopf schlage; sie prallt ordentlich zurück, gibt der Jungfrau das Kind, bleibt dann zurück und stellt sich, als ob sie mit dem Strumpfband zu tun hätte. Dann kömmt sie nach, gesellt sich den Männern bei, mischt sich in die Gespräche, will den Großvater unterbrechen, ihn bald mit diesem, bald mit jenem ablenken von dem Gegenstand, den er gefaßt hat. Der aber hält, wie alte Leute meist gewohnt sind, seinen Gegenstand fest, und knüpft unverdrossen den abgerissenen Faden immer neu wieder an. Nun macht sie sich an des Kindes Vater und versucht diesen durch allerlei Fragen zu Privatgesprächen zu verführen; allein, der ist einsilbig und läßt den angesponnenen Faden immer wieder fallen. Vielleicht hat er seine eigenen Gedanken, wie jeder Vater sie haben sollte, wenn man ihm ein Kind zur Taufe trägt, und namentlich das erste Bübchen. Je näher man der Kirche kam, desto mehr Leute schlossen dem Zuge sich an, die einen warteten schon mit den Psalmenbüchern in der Hand am Wege, andere sprangen eiliger die engen Fußwege hinunter, und einer großen Prozession ähnlich rückten sie ins Dorf.

Zunächst der Kirche stand das Wirtshaus, zwei Häuser, die so oft in naher Beziehung stehen und Freud und Leid miteinander teilen, und zwar in allen Ehren. Dort stellte man ab (kehrte man ein), machte das Bübchen trocken, und der Kindbettimann bestellte eine Maß, wie sehr auch alle einredeten, er solle das doch nicht machen, sie hätten ja erst

gehabt, was das Herz verlangt und möchten weder Dickes noch Dünnes. Indessen als der Wein einmal da war, tranken doch alle, vornehmlich die Jungfrau; die wird gedacht haben, sie müsse Wein trinken, wenn jemand ihr Wein geben wolle und das geschehe durch ein langes Jahr durch nicht manchmal. Nur die Gotte war zu keinem Tropfen zu bewegen trotz allem Zureden, das kein Ende nehmen wollte, bis die Wirtin sagte, man solle doch nachlassen mit dem Nötigen, das Mädchen werde ja zusehends blässer und Hoffmannstropfen täten ihm nöter als Wein. Aber die Gotte wollte deren auch nicht, wollte kaum ein Glas bloßes Wasser, mußte sich endlich einige Tropfen aus einem Riechfläschchen aufs Nastuch schütten lassen, zog unschuldigerweise manchen verdächtigen Blick sich zu und konnte sich nicht rechtfertigen, konnte sich nicht helfen lassen. An gräßlicher Angst litt die Gotte und durfte sie nicht merken lassen. Es hatte ihr niemand gesagt, welchen Namen das Kind erhalten solle, und den die Gotte nach alter Übung dem Pfarrer, wenn sie ihm das Kind übergibt, einzuflüstern hat, da derselbe die eingeschriebenen Namen, wenn viele Kinder zu taufen sind, leicht verwechseln kann.

In der Hast ob den vielen zu besorgenden Dingen und der Angst, zu spät zu kommen, hatte man die Mitteilung dieses Namens vergessen, und nach diesem Namen zu fragen, hatte ihr ihres Vaters Schwester, die Base, ein für allemal streng verboten, wenn sie ein Kind nicht unglücklich machen wolle; denn sobald eine Gotte nach des Kindes Namen frage, so werde dieses zeitlebens — neugierig.

Diesen Namen wußte sie also nicht, durfte nicht danach fragen, und wenn ihn der Pfarrer auch vergessen hatte und laut und öffentlich danach fragte, oder im Verschuß (in der Zerstreuung) den Buben Mädeli oder Bäbeli taufte, wie würden da die Leute lachen, und welche Schande wäre dies ihr Leben lang! Das kam ihr immer schrecklicher vor; dem starken Mädchen zitterten die Beine wie Bohnenstauden im

Winde, und vom blassen Gesichte rann ihm der Schweiß bachweise. Jetzt mahnte die Wirtin zum Aufbrechen, wenn sie vom Pfarrer nicht wollten angerebelt (angefahren) werden; aber zur Gotte sagte sie: „Du, Meitschi, stehst das nicht aus, du bist ja weiß wie ein frisch gewaschenes Hemd.“ Das sei vom Laufen, meinte diese, es werde ihr wieder bessern, wenn sie an die frische Luft komme. Aber es wollte ihr nicht bessern, ganz schwarz schienen ihr alle Leute in der Kirche, und nun fing noch das Kind zu schreien an, mörderlich und immer mörderlicher. Die arme Gotte begann es zu wiegen in ihren Armen, heftiger und immer heftiger, je lauter es schrie, daß Blätter stoben von ihrem Maien an der Brust. Auf dieser Brust ward es ihr enger und schwerer, laut hörte man ihr Atemfassen. Je höher ihre Brust sich hob, um so höher flog das Kind in ihren Armen, und je höher es flog, um so lauter schrie es, und je lauter es schrie, um so gewaltiger las der Pfarrer die Gebete. Die Stimmen prasselten ordentlich an den Wänden, und die Gotte wußte nicht mehr, wo sie war; es sauste und brauste um sie wie Meereswogen, und die Kirche tanzte mit ihr in der Luft herum. Endlich sagte der Pfarrer „Amen“, und jetzt war der schreckliche Augenblick da, jetzt sollte es sich entscheiden, ob sie zum Spott werden sollte für Kind und Kindeskinder; jetzt mußte sie das Tuch abheben, das Kind dem Pfarrer geben und den Namen ihm ins rechte Ohr flüstern. Sie deckte ab, aber zitternd und bebend, reichte das Kind dar, und der Pfarrer nahm es, sah sie nicht an, frug sie nicht mit scharfem Auge, tauchte die Hand ins Wasser, netzte des plötzlich schweigenden Kindes Stirne und taufte kein Mädeli, kein Bäbeli, sondern einen Hans Uli, einen ehrlichen wirklichen Hans Uli.

Da war's der Gotte, als ob nicht nur sämtliche Emmentaler Berge ihr ab dem Herzen fielen, sondern Sonne, Mond und Sterne, und aus einem feurigen Ofen sie jemand trage in ein kühles Bad; aber die ganze Predigt durch bebten

ihr die Glieder und wollten nicht wieder stille werden. Der Pfarrer predigte recht schön und eindringlich, wie eigentlich das Leben der Menschen nichs anderes sein sollte als eine Himmelfahrt; aber zu rechter Andacht brachte es die Gotte nicht, und als man aus der Predigt kam, hatte sie schon den Text vergessen. Sie mochte gar nicht warten, bis sie ihre geheime Angst offenbaren konnte und den Grund ihres blassen Gesichtes. Viel Lachens gab es, und manchen Witz mußte sie hören über die Neugierde und wie sich die Weiber davor fürchten und sie doch allen ihren Mädchen anhängten, während sie den Buben nichts täte, da hätte sie nur getrost fragen können. Schöne Haberäcker, niedliche Flachsplätze, herrliches Gedeihen auf Wiese und Acker zogen aber bald die Aufmerksamkeit auf sich und fesselten die Gemüter. Sie fanden manchen Grund, langsam zu gehen, stille zu stehen, und doch hatte die schöne steigende Maisonne allen warm gemacht, als sie heimkamen, und ein Glas kühlen Weins tat jedermann wohl, wie sehr man sich auch dagegen sträubte. Dann setzte man sich vor das Haus, während in der Küche die Hände emsig sich rührten, das Feuer gewaltig prasselte. Die Hebamme glühte wie einer der drei aus dem feurigen Ofen. Schon vor eilf rief man zum Essen, aber nur die Diensten, speiste die vorweg, und zwar reichlich, aber man war doch froh, wenn sie, die Knechte namentlich, einem aus dem Wege kamen.

Etwas langsam floß den vor dem Hause Sitzenden das Gespräch, doch versiegte es nicht; vor dem Essen stören die Gedanken des Magens die Gedanken der Seele; indessen läßt man nicht gerne diesen innern Zustand inne werden, sondern bemäntelt ihn mit langsamen Worten über gleichgültige Gegenstände. Schon stand die Sonne überm Mittag, als die Hebamme mit flammendem Gesicht, aber immer noch blanker Schürze, unter der Türe erschien und die allen willkommene Nachricht brachte, daß man essen könnte, wenn alle da wären. Aber die meisten der Geladenen fehlten noch, und die schon

früher nach ihnen gesandten Boten brachten wie die Knechte im Evangelium allerlei Bescheid, mit dem Unterschied jedoch, daß eigentlich alle kommen wollten, nur jetzt noch nicht; der eine hatte Werkleute, der andere Leute bestellt, und der dritte mußte noch wohin, — aber warten solle man nicht auf sie, sondern nur fürfahren (fortfahren) in der Sache. Rätig war man bald, dieser Mahnung zu folgen, denn wenn man allen warten müßte, sagte man, so könne das gehen, bis der Mond käme; nebenbei freilich brummte die Hebamme, es sei doch nichts Dümmeres als ein solches Wartenlassen, im Herzen wäre doch jeder gerne da, und zwar je eher je lieber, aber es solle es niemand merken. So müsse man die Mühe haben, alles wieder an die Wärme zu stellen, wisse nie, ob man genug habe, und werde nie fertig.

War aber schon der Rat wegen den Abwesenden schnell gefaßt, so war man doch mit den Anwesenden noch nicht fertig, hatte bedenkliche Mühe, sie in die Stube, sie zum Sitzen zu bringen, denn keiner wollte der erste sein, bei diesem nicht, bei jenem nicht. Als endlich alle saßen, kam die Suppe auf den Tisch, eine schöne Fleischsuppe mit Safran gefärbt und gewürzt und mit dem schönen weißen Brot, das die Großmutter eingeschnitten, so dick gesättigt, daß von der Brühe wenig sichtbar war. Nun entblößten sich alle Häupter, die Hände falteten sich, und lange und feierlich betete jedes für sich zu dem Geber jeder guten Gabe. Dann erst griff man langsam zum blechernen Löffel, wischte denselben am schönen weißen Tischtuch aus und ließ sich (ging) an die Suppe, und mancher Wunsch wurde laut, wenn man alle Tage eine solche hätte, so begehrte man nichts anderes. Als man mit der Suppe fertig war, wischte man die Löffel am Tischtuch wieder aus, die Züpfen (feines Gebäck) wurden herumgeboten, jeder schnitt sich sein Stück ab und sah zu, wie die Voressen an Safranbrühe aufgetragen wurden, Voressen von Hirn, von Schaf-fleisch, saurer Leber. Als die erledigt waren in bedächtigem

Zugreifen, kam in Schüsseln hoch aufgeschichtet das Rindfleisch, grünes (frisches) und dürres (geräuchertes), jedem nach Belieben, kamen dürre Bohnen und Kannenbirenschnitze, breiter Speck dazu und prächtige Rückenstücke von dreizentnerigen Schweinen, so schön rot und weiß und saftig. Das folgte sich langsam alles, und wenn ein neuer Gast kam, so wurde von der Suppe her alles wieder aufgetragen, und jeder mußte da anfangen, wo die andern auch, keinem wurde ein einziges Gericht geschenkt. Zwischendurch schenkte Benz, der Kindbettimann, aus den schönen weißen Flaschen, welche eine Maß enthielten und mit Wappen und Sprüchen reich geziert waren, fleißig ein. Wohin seine Arme nicht reichen mochten, trug er andern das Schenkamt auf, nötete (nötigte) ernstlich zum Trinken, mahnte sehr oft: „Machet (trinkt) doch aus, er ist dafür da, daß man ihn trinkt," und wenn die Hebamme eine Schüssel hineintrug, so brachte er ihr sein Glas, und andere brachten die ihren ihr auch, so daß, wenn sie allemal gehörig hätte Bescheid tun wollen, es in der Küche wunderlich hätte gehen können.

Der jüngere Götti mußte manche Spottrede hören, daß er die Gotte nicht besser zum Trinken zu halten wisse; wenn er das Gesundheitmachen nicht besser verstehe, so kriege er keine Frau. O, Hans Uli werde keine begehren, sagte endlich die Gotte, die ledigen Bursche hätten heutzutage ganz andere Sachen im Kopf als das Heiraten, und die meisten vermöchten es nicht einmal mehr. He, sagte Hans Uli, das dünke ihn nichts anders. Solche Schlärpli (Schlumpen, nichtsnutzige Weibspersonen), wie heutzutage die meisten Mädchen seien, geben gar teure Frauen; die meisten meinten ja, um eine brave Frau zu werden, hätte man nichts nötig als ein blauseidenes Tüchlein um den Kopf, Händschli (Handschuhe) im Sommer und gestickte Pantöffeli im Winter. Wenn einem die Kühe fehlten im Stalle, so sei man freilich übel geschlagen, aber man könne doch ändern; wenn man aber eine

Frau habe, die einen um Haus und Hof bringe, so sei es austubaket, die müsse man behalten. Es sei einem daher nützlicher, man sinne anderen Sachen nach als dem Heiraten und lasse Mädchen, Mädchen sein.

„Ja, ja, du hast ganz recht,“ sagte der ältere Götti, ein kleines, unscheinbares Männchen in geringen Kleidern, den man aber sehr in Ehren hielt und ihm Vetter sagte, denn er hatte keine Kinder, wohl aber einen bezahlten Hof und hunderttausend Schweizerfranken am Zins, „ja, du hast recht,“ sagte der, „mit dem Weibervolk ist gar nichts mehr. Ich will nicht sagen, daß nicht hie und da noch eine ist, die einem Hause wohl ansteht, aber die sind dünn gesäet. Sie haben nur Narrenwerk und Hoffahrt im Kopf, ziehen sich an wie Pfauen, ziehen auf wie sturme (schwindlige) Störche, und wenn eine einen halben Tag arbeiten soll, so hat sie drei Tage lang Kopfweh und liegt vier Tage im Bett, ehe sie wieder bei ihr selber ist. Als ich um meine Alte buhlte, da war es noch anders, da mußte man noch nicht so im Kummer sein, man kriege statt einer braven Hausmutter nur einen Hausnarr oder gar einen Hausteufel.“

„He, he, Götti Uli,“ sagte die Gotte, die schon lange reden wollte, aber nicht dazu gekommen war, „es würde einer meinen, es seien nur zu deinen Zeiten rechte Bauerntöchter gewesen. Du kennst sie nur nicht und achtest dich der Mädchen nicht mehr, wie es so einem alten Manne auch wohl ansteht; aber es gibt sie noch immer so gut als zur Zeit, wo deine Alte noch jung gewesen ist. Ich will mich nicht rühmen, aber mein Vater hat schon manchmal gesagt, wenn ich so fortfahre, so tue ich noch die Mutter selig durch (übertreffe ich noch), und die ist doch eine berühmte Frau gewesen. So schwere Schweine wie voriges Jahr hat mein Vater noch nie auf den Markt geführt. Der Metzger hat ihm manchmal gesagt, er möchte das Meitschi sehen, welches die gemästet habe. Aber über die heutigen Buben hat man zu klagen;

was um der lieben Welt willen ist dann mit diesen? Tubaken, im Wirtshaus sitzen, die weißen Hüte auf der Seite tragen und die Augen aufsperren wie Stadttore, allen Kegelten (Kegelpartien), allen Schießeten (Schützenfesten), allen schlechten Meitschene nachstreichen, das können sie; aber wenn einer eine Kuh melken oder einen Acker fahren (pflügen) soll, so ist er fertig, und wenn er ein Werkholz (Werkzeug) in die Finger nimmt, so tut er dumm wie ein Herr oder gar wie ein Schreiber. Ich habe mich schon manchmal hoch verredet, ich wolle keinen Mann, oder ich wisse denn für gewiß, wie ich mit ihm fahren könne, und wenn schon hie und da noch einer einen Bauer abgibt, so weiß man doch noch lange nicht, was er für ein Mann wird."

Da lachten die andern gar sehr, trieben dem Mädchen das Blut ins Gesicht und das Gespött mit ihm; wie lange es wohl meine, daß man einen auf die Probe nehmen müsse, bis man für gewiß wisse, was er für ein Mann werde.

So unter Lachen und Scherz nahm man viel Fleisch zu sich, vergaß auch die Kannenbirenschnitze nicht, bis endlich der ältere Götti sagte, es dünke ihn, man sollte einstweilen genug haben und etwas vom Tische weg, die Beine würden unter dem Tische ganz steif und eine Pfeife schmecke nie besser, als wenn man zuvor Fleisch gegessen hätte. Dieser Rat erhielt allgemeinen Beifall, wie auch die Kindbettileute einredeten, man solle doch nicht vom Tische weg; wenn man einmal davon sei, so bringe man die Menschen fast nicht mehr dazu. „Habe doch nicht Kummer, Base," sagte der Vetter, „wenn du etwas Gutes auf den Tisch stellst, so hast du mit geringer Mühe uns wieder dabei, und wenn wir uns ein wenig strecken, so geht es um so handlicher wieder mit dem Essen."

Die Männer machten nun die Runde in den Ställen, taten einen Blick auf die Bühne (Boden), ob noch altes Heu vorhanden sei, rühmten das schöne Gras und schauten in die

Bäume hinauf, wie groß der Segen wohl sein möge, der von ihnen zu hoffen sei.

Unter einem der noch blühenden Bäume machte der Vetter Halt und sagte, da schicke es sich wohl am besten abzusitzen und ein Pfeifchen anzustecken, es sei gut kühl da, und wenn die Weiber wieder etwas Gutes angerichtet hätten, so sei man nahe bei der Hand.

Bald gesellte sich die Gotte zu ihnen, die mit den andern Weibern den Garten und die Pflanzplätze (Beete) besehen hatte. Der Gotte kamen die andern Weiber nach, und eine nach der andern ließ sich nieder ins Gras, vorsichtig den schönen Kittel (Weiberrock) in Sicherheit bringend, dagegen ihre Unterröcke mit dem hellen roten Rande der Gefahr aussetzend, ein Andenken zu erhalten vom grünen Grase.

Der Baum, um den die ganze Gesellschaft sich lagerte, stand oberhalb des Hauses am sanften Anfang der Halde. Zuerst ins Auge fiel das schöne neue Haus; über dasselbe weg konnten die Blicke schweifen an des jenseitigen Tales Rand, über manchen schönen reichen Hof und weiterhin über grüne Hügel und dunkle Täler weg.

„Du hast da ein stattlich Haus, und alles ist gut angegeben (eingeteilt) dabei," sagte der Vetter, „jetzt könnt ihr auch sein darin und habt Platz für alles; ich konnte nie begreifen, wie man sich in einem so schlechten Hause so lange leiden kann, wenn man Geld und Holz genug zum Bauen hat, wie ihr zum Exempel." „Vexier nicht, Vetter," sagte der Großvater, „es hat von beidem nichts zu rühmen; dann ist das Bauen eine wüste Sache, man weiß wohl, wie man anfängt, aber nie wie man aufhört, und manchmal ist einem noch dies im Wege oder das, an jedem Orte etwas anderes."

„Mir gefällt das Haus ganz ausnehmend wohl," sagte eine der Frauen. „Wir sollten auch schon lange ein neues haben, aber wir scheuen immer die Kosten. Sobald mein Mann aber kommt, muß er dieses recht besehen, es dünkt

mich, wenn wir so eins haben könnten, ich wäre im Himmel. Aber fragen möchte ich doch, nehmt es nicht für ungut, warum da gleich neben dem ersten Fenster der wüste schwarze Bystel (Fensterpfosten) ist, der steht dem ganzen Hause übel an." — Der Großvater machte ein bedenkliches Gesicht, zog noch härter an seiner Pfeife und sagte endlich, es hätte an Holz gefehlt beim Aufrichten, kein anderes sei gleich bei der Hand gewesen, da habe man in Not und Eile einiges vom alten Hause genommen. „Aber," sagte die Frau, „das schwarze Stück Holz war ja noch dazu zu kurz, oben und unten ist es angesetzt, und jeder Nachbar hätte Euch von Herzen gerne ein ganz neues Stück gegeben." „Ja, wir haben es halt nicht besser g'sinnet (berechnet) und durften unsere Nachbaren nicht immer von neuem plagen, sie hatten uns schon genug geholfen mit Holz und Fahren," antwortete der Alte.

„Hör, Ätti (Vater)," sagte der Vetter, „mache nicht Schneckentänze, sondern gib die Wahrheit an und aufrichtigen Bericht. Schon manches habe ich raunen hören, aber Punktum das Wahre nie vernehmen können. Jetzt schickte es sich so wohl, bis die Weiber den Braten z'weg (zurecht) haben, du würdest uns damit so kurze Zeit machen, darum gib aufrichtigen Bericht." Noch manchen Schneckentanz machte der Großvater, ehe er sich dazu verstund; aber der Vetter und die Weiber ließen nicht nach, bis er es endlich versprach, jedoch unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß ihm dann lieber wäre, was er erzähle, bliebe unter ihnen und käme nicht weiter. So etwas scheuen gar viele Leute an einem Hause, und er möchte in seinen alten Tagen nicht gerne seinen Leuten böses Spiel machen.

„Allemal wenn ich dieses Holz betrachte," begann der ehrwürdige Alte, „so muß ich mich verwundern, wie das wohl zuging, daß aus dem fernen Morgenlande, wo das Menschengeschlecht entstanden sein soll, Menschen bis hieher kamen, und diesen Winkel in diesem engen Graben (Schlucht) fanden,

und muß denken, was die, welche bis hieher verschlagen oder gedrängt wurden, alles ausgestanden haben werden, und wer sie wohl mögen gewesen sein. Ich habe viel darüber nachgefragt, aber nichts erfahren können, als daß diese Gegend schon sehr früh bewohnt gewesen, ja Sumiswald, noch ehe unser Heiland auf der Welt war, eine Stadt gewesen sein soll; aber aufgeschrieben steht das nirgends. Doch das weiß man, daß es schon mehr als sechshundert Jahre her ist, daß das Schloß steht, wo jetzt der Spital ist, und wahrscheinlich um dieselbe Zeit stund auch hier schon ein Haus und gehörte samt einem großen Teil der Umgegend zu dem Schlosse, mußte dorthin Zehnten und Bodenzinse geben, Frondienste leisten, ja die Menschen waren leibeigen und nicht eigenen Rechtens, wie jetzt jeder ist, sobald er zu Jahren kömmt. Gar ungleich hatten es damals die Menschen, und nahe beieinander wohnten Leibeigene, welche die besten Händel (Umstände) hatten und solche, die schwer, fast unerträglich, gedrückt wurden, ihres Lebens nicht sicher waren. Ihr Zustand hing jeweilen von ihren Herren ab; die waren gar ungleich und doch fast unumschränkt Meister über ihre Leute, und diese fanden keinen, dem sie so leichtlich und wirksam klagen konnten. Die, welche zu diesem Schlosse gehörten, sollen es schlimmer gehabt haben zuzeiten als die meisten, welche zu andern Schlössern gehörten. Die meisten andern Schlösser gehörten einer Familie, kamen von dem Vater auf den Sohn, da kannten der Herr und seine Leute sich von Jugend auf, und gar mancher war seinen Leuten wie ein Vater. Dieses Schloß dagegen kam frühe in die Hände von Rittern, die man die Teutschen nannte, und der welcher hier zu befehlen hatte, den nannte man den Komtur. Diese Obern wechselten nun, und bald war einer da aus dem Sachsenland und bald einer aus dem Schwabenland; da kam keine Anhänglichkeit auf, und ein jeder brachte Brauch und Art mit aus seinem Lande.

Nun sollten sie eigentlich in Polen und im Preußenlande

mit den Heiden streiten, und dort, obgleich sie eigentlich geistliche Ritter waren, gewöhnten sie sich fast an ein heidnisch Leben und gingen mit andern Menschen um, als ob kein Gott im Himmel wäre, und wenn sie dann heimkamen, so meinten sie noch immer, sie seien im Heidenland und trieben das gleiche Leben fort. Denn die, welche lieber im Schatten lustig lebten, als im wüsten Lande blutig stritten, oder die, welche ihre Wunden heilen, ihren Leib stärken mußten, kamen auf die Güter, welche der Orden, so soll man die Gesellschaft der Ritter genannt haben, in Deutschland und in der Schweiz besaß, und taten jeder nach seiner Art und was ihm wohlgefiel. Einer der Wüstesten soll der Hans von Stoffeln gewesen sein, aus dem Schwabenlande, und unter ihm soll es sich zugetragen haben, was ihr von mir wissen wollt und was sich bei uns vom Vater auf den Sohn vererbt hat.

Diesem Hans von Stoffeln fiel es bei, dort hinten auf dem Bärhegenhubel ein großes Schloß zu bauen; dort, wo man noch jetzt, wenn es wild Wetter geben will, die Schloßgeister ihre Schätze sonnen sieht, stand das Schloß. Sonst bauten die Ritter ihre Schlösser über den Straßen, wie man jetzt die Wirtshäuser an die Straßen baut, beides um die Leute besser plündern zu können, auf verschiedene Weise freilich. Warum aber der Ritter dort oben auf dem wüsten Hubel (Hügel) in der Einöde ein Schloß haben wollte, wissen wir nicht, genug er wollte es, und die Bauern, welche zum Schloß gehörten, mußten es bauen. Der Ritter fragte nach keinem von der Jahreszeit gebotenen Werk, nicht nach dem Heuet (Heuernte), nicht nach der Ernte, nicht nach dem Säet (Säezeit). So und soviel Züge mußten fahren, so und soviel Hände mußten arbeiten, zu der und der Zeit sollte der letzte Ziegel gedeckt, der letzte Nagel geschlagen sein. Dazu schenkte er keine Zehntgarbe, kein Mäß (Metze) Bodenzins, kein Fastnachthuhn, ja nicht einmal ein Fastnachtei; Barmherzigkeit kannte er keine, die Bedürfnisse armer Leute kannte er nicht.

Er ermunterte sie auf heidnische Weise mit Schlägen und Schimpfen, und wenn einer müde wurde, langsamer sich rührte oder gar ruhen wollte, so war der Vogt hinter ihm mit der Peitsche, und weder Alter noch Schwachheit ward verschont. — Wenn die wilden Ritter oben waren, so hatten sie ihre Freude dran, wenn die Peitsche recht knallte, und sonst trieben sie noch manchen Schabernack mit den Arbeitern; wenn sie ihre Arbeit mutwillig verdoppeln konnten, so sparten sie es nicht, und hatten dann große Freude an ihrer Angst, an ihrem Schweiß.

Endlich war das Schloß fertig, fünf Ellen dick die Mauern, niemand wußte, warum es da oben stand, aber die Bauern waren froh, daß es einmal stand, wenn es doch stehen mußte, der letzte Nagel geschlagen, der letzte Ziegel oben war.

Sie wischten sich den Schweiß von den Stirnen, sahen mit betrübtem Herzen sich um in ihrem Besitztum, sahen seufzend, wie weit der unselige Bau sie zurückgebracht. Aber war doch ein langer Sommer vor ihnen und Gott über ihnen, darum faßten sie Mut und kräftig den Pflug, und trösteten Weib und Kind, die schweren Hunger gelitten, und denen Arbeit eine neue Pein schien.

Aber kaum hatten sie den Pflug ins Feld geführt, so kam Botschaft, daß alle Hofbauern eines Abends zur bestimmten Stunde im Schlosse zu Sumiswald sich einfinden sollten. Sie bangten und hofften. Freilich hatten sie von den gegenwärtigen Bewohnern des Schlosses noch nichts Gutes genossen, sondern lauter Mutwillen und Härte, aber es dünkte sie billig, daß die Herren ihnen etwas täten für den unerhörten Frondienst, und weil es sie so dünkte, so meinten viele, es dünke die Herren auch so, und sie werden an selbem Abend ihnen ein Geschenk machen oder einen Nachlaß verkünden wollen.

Sie fanden sich am bestimmten Abend zeitig und mit klopfendem Herzen ein, mußten aber lange warten im Schloß-

hofe, den Knechten zum Gespött. Die Knechte waren auch im Heidenlande gewesen. Zudem wird es gewesen sein wie jetzt, wo jedes halbbatzige (nur einen halben Batzen werte, unbedeutende) Herrenknechtlein das Recht zu haben meint, gesessene Bauern verachten zu können und verhöhnen zu dürfen.

Endlich wurden sie in den Rittersaal entboten; vor ihnen öffnete sich die schwere Türe; drinnen saßen um den schweren Eichentisch die schwarzbraunen Ritter, wilde Hunde zu ihren Füßen, und obenan der von Stoffeln, ein wilder mächtiger Mann, der einen Kopf hatte wie ein doppelt Bernmäß (Bernische Metze), Augen machte wie Pflugsräder, und einen Bart hatte wie eine alte Löwenmähne. Keiner ging gerne zuerst hinein, einer stieß den andern vor; da lachten die Ritter, daß der Wein über die Humpen spritzte, und wütend stürzten die Hunde vor; denn wenn diese zitternde, zagende Glieder sehen, so meinen sie, dieselben gehören einem zu jagenden Wilde. Den Bauern aber ward nicht gut zumute, es dünkte sie, wenn sie nur wieder daheim wären, und einer drückte sich hinter den andern. Als endlich Hunde und Ritter schwiegen, erhob der von Stoffeln seine Stimme, und sie tönte wie aus einer hundertjährigen Eiche. ‚Mein Schloß ist fertig, doch noch eins fehlt, der Sommer kömmt und droben ist kein Schattengang. In Zeit eines Monates sollt ihr mir einen pflanzen, sollt einhundert ausgewachsene Buchen nehmen aus dem Münneberg, mit Ästen und Wurzeln, und sollt sie mir pflanzen auf Bärhegen, und wenn eine einzige Buche fehlt, so büßt ihr mir es mit Gut und Blut. Drunten steht Trunk und Imbiß, aber morgen soll die erste Buche auf Bärhegen stehn.‘

Als von Trunk und Imbiß einer hörte, meinte er, der Ritter sei gnädig und gut gelaunt, und begann zu reden von ihrer notwendigen Arbeit und dem Hunger von Weib und Kind und vom Winter, wo die Sache besser zu machen wäre. Da begann der Zorn des Ritters Kopf größer und größer

zu schwellen, und seine Stimme brach los wie der Donner aus einer Fluh und er sagte ihnen, wenn er gnädig sei, so seien sie übermütig. Wenn im Polenlande einer das nackte Leben habe, so küsse er einem die Füße; hier hätten sie Kind und Rind, Dach und Fach, und doch nicht satt. ‚Aber gehorsamer und genügsamer mache ich euch, so wahr ich Hans von Stoffeln bin, und wenn in Monatsfrist die hundert Buchen nicht oben stehen, so lasse ich euch peitschen, bis kein Fingerlang mehr ganz an euch ist, und Weiber und Kinder werfe ich den Hunden vor.'

Da wagte keiner mehr eine Einrede, aber auch keiner begehrte von dem Trunk und Imbiß; sie drängten sich, als der zornige Befehl gegeben war, zur Türe hinaus, und jeder wäre gerne der erste gewesen, und weithin folgte ihnen des Ritters donnernde Stimme nach, der andern Ritter Gelächter, der Knechte Spott, der Rüden Geheul.

Als der Weg sich beugte, vom Schlosse sie nicht mehr konnten gesehen werden, setzten sie sich an des Weges Rand und weinten bitterlich, keiner hatte einen Trost für den andern, und keiner hatte den Mut zu rechtem Zorn, denn Not und Plage hatten den Mut ihnen ausgelöscht, so daß sie keine Kraft mehr zum Zorne hatten, sondern nur noch zum Jammer. Über drei Stunden weit sollten sie durch wilde Wege die Buchen führen mit Ästen und Wurzeln den steilen Berg hinauf, und neben diesem Berge wuchsen viele und schöne Buchen, und die mußten sie stehen lassen. In Monatsfrist sollte das Werk geschehen sein, zwei Tage drei, den dritten vier Bäume, sollten sie schleppen durchs lange Tal, den steilen Berg auf, mit ihrem ermatteten Vieh. Und über alles dieses war es der Maimond, wo der Bauer sich rühren muß auf seinem Acker, fast Tag und Nacht ihn nicht verlassen darf, wenn er Brot will und Speise für den Winter.

Wie sie da so ratlos weinten, keiner den andern ansehen, in den Jammer des andern sehen durfte, weil der

seinige schon über ihm zusammenschlug, und keiner heim durfte mit der Botschaft, keiner den Jammer heimtragen mochte zu Weib und Kind, stund plötzlich vor ihnen, sie wußten nicht woher, lang und dürr ein grüner Jägersmann. Auf dem kecken Barett schwankte eine rote Feder, im schwarzen Gesichte flammte ein rotes Bärtchen, und zwischen der gebogenen Nase und dem zugespitzten Kinn, fast unsichtbar, wie eine Höhle unter überhangendem Gestein, öffnete sich ein Mund und frug: ‚Was gibt es, ihr guten Leute, daß ihr dasitzet und heulet, daß es Steine aus dem Boden sprengt und Äste ab den Bäumen?‘ Zweimal frug er also, und zweimal erhielt er keine Antwort.

Da ward noch schwärzer des Grünen schwarz Gesicht, noch röter das rote Bärtchen, es schien darin zu knistern und zu spretzeln (sprühen) wie Feuer im Tannenholz; wie ein Pfeil spitzte sich der Mund, dann tat er sich auseinander und frug ganz holdselig und mild: ‚Aber ihr guten Leute, was hilft es euch, daß ihr dasitzet und heulet? Ihr könnet da heulen, bis es eine neue Sündflut gibt, oder euer Geschrei die Sterne aus dem Himmel sprengt; aber damit wird euch wahrscheinlich wenig geholfen sein. Wenn euch aber Leute fragen, was ihr hättet, Leute, die es gut mit euch meinen, euch vielleicht helfen könnten, so solltet ihr, statt zu heulen, antworten und ein vernünftig Wort reden, das hülfe euch viel mehr.‘ Da schüttelte ein alter Mann das weiße Haupt und sprach: ‚Haltet es nicht für ungut, aber das, worüber wir weinen, nimmt kein Jägersmann uns ab, und wenn das Herz einmal im Jammer verschwollen ist, so kommen keine Worte mehr heraus.‘

Da schüttelte sein spitziges Haupt der Grüne und sprach: ‚Vater, Ihr redet nicht dumm, aber so ist es doch nicht. Man mag schlagen, was man will, Stein oder Baum, so gibt es einen Ton von sich; es klaget. So soll auch der Mensch klagen, soll alles klagen, soll dem ersten besten klagen,

vielleicht hilft ihm der erste beste. Ich bin nur ein Jägersmann, wer weiß, ob ich nicht daheim ein tüchtiges Gespann habe, Holz und Steine oder Buchen und Tannen zu führen?'

Als die armen Bauern das Wort Gespann hörten, fiel es ihnen allen ins Herz, ward da zu einem Hoffnungsfunken, und alle Augen sahen auf ihn, und dem Alten ging der Mund noch weiter auf; er sprach, es sei nicht immer richtig, dem ersten, dem besten zu sagen, was man auf dem Herzen hätte; da man es ihm aber anhöre, daß er es gut meine, daß er vielleicht helfen könne, so wolle man kein Hehl vor ihm haben. Mehr als zwei Jahre hätten sie schwer gelitten unter dem neuen Schloßbau, kein Hauswesen sei in der ganzen Herrschaft, welches nicht bitterlich im Mangel sei. Jetzt hätten sie frisch aufgeatmet in der Meinung, endlich freie Hände zu haben zur eigenen Arbeit, hätten mit neuem Mut den Pflug ins Feld geführt, und soeben hätte der Komtur ihnen befohlen, aus im Münneholz gewachsenen Buchen in Monatsfrist beim neuen Schloß einen neuen Schattengang zu pflanzen. Sie wüßten nicht, wie das vollbringen in dieser Frist mit ihrem abgekarrten (abgetriebenen) Vieh, und wenn sie es vollbrächten, was hülfe es ihnen? Anpflanzen könnten sie nicht und müßten nachher Hungers sterben, im Fall die harte Arbeit sie nicht früher tötete. Diese Botschaft dürften sie nicht heimtragen, möchten nicht zum alten Elend noch den neuen Jammer schütten.

Da machte der Grüne ein gar mitleidiges Gesicht, hob drohend die lange, magere, schwarze Hand gegen das Schloß empor und vermaß sich zu schwerer Strafe gegen solche Tyrannei. Ihnen aber wolle er helfen. Sein Gespann, wie keines sei im Lande, solle vom Kilchstalden an, diesseits Sumiswald, ihnen alle Buchen, soviele sie dorthin zu bringen vermöchten, auf Bärhegen führen, ihnen zulieb, den Rittern zum Trotz und um geringen Lohn.

Da horchten hoch auf die armen Männer bei diesem

unerwarteten Anerbieten. Konnten sie um den Lohn einig werden, so waren sie gerettet, denn bis an den Kildhstalden konnten sie die Buchen führen, ohne daß ihre Landarbeit darüber versäumt und sie zugrunde gingen. Darum sagte der Alte: ‚So sag an, was du verlangst, auf daß wir mit dir des Handels einig werden mögen.‘ Da machte der Grüne ein pfiffig Gesicht; es knisterte in seinem Bärtchen, und wie Schlangenaugen funkelten sie seine Augen an, und ein greulich Lachen stand in beiden Mundwinkeln, als er ihn voneinander tat und sagte: ‚Wie ich gesagt, ich begehre nicht viel, nicht mehr als ein ungetauftes Kind.‘

Das Wort zuckte durch die Männer wie ein Blitz, wie eine Decke fiel es von ihren Augen, und wie Spreu im Wirbelwinde stoben sie auseinander.

Da lachte hell auf der Grüne, daß die Fische im Bache sich bargen, die Vögel das Dickicht suchten, und grausig schwankte die Feder am Hute und auf und nieder ging das Bärtchen.

‚Besinnet euch, oder suchet bei euren Weibern Rat, in der dritten Nacht findet ihr hier mich wieder!‘ so rief er den Fliehenden mit scharf tönender Stimme nach, daß die Worte in ihren Ohren hängen blieben, wie Pfeile mit Widerhaken hängen bleiben im Fleische.

Blaß und zitternd an der Seele und an allen Gliedern stäubten die Männer nach Hause; keiner sah nach dem andern sich um, keiner hätte den Hals gedreht, nicht um alle Güter der Welt. Als so verstört die Männer daher gestoben kamen, wie Tauben vom Vogel gejagt zum Taubenschlag, da drang mit ihnen der Schrecken in alle Häuser, und alle bebten vor der Kunde, welche den Männern die Glieder also durcheinander warf.

In zitternder Neugierde schlichen die Weiber den Männern nach, bis sie dieselben an dem Ort hatten, wo man im stillen ein vertraut Wort reden konnte. Da mußte jeder Mann seinem Weibe erzählen, was sie im Schlosse vernommen, das

hörten sie mit Wut und Fluch; sie mußten erzählen, wer ihnen begegnet, was er ihnen angetragen. Da ergriff namenlose Angst die Weiber, ein Wehgeschrei ertönte über Berg und Tal, einer jeden ward, als hätte ihr eigen Kind der Ruchlose begehrt. Ein einziges Weib schrie nicht den andern gleich. Das war ein grausam handlich (derbes) Weib, eine Lindauerin soll es gewesen sein, und hier auf dem Hofe hat es gewohnt. Sie hatte wilde schwarze Augen und fürchtete sich nicht viel vor Gott und Menschen. Böse war sie schon geworden, daß die Männer dem Ritter nicht rundweg das Begehren abgeschlagen; wenn sie dabei gewesen, sie hätte es ihm sagen wollen, sagte sie. Als sie vom Grünen hörte und seinem Antrage und wie die Männer davon gestoben, da ward sie erst recht böse, und schalt die Männer über ihre Feigheit, und daß sie dem Grünen nicht kecker ins Gesicht gesehen, vielleicht hätte er mit einem andern Lohne sich auch begnügt, und da die Arbeit für das Schloß sei, würde es ihren Seelen nichts schaden, wenn der Teufel sie mache. Sie ergrimmte in der Seele, daß sie nicht dabei gewesen, und wäre es nur, damit sie einmal den Teufel gesehen und auch wüßte, was er für ein Aussehen hätte. Darum weinte dieses Weib nicht, sondern redete in seinem Grimme harte Worte gegen den eigenen Mann und gegen alle andern Männer.

Des folgenden Tages, als in stilles Gewimmer das Wehgeschrei verglommen war, saßen die Männer zusammen, suchten Rat und fanden keinen. Anfangs war die Rede von neuem Bitten bei dem Ritter, aber niemand wollte bitten gehen, keinem schien Leib und Leben feil. Einer wollte Weiber und Kinder schicken mit Geheul und Jammer, der aber verstummete schnell, als die Weiber zu reden begannen, denn schon damals waren die Weiber in der Nähe, wenn die Männer im Rate saßen. Sie wußten keinen Rat, als in Gottes Namen Gehorsam zu versuchen, sie wollten Messen

lesen lassen, um Gottes Beistand zu gewinnen, wollten Nachbaren um nächtliche geheime Hilfe ansprechen, denn eine offenbare hätten ihnen ihre Herren nicht erlaubt, wollten sich teilen, die Hälfte sollte bei den Buchen schaffen, die andere Hälfte Haber säen und des Viehes warten. Sie hofften auf diese Weise und mit Gottes Hilfe täglich wenigstens drei Buchen auf Bärhegen hinaufzuschaffen; vom Grünen redete niemand; ob niemand an ihn dachte, ist nicht verzeichnet worden.

Sie teilten sich ein, rüsteten die Werkzeuge, und als der erste Maitag über seine Schwelle kam, sammelten die Männer sich am Münneberg und begannen mit gefaßtem Mute die Arbeit. In weitem Ringe mußten die Buchen umgraben, sorgfältig die Wurzeln geschont, sorgfältig die Bäume, damit sie sich nicht verletzten, zur Erde gelassen werden. Noch war der Morgen nicht hoch am Himmel, als drei Buchen zur Abfahrt bereit lagen, denn immer drei sollten zusammen geführt werden, damit man auf dem schweren Weg mit Hand und Vieh sich gegenseitig helfen könne. Aber schon stund die Sonne im Mittag, und noch waren sie mit den drei Buchen nicht zum Walde hinaus, schon stand sie hinter den Bergen, und noch waren die Züge nicht über Sumiswald hinaus; erst der neue Morgen fand sie am Fuße des Berges, auf dem das Schloß stand, und die Buchen sollten gepflanzet werden. Es war, als ob ein eigener Unstern Macht hätte über sie. Ein Mißgeschick nach dem andern traf sie; die Geschirre zerrissen, die Wagen brachen, Pferde und Ochsen fielen oder weigerten den Gehorsam. Noch ärger ging' es am zweiten Tage. Neue Not brachte immerfort neue Mühe, unter rastloser Arbeit keuchten die Armen, und keine Buche war noch oben, keine vierte Buche über Sumiswald hinausgeschafft.

Der von Stoffeln schalt und fluchte; je mehr er schalt und fluchte, um so größer ward der Unstern, um so stettiger (störriger) das Vieh. Die andern Ritter lachten und höhnten, und freuten sich gar sehr über das Zappeln der Bauern, den

Zorn des von Stoffeln. Sie hatten gelacht über des von Stoffeln neues Schloß auf dem nackten Gipfel. Da hatte der geschworen, in Monatsfrist müßte ein schöner Laubgang droben sein. Darum fluchte er, darum lachten die Ritter, und weinen taten die Bauern.

Eine fürchterliche Mutlosigkeit erfaßte diese, keinen Wagen hatten sie mehr ganz, keinen Zug (ein oder zwei Paar Zugvieh) unbeschädigt, in zwei Tagen nicht drei Buchen zur Stelle gebracht, und alle Kraft war erschöpft.

Nacht war es geworden, schwarze Wolken stiegen auf, es blitzte zum ersten Male in diesem Jahre. An den Weg hatten sich die Männer gesetzt, es war die gleiche Beugung des Weges, in welcher sie vor drei Tagen gesessen waren, sie wußten es aber nicht. Da saß der Hornbachbauer, der Lindauerin Mann, mit zwei Knechten, und andere mehr saßen auch bei ihnen. Sie wollten da auf Buchen warten, die nach Sumiswald kommen sollten, wollten ungestört sinnen über ihr Elend, wollten ruhen lassen ihre zerschlagenen Glieder.

Da kam rasch, daß es fast pfiff wie der Wind pfeift, wenn er aus den Kammern entronnen ist, ein Weib daher, einen großen Korb auf dem Kopfe. Es war Christine, die Lindauerin, des Hornbachbauern Eheweib, zu dem derselbe gekommen, als er einmal mit seinem Herrn zu Felde gezogen war. Sie war nicht von den Weibern, die froh sind, daheim zu sein, in der Stille ihre Geschäfte zu beschicken, und die sich um nichts kümmern als um Haus und Kind. Christine wollte wissen, was ging, und wo sie ihren Rat nicht dazu geben konnte, da ginge es schlecht, so meinte sie.

Mit der Speise hatte sie daher keine Magd gesandt, sondern den schweren Korb auf den eigenen Kopf genommen und die Männer lange gesucht umsonst; bittere Worte ließ sie fallen darüber, sobald sie dieselben gefunden. Unterdessen war sie aber nicht müßig, die konnte noch reden und schaffen zu gleicher Zeit. Sie stellte den Korb ab, deckte den Kübel

ab, in welchem das Hafermus war, legte das Brot und den Käse zurecht, und steckte jedem gegenüber für Mann und Knecht die Löffel ins Mus, und hieß auch die andern zugreifen, die noch speislos waren. Dann frug sie nach der Männer Tagewerk und wieviel geschafft worden in den zwei Tagen? Aber Hunger und Worte waren den Männern ausgegangen, und keiner griff zum Löffel, und keiner hatte eine Antwort. Nur ein leichtfertig Knechtlein, dem es gleichgültig war, regne oder sonnenscheine es in der Ernte, wenn nur das Jahr umging und der Lohn kam, und zu jeder Essenszeit das Essen auf den Tisch, griff zum Löffel und berichtete Christine, daß noch keine Buche gepflanzet sei, und alles gehe, als ob sie verhext wären.

Da schalt die Lindauerin, daß das eitel Einbildung wäre und die Männer nichts als Kindbetterinnen; mit Schaffen und Weinen, mit Hocken und Heulen werde man keine Buchen auf Bärhegen bringen. Ihnen würde nur ihr Recht widerfahren, wenn die Ritter ihren Mutwillen an ihnen ausließen; aber um Weib und Kinder willen müsse die Sache anders zur Hand genommen werden. Da kam plötzlich über die Achsel des Weibes eine lange schwarze Hand, und eine gellende Stimme rief: ‚Ja, die hat recht.‘ Und mitten unter ihnen stand mit grinsendem Gesicht der Grüne, und lustig schwankte die rote Feder auf seinem Hute. Da hob der Schreck die Männer von dannen, sie stoben die Halde auf wie Spreu im Wirbelwinde.

Nur Christine, die Lindauerin, konnte nicht fliehen, sie erfuhr es, wie man den Teufel leibhaftig zu sehen kriegt, wenn man ihn an die Wand malt. Sie blieb stehen wie gebannt, mußte schauen die rote Feder am Barett, und wie das rote Bärtchen lustig auf und nieder ging im schwarzen Gesichte. Gellend lachte der Grüne den Männern nach, aber gegen Christine machte er ein zärtlich Gesicht und faßte mit höflicher Gebärde ihre Hand. Christine wollte sie wegziehen,

aber sie entrann dem Grünen nicht mehr, es war ihr, als zische Fleisch zwischen glühenden Zangen. Und schöne Worte begann er zu reden und zu den Worten zwitzerte (schimmerte) lüstern sein rot Bärtchen auf und ab. So ein schön Weibchen habe er lange nicht gesehen, sagte er, das Herz lache ihm im Leibe; zudem habe er sie gerne mutig, und gerade die seien ihm die liebsten, welche stehen bleiben dürften, wenn die Männer davonliefen. Wie er so redete, kam Christinen der Grüne immer weniger schreckhaft vor; mit dem sei doch noch zu reden, dachte sie, und sie wüßte nicht warum davonlaufen, sie hätte schon viel Wüstere gesehen. Der Gedanke kam ihr immer mehr, mit dem ließe sich etwas machen, und wenn man recht mit ihm zu reden wüßte, so täte er einem wohl einen Gefallen, oder am Ende könnte man ihn übertölpeln wie die andern Männer auch. Er wüßte gar nicht, fuhr der Grüne fort, warum man sich so vor ihm scheue, er meine es doch so gut mit allen Menschen, und wenn man so grob gegen ihn sei, so müsse man sich nicht wundern, wenn er den Leuten nicht immer täte, was ihnen am liebsten wäre. Da faßte Christine ein Herz und antwortete, er erschrecke aber die Leute auch, daß es schrecklich wäre. Warum habe er ein ungetauft Kind verlangt, er hätte doch von einem andern Lohn reden können, das komme den Leuten gar verdächtig vor, ein Kind sei immer ein Mensch, und ungetauft eins aus den Händen geben, das werde kein Christ tun. ‚Das ist mein Lohn, an den ich gewohnt bin, und um anderen fahre ich nicht, und was frägt man doch so einem Kinde nach, das noch niemand kennt. So jung gibt man sie am liebsten weg, hat man doch noch keine Freude an ihnen gehabt und keine Mühe mit ihnen. Ich aber habe sie je jünger je lieber, je früher ich ein Kind erziehen kann auf meine Manier, um so weiter bringe ich es, dazu habe ich aber das Taufen gar nicht nötig und will es nicht.‘ Da sah Christine wohl, daß er mit keinem andern Lohne sich werde

begnügen wollen; aber es wuchs in ihr immer mehr der Gedanke, das wäre doch der einzige, der nicht zu betrügen wäre.

Darum sagte sie, wenn aber einer etwas verdienen wolle, so müßte er sich mit dem Lohne begnügen, den man ihm geben könne, sie aber hätten gegenwärtig in keinem Hause ein ungetauft Kind und in Monatsfrist gäbe es keins, und in dieser Zeit müßten die Buchen geliefert sein. Da schwänzelte gar höflich der Grüne und sagte: ‚Ich begehre das Kind gar nicht zum voraus. Sobald man mir verspricht, das erste zu liefern ungetauft, welches geboren wird, so bin ich schon zufrieden.‘ Das gefiel Christine gar wohl. Sie wußte, daß es in geraumer Zeit kein Kind geben werde in ihrer Herren Gebiet. Wenn nun einmal der Grüne sein Versprechen gehalten und die Buchen gepflanzet seien, so brauche man ihm gar nichts mehr zu geben, weder ein Kind noch etwas anderes; man lasse Messen lesen zu Schutz und Trutz und lache tapfer den Grünen aus, so dachte Christine. Sie dankte daher schon ganz herzhaft für das gute Anerbieten und sagte, es sei zu bedenken und sie wolle mit den Männern darüber reden. ‚Ja,‘ sagte der Grüne, ‚da ist gar nichts mehr weder zu denken noch zu reden. Für heute habe ich euch bestellt, und jetzt will ich den Bescheid; ich habe noch an gar vielen Orten zu tun und bin nicht bloß wegen euch da. Du mußt mir zu oder ab sagen, nachher will ich von dem ganzen Handel nichts mehr wissen.‘ Christine wollte die Sache verdrehen, denn sie nahm sie nicht gerne auf sich, sie wäre sogar gerne zärtlich geworden, um Stündigung zu erhalten, allein der Grüne war nicht aufgelegt, wankte nicht; jetzt oder nie, sagte er. Sobald aber der Handel geschlossen sei um ein einzig Kind, so wolle er in jeder Nacht soviel Buchen auf Bärhegen führen, als man ihm vor Mitternacht unten an den Kilchstalden liefere, dort wollte er sie in Empfang nehmen. — ‚Nun, schöne Frau, bedenke dich nicht,‘ sagte der Grüne, und klopfte Christine holdselig auf die Wange. Da klopfte doch

ihr Herz, sie hätte lieber die Männer hineingestoßen, um hintendrein sie schuld geben zu können. Aber die Zeit drängte, kein Mann war da als Sündenbock, und der Glaube verließ sie nicht, daß sie listiger als der Grüne sei, und wohl ein Einfall kommen werde, ihn mit langer Nase abzuspeisen. Darum sagte Christine, sie für ihre Person wolle zugesagt haben, wenn aber dann später die Männer nicht wollten, so vermöchte sie sich dessen nicht (könnte sie nichts dabei tun), und er solle es sie nicht entgelten lassen. Mit dem Versprechen, zu tun was sie könne, sei er hinlänglich zufrieden, sagte der Grüne. Jetzt schauderte es Christine doch an Leib und Seele, jetzt meinte sie, komme der schreckliche Augenblick, wo sie mit Blut von ihrem Blute dem Grünen den Akkord unterschreiben müsse. Aber der Grüne machte es viel leichtlicher und sagte, von hübschen Weibern begehre er nie eine Unterschrift, mit einem Kuß sei er zufrieden. Somit spitzte er seinen Mund gegen Christinens Gesicht, und Christine konnte nicht fliehen, war wiederum wie gebannt, steif und starr. Da berührte der spitzige Mund Christinens Gesicht, und ihr war, als ob von spitzigem Eisen das Feuer durch Mark und Bein fahre, durch Leib und Seele, und ein gelber Blitz fuhr zwischen ihnen durch und zeigte Christinen freudig verzerrt des Grünen teuflisch Gesicht, und ein Donner fuhr über sie, als ob der Himmel zersprungen wäre.

Verschwunden war der Grüne und Christine stund wie versteinert, als ob tief in den Boden hinunter ihre Füße Wurzeln getrieben hätten in jenem schrecklichen Augenblick. Endlich war sie ihrer Glieder wieder mächtig, aber im Gemüte brauste und sauste es ihr, als ob ein mächtiges Wasser seine Fluten wälze über turmhohe Felsen hinunter in schwarzen Schlund. Wie man im Donner der Wasser die eigene Stimme nicht hört, so ward Christine der eigenen Gedanken sich nicht bewußt im Tosen, das donnerte in ihrem Gemüte. Unwillkürlich floh sie den Berg hinan, und immer glühender fühlte

sie ein Brennen an ihrer Wange, da wo des Grünen Mund sie berührt; sie rieb, sie wusch, aber der Brand nahm nicht ab.

Es ward eine wilde Nacht. In Lüften und Klüften heulte und toste es, als ob die Geister der Nacht Hochzeit hielten in den schwarzen Wolken, die Winde die wilden Reigen spielten zu ihrem grausen Tanze, die Blitze die Hochzeitfackeln wären und der Donner der Hochzeitsegen. In dieser Jahreszeit hatte man eine solche Nacht noch nie erlebt.

In finsterem Bergestale regte es sich um ein großes Haus, und viele drängten sich um sein schirmend Obdach. Sonst treibt im Gewittersturm die Angst um den eigenen Herd den Landmann unter das eigene Dach, und sorgsam wachend, solange das Gewitter am Himmel steht, wahret und hütet er das eigene Haus. Aber jetzt war die gemeinsame Not größer als die Angst vor dem Gewitter. Diese trieb sie in diesem Hause zusammen, an welchem vorbeigehen mußten die, welche der Sturm aus dem Münneberg trieb, und die, welche von Bärhegen sich geflüchtet. Den Graus der Nacht ob dem eigenen Elend vergessend, hörte man sie klagen und grollen über ihr Mißgeschick. Zu allem Unglück war noch das Toben der Natur gekommen. Pferde und Ochsen waren scheu geworden, betäubt, hatten Wagen zertrümmert, sich über Felsen gestürzt, und schwer verwundet stöhnte mancher in tiefem Schmerze, laut auf schrie mancher, dem man zerrissene Glieder einzog (einrenkte) und zusammenband.

In das Elend hinein flüchteten sich auch in schauerlicher Angst die, welche den Grünen gesehen, und erzählten bebend die wiederholte Erscheinung. Bebend hörte die Menge, was die Männer erzählten, drängte sich aus dem weiten dunkeln Raume dem Feuer zu, um welches die Männer saßen, und wenn der Wind durch die Sparren fuhr oder Donner über dem Hause rollte, so schrie laut auf die Menge, und meinte, es breche durchs Dach der Grüne, sich zu zeigen in ihrer Mitte. Als er aber nicht kam, als der Schreck vor ihm

verging, als das alte Elend blieb und der Jammer der Leidenden lauter wurde, da stiegen allmählich die Gedanken auf, die den Menschen, der in der Not ist, so gerne um seine Seele bringen. Sie begannen zu rechnen, wieviel mehr wert sie alle seien als ein einzig ungetauft Kind, sie vergaßen immer mehr, daß die Schuld an einer Seele tausendmal schwerer wiege als die Rettung von tausend und abermal tausend Menschenleben.

Diese Gedanken wurden allmählich laut und begannen sich zu mischen als verständliche Worte in das Schmerzensgestöhn der Leidenden. Man fragte näher nach dem Grünen, grollte, daß man ihm nicht besser Rede gestanden; genommen hätte er niemand, und je weniger man ihn fürchte, um so weniger tue er den Menschen. Dem ganzen Tale hätten sie vielleicht helfen können, wenn sie das Herz am rechten Orte gehabt hätten. Da begannen die Männer sich zu entschuldigen. Sie sagten nicht, daß es sich mit dem Teufel nicht spaßen lasse, daß, wer ihm ein Ohr leihe, bald den ganzen Kopf ihm geben müsse, sondern sie redeten von des Grünen schrecklicher Gestalt, seinem Flammenbarte, der feurigen Feder auf seinem Hute, einem Schloßturm gleich, und dem schrecklichen Schwefelgeruch, den sie nicht hätten ertragen mögen. Christinens Mann aber, der gewöhnt worden war, daß sein Wort erst durch die Zustimmung seiner Frau Kraft erhielt, sagte, sie sollten nur seine Frau fragen, die könne ihnen sagen, ob es jemand hätte aushalten mögen, und daß die ein couragiertes Weib sei, wüßten alle. Da sahen alle nach Christine sich um, aber keiner sah sie. Es hatte jeder nur an seine Rettung gedacht und an andere nicht, und wie jetzt jeder am Trockenen saß, so meinte er, die andern säßen ebenso. Jetzt erst fiel allen bei, daß sie Christine seit jenem schrecklichen Augenblicke nicht mehr gesehen, und ins Haus war sie nicht gekommen. Da begann der Mann zu jammern und alle andern mit ihm, denn es ward ihnen allen, als ob Christine

allein zu helfen wüßte. Plötzlich ging die Türe auf, und Christine stand mitten unter ihnen, ihre Haare trieften, rot waren ihre Wangen, und ihre Augen brannten noch dunkler als sonst in unheimlichem Feuer. Eine Teilnahme, deren Christine sonst nicht gewohnt war, empfing sie, und jeder wollte ihr erzählen, was man gedacht und gesagt, und wie man Kummer um sie gehabt. Christine sah bald, was alles zu bedeuten hatte und verbarg ihre innere Glut hinter spöttische Worte, warf den Männern ihre übereilte Flucht vor und wie keiner um ein arm Weib sich bekümmert, und keiner sich umgesehen, was der Grüne mit ihr beginne. Da brach der Sturm der Neugierde aus, und jeder wollte zuerst wissen, was nun der Grüne mit ihr angefangen, und die Hintersten hoben sich hoch auf, um besser zu hören und die Frau näher zu sehen, die dem Grünen so nahe gestanden. Sie sollte nichts sagen, meinte Christine zuerst, man hätte es nicht um sie verdient, als Fremde sie übel geplaget im Tale, die Weiber ihr einen übeln Namen angehängt, die Männer sie allenthalben im Stiche gelassen, und wenn sie nicht besser gesinnet wäre als alle, und wenn sie nicht mehr Mut als alle hätte, so wäre noch jetzt weder Trost noch Ausweg da. So redete Christine noch lange, warf harte Worte gegen die Weiber, die ihr nie hätten glauben wollen, daß der Bodensee größer sei als der Schloßteich, und je mehr man ihr anhielt (sie drängte), um so härter schien sie zu werden, und stützte sich besonders darauf, daß, was sie zu sagen hätte, man ihr übel auslegen, und wenn die Sache gut käme, ihr keinen Dank haben werde, käme sie aber übel, so lüde man ihr alle Schuld auf und die ganze Verantwortung.

Als endlich die ganze Versammlung vor Christine wie auf den Knien lang, mit Bitten und Flehen und die Verwundeten laut aufschrien und anhielten, da schien Christine zu erweichen und begann zu erzählen, wie sie standgehalten und mit dem Grünen Abrede getroffen; aber von dem Kusse

sagte sie nichts, nichts davon, wie er sie auf der Wange gebrannt, und wie es ihr getoset im Gemüte. Aber sie erzählte, was sie seither gesinnet im verschlagenen Gemüte. Das Wichtigste sei, daß die Buchen nach Bärhegen geschafft würden; seien die einmal oben, so könne man immer noch sagen, was man machen wolle, die Hauptsache sei, daß bis dahin, soviel ihr bekannt, unter ihnen kein Kind werde geboren werden.

Vielen lief es kalt den Rücken auf bei der Erzählung, aber daß man dann noch immer sehen könne, was man machen wolle, das gefiel allen wohl.

Nur ein junges Weibchen weinte gar bitterlich, daß man unter seinen Augen die Hände hätte waschen können, aber sagen tat es nichts. Ein alt ehrwürdig Weib dagegen, hochgestaltet und mit einem Gesichte, vor dem man sonst sich beugen oder vor ihm fliehen mußte, trat in die Mitte und sprach, gottvergessen wäre es gehandelt, auf das Ungewisse das Gewisse stellen und spielen mit dem ewigen Leben. Wer mit dem Bösen sich einlasse, komme vom Bösen nimmer los, und wer ihm den Finger gebe, den behalte er mit Leib und Seele. Aus diesem Elende könne niemand helfen als Gott, wer ihn aber verlasse in der Not, der versinke in der Not. Aber diesmal verachtete man der Alten Rede, und schweigen hieß man das junge Weibchen, mit Weinen und Heulen sei einem diesmal nicht geholfen, da bedürfe man Hilfe anderer Art, hieß es.

Rätig wurde man, bald die Sache zu versuchen. Bös könne das kaum gehen im bösesten Falle; aber nicht das erstemal sei es, daß Menschen die schlimmsten Geister betrogen, und wenn sie selbst nichts wüßten, so fände wohl ein Priester Rat und Ausweg. Aber im finstern Gemüte soll mancher gedacht haben, wie er später bekannte, gar viel Geld und Umtriebe wage er nicht eines ungetauften Kindes wegen.

Als der Rat nach Christinens Sinn gefaßt wurde, da

war es, als ob alle Wirbelwinde über dem Hause zusammenstießen, die Heere der wilden Jäger vorübersausten; die Pfosten des Hauses wankten, die Balken bogen sich, Bäume splitterten am Hause wie Speere auf einer Ritterbrust. Blaß wurden drinnen die Menschen, Grauen überfiel sie, aber den Rat lösten sie nicht; bei grauendem Morgen begannen sie seine Ausführung.

Schön und hell war der Morgen, Gewitter und Hexenwerk verschwunden, die Äxte hieben noch einmal so scharf als sonst, der Boden war locker, und jede Buche fiel gerade, wie man sie haben wollte, kein Wagen brach mehr, das Vieh war willig und stark und die Menschen geschützt vor jedem Unfall wie durch unsichtbare Hand. Nur eines war sonderbar. Unterhalb Sumiswald führte damals noch kein Weg ins hintere Tal; dort war noch Sumpf, den die zügellose Grüne bewässerte, man mußte den Stalden auf (den Abhang hinauf) durchs Dorf fahren, an der Kirche vorbei.

Sie fuhren wie an den früheren Tagen immer drei Züge auf einmal, um einander helfen zu können mit Rat, Kraft und Vieh, und hatten nun nur durch Sumiswald zu fahren, außerhalb des Dorfes den Kirchstalden ab, an dem eine kleine Kapelle stand; unterhalb desselben auf ebenem Wege hatten sie die Buchen abzulegen. Sobald sie den Stalden auf waren und auf ebenem Wege gegen die Kirche kamen, so ward das Gewicht der Wagen nicht leichter, sondern schwerer und schwerer, sie mußten Tiere vorspannen, soviele sie deren hatten, mußten unmenschlich auf sie schlagen, mußten selbst Hand an die Speichen legen, dazu scheuten die sanftesten Rosse, als ob etwas Unsichtbares vom Kirchhofe her ihnen im Wege stehe, und ein dumpfer Glockenton, fast wie der verirrte Schall einer fernen Totenglocke, kam von der Kirche her, daß ein eigentümliches Grauen die stärksten Männer ergriff und jedesmal Menschen und Tiere bebten, wenn man gegen die Kirche kam. War man einmal vorbei, so konnte

man ruhig fahren, ruhig abfahren, ruhig zu frischer Ladung wieder gehen.

Sechs Buchen lud man selbigen Tages nebeneinander ab an die abgeredete Stelle, sechs Buchen waren am folgenden Morgen zu Bärhegen oben gepflanzet, und durchs ganze Tal hin hatte niemand eine Achse gehört, die sich umgedreht um ihre Spule, niemand der Fuhrleute üblich Geschrei, der Pferde Wiehern, der Ochsen einförmig Gebrüll. Aber sechs Buchen standen oben, die konnte sehen, wer wollte, und es waren die sechs Buchen, die man unten an dem Stalden hingelegt hatte, und nicht andere.

Da war das Staunen groß im ganzen Tale, und die Neugierde regte sich bei männiglich (jedermann). Absonderlich die Ritter nahm es wunder, welche Pacht die Bauern geschlossen und auf welche Weise die Buchen zur Stelle geschafft würden. Sie hätten gerne auf heidnische Weise den Bauern das Geheimnis ausgepreßt. Allein sie sahen bald, daß die Bauern auch nicht alles wüßten, da sie selbst halb erschrocken waren. Zudem wehrte der von Stoffeln. Dem war es nicht nur gleichgültig, wie die Buchen nach Bärhegen kamen, im Gegenteil, wenn sie nur heraufkamen, so sah er gerne, daß die Bauern dabei geschont wurden. Er hatte wohl gesehen, daß der Spott der Ritter ihn zu einer Unbesonnenheit verleitet hatte, denn wenn die Bauern zugrunde gingen, die Felder unbestellt blieben, so hatte die Herrschaft den größten Schaden dabei; allein was der von Stoffeln einmal gesagt hatte, dabei blieb es. Die Erleichterung, welche die Bauern sich verschafft, war ihm daher ganz recht, und es war ihm auch ganz gleichgültig, ob sie dafür ihre Seelen verschrieben; denn was gingen ihn der Bauern Seelen an, wenn einmal der Tod ihre Leiber genommen. Er lachte jetzt über seine Ritter und schützte die Bauern vor ihrem Mutwillen. Diese wollten den Handel doch ergründen und sandten Knappen zur Wache; die fand man des Morgens

halb tot in Gräben, wohin eine unsichtbare Hand sie geschleudert.

Da zogen zwei Ritter hin nach Bärhegen; es waren kühne Degen, und wo ein Wagnis zu bestehen gewesen im Heidenland, da hatten sie es bestanden. Am Morgen fand man sie erstarrt am Boden, und als sie der Rede wieder mächtig waren, sagten sie, ein roter Ritter mit feuriger Lanze hätte sie niedergerannt. Hie und da konnte eine neugierige Weibsseele sich nicht enthalten, wenn es Mitternacht war, durch eine Spalte oder Luke nach dem Wege im Tale zu sehen. Alsbald wehete ein giftiger Wind sie an; das Gesicht schwoll auf; wochenlang konnte man weder Nase noch Augen sehen, den Mund mit Mühe finden. Da verging den Leuten das Spähen, und kein Auge sah mehr zu Tale, wenn Mitternacht über demselben lag.

Einmal aber kam plötzlich einen Mann das Sterben an; er bedurfte des letzten Trostes; aber niemand durfte den Priester holen, denn Mitternacht war nahe, und der Weg führte am Kirchstalden vorbei. Da lief ein unschuldig Bübchen, Gott und Menschen lieb, aus Angst um den Vater ungeheißen Sumiswald zu. Als es gegen den Kirchstalden kam, sah es von dort die Buchen auffahren vom Boden, jede von zwei feurigen Eichhörnchen gezogen, und nebenbei sah es reiten auf schwarzem Bocke einen grünen Mann, eine feurige Geisel hatte er in der Hand, einen feurigen Bart im Gesichte, und auf dem Hute schwankte glutrot eine Feder. So sei der Zug gefahren hoch durch die Lüfte über alle Egg (Bergrücken) weg, und schnell wie einen Augenblick. Solches sah der Knabe, und niemand tat ihm was.

Noch waren nicht drei Wochen vergangen, so stunden neunzig Buchen auf Bärhegen, machten einen schönen Schattengang, denn alle schlugen üppig aus, keine einzige verdorrte. Aber die Ritter und auch der von Stoffeln ergingen sich nicht oft darin, es wehte sie allemal ein heimlich Grauen an;

sie hätten von der Sache lieber nichts mehr gewußt, aber keiner machte ihr ein Ende, es tröstete sich ein jeder, fehle es (gehe es schief), so trage der andere die Schuld.

Den Bauern aber wohlete es (ward es wohler) mit jeder Buche, welche oben war, denn mit jeder Buche wuchs die Hoffnung, dem Herrn zu genügen, den Grünen zu betrügen; er hatte ja kein Unterpfand, und war die hundertste einmal oben, was frugen sie dann dem Grünen nach? Indessen waren sie der Sache noch nicht sicher; alle Tage fürchteten sie, er spiele ihnen einen Schabernack und lasse sie im Stiche. Am Urbanustage brachten sie ihm die letzten Buchen an den Kilchstalden, und alt und jung schlief wenig in selber Nacht; man konnte fast nicht glauben, daß er ohne Umstände und ohne Kind oder Pfand die Arbeit vollende.

Am folgenden Morgen, lange vor der Sonne, waren alt und jung auf den Beinen, in allen regte sich die gleiche neugierige Angst; aber lange wagte sich keiner auf den Platz, wo die Buchen lagen; man wußte nicht, lag dort eine Beize (Falle), für die, welche den Grünen betrügen wollten.

Ein wilder Küherbub, der Ziegen von der Alp gebracht, wagte es endlich, sprang voran und fand keine Buchen mehr, und keine Hinterlist tat auf dem Platze sich kund. Noch trauten sie dem Spiele nicht; ihnen vorauf mußte der Küherbub nach Bärhegen. Dort war alles in der Ordnung, hundert Buchen standen in Reih und Glied, keine war verdorret, keinem aus ihnen lief das Gesicht auf, keinem tat ein Glied weh. Da stieg der Jubel hoch in ihren Herzen, und viel Spott gegen den Grünen und gegen die Ritter floß. Zum drittenmal sandten sie aus den wilden Küherbub und ließen dem von Stoffeln sagen, es sei auf Bärhegen nun alles in der Ordnung, er möchte kommen und die Buchen zählen. Dem aber ward es granlich, und er ließ ihnen sagen, sie sollten machen, daß sie heimkämen. Gerne hätte er ihnen sagen lassen, sie sollten den ganzen Schattengang wieder weg=

schaffen, aber er tat es nicht, seiner Ritter wegen, es sollte nicht heißen, er fürchte sich; aber er wußte nicht um der Bauern Pacht und wer sich in den Handel mischen könnte.

Als der Kühersbub den Bescheid brachte, da schwollen die Herzen noch trotziger auf; die wilde Jugend tanzte im Schattengange, wildes Jodeln hallte von Kluft zu Kluft, von Berg zu Berg, hallte an den Mauern des Schlosses Sumiswald wieder. Bedächtige Alte warnten und baten, aber trotzige Herzen achten bedächtiger Alten Warnung nicht; wenn dann das Unglück da ist, so sollen es die Alten mit ihrem Zagen und Warnen herbeigezogen haben. Die Zeit ist noch nicht da, wo man es erkennt, daß der Trotz das Unglück aus dem Boden stampft. Der Jubel zog sich über Berg und Tal in alle Häuser, und wo noch eines Fingers lang Fleisch im Rauche hing, da ward es gekocht, und wo noch eine Hand groß Butter im Hafen war, da wurde geküchelt (Krapfen gebacken).

Das Fleisch ward gegessen, die Küchli schwanden, der Tag war verronnen, und ein anderer Tag stieg am Himmel auf. Immer näher kam der Tag, an welchem ein Weib ein Kind gebären sollte; und je näher der Tag kam, um so dringlicher ward die Angst wieder, der Grüne werde sich wieder künden, fordern was ihm gehöre, oder ihnen eine Beize (Falle) legen.

Den Jammer jenes jungen Weibes, welches das Kind gebären sollte, wer will ihn ermessen? Im ganzen Hause tönte er wieder, ergriff nach und nach alle Glieder des Hauses, und Rat wußte niemand, wohl aber, daß dem, mit dem man sich eingelassen, nicht zu trauen sei. Je näher die verhängnisvolle Stunde kam, um so näher drängte das arme Weibchen sich zu Gott, umklammerte nicht mit den Armen allein, sondern mit dem Leibe und der Seele und aus ganzem Gemüte die heilige Mutter bittend um Schutz um ihres gebenedeiten Sohnes willen. Und ihr ward immer klarer, daß im Leben und Sterben in jeder Not der größte Trost bei Gott sei,

denn wo der sei, da dürfe der Böse nicht sein, und hätte keine Macht.

Immer deutlicher trat der Glaube vor ihre Seele, daß, wenn ein Priester des Herrn mit dem Allerheiligsten, dem heiligen Leibe des Erlösers bei der Geburt zugegen wäre, und bewaffnet mit kräftigen Bannsprüchen, so dürfte kein böser Geist sich nahen, und alsobald könnte der Priester das neugeborene Kind mit dem Sakramente der Taufe versehen, was die damalige Sitte erlaubte, dann wäre das arme Kind der Gefahr für immer entrissen, welche die Vermessenheit der Väter über dasselbe gebracht. Dieser Glaube stieg auch bei den andern auf, und der Jammer des jungen Weibes ging ihnen zu Herzen, aber sie scheuten sich, dem Priester ihre Pacht (ihren Pakt) mit dem Satan zu bekennen, und niemand war seither zur Beichte gegangen, und niemand hatte ihm Rede gestanden. Er war ein gar sehr frommer Mann, selbst die Ritter des Schlosses trieben keinen Kurzweil mit ihm, denn er sagte ihnen die Wahrheit. Wenn einmal die Sache getan sei, so könne er sie nicht mehr hindern, hatten die Bauern gedacht; aber jetzt war doch niemand gern der erste, der es ihm berichtete, das Gewissen sagte ihnen wohl warum.

Endlich drang einem Weibe der Jammer zu Herzen; es lief hin und offenbarte dem Priester den Handel und des armen Weibes Wunsch. Gewaltig entsetzte sich der fromme Mann, aber mit leeren Worten verlor er die Zeit nicht; kühn trat er für eine arme Seele in den Kampf mit dem gewaltigen Widersacher. Er war einer von denen, die den härtesten Kampf nicht scheuen, weil sie gekrönt werden wollen mit der Krone des ewigen Lebens und weil sie wohl wissen, es werde keiner gekrönt, er kämpfe denn recht.

Ums Haus, in welchem das Weib ihrer Stunde harrte, zog er den heiligen Bann mit geweihtem Wasser, den böse Geister nicht überschreiten dürfen, segnete die Schwelle ein,

die ganze Stube, und ruhig gebar das Weib, und ungestört taufte der Priester das Kind. Ruhig blieb es auch draußen, am klaren Himmel flimmerten die hellen Sterne, leise Lüfte spielten in den Bäumen. Ein wiehernd Gelächter wollten die einen gehört haben von ferne her; die andern aber meinten, es seien nur die Käuzlein gewesen an des Waldes Saum.

Alle, die da waren, aber freuten sich höchlich, und alle Angst war verschwunden, auf immer wie sie meinten; hätten sie den Grünen einmal angeführt, so könnten sie es immer tun mit dem gleichen Mittel.

Ein großes Mahl ward zugerichtet, weit her wurden die Gäste entboten. Umsonst mahnte der Priester des Herrn von Schmaus und Jubel ab, mahnte zu zagen und zu beten, denn noch sei der Feind nicht besiegt, Gott nicht gesühnt. Es sei ihm im Geiste, als dürfe er ihnen keine Buße zur Sühnung auferlegen, als nahe sich eine Buße gewaltig und schwer aus Gottes selbsteigener Hand. Aber sie hörten ihn nicht, wollten ihn befriedigen mit Speise und Trank. Er aber ging betrübt weg, bat für die, welche nicht wüßten, was sie täten, und rüstete sich mit Beten und Fasten zu kämpfen als ein getreuer Hirt für die anvertraute Herde.

Mitten unter den Jubilierenden ist auch Christine gesessen, aber sonderbar stille mit glühenden Wangen, düstern Augen, seltsam sah man es zucken in ihrem Gesichte. Christine war bei der Geburt zugegen gewesen als erfahrne Wehmutter, war bei der plötzlichen Taufe zu Gevatter gestanden mit frechem Herzen ohne Furcht, aber wie der Priester das Wasser sprengte über das Kind und es taufte in den drei höchsten Namen, da war es ihr, als drücke man ihr plötzlich ein feurig Eisen auf die Stelle, wo sie des Grünen Kuß empfangen. In jähem Schrecken war sie zusammengezuckt, das Kind fast zur Erde gefallen, und seither hatte der Schmerz nicht abgenommen, sondern ward glühender von Stunde zu Stunde. Anfangs war sie stille gesessen, hatte den Schmerz

erdrückt und heimlich die schweren Gedanken gewälzet in ihrer erwachten Seele, aber immer häufiger fuhr sie mit der Hand nach dem brennenden Fleck, auf dem ihr eine giftige Wespe zu sitzen schien, die ihr einen glühenden Stachel bohre bis ins Mark hinein. Als keine Wespe zu verjagen war, die Stiche immer heißer wurden, die Gedanken immer schrecklicher, da begann Christine ihre Wange zu zeigen und zu fragen, was darauf zu sehen sei, und immer von neuem frug Christine, aber niemand sah etwas, und bald mochte niemand mehr mit dem Spähen auf den Wangen die Lust sich kürzen. Endlich konnte sie noch ein altes Weib erbitten; eben krähte der Hahn, der Morgen graute, da sah die Alte auf Christinens Wange einen fast unsichtbaren Fleck. Es sei nichts, sagte die Alte, das werde schon vergehen, und ging weiter.

Und Christine wollte sich trösten, es sei nichts und werde bald vergehen; aber die Pein nahm nicht ab, und unmerklich wuchs der kleine Punkt, und alle sahen ihn und frugen sie, was es da schwarzes gebe in ihrem Gesichte? Sie dachten nichts besonders, aber die Reden fuhren ihr wie Stiche ins Herz, weckten die schweren Gedanken wieder auf, und immer und immer mußte sie denken, daß auf den gleichen Fleck der Grüne sie geküßt, und daß die gleiche Glut, die damals wie ein Blitz durch ihr Gebein gefahren, jetzt bleibend in demselben brenne und zehre. So wich der Schlaf von ihr, das Essen schmeckte ihr wie Feuerbrand, unstet lief sie hiehin, dorthin, suchte Trost und fand keinen, denn der Schmerz wuchs immer noch, und der schwarze Punkt ward größer und schwärzer; einzelne dunkle Streifen liefen von ihm aus, und nach dem Munde hin schien sich auf dem runden Flecke ein Höcker zu pflanzen.

So litt und lief Christine manchen langen Tag und manche lange Nacht, und hatte keinem Menschen die Angst ihres Herzens geoffenbaret, und was sie vom Grünen auf diese Stelle erhalten; aber wenn sie gewußt hätte, auf welche

Weise sie dieser Pein los werden könnte, sie hätte alles im Himmel und auf Erden geopfert. Sie war von Natur ein vermessen Weib, jetzt aber ganz erwildet (wild geworden) in wütendem Schmerze.

Da geschah es, daß wiederum ein Weib ein Kind erwartete. Diesmal war die Angst nicht groß, die Leute wohlgemut; sobald sie zu rechter Zeit für den Priester sorgten, meinten sie, des Grünen spotten zu können. Nur Christine war es nicht so. Je näher der Tag der Geburt kam, desto schrecklicher ward der Brand auf ihrer Wange, desto mächtiger dehnte der schwarze Punkt sich aus; deutliche Beine streckte er von sich aus, kurze Haare trieb er empor, glänzende Punkte und Streifen erschienen auf seinem Rücken, und zum Kopfe ward der Höcker, und glänzend und giftig blitzte es aus demselben, wie aus zwei Augen hervor. Laut auf schrien alle, wenn sie die giftige Kreuzspinne sahen auf Christinens Gesicht, und voll Angst und Grauen flohen sie, wenn sie sahen, wie sie fest saß im Gesichte, aus demselben herausgewachsen. Allerlei redeten die Leute, der eine riet dies, der andere ein anderes, aber alle mochten Christine gönnen, was es auch sein mochte, und alle wichen ihr aus und flohen sie, wo es nur möglich war. Je mehr die Leute flohen, desto mehr trieb es Christine ihnen nach; sie fuhr von Haus zu Haus; sie fühlte wohl, der Teufel mahne sie an das verheißene Kind, und um das Opfer den Leuten einzureden mit unumwundenen Worten, fuhr sie ihnen nach in Höllenangst. Aber das kümmerte die andern wenig; was Christine peinigte, tat ihnen nicht weh; was sie litt, hatte, nach ihrer Meinung, sie verschuldet, und wenn sie ihr nicht mehr entrinnen konnten, so sagten sie zu ihr: ‚Da siehe du zu. Keiner hat ein Kind verheißen, darum gibt auch keiner eins.‘ Mit wütender Rede setzte sie dem eigenen Manne zu. Dieser floh wie die andern, und wenn er nicht mehr fliehen konnte, so sprach er Christine kaltblütig zu, das werde schon bessern, das sei ein

Malzeichen, wie gar viele deren hätten, wenn es einmal ausgewachsen sei, so höre der Schmerz auf und leicht sei es dann abzubinden.

Unterdessen aber hörte der Schmerz nicht auf, jedes Bein ward ein Höllenbrand, der Spinne Leib die Hölle selbst, und als des Weibes erwartete Stunde kam, da war es Christine, als umwalle sie ein Feuermeer, als wühlten feurige Messer in ihrem Mark, als führen feurige Wirbelwinde durch ihr Gehirn. Die Spinne aber schwoll an, bäumte sich auf, und zwischen den kurzen Borsten hervor quollen giftig ihre Augen. Als Christine in ihrer glühenden Pein nirgends Teilnahme, die Kreisende wohl bewacht fand, da stürzte sie einer Wirbelsinnigen gleich den Weg entlang, den der Priester kommen mußte.

Raschen Schrittes kam derselbe der Halde entlang, begleitet vom handfesten Sigrist (Küster); die heiße Sonne und der steile Weg hemmten die Schritte nicht, denn es galt eine Seele zu retten, ein unendlich Unglück zu wenden, und von entferntem Kranken kommend, bangte dem Priester vor schrecklicher Säumnis. Verzweifelnd warf Christine sich ihm in den Weg, umfaßte seine Knie, bat um Lösung aus ihrer Hölle, um das Opfer des Kindes, das noch kein Leben kenne, und die Spinne schwoll noch höher auf, funkelte schrecklich schwarz in Christinens rot angelaufenem Gesichte, und mit gräßlichen Blicken glotzte sie nach des Priesters heiligen Geräten und Zeichen. Dieser aber schob Christine rasch zur Seite und schlug das heilige Zeichen; er sah da den Feind wohl, aber er ließ den Kampf, um eine Seele zu retten. Christine aber fuhr auf, stürmte ihm nach und versuchte das Äußerste; doch des Sigristen starke Hand hielt das wütende Weib vom Priester ab und zur Zeit noch konnte er das Haus schützen, in geweihte Hände das Kind empfangen und in die Hände dessen legen, den die Hölle nie überwältigt. Draußen hatte unterdessen Christine einen schrecklichen Kampf gekämpfet.

Sie wollte das Kind ungetauft in ihre Hände, wollte hinein ins Haus, aber starke Männer wehrten es.

Windstöße stießen an das Haus, der fahle Blitz umzüngelte es, aber die Hand des Herrn war über ihm; es wurde das Kind getauft, und Christine umkreiste vergeblich und machtlos das Haus. Von immer wilderer Höllenqual ergriffen, stieß sie Töne aus, die nicht Tönen glichen einer Menschenbrust; das Vieh schlotterte in den Ställen und riß von den Stricken; die Eichen im Walde rauschten auf, sich entsetzend.

Im Hause begann der Jubel über den neuen Sieg, des Grünen Ohnmacht, seiner Helfershelferin vergeblich Ringen; draußen aber lag Christine von entsetzlicher Pein zu Boden geworfen, und in ihrem feurigen Gesichte begannen Wehen zu kreisen, wie sie noch keine Wöchnerin erfahren auf Erden, und die Spinne im Gesichte schwoll immer höher auf und brannte immer glühender durch ihr Gebein.

Da war es Christine, als ob plötzlich das Gesicht ihr platze, als ob glühende Kohlen geboren würden in demselben, lebendig würden, ihr gramselten (krabbelten) über das Gesicht weg, über alle Glieder weg, als ob alles an ihr lebendig würde und glühend gramsle über den ganzen Leib weg. Da sah sie in der Blitze fahlem Scheine langbeinig, giftig unzählbare schwarze Spinnen laufen über ihre Glieder, hinaus in die Nacht, und den entschwundenen liefen langbeinig, giftig, unzählbare andere nach. Endlich sah sie keine mehr den frühern folgen, der Brand im Gesichte legte sich, die Spinne ließ sich nieder, ward zum fast unsichtbaren Punkte wieder, schaute mit erlöschenden Augen ihrer Höllenbrut nach, die sie geboren hatte, und ausgesandt, zum Zeichen, wie der Grüne mit sich spaßen lasse.

Matt, einer Wöchnerin gleich, schlich Christine nach Hause; wenn schon die Glut so heiß nicht mehr brannte auf dem Gesichte, die Glut im Herzen hatte nicht abgenommen;

wenn schon die matten Glieder nach Ruhe sich sehnten, der Grüne ließ ihr keine Ruhe mehr; wen er einmal hat, dem macht er es so.

Drinnen im Hause aber, da jubelten sie und freuten sich, und hörten lange nicht, wie das Vieh brüllte und tobte im Stalle. Endlich fuhren sie doch auf, man ging nachzusehen, schreckensblaß kamen die wieder, die gegangen waren, und brachten die Kunde, die schönste Kuh liege tot, die übrigen tobten und wüteten, wie sie es nie gesehen. Da sei es nicht richtig, etwas Absonderliches walte da. Da verstummte der Jubel, alles lief nach dem Vieh, dessen Gebrüll erscholl über Berg und Tal, aber keiner hatte Rat. Gegen den Zauber versuchte man weltliche und geistliche Künste, aber alle umsonst; ehe noch der Tag graute, hatte der Tod das sämtliche Vieh im Stalle gestreckt. Wie es aber hier stumm wurde, so begann es da zu brüllen und dort zu brüllen; die da waren, hörten wie in ihre Ställe die Not gebrochen, wehlich (kläglich) das Vieh seine Meister zu Hilfe rief in seiner grausen Angst.

Als ob die Flamme aus ihrem Dache schlüge, eilten sie heim, aber Hilfe brachten sie keine; hier wie dort streckte der Tod das Vieh; Wehgeschrei von Menschen und Tieren erfüllten Berge und Täler, und die Sonne, welche das Tal so fröhlich verlassen, sah in entsetzlichen Jammer hinein. Als die Sonne schien, sahen endlich die Menschen, wie es in den Ställen, in denen das Vieh gefallen war, wimmle von zahllosen schwarzen Spinnen. Diese krochen über das Vieh, das Futter, und was sie berührten, war vergiftet, und was lebendig war, begann zu toben, ward bald vom Tode gestreckt. Von diesen Spinnen konnte man keinen Stall, in dem sie waren, säubern, es war als wüchsen sie aus dem Boden herauf; konnte keinen Stall, in dem sie nicht waren, vor ihnen behüten, unversehens krochen sie aus allen Wänden, fielen haufenweise von der Diele. Man trieb das Vieh

auf die Weiden, man trieb es nur dem Tode in den Rachen. Denn wie eine Kuh auf eine Weide den Fuß setzte, so begann es lebendig zu werden am Boden, schwarze lange Spinnen sproßten auf, schreckliche Alpenblumen, krochen auf am Vieh, und ein fürchterlich wehlich Geschrei erschallte von den Bergen nieder zu Tale. Und alle diese Spinnen sahen der Spinne auf Christinens Gesicht ähnlich wie Kinder der Mutter, und solche hatte man noch keine gesehen.

Das Geschrei der armen Tiere war auch zum Schlosse gedrungen, und bald kamen ihm auch Hirten nach, verkündend, daß ihr Vieh gefallen von den giftigen Tieren, und in immer höherm Zorne vernahm der von Stoffeln, wie Herde um Herde verloren gegangen, vernahm, welchen Pacht (Pakt) man mit dem Grünen gehabt, wo man ihn zum zweiten Male betrogen, und daß die Spinnen so ähnlich seien wie Kinder der Mutter, der Spinne in der Lindauerin Gesicht, die mit dem Grünen den Bund gemacht alleine, und nie rechten Bericht darüber gegeben. Da ritt der von Stoffeln in grimmem Zorn den Berg hinauf und donnerte die Armen an, daß er nicht um ihretwillen Herde um Herde verlieren wolle, um was er geschädigt worden, müßten sie ersetzen, und was sie versprochen, das müßten sie halten, was sie freiwillig getan, das müßten sie tragen. Schaden leiden ihretwegen wolle er nicht, oder leide er, so müßten sie ihn büßen tausendfältig. Sie könnten sich vorsehen. So redete er zu ihnen, unbekümmert um das, was er ihnen zumutete, und daß er sie dazu getrieben, fiel ihm nicht bei, und was sie getan, rechnete er ihnen zu.

Den meisten schon war es aufgedämmert, daß die Spinnen eine Plage des Bösen seien, eine Mahnung, den Pacht zu halten, und daß Christine Näheres darum wissen müßte, ihnen nicht alles gesagt hätte, was sie mit dem Grünen verhandelt. Nun zitterten sie wieder vor dem Grünen, lachten seiner nicht mehr, zitterten vor ihrem weltlichen

Herrn; und wenn sie jenen befriedigten, was sagte der geistliche Herr dazu, erlaubte er es, und hätte dann der keine Buße für sie? So in der Angst versammelten sich die Angesehensten in einsamer Scheuer, und Christine mußte kommen und klaren Bescheid geben, was sie eigentlich verhandelt.

Christine kam verwildert, rachedurstig, aufs neue von der wachsenden Spinne gefoltert.

Als sie das Zagen der Männer sah und keine Weiber, da erzählte sie Punktum, was ihr begegnet, wie der Grüne sie schnell beim Worte genommen und ihr zum Pfande einen Kuß gegeben, den sie nicht mehr geachtet als andere. Wie ihr jetzt auf selbigem Fleck die Spinne gewachsen sei unter Höllenpein vom Augenblicke an, als man das erste Kind getauft. Wie die Spinne, eben als man das zweite Kind getauft und den Grünen genarrt, unter Höllenpein die Spinnen geboren in ungemessener Zahl; denn narren lasse er sich nicht ungestraft, wie sie es fühle in tausendfachen Todesschmerzen. Jetzt wachse die Spinne wieder, die Pein mehre sich, und wenn das nächste Kind nicht des Grünen werde, so wisse niemand, wie gräßlich die einbrechende Plage sei, wie gräßlich des Ritters Rache.

So erzählte Christine, und die Herzen der Männer bebten, und lange wollte keiner reden. Nach und nach kamen aus den angstgepreßten Kehlen abgebrochene Laute hervor, und wenn man sie zusammensetzte, so meinten sie gerade was Christine meinte, aber kein einzelner hatte seine Einwilligung gegeben in ihren Rat. Nur einer stand auf und redete kurz und deutlich, das beste schien ihm, Christine totzuschlagen, sei einmal die tot, so könnte der Grüne an der Toten sich halten, hätte keine Handhabe mehr an den Lebendigen. Da lachte Christine wild auf, trat ihm unter das Gesicht und sagte, er solle zuschlagen, ihr sei es recht; aber der Grüne wolle nicht sie, sondern ein ungetauft Kind, und wie er sie gezeichnet, ebensogut könne er die Hand zeichnen, die an

ihr sich vergreife. Da zuckte es in des Mannes Hand, der allein geredet, er setzte sich und hörte schweigend dem Rate der andern. Und abgebrochen (in abgebrochener Rede), wo keiner alles sagte, sondern jeder nur etwas, das wenig bedeuten sollte, kam man überein, das nächste Kind zu opfern, aber keiner wollte seine Hand bieten dazu, niemand das Kind an den Kilchstalden tragen, wo man die Buchen hingelegt hatte. Zum allgemeinen Besten, wie sie meinten, den Teufel zu brauchen, hatte keiner sich gescheut, aber persönliche Bekanntschaft mit ihm zu machen begehrte keiner. Da erbot sich Christine willig dazu; denn hat man einmal mit dem Teufel zu tun gehabt, so kann es das zweitemal wenig mehr schaden. Man wußte wohl, wer das nächste Kind gebären sollte, aber man redete nichts davon, und der Vater desselben war nicht zugegen.

Verständigt mit und ohne Worte, ging man auseinander.

Das junge Weib, welches in jener grauenvollen Nacht, wo Christine Bericht vom Grünen brachte, gezaget und geweinet hatte, sie wußte damals nicht warum, erwartete nun das nächste Kind. Die frühern Vorgänge machten sie nicht getrost und zuversichtlich; eine unnennbare Angst lag auf ihrem Herzen, sie konnte sie weder mit Beten noch Beichten wegbringen. Ein verdächtiges Schweigen schien ihr sie zu umringen; niemand sprach von der Spinne mehr; verdächtig schienen ihr alle Augen, die auf ihr ruhten, schienen ihr zu berechnen die Stunde, in welcher sie ihres Kindes habhaft werden, den Teufel versöhnen könnten.

So einsam und verlassen fühlte sie sich gegen die unheimliche Macht um sich; keinen Beistand hatte sie als ihre Schwiegermutter, eine fromme Frau, die zu ihr stund, aber was vermag eine alte Frau gegen eine wilde Menge. Sie hatte ihren Mann; der hatte alles Gute wohl versprochen; aber wie jammerte der um sein Vieh und gedachte so wenig des armen Weibes Angst! Es hatte der Priester verheißen

zu kommen, so schnell und so früh zu kommen, als man ihn verlange, aber was konnte begegnen vom Augenblicke an, da man gesandt, bis daß er kam, und das arme Weib hatte keinen zuverlässigern Boten als den eigenen Mann, der ihm Schutz und Wache sein sollte; und sie wohnte dazu noch mit Christine in einem Hause, und ihre Männer waren Brüder, und keine eigenen Verwandten hatte sie; als Waise war sie ins Haus gekommen! Man kann sich des armen Weibes Herzensangst denken, nur im Beten mit der frommen Mutter fand sie einiges Vertrauen, das alsobald wieder schwand, sobald sie in die bösen Augen sah.

Unterdessen war die Krankheit noch immer da; sie unterhielt den Schrecken. Freilich nur hie und da fiel ein Stück, nur selten zeigten sich die Spinnen. Aber sobald bei jemand der Schreck nachließ, sobald irgendeiner dachte oder sagte, das Übel lasse von selbsten nach, und man sollte sich wohl bedenken, ehe man an einem Kinde sich versündige, so nahm Christinens Höllenpein zu, die Spinne blähte sich hoch auf, und dem, der so gedacht oder geredet, kehrte mit neuer Wut der Tod in seine Herde ein. Je näher die erwartete Stunde kam, um so mehr schien die Not wieder zuzunehmen, und sie erkannten, daß sie bestimmte Abrede treffen müßten, wie sie des Kindes sicher und sonder Fehl sich bemächtigen könnten. Den Mann fürchteten sie am meisten, und Gewalt gegen ihn zu brauchen, war ihnen zuwider. Da übernahm Christine, ihn zu gewinnen, und sie gewann ihn. Er wollte um die Sache nicht wissen, seinem Weibe zu Willen sein, den Priester holen, aber nicht eilen, und was in seiner Abwesenheit vorgehe, danach wolle er nicht fragen; so fand er sich mit seinem Gewissen ab; mit Gott wollte er sich durch Messen abfinden, und für des armen Kindes Seele sei vielleicht auch noch etwas zu tun, dachte er, vielleicht gewinne der fromme Priester es dem Teufel wieder ab, dann seien sie aus dem Handel, hätten das Ihre getan und den Bösen doch geprellt.

So dachte der Mann, und jedenfalls, es möge nun gehen wie es wolle, so hätte er an der ganzen Sache keine Schuld, sobald er nicht mit selbsteigenen Händen dabei tätig sei.

So war das arme Weibchen verkauft und wußte es nicht, hoffte mit Bangen nach Rettung; und beschlossen im Rate der Menschen war der Stoß in sein Herz — aber was der droben beschlossen hatte, das deckten noch die Wolken, die vor der Zukunft liegen.

Es war ein gewitterhaftes Jahr und die Ernte gekommen; alle Kräfte wurden angespannt, um in den heitern Stunden das Korn unter das sichere Dach zu bringen. Es war ein heißer Nachmittag, schwarze Häupter streckten die Wolken über die dunkeln Berge empor, ängstlich ums Dach flatterten die Schwalben, und dem armen Weibchen ward so eng und bang allein im Hause, denn selbst die Großmutter war draußen auf dem Acker zu helfen, mit dem Willen mehr als mit der Tat. Da zuckte zweischneidend der Schmerz ihr durch Mark und Bein, es dunkelte vor ihren Augen, sie fühlte das Nahen ihrer Stunde, und war allein. Die Angst trieb sie aus dem Hause; schwerfällig schritt sie dem Acker zu, aber bald mußte sie sich niedersetzen; sie wollte in die Ferne die Stimme schicken, aber diese wollte nicht aus der beklemmten Brust. Bei ihr war ein klein Bübchen, das erst seine Beinchen brauchen lernte, das nie noch auf eignen Beinen auf dem Acker gewesen war, sondern nur auf der Mutter Arm. Dieses Bübchen mußte das arme Weib als ihren Boten brauchen, wußte nicht, ob es den Acker finden, ob seine Beinchen dahin es tragen würden. Aber das treue Bübchen sah, in welcher Angst die Mutter war, und lief und fiel und stand wieder auf, und die Katze jagte seine Kaninchen, Tauben und Hühner liefen ihm um die Füße, stoßend und spielend sprang sein Lamm ihm nach; aber das Bübchen sah alles nicht, ließ sich nicht säumen und richtete treulich seine Botschaft aus.

Atemlos erschien die Großmutter, aber der Mann säumte; nur das Fuder solle er noch aufladen, hieß es. Eine Ewigkeit verstrich, endlich kam er, und wiederum verstrich eine Ewigkeit, endlich ging er langsam auf den langen Weg, und in Todesangst fühlte das arme Weib, wie ihre Stunde schneller und schneller nahte.

Frohlockend hatte Christine draußen auf dem Acker allem zugesehen. Heiß brannte wohl die Sonne zu der schweren Arbeit, aber die Spinne brannte fast gar nicht mehr, und leicht schien ihr der Gang in den nächsten Stunden. Sie trieb fröhlich die Arbeit und eilte mit dem Heimgehen nicht, wußte sie doch, wie langsam der Bote war. Erst als die letzte Garbe geladen war und Windstöße das nahe Gewitter verkündeten, eilte Christine ihrer Beute zu, die ihr gesichert war; so meinte sie. Und als sie heimging, da winkte sie bedeutungsvoll manchem Begegnenden; sie nickten ihr zu, trugen rasch die Botschaft heim; da schlotterte manches Knie, und manche Seele wollte beten in unwillkürlicher Angst, aber sie konnte nicht.

Drinnen im Stübchen wimmerte das arme Weib, und zu Ewigkeiten wurden die Minuten, und die Großmutter vermochte den Jammer nicht zu stillen mit Beten und Trösten. Sie hatte das Stübchen wohl verschlossen und schweres Geräte vor die Türe gestellt. Solange sie allein im Hause waren, war es noch dabei zu sein (auszuhalten), aber als sie Christine heimkommen sahen, als sie schleichende Tritte an der Türe hörten, als sie draußen noch manch andern Tritt hörten und heimliches Flüstern, kein Priester sich zeigte, kein anderer treuer Mensch, und näher und näher der sonst so ersehnte Augenblick trat, da kann man sich denken, in welcher Angst die armen Weiber schwammen, wie in siedendem Öle, ohne Hilfe und ohne Hoffnung. Sie hörten, wie Christine nicht von der Türe wich; es fühlte das arme Weib ihrer wilden Schwägerin feurige Augen durch die Türe hindurch, und sie

brannten sie durch Leib und Seele. Da wimmerte das erste Lebenszeichen eines Kindes durch die Türe, unterdrückt so schnell als möglich, aber zu spät. Die Türe flog auf von wütendem, vorbereitetem Stoße, und wie auf seinen Raub der Tiger stürzt, stürzt Christine auf die arme Wöchnerin. Die alte Frau, die dem Sturm sich entgegenwirft, fällt nieder; in heiliger Mutterangst rafft die Wöchnerin sich auf, aber der schwache Leib bricht zusammen, in Christinens Händen ist das Kind; ein gräßlicher Schrei bricht aus dem Herzen der Mutter, dann hüllt sie in schwarzen Schatten die Ohnmacht.

Zagen und Grauen ergriff die Männer, als Christine mit dem geraubten Kinde herauskam. Das Ahnen einer grausen Zukunft ging ihnen auf, aber keiner hatte Mut, die Tat zu hemmen, und die Furcht vor des Teufels Plagen war stärker als die Furcht vor Gott. Nur Christine zagte nicht; glühend leuchtete ihr Gesicht, wie es dem Sieger leuchtet nach überstandenem Kampfe; es war ihr, als ob die Spinne in sanftem Jucken ihr liebkose; die Blitze, die auf ihrem Wege zum Kilchstalden sie umzüngelten, schienen ihr fröhliche Lichter, der Donner ein zärtlich Grollen, ein lieblich Säuseln der racheschnaubende Sturm.

Hans, des armen Weibes Mann, hatte sein Versprechen nur zu gut gehalten. Langsam war er seines Weges gegangen, hatte bedächtig jeden Acker beschaut, jedem Vogel nachgesehen, den Fischen im Bache abgewartet, wie sie sprangen und Mücken fingen vor dem eintretenden Gewitter. Dann juckte er (bewegte er sich plötzlich und unvermittelt) vorwärts, rasche Schritte tat er, einen Ansatz zum Springen nahm er; es war etwas in ihm, das ihn jagte, das ihm die Haare auf dem Kopfe emportrieb; es war das Gewissen, das ihm sagte, was ein Vater verdiene, der Weib und Kind verrate; es war die Liebe, die er doch noch hatte zu seinem Weibe und seiner Leibesfrucht. Aber dann hielt ihn wieder ein anderes, und das war stärker als das erste, es war die

Furcht vor den Menschen, die Furcht vor dem Teufel und die Liebe zu dem, was dieser ihm nehmen konnte. Dann ging er wieder langsamer, langsam wie ein Mensch, der seinen letzten Gang tut, der zu seiner Richtstätte geht. Vielleicht war es auch so; weiß doch gar mancher Mensch nicht, daß er den letzten Gang tut; wenn er es wüßte, er täte ihn nicht oder anders.

So war es spät geworden, ehe er auf Sumiswald kam. Schwarze Wolken jagten über den Münneberg her; schwere Tropfen fielen, versengten (wurden verschluckt) im Staube, und dumpf begann das Glöcklein im Turme die Menschen zu mahnen, daß sie denken möchten an Gott und ihn bitten, daß er sein Gewitter nicht zum Gericht werden lasse über sie. Vor seinem Hause stand der Priester, zu jeglichem Gange gerüstet, damit er bereit sei, wenn sein Herr, der über seinem Haupte daher fuhr, zu einem Sterbenden oder einem brennenden Hause oder sonst wohin ihn rufe. Als er Hans kommen sah, erkannte er den Ruf zum schweren Gange, schürzte sein Gewand und sandte Botschaft seinem läutenden Sigrist, daß er sich ablösen lasse am Glockenstrang und sich einfinde zu seinem Begleit. Unterdessen stellte er Hans einen Labetrunk vor, so wohltätig nach raschem Laufe in schwüler Luft, dessen Hans nicht bedürftig war; der Priester ahnte die Tücke des Menschen nicht. Bedächtig labte sich Hans. Zögernd fand der Sigrist sich ein, und nahm gerne teil an dem Trunke, den Hans ihm bot. Gerüstet stand vor ihnen der Priester, verschmähend jeden Trank, den er zu solchem Gang und Kampf nicht bedurfte. Er hieß ungerne von der Kanne weggehen, die er aufgestellt, ungerne verletzte er die Rechte des Gastes; aber er kannte ein Recht, das höher war als das Gastrecht, das säumige Trinken fuhr ihm zornig durch die Glieder.

Er sei fertig, sagte er endlich, ein bekümmert Weib harre, und über ihm sei eine grauenvolle Untat, und zwischen das Weib und die Untat müßte er stehen mit heiligen Waffen,

darum sollten sie nicht säumen, sondern kommen, droben werde wohl noch etwas sein für den, der den Durst hier unten nicht gelöscht. Da sprach Hans, des harrenden Weibes Mann, es eile nicht so sehr, bei seinem Weibe gehe jede Sache schwer. Und alsobald flammte ein Blitz in die Stube, daß alle geblendet waren, und ein Donner brach los überm Hause, daß jeder Pfosten am Hause, jedes Glied im Hause bebte. Da sprach der Sigrist, als er seinen Segenspruch vollendet: ‚Hört wie es macht draußen, und der Himmel hat selbst bestätigt, was Hans gesagt, daß wir warten sollen, und was nützte es, wenn wir gingen, lebendig kämen wir doch nimmer hinauf, und er selbst hat ja gesagt, daß es bei seinem Weibe nicht solche Eile habe.‘

Und allerdings stürmte ein Gewitter daher, wie man in Menschengedenken nicht oft erlebt. Aus allen Schlünden und Gründen stürmte es heran, stürmte von allen Seiten, von allen Winden getrieben über Sumiswald zusammen; und jede Wolke ward zum Kriegsheer, und eine Wolke stürmte an die andere, eine Wolke wollte der andern Leben, und eine Wolkenschlacht begann, und das Gewitter stund, und Blitz auf Blitz ward entbunden, und Blitz auf Blitz schlug zur Erde nieder, als ob sie sich einen Durchgang bahnen wollten durch der Erde Mitte auf der Erde andere Seite. Ohne Unterlaß brüllte der Donner, zornesvoll heulte der Sturm, geborsten war der Wolken Schoß, Fluten stürzten nieder, aber seiner Gefährten wegen zauderte er. Aber als plötzlich und gewaltig die Wolkenschlacht losbrach, da hatte der Priester dem Sigristen nicht geantwortet, aber sich nicht niedergesetzt, und ein immer steigendes Bangen ergriff ihn, ein Drang kam ihn an, sich hinauszustürzen in der Elemente Toben; da ward ihm, als höre er durch des Donners schreckliche Stimme eines Weibes markdurchschneidenden Wehruf, der Donner ward ihm plötzlich zu Gottes schrecklichem Scheltwort seiner Säumnis, er machte sich auf, was auch die beiden andern sagen mochten.

Er schritt, gefaßt auf alles, hinaus in die feurigen Wetter, in des Sturmes Wut, der Wolken Flut; langsam, unwillig kamen die beiden ihm nach.

Es sauste und brauste und tosete, als sollten diese Töne zusammenschmelzen zur letzten Posaune, die der Welten Untergang verkündet, und feurige Garben fielen über das Dorf, als sollte jede Hütte aufflammen; aber der Diener dessen, der dem Donner seine Stimme gibt und den Blitz zu seinem Knechte hat, hat sich vor diesem Mitknechte des gleichen Herrn nicht zu fürchten, und wer auf Gottes Wegen geht, kann getrost Gottes Wettern das Seine überlassen. Darum schritt der Priester unerschrocken durch die Wetter dem Kilchstalden zu. Aber nicht in gleichem Mute folgten ihm die andern, denn nicht am gleichen Orte war ihr Herz; sie wollten nicht den Kilchstalden ab, nicht in solchem Wetter, nicht in später Nacht, und Hans hatte noch einen besondern Grund, warum er nicht wollte. Sie baten den Priester umzukehren, auf andern Wegen zu gehen, Hans wußte nähere, der Sigrist bessere, beide warnten vor den Wassern im Tale, der aufgeschwollenen Grüne. Aber der Priester hörte nicht, achtete ihrer Rede nicht; von einem wunderbaren Drange getrieben, eilte er auf den Flügeln des Gebetes dem Kilchstalden zu, sein Fuß stieß an keinen Stein, sein Auge ward durch keinen Blitz geblendet; bebend und weit hinter ihm, gedeckt, wie sie meinten, durch das Heiligste, das der Priester selbsten trug, folgten Hans und der Sigrist ihm nach.

Als sie aber hinaus kamen vor das Dorf, wo ins Tal hinunter der Stalden (Abhang) sich senkt, da steht der Priester plötzlich still und schirmt mit der Hand die Augen. Unterhalb der Kapelle schimmert in des Blitzes Schein eine rote Feder, und des Priesters scharfes Auge sieht aus grünem Hage hervorragen ein schwarzes Haupt, und auf diesem schwankt die rote Feder. Und wie er noch länger schaut, sieht er am jenseitigen Abhange in schnellstem Laufe, wie

gejagt von des Windes wildestem Stoße, daherfliegen eine wilde Gestalt dem dunkeln Haupte zu, auf dem einer Fahne gleich die rote Feder schwankte.

Da loderte im Priester auf der heilige Kampfesdrang, der, den Bösen ahnend, über die kömmt, die Gott geweihten Herzens sind, wie der Trieb über das Samenkorn kömmt, wenn das Leben in dasselbe dringt, wie er in die Blume dringt, wenn sie sich entfalten soll, wie er über den Helden kömmt, wenn sein Feind das Schwert erhebt. Und wie der Lechzende in des Stromes kühle Flut, wie der Held zur Schlacht, stürzt der Priester den Stalden nieder, stürzt zum kühnsten Kampf, dringt zwischen den Grünen und Christine, die eben das Kindlein in des andern Arme legen will, mitten hinein, schmettert zwischen sie die drei höchsten heiligen Namen, hält das Heiligste dem Grünen ans Gesicht, sprengt heiliges Wasser über das Kind und trifft Christine zugleich. Da fährt mit fürchterlichem Wehegeheul der Grüne von dannen, wie ein glutroter Streifen zuckt er dahin, bis die Erde ihn verschlingt; vom geweihten Wasser berührt, schrumpft mit entsetzlichem Zischen Christine zusammen, wie Wolle im Feuer, wie Kalk im Wasser, schrumpft zischend, Flammen sprühend zusammen, bis auf die schwarze, hochaufgeschwollene, grauenvolle Spinne in ihrem Gesichte, schrumpft mit dieser zusammen, zischt in diese hinein, und diese sitzt nun giftstrotzend trotzig mitten auf dem Kinde, und sprüht aus ihren Augen zornige Blicke dem Priester entgegen. Dieser sprengt ihr Weihwasser entgegen, es zischt wie auf heißem Steine gewöhnliches Wasser; immer größer wird die Spinne, streckt immer weiter ihre schwarzen Beine aus über das Kind, glotzt immer giftiger den Priester an; da faßt dieser in feurigem Glaubenszorn nach ihr mit kühner Hand. Es ist als wenn er griffe in glühende Stacheln hinein, aber unerschüttert greift er fest, schleudert das Ungeziefer weg, faßt das Kind, und eilt mit ihm sonderweile der Mutter zu.

Und wie sein Kampf zu Ende war, stillte sich auch der Kampf der Wolken, sie eilten wieder in ihre dunkeln Kammern; bald flimmerte in stillem Sternenlicht das Tal, in dem kurz vorher die wildeste Schlacht getobet, und fast atemlos ereilte der Priester das Haus, in welchem an Mutter und Kind die Freveltat begangen worden.

Dort war die Mutter noch ohnmächtig, mit dem gellenden Schrei hatte sie ihr Leben fortgesendet; neben ihr saß betend die Alte, sie baute noch auf Gott, daß er mächtiger sei als der Teufel böse. Mit dem Kinde brachte der Priester der Mutter auch das Leben zurück. Als sie erwachend das Kindlein wiedersah, durchfloß sie eine Wonne, wie sie nur die Engel im Himmel kennen, und auf der Mutter Armen taufte der Priester das Kind im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes; und jetzt war es entrissen des Teufels Gewalt auf immer, bis es sich ihm freiwillig übergeben wollte. Aber vor dem hütete es Gott, in dessen Gewalt jetzt seine Seele übergeben worden, während der Leib von der Spinne vergiftet blieb.

Bald schied seine Seele wieder, und wie mit Brandflecken war das Leibchen gezeichnet. Die arme Mutter weinte wohl, aber wo jeder Teil wieder dahin gehet, wo er hingehöret: zu Gott die Seele, zur Erde der Leib, da findet sich der Trost ein, früher dem, später jenem.

Sobald der Priester sein heilig Amt verrichtet hatte, begann er ein seltsam Jucken zu fühlen in Hand und Arm, womit er die Spinne weggeschleudert. Kleine schwarze Flecken sah er auf der Hand, sichtbarlich wurden sie größer und schwollen auf; Todesschauer rieselte ihm durchs Herz. Er segnete die Weiber und eilte heim; die heiligen Waffen wollte er als getreuer Streiter wieder dahin bringen, wo sie hingehörten, damit sie einem andern nach ihm zur Hand seien. Hoch auf schwoll der Arm, schwarze Beulen quollen immer höher auf; er kämpfte mit des Todes Mattigkeit, aber er erlag ihr nicht.

Als er an den Kilchstalden kam, da sah er Hans, den gottvergessnen Vater, von dem man nicht wußte, wo er geblieben, mitten im Wege auf dem Rücken liegen. Hochgeschwollen und brandschwarz war sein Gesicht, und mitten auf demselben saß groß und schwarz und grausig die Spinne. Als der Pfarrer kam, blähte sie sich auf, giftig bäumten sich die Haare auf ihrem Rücken, giftig und sprühend glotzten ihre Augen ihn an, sie tat wie die Katze, wenn sie sich rüstet zu einem Sprunge in ihres Todfeindes Gesicht. Da begann der Priester einen guten Spruch und hob die heiligen Waffen und die Spinne schrak zusammen, kroch langbeinig vom schwarzen Gesichte, verlor sich in zischendem (rauschendem) Grase. Darauf ging der Pfarrer vollends heim, stellte das Allerheiligste an seinen Ort, und während wilde Schmerzen den Leib zum Tode rissen, harrte in süßem Frieden seine Seele ihres Gottes, für den sie recht gestritten in kühnem Gotteskampfe, und lange ließ Gott sie nicht harren.

Aber solch süßer Friede, der still des Herrn harret, war hinten im Tale, war oben auf den Bergen nicht.

Von dem Augenblicke an, als Christine mit dem geraubten Kinde den Berg hinunter gefahren war dem Teufel zu, war heilloser Schreck in alle Herzen gefahren. Während dem fürchterlichen Ungewitter bebten die Menschen in den Schrecken des Todes, denn ihre Herzen wußten wohl, wenn Gottes Hand vernichtend über sie komme, so sei es mehr als wohlverdient. Als das Gewitter vorüber war, lief die Kunde von Haus zu Haus, wie der Pfarrer das Kindlein zurückgebracht und getauft, aber kein Hans, keine Christine gesehen worden.

Der grauende Morgen fand lauter bleiche Gesichter, und die schöne Sonne färbte sie nicht, denn alle wußten wohl, daß nun erst das Schreckliche kommen werde. Da hörte man, daß mit schwarzen Beulen der Pfarrer gestorben, man fand Hans mit schrecklichem Gesichte, und von der gräßlichen

Spinne, in die Christine verwandelt worden, hörte man seltsam verwirrte Worte.

Es war ein schöner Erntetag, aber keine Hand rührte sich zur Arbeit; die Leute liefen zusammen, wie man es pflegt am Tage nach dem Tage, an welchem ein großes Unglück begegnet ist. Sie fühlten erst jetzt in ihren bebenden Seelen so recht, was es heiße, von irdischer Not und Plage mit einer unsterblichen Seele sich loskaufen zu wollen; fühlten, daß ein Gott im Himmel sei, der alles Unrecht, das armen Kindern, die sich nicht wehren können, angetan wird, fürchterlich räche. So stunden sie bebend zusammen und jammerten, und wer bei den andern war, der durfte nicht mehr heim, und doch war Zank und Streit unter ihnen, und einer gab dem andern schuld, und jeder wollte abgemahnt und gewarnt haben, und jeder hatte nichts dawider, daß Strafe die Schuldigen treffe, sich und sein Haus wollte aber jeder ohne Strafe. Und wenn sie in diesem schrecklichen Harren und Streiten ein neu unschuldig Opfer gewußt hätten, es wäre keiner gewesen, der nicht an demselben gefrevelt, in der Hoffnung, sich selbst zu retten.

Da schrie mitten im Haufen einer entsetzlich auf; es war ihm, als sei er in einen glühenden Dorn getreten, als nagle man mit glühendem Nagel den Fuß an den Boden, als ströme Feuer durch das Mark seiner Gebeine. Der Haufe fuhr auseinander, und alle Augen sahen nach dem Fuße, gegen den die Hand des Schreienden fuhr. Auf dem Fuße aber saß schwarz und groß die Spinne und glotzte giftig und schadenfroh in die Runde. Da starrte allen zuerst das Blut in den Adern, der Atem in der Brust, der Blick im Auge, und ruhig und schadenfroh glotzte die Spinne umher, und der Fuß ward schwarz und im Leibe war's, als kämpfe zischend und wütend Feuer mit Wasser; die Angst sprengte die Fesseln des Schreckens, der Haufe stob auseinander. Aber in wunderbarer Schnelle hatte die Spinne ihren ersten Sitz verlassen,

und kroch diesem über den Fuß und jenem an die Ferse, und Glut fuhr durch ihren Leib und ihr gräßlich Geschrei jagte die Fliehenden noch heftiger. In Windeseile, in Todesschrecken, wie das gespenstige Wild vor der wilden Jagd, stoben sie ihren Hütten zu, und jeder meinte hinter sich die Spinne, verrammelte die Türe, und hörte doch nicht auf zu beben in unsäglicher Angst.

Und einen Tag war die Spinne verschwunden, kein neues Todesgeschrei hörte man, die Leute mußten die verrammelten Häuser verlassen, mußten Speise suchen fürs Vieh und für sich, sie taten es mit Todesangst. Denn wo war jetzt die Spinne, und konnte sie nicht hier sein und unversehens auf den Fuß sich setzen? Und wer am vorsichtigsten niedertrat und mit den Augen am stärksten spähte, der sah die Spinne plötzlich sitzend auf Hand oder Fuß, sie lief ihm übers Gesicht, saß schwarz und groß ihm auf der Nase, und glotzte ihm in die Augen, feurige Stacheln wühlten sich in sein Gebein, der Brand der Hölle schlug über ihn zusammen, bis der Tod ihn streckte.

So war die Spinne bald nirgends, bald hier, bald dort, bald im Tale unten, bald auf den Bergen oben; sie zischte durchs Gras, sie fiel von der Decke, sie tauchte aus dem Boden auf. Am hellen Mittage, wenn die Leute um ihr Habermus saßen, erschien sie glotzend unten am Tisch, und ehe die Menschen vom Schrecken auseinandergesprengt, war sie allen über die Hände gelaufen, saß oben am Tisch auf des Hausvaters Haupte und glotzte über den Tisch, über die schwarzwerdenden Hände weg. Sie fiel des Nachts den Leuten ins Gesicht, begegnete ihnen im Walde, suchte sie heim im Stalle. Die Menschen konnten sie nicht meiden, sie war nirgends und allenthalben, konnten im Wachen vor ihr sich nicht schützen, waren schlafend vor ihr nicht sicher. Wenn sie am sichersten sich wähnten unterm freiem Himmel, auf eines Baumes Gipfel, so kroch Feuer ihnen den Rücken auf (hinauf), der Spinne

feurige Füße fühlten sie im Nacken, sie glotzte ihnen über die Achsel. Das Kind in der Wiege, den Greis auf dem Sterbebette schonte sie nicht; es war ein Sterben, wie man noch von keinem wußte, und das Sterben daran war schrecklicher, als man es je erfahren; und schrecklicher noch als das Sterben war die namenlose Angst vor der Spinne, die allenthalben war und nirgends, die, wenn man am sichersten sich wähnte, einem todbringend plötzlich in die Augen glotzte.

Die Kunde von diesem Schrecken war natürlich alsobald ins Schloß gedrungen, und hatte auch dorthin Schreck und Streit gebracht, soweit er bei den Regeln des Ordens stattfinden konnte. Dem von Stoffeln machte es bange, daß auch sie ebenso heimgesucht werden möchten, wie früher ihr Vieh, und der verstorbene Priester hatte manches geäußert, welches ihm jetzt die Seele aufrührte. Er hatte ihm manchmal gesagt, daß alles Leid, welches er den Bauern antue, auf ihn zurückfahre; aber er hatte es nie geglaubt, weil er meinte, Gott werde einen Unterschied zu machen wissen zwischen einem Ritter und einem Bauer, hätte er sie doch sonst nicht so verschieden erschaffen. Aber jetzt war ihm doch angst, es gehe nach des Priesters Wort, gab harte Worte seinen Rittern und meinte, es käme jetzt schwere Strafe ihrer leichtfertigen Worte wegen. Die Ritter aber wollten auch nicht schuld sein, und einer schob es dem andern zu, und wenn es auch keiner sagte, so meinten's doch alle, das gehe eigentlich nur den von Stoffeln an, denn wenn man es recht nehme, so sei der an allem schuld. Und neben diesem sahen sie einen jungen Polenritter an, der hatte eigentlich die meisten leichtfertigen Worte über das Schloß gesprochen und den von Stoffeln am meisten zum neuen Bau und vermessenen Schattengange gereizt. Der war noch sehr jung, aber der Wildeste von allen, und wenn es eine vermessene Tat galt, so war er voran; er war wie ein Heide und fürchtete weder Gott noch Teufel. Der merkte wohl, was die andern meinten,

aber ihm nicht sagen durften, merkte auch ihre heimliche Angst. Darum höhnte er sie und sagte, wenn sie vor einer Spinne sich fürchteten, was sie dann gegen Drachen machen wollten? Dann wappnete er sich gut und ritt ins Tal hinauf, sich vermessend, nicht zurückkehren zu wollen, bis sein Stoß die Spinne hingestreckt, seine Faust sie zerdrückt. Wilde Hunde sprangen um ihn her, der Falke saß ihm auf der Faust, am Sattel hing die Lanze, lustig bäumte sich das Pferd; halb schadenfroh, halb ängstlich sah man ihn aus dem Schlosse reiten und gedachte der nächtlichen Wache auf Bärhegen, wo die Kraft der weltlichen Waffen gegen diesen Feind so schlecht sich bewährt hatte.

Er ritt am Saume eines Tannenwaldes dem nächsten Gehöfte zu, scharfen Auges spähend um und über sich. Als er das Haus erblickte, Leute darum, rief er den Hunden, machte das Haupt des Falken frei, lose klirrte in der Scheide der Dolch. Wie der Falke die geblendeten Augen zum Ritter kehrte, seines Winkes gewärtig, prallte er ab (von) der Faust und schoß in die Luft, die hergesprungenen Hunde heulten auf und suchten mit dem Schweife zwischen den Beinen das Weite. Vergebens ritt und rief der Ritter, seine Tiere sah er nicht wieder. Da ritt er den Menschen zu, wollte Kunde einziehen, sie stunden ihm, bis er nahe kam. Da schrien sie gräßlich auf und flohen in Wald und Schlucht, denn auf des Ritters Helm saß schwarz, in übernatürlicher Größe die Spinne und glotzte giftig und schadenfroh ins Land. Was er suchte, das trug der Ritter und wußte es nicht; in glühendem Zorne rief und ritt er den Menschen nach, rief immer wütender, ritt immer toller, brüllte immer entsetzlicher, bis er und sein Roß über eine Fluh (Felswand) hinab zu Tale stürzten. Dort fand man Helm und Leib, und durch den Helm hindurch hatten die Füße der Spinne sich gebrannt, dem Ritter bis ins Gehirn hinein, den schrecklichsten Brand ihm dort entzündet, bis er den Tod gefunden.

Da kehrte der Schreck erst recht ein ins Schloß; sie schlossen sich ein und fühlten sich doch nicht sicher; sie suchten nach geistigen Waffen, fanden aber lange niemand, der sie zu führen wußte und zu führen wagte. Endlich ließ sich ein ferner Pfaffe locken mit Geld und Worten; er kam und wollte ausziehen mit heiligem Wasser und heiligen Sprüchen gegen den bösen Feind. Dazu aber stärkte er sich nicht mit Gebet und Fasten, sondern er tafelte des Morgens früh mit den Rittern, und zählte die Becher nicht und lebte wohl an Hirsch und Bär. Dazwischen redete er viel von seinen geistigen Heldentaten und die Ritter von ihren weltlichen, und die Becher zählte man sich nicht nach und die Spinne vergaß man. Da löschte auf einmal alles Leben aus, die Hände hielten erstarrt Becher oder Gabel, der Mund blieb offen, stier waren alle Augen auf einen Punkt gerichtet; nur der von Stoffeln trank den Becher leer und erzählte an einer Heldentat im Heidenlande. Aber auf seinem Kopfe saß groß die Spinne und glotzte um den Rittertisch, und der Ritter fühlte sie nicht. Da begann die Glut zu strömen durch Gehirn und Blut, gräßlich schrie er auf, fuhr mit der Hand nach dem Kopfe, aber die Spinne war nicht mehr dort, war in ihrer schrecklichen Schnelle den Rittern allen über ihre Gesichter gelaufen, keiner konnte es wehren; einer nach dem andern schrie auf, von Glut verzehrt, und von des Pfaffen Glatze nieder glotzte sie in den Greuel hinein, und mit dem Becher, der nicht aus seiner Hand wollte, wollte der Pfaffe den Brand löschen, welcher loderte vom Kopfe herab durch Mark und Bein. Aber dieser Waffe trotzte die Spinne und glotzte von ihrem Throne herab in den Greuel, bis der letzte Ritter den letzten Schrei ausgestoßen, am letzten Atemzuge geendet.

Im Schlosse blieben nur wenige Diener verschont, die nie Hohn mit den Bauern getrieben; sie erzählten, wie schrecklich es gegangen. Das Gefühl, daß den Rittern ihr Recht

geschehen, tröstete aber die Bauern nicht, der Schreck ward immer größer, gräßlicher. Mancher suchte zu fliehen. Die einen wollten das Tal verlassen, aber gerade die fielen der Spinne zu. Auf dem Wege fand man ihre Leichname. Andere flohen auf die hohen Berge, aber droben vor ihnen war die Spinne, und wenn sie sich gerettet glaubten, so saß ihnen die Spinne im Nacken oder im Gesicht. Das Untier ward immer boshafter, immer teuflischer. Es überraschte nicht mehr unerwartet, brannte nicht mehr unversehens den Tod ein; es saß vor dem Menschen im Grase, hing über ihm am Baume, glotzte ihn giftig an. Dann floh der Mensch, soweit seine Füße ihn trugen, und stund er atemlos stille, so saß die Spinne vor ihm und glotzte giftig ihn an. Floh er abermal, und mußte er abermals die Schritte hemmen, so saß sie wieder vor ihm, und konnte er nicht mehr fliehen, dann erst kroch sie langsam an ihn heran und gab ihm den Tod. Da versuchte wohl mancher in der Verzweiflung Widerstand, und ob die Spinne nicht zu töten sei; warf zentnerige Steine auf sie, und schlug, wenn sie vor ihm im Grase saß, mit Keulen, mit Beilen nach ihr; aber alles war umsonst, der schwerste Stein erdrückte sie nicht, das schärfste Beil verletzte sie nicht, unversehens saß sie dem Menschen im Gesicht, unversehrt kroch sie an ihn heran. Flucht, Widerstand, alles war eitel. Da ging alles Hoffen aus, und Verzweiflung füllte das Tal, saß auf den Bergen.

Ein einziges Haus hatte das Untier bis dahin verschont und war nie in demselben erschienen; es war das Haus, in welchem Christine gewohnt, aus welchem sie das Kindlein geraubt. Ihren eigenen Mann hatte sie auf einsamer Weide angefallen; dort fand man seinen Leichnam gräßlich zugerichtet wie keinen andern, seine Züge zerrissen in unaussprechlichem Schmerze; an ihm hatte sie ihren gräßlichsten Zorn ausgelassen, das gräßlichste Wiedersehen dem Ehemanne bereitet. Aber wie es zuging, hatte niemand gesehen.

Zum Hause war sie noch nicht gekommen; ob sie es bis zuletzt sparen wollte, oder ob sie sich scheute davor, das erriet man nicht.

Aber nicht weniger als an andern Orten war die Angst dort eingekehrt.

Das fromme Weibchen war genesen, und es zagte nicht für sich, aber fast sehr um sein treues Bübchen und dessen Schwesterchen, und wachte über sie Tag und Nacht, und die treue Großmutter teilte ihre Sorgen und Wachen. Und gemeinsam beteten sie zu Gott, daß er ihnen ihre Augen offen halten möchte zur Wache, daß er sie erleuchten und stärken möchte zur Rettung der unschuldigen Kindlein.

Oft war es ihnen, wenn sie wachten lange Nächte durch, als sähen sie die Spinne glimmen und glitzern im dunkeln Winkel, als glotze sie zum Fenster hinein; dann ward ihre Angst groß, denn sie wußten keinen Rat, wie vor der Spinne die Kindlein schützen, und um so brünstiger baten sie Gott um seinen Rat und Beistand. Sie hatten allerlei Waffen zur Hand gelegt, aber wie sie hörten, daß der Stein seine Schwere, das Beil seine Schärfe verliere, sie wieder beiseite gelegt. Da kam es der Mutter immer deutlicher vor, immer lebendiger in den Sinn, wenn jemand es wagen würde, die Spinne mit der Hand zu fassen, so vermöchte man sie zu überwältigen. Sie hörte auch von Leuten, die, als der Stein nichts half, mit der Hand sie zu erdrücken versuchten, allein vergeblich. Ein gräßlicher Glutstrom, der durch Hand und Arm zuckte, tilgte jede Kraft und brachte den Tod ins Herz. Es kam ihr auch vor, zu erdrücken vermöchte sie die Spinne nicht, aber sie erfassen dürfte sie wohl, und soviel Kraft würde ihr Gott verleihen, dieselbe irgend wohin zu tun, sie unschädlich zu machen. Sie hatte schon oft gehört, wie kundige Männer Geister eingesperrt hätten in ein Loch, in Felsen oder Holz, welches sie mit einem Nagel zugeschlagen, und solange den Nagel niemand ausziehe, müsse der Geist gebannt im Loche sein.

Gleiches zu versuchen drängte der Geist sie immer mehr. Sie bohrte ein Loch in den Bystel (Fensterpfosten), der ihr am nächsten lag zur rechten Hand, wenn sie bei der Wiege saß, rüstete einen Zapfen, der scharf (genau) ins Loch paßte, weihte ihn mit geheiligtem Wasser, legte einen Hammer zurecht, und betete nun Tag und Nacht zu Gott um Kraft zur Tat. Aber manchmal war das Fleisch stärker als der Geist, und schwerer Schlaf drückte ihr die Augen zu, dann sah sie im Traume die Spinne, glotzend auf ihres Bübchens goldenen Locken, dann fuhr sie aus dem Traume, fuhr nach des Bübchens Locken. Dort aber war keine Spinne, ein Lächeln saß auf seinem Gesichtchen, wie Kindlein lächeln, wenn sie ihren Engel im Traume sehen; der Mutter aber glitzerten in allen Ecken der Spinne giftige Augen, und auf lange wich der Schlaf von ihr.

So hatte sie auch einmal nach strengem Wachen der Schlaf überwältigt, und dicht umnachtete er sie. Da war es ihr, als stürze der fromme Priester, der in der Rettung ihres Kindleins gestorben, herbei aus weiten Räumen und rufe aus der Ferne her: ‚Weib, wache auf, der Feind ist da!‘ Dreimal rief er so, und erst beim drittenmal rang sie sich aus des Schlafes engen Banden, aber wie sie die schweren Augenlider mühsam hob, sah sie langsam, giftgeschwollen die Spinne schreiten übers Bettlein hinauf, dem Gesichte ihres Bübchens zu. Da dachte sie an Gott und ergriff mit rascher Hand die Spinne. Da fuhren Feuerströme von derselben aus, der treuen Mutter durch Hand und Arm bis ins Herz hinein; aber Muttertreue und Mutterliebe drückten die Hand ihr zu, und zum Aushalten gab Gott die Kraft. Unter tausendfachen Todesschmerzen drückte sie mit der einen Hand die Spinne ins bereitete Loch, mit der andern den Zapfen davor und schlug mit dem Hammer ihn fest.

Drinnen sauste und brauste es, wie wenn mit dem Meere die Wirbelwinde streiten, das Haus wankte in seinen

Grundfesten, aber fest saß der Zapfen, gefangen blieb die Spinne.

Die treue Mutter aber freute sich noch, daß ihr Kindlein gerettet, dankte Gott für seine Gnade, dann starb sie auch den gleichen Tod wie alle, aber ihre Muttertreue löschte die Schmerzen aus, und die Engel geleiteten ihre Seele zu Gottes Thron, wo alle Helden sind, die ihr Leben eingesetzt für andere, die für Gott und die Ihren alles gewagt. Nun war der schwarze Tod zu Ende. Ruhe und Leben kehrten ins Tal zurück. Die schwarze Spinne ward nicht mehr gesehen zur selben Zeit, denn sie saß in jenem Loche gefangen, wo sie jetzt noch sitzt."

„Was, dort im schwarzen Holz?" schrie die Gotte, und fuhr eines Satzes vom Boden auf, als ob sie in einem Ameisenhaufen gesessen wäre. An jenem Holze hatte sie gesessen in der Stube. Und jetzt brannte sie der Rücken, sie drehte sich, sie schaute hinter sich, fuhr mit der Hand auf und ab, und kam nicht aus der Angst, die schwarze Spinne sitze ihr im Nacken.

Auch den andern waren die Herzen zugeklemmt, aber der Großvater schwieg. Es war ein banges Schweigen über sie gekommen. Spott mochte niemand wagen, der Sache beistimmen auch nicht gerne; es hörte lieber jeder auf das erste Wort des andern, um danach die eigene Rede richten zu können, so verfehlte man sich am wenigsten. Da kam die Hebamme, die schon mehrere Male gerufen hatte, ohne Antwort zu bekommen, hergelaufen, ihr Gesicht brannte hochrot, es war, als ob die Spinne auf demselben herumgekrochen wäre. Sie begann zu schmälen, daß niemand kommen wolle, wie laut sie auch rufe. Das sei ihr doch auch eine wunderliche Sache; wenn man gekochet habe, so wolle niemand zum Tisch, und wenn dann alles nicht mehr gut sei, solle sie schuld sein an allem, sie wisse wohl wie es gehe. So fettes Fleisch wie drinnen stehe, könne niemand mehr essen, wenn es kalt geworden; dazu sei es noch gar ungesund.

Nun kamen die Leute wohl, aber gar langsam, und keiner wollte der erste bei der Türe sein, der Großvater mußte voran. Es war diesmal nicht sowohl die übliche Sitte, nicht den Schein haben zu wollen, als möge man nicht warten, bis man zum Essen komme, es war das Zögern, das alle befällt, wenn sie am Eingang stehen eines schauerlichen Ortes, und doch war drinnen nichts Schauerliches. Hell glänzten auf dem Tische, frisch gefüllt, die zwei schönen Weinflaschen, zwei glänzende Schinken prangten, gewaltige Kalbs- und Schafbraten dampften, frische Züpfen (Gebäck) lagen dazwischen, Teller mit Dateren (Torten), Teller mit dreierlei Küchlene (in Fett gebackene Kuchen, Krapfen) waren dazwischen gezwängt, und auch die Kännchen mit dem süßen Tee fehlten nicht. So war's ein schönes Schauen, und doch achteten sich alle desselben wenig, aber alle sahen sich um mit ängstlichen Augen, ob nicht die Spinne aus irgend einer Ecke glitzere, oder gar vom prangenden Schinken herab sie anglotze mit ihren giftigen Augen. Man sah sie nirgends, und doch machte niemand die üblichen Komplimente, was man doch sinne, noch so viel aufzustellen; wer das doch essen solle, man habe bereits mehr als zuviel, sondern alle drängten sich an die unteren Ecken des Tisches, niemand wollte hinauf.

Umsonst mahnte man die Gäste nach oben und zeigte auf die leeren Plätze, sie stunden unten wie angenagelt; vergebens schenkte der Kindbettimann ein und rief, sie sollten doch kommen und Gesundheit machen, es sei eingeschenkt. Da nahm derselbe die Gotte (Patin) beim Arme und sagte: „Sei du das Witzigeste (Gescheiteste) und gib das Exempel." Aber mit aller Kraft, und die war nicht klein, sperrte sich die Gotte und rief: „Nicht um tausend Pfund sitze ich mehr da oben. Es gramselt (krabbelt) mir den Rücken auf und nieder, als führe man mit Nesseln daran herum. Und säße ich dort vor dem Bystel (Fensterpfosten), so fühlte ich die schreckliche Spinne sonder Unterlaß im Nacken." „Daran bist du schuld,

Großvater," sagte die Großmutter, „warum bringst du solche Dinge aufs Tapet. So etwas trägt heutzutag nichts mehr ab, und kann dem ganzen Hause schaden. Und wenn einst die Kinder aus der Schule kommen und weinen und klagen, die andern Kinder hielten ihnen vor, ihre Großmutter sei eine Hexe gewesen und ins Bystel gebannt, so hast du es dann."

„Sei ruhig, Großmutter," sagte der Großvater, „man hat heutzutag alles bald wieder vergessen, und behält nichts mehr lange im Gedächtnis wie ehedem. Man hat die Sache von mir haben wollen und es ist besser, die Leute vernehmen Punktum die Wahrheit, als daß sie selbst etwas ersinnen: die Wahrheit bringt unserm Hause keine Unehre. Aber kommt und sitzet, seht, vor dem Zapfen will ich selbsten sitzen. Bin ich doch schon viel tausend Tage da gesessen ohne Furcht und ohne Zagen und darum auch ohne Gefährde. Nur wenn böse Gedanken in mir aufstiegen, die dem Teufel zur Handhabe werden konnten, so war es mir, als schnurre es hinter mir, wie eine Katze schnurret, wenn man sich mit ihr anläßt, ihr den Balg streicht, ihr behaglich wird, und mir fuhr es den Rücken auf seltsam und absonderlich. Sonst aber hält sie sich mäusestill da innen, und solange man hier außen Gott nicht vergißt, muß sie warten da innen."

Da faßten die Gäste Mut und setzten sich, aber ganz nahe zum Großvater rückte niemand. Jetzt endlich konnte der Kindbettimann vorlegen, legte ein mächtiges Stück Braten seiner Nachbarin auf den Teller, diese schnitt ein Stückchen davon ab und legte den Rest auf des Nachbars Teller, ihn mit dem Daumen von der Gabel streifend. So ging das Stück um, bis einer sagte, er denke, er behalte es, es sei noch mehr, wo das gewesen sei; ein neues Stück begann die Runde. Während der Kindbettimann einschenkte und vorlegte, und die Gäste ihm sagten, er hätte heute einen strengen (anstrengenden) Tag, ging die Hebamme herum mit dem süßen Tee, stark gewürzt mit Safran und Zimmet, bot allen an

und fragte, wer ihn liebe, solle es nur sagen, er sei für alle da. Und wer sagte, er sei Liebhaber, dem schenkte sie Tee in den Wein und sagte, sie liebe ihn auch, man möge den Wein viel besser ertragen, er mache einem nicht Kopfweh. Man aß und trank. Aber kaum war der Lärm vorbei, der allemal entsteht, wenn man hinter neue Gerichte geht, so ward man wieder stille, und ernst wurden die Gesichter, man merkte wohl, alle Gedanken waren bei der Spinne. Scheu und verstohlen blickten die Augen nach dem Zapfen hinter des Großvaters Rücken, und doch scheute jeder sich, wieder davon anzufangen. Da schrie laut auf die Gotte und wäre fast vom Stuhle gefallen.

Eine Fliege war über den Zapfen gelaufen, sie hatte geglaubt, der Spinne schwarze Beine gramselten zum Loche heraus, und zitterte vor Schreck am ganzen Leibe. Kaum ward sie ausgelacht; ihr Schreck war willkommener Anlaß, von neuem von der Spinne anzufangen, denn, wenn einmal eine Sache unsere Seele recht berührt hat, so kommt dieselbe nicht so schnell davon los.

„Aber hör mal Vetter," sagte der ältere Götti (Pate), „ist die Spinne seither nie aus dem Loche gekommen, sondern immer darin geblieben seit so vielen hundert Jahren?" „Eh," sagte die Großmutter, „es wäre besser, man schwiege von der ganzen Sache, man hätte ja den ganzen Nachmittag davon geredet." „Eh Mutter," sagte der Vetter, „laß deinen Alten reden, er hat uns recht kurze Zeit gemacht, und vorhalten wird euch das Ding niemand, stammet ihr ja nicht von Christine ab. Und du bringst unsere Gedanken doch nicht von der Sache ab, und wenn wir nicht von ihr reden dürfen, so reden wir von nichts anderem, dann gibt's keine kurze Zeit mehr. Nun, Großvater, rede, deine Alte wird es uns nicht verbönnen (mißgönnen)." „He, wenn ihr es zwingen wollet, so zwinget es meinethalben, aber gescheiter wäre es gewesen, man hätte jetzt von etwas anderem an=

gefangen, und besonders jetzt auf die Nacht hin,“ sagte die Großmutter.

Da begann der Großvater, und alle Gesichter spannten sich wieder: „Was ich weiß, ist nicht mehr viel, aber was ich weiß, will ich sagen; es kann sich vielleicht in der heutigen Zeit jemand ein Exempel daran nehmen, schaden würde es wahrhaftig vielen nichts.

Als die Leute die Spinne eingesperrt wußten, sie ihres Lebens wieder sicher waren, da soll es ihnen gewesen sein, als seien sie im Himmel und der liebe Gott mit seiner Seligkeit mitten unter ihnen, und lange ging es gut. Sie hielten sich zu Gott und flohen den Teufel, und auch die Ritter, die frisch eingezogen waren ins Schloß, hatten Respekt vor Gottes Hand und hielten milde die Menschen und halfen ihnen auf.

Dieses Haus aber betrachteten alle mit Ehrfurcht fast wie eine Kirche. Anfangs schauderte sie es freilich, wenn sie es ansahen, den Kerker der schrecklichen Spinne sahen und dachten, wie leicht sie da losbrechen und das Elend von vornen anfangen könnte mit des Teufels Gewalt. Aber sie sahen bald, daß da Gottes Gewalt stärker sei als die des Teufels, und aus Dank gegen die Mutter, die für alle gestorben, halfen sie den Kindern und bauten ihnen unentgeltlich den Hof, bis sie ihn selbsten arbeiten konnten. Die Ritter wollten ihnen bewilligen, ein neues Haus zu bauen, damit sie vor der Spinne sich nicht zu fürchten hätten, oder diese durch Zufall im bewohnten Hause loskomme, und viele Nachbarn wollten ihnen helfen, die der Scheu vor dem Untier, vor dem sie schrecklich gezittert, nicht los werden konnten. Aber die alte Großmutter wollte es nicht tun. Sie lehrte ihre Enkel, hier sei die Spinne gebannt durch Gott Vater, Sohn und heiligen Geist, solange diese drei heiligen Namen gelten in diesem Hause, solange in diesen drei heiligen Namen an diesem Tische gegessen und getrunken werde, so lange seien

sie vor der Spinne sicher und diese fest im Loche, und kein Zufall mache etwas an der Sache. Hier an diesem Tische, hinter ihnen die Spinne, werden sie nie vergessen, wie nötig ihnen Gott und wie mächtig er sei; so mahne sie die Spinne an Gott und müsse, dem Teufel zum Trotz, ihnen zum Heil werden. Ließen sie aber von Gott, und wäre es hundert Stunden von da, so könnte die Spinne sie finden oder der Teufel selbst. Das faßten die Kinder, blieben im Hause, wuchsen gottesfürchtig auf, und über dem Hause war der Segen Gottes.

Das Bübchen, welches so treu an der Mutter gewesen, so treu die Mutter an ihm, wuchs auf zu einem stattlichen Manne, der lieb war Gott und Menschen, und Gnade bei den Rittern fand. Darum ward er auch gesegnet mit zeitlichem Gut, und vergaß Gott nie darob, ward nie geizig damit; er half andern in ihren Nöten, wie er wünschte, daß ihm geholfen werde in der letzten Not; und wo er zu schwach zu eigener Hilfe war, da ward er ein um so kräftigerer Fürsprecher bei Gott und Menschen. Er ward gesegnet mit einem weisen Weibe, und zwischen ihnen war ein unergründlicher Friede, darum blühten fromm ihre Kinder auf, und beide fanden spät einen sanften Tod. Seine Familie blühte fort in Gottesfurcht und Rechttun.

Ja über dem ganzen Tale lag der Segen Gottes, und Glück war in Feld und Stall, und Friede unter den Menschen. Die schreckliche Lehre war den Menschen zu Herzen gegangen, sie hielten fest an Gott; was sie taten, taten sie in seinem Namen, und wo einer dem andern helfen konnte, da säumte er nicht. Vom Schlosse her ward ihnen kein Übel, aber viel Gutes. Immer weniger Ritter wohnten dort, denn immer härter ward der Streit im Heidenlande und immer nöter (nötiger) jede Hand, die fechten konnte; die aber, welche im Schlosse waren, mahnte täglich die große Totenhalle, in der die Spinne an Rittern wie an den Bauern ihre Macht ge=

übt, daß Gott mit gleicher Kraft über jedem sei, der von ihm abfalle, sei er Bauer oder Ritter.

So schwanden viele Jahre in Glück und Segen, und das Tal ward berühmt vor allen andern. Stattlich waren ihre Häuser, groß ihre Vorräte, manch Geldstück ruhte im Kasten, ihr Vieh war das schönste zu Berg und Tal, und ihre Töchter waren berühmt landauf und landab, und ihre Söhne gerne gesehen überall. Und dieser Ruhm welkte nicht über Nacht, wie dem Jonas seine Schattenstaude, sondern er dauerte von Geschlecht zu Geschlecht; denn in der gleichen Gottesfurcht und Ehrbarkeit wie die Väter lebten auch die Söhne von Geschlecht zu Geschlecht. Aber wie gerade in den Birnbaum, der am flüssigsten genähret wird, am stärksten treibt, der Wurm sich bohrt, ihn umfrißt, welken läßt und tötet, so geschieht es, daß wo Gottes Segenstrom am reichsten über die Menschen fließt, der Wurm in den Segen kömmt, die Menschen bläht (aufbläht) und blind macht, daß sie ob dem Segen Gott vergessen, ob dem Reichtum den, der ihn gegeben hat, daß sie werden wie die Israeliten, die, wenn Gott ihnen geholfen, ob goldenen Kälbern ihn vergaßen.

So wurden, nachdem viele Geschlechter dahingegangen, Hochmut und Hoffart heimisch im Tale, fremde Weiber brachten und mehrten beides. Die Kleider wurden hoffärtiger, Kleinode sah man glänzen, ja selbst an die heiligen Zeichen wagte die Hoffart sich, und statt daß ihre Herzen während dem Beten inbrünstig bei Gott gewesen wären, hingen ihre Augen hoffärtig an den goldenen Kugeln ihres Rosenkranzes. So ward ihr Gottesdienst Pracht und Hoffart, ihre Herzen aber hart gegen Gott und Menschen. Um Gottes Gebote bekümmerte man sich nicht; seines Dienstes, seiner Diener spottete man; denn wo viel Hoffart ist oder viel Geld, da kömmt gerne der Wahn, daß man seine Gelüsten für Weisheit hält, und diese Weisheit höher als Gottes Weisheit. Wie sie früher von den Rittern geplagt worden waren, so

wurden sie jetzt hart gegen das Gesinde und plagten dieses; und je weniger sie selbst arbeiteten, um so mehr muteten sie diesem zu, und je mehr sie Arbeit von Knechten und Mägden forderten, um so mehr behandelten sie dieselben wie unvernünftiges Vieh; und daß diese auch Seelen hätten, die zu wahren seien, dachten sie nicht. Wo viel Geld oder viel Hoffart ist, da fängt das Bauen an, einer schöner als der andere, und wie früher die Ritter bauten, so bauten jetzt sie, und wie früher die Ritter sie plagten, so schonten sie jetzt weder Gesinde noch Vieh, wenn der Bauteufel über sie kam. Dieser Wandel war auch über dieses Haus gekommen, während der alte Reichtum geblieben war.

Fast zweihundert Jahre waren verflossen, seit die Spinne im Loche gefangen saß; da war ein schlau und kräftig Weib hier Meister; sie war keine Lindauerin, aber doch glich sie Christine in vielen Stücken. Sie war auch aus der Fremde, der Hoffart, dem Hochmute ergeben, und hatte einen einzigen Sohn; der Mann war unter ihrer Meisterschaft gestorben. Dieser Sohn war ein schöner Bube, hatte ein gutes Gemüt und war freundlich mit Mensch und Vieh; sie hatte ihn auch gar lieb, aber sie ließ es ihn nicht merken. Sie meisterte ihn jeden Schritt und Tritt und keiner war ihr recht, den sie ihm nicht erlaubt, und längst war er erwachsen und durfte nicht zur Kameradschaft und an keine Kilbi (Kirchweih) ohne der Mutter Begleit. Als sie ihn endlich alt genug glaubte, gab sie ihm ein Weib aus ihrer Verwandtschaft, eins nach ihrem Sinn. Jetzt hatte er zwei Meister statt nur einen, und beide waren gleich hoffärtig und gleich hochmütig, und weil sie es waren, so sollte auch Christen es sein, und wenn er freundlich war und demütig, wie es ihm so wohl anstund, so erfuhr er, wer Meister sei.

Schon lange war das alte Haus ihnen ein Dorn im Auge, und sie schämten sich seiner, da die Nachbarn neue Häuser hatten und doch kaum so reich als sie waren. Die

Sage von der Spinne und was die Großmutter gesagt, war damals noch in jedermanns Gedächtnis, sonst wäre das alte Haus längst schon eingerissen worden, aber alle wehrten es ihnen. Sie nahmen aber dieses Wehren immer mehr für Neid, der ihnen kein neues Haus gönne. Zudem ward es ihnen immer unheimeliger im alten Hause. Wenn sie hier am Tische saßen, so war es ihnen, entweder als schnurre hinter ihnen behaglich die Katze, oder als ginge leise das Loch auf und die Spinne ziele nach ihrem Nacken. Ihnen fehlte der Sinn, der das Loch vermachte (schloß), darum fürchteten sie sich immer mehr, das Loch möchte sich öffnen. Darum fanden sie einen guten Grund, ein neues Haus zu bauen, in welchem sie die Spinne nicht zu fürchten hätten, wie sie meinten. Das alte wollten sie dem Gesinde überlassen, das ihrer Hoffart so oft im Wege war; so wurden sie rätig.

Christen tat es sehr ungern, er wußte, was die alte Großmutter gesagt, und glaubte, daß der Familiensegen an das Familienhaus geknüpfet sei, und vor der Spinne fürchtete er sich nicht, und wenn er hier oben am Tische saß, so schien es ihm, er könne am andächtigsten beten. Er sagte, wie er es meinte, aber seine Weiber hießen ihn schweigen; und weil er ihr Knecht war, so schwieg er auch, weinte aber oft bitterlich, wenn sie es nicht sahen.

Dort oberhalb des Baumes, unter welchem wir gesessen, sollte ein Haus gebaut werden, wie keiner eines hätte in der ganzen Gegend.

In hoffärtiger Ungeduld, weil sie keinen Verstand vom Bauen hatten und nicht warten mochten, bis sie mit dem neuen Hause hochmütig tun konnten, plagten sie beim Bauen Gesinde und Vieh übel, schonten selbst die heiligen Feiertage nicht, und gönnten ihnen auch des Nachts nicht Ruhe, und kein Nachbar war, der ihnen helfen konnte, daß sie zufrieden waren, dem sie nichts Böses nachgewünscht, wenn er nach

unentgeltlicher Hilfe, wie man sie schon damals einander leistete, wieder heimging, um auch zu seiner Sache zu sehen.

Als man aufrichtete und den ersten Zapfen in die Schwelle schlug, so rauchte es aus dem Loche herauf wie nasses Stroh, wenn man es anbrennen will; da schüttelten die Werkleute bedenklich die Köpfe, und sagten es heimlich und laut, daß der neue Bau nicht alt werden werde, aber die Weiber lachten darüber und achteten des Zeichens sich nicht. Als endlich das Haus erbaut war, zogen sie hinüber, richteten sich ein mit unerhörter Pracht und gaben als sogenannte Hausräuchi (Hauseinweihung) eine Kilbi (lärmende Festlichkeit), die drei Tage lang dauerte, und Kind und Kindeskinder noch davon erzählten im ganzen Emmental.

Aber während allen dreien Tagen soll man im ganzen Hause ein seltsam Surren gehört haben, wie das einer Katze, welcher es behaglich wird, weil man ihr den Balg streicht. Doch die Katze, von welcher es kam, konnte man trotz alles Suchens nicht finden; da ward manchem unheimlich, und trotz aller Herrlichkeit lief er mitten aus dem Feste. Nur die Weiber hörten nichts oder achteten sich dessen nicht, mit dem neuen Hause meinten sie alles gewonnen.

Ja, wer blind ist, sieht auch die Sonne nicht, und wer taub ist, hört auch den Donner nicht. Darum freuten die Weiber des neuen Hauses sich, wurden alle Tage hoffärtiger, dachten an die Spinne nicht, sondern führten im neuen Hause ein üppiges, arbeitsloses Leben mit Putzen und Essen; kein Mensch konnte es ihnen treffen, und an Gott dachten sie nicht.

Im alten Hause blieb das Gesinde alleine, lebte wie es wollte, und wenn Christen dasselbe auch unter seiner Aufsicht haben wollte, so duldeten die Weiber es nicht und schalten ihn, die Mutter aus Hochmut hauptsächlich, das Weib aus Eifersucht zumeist. Daher war drunten keine Ordnung und bald auch keine Gottesfurcht, und wo kein Meister ist, geht es so durchweg. Wenn kein Meister oben am Tische

sitzt, kein Meister draußen und drinnen die Zügel hält, so meint sich bald der der Größte, welcher am wüstesten tut, und der der Beste, welcher die ruchlosesten Reden führt.

So ging es zu im Hause drunten, und das sämtliche Gesinde glich bald einer Rudel Katzen, wenn sie am wüstesten tun. Von Beten wußte man nichts mehr, hatte darum weder vor Gottes Willen, noch vor seinen Gaben Respekt. Wie die Hoffart der Meisterweiber keine Grenzen mehr kannte, so hatte der tierische Übermut des Gesindes keine Schranken mehr. Man schändete ungescheut das Brot, trieb das Habermus über den Tisch weg mit den Löffeln sich an die Köpfe, ja, verunreinigte viehisch die Speise, um boshaft den andern die Lust am Essen zu vertreiben. Sie neckten die Nachbarn, quälten das Vieh, höhnten jeden Gottesdienst, leugneten alle höhere Gewalt und plagten auf alle Weise den Priester, der strafend zu ihnen geredet hatte; kurz, sie hatten keine Furcht mehr vor Gott und Menschen und taten alle Tage wüster. Das wüsteste Leben führten Knechte und Mägde, und doch plagten sie einander wie nur möglich, und als die Knechte nicht mehr wußten, wie sie auf neue Art die Mägde quälen konnten, da fiel es einem ein, mit der Spinne im Loche die Mägde zu schrecken oder zahm zu machen. Er schmiß Löffel voll Habermus oder Milch an den Zapfen, und schrie, die drinnen werde wohl hungerig sein, weil sie soviele hundert Jahre nichts gehabt.

Da schrien die Mägde gräßlich auf und versprachen alles, was sie konnten, und selbst den andern Knechten graute es. Da das Spiel sich ungestraft wiederholte, so wirkte es nicht mehr, die Mägde schrien nicht mehr, versprachen nichts mehr, und die andern Knechte begannen es auch zu treiben. Nun fing der an mit dem Messer gegen das Loch zu fahren, mit den gräßlichsten Flüchen sich zu vermessen, er mache den Zapfen los und wolle sehen, was drinnen sei, und sie müßten einmal auch was Neues sehen. Das weckte neues Entsetzen,

und der Bursche, der das tat, ward allen Meister und konnte zwingen was er wollte, besonders bei den Mägden.

Das soll aber auch ein seltsamer Mensch gewesen sein, man wußte nicht, woher er kam. Er konnte sanft tun wie ein Lamm, und reißend wie ein Wolf; war er alleine bei einem Weibsbilde, so war er ein sanftes Lamm, vor der Gesellschaft aber war er wie ein reißender Wolf und tat, als ob er alle haßte, als ob er über alles aus wolle mit wüsten Taten und Worten; solche sollen den Weibsbildern aber gerade die liebsten sein. Darum entsetzten sich die Mägde öffentlich vor ihm, sollen ihn aber doch, wenn sie alleine waren, am liebsten von allen gehabt haben. Er hatte ungleiche Augen, aber man wußte nicht von welcher Farbe, und beide haßten einander, sahen nie den gleichen Weg, aber unter langem Augenhaar und demütigem Niedersehen wußte er es zu verbergen. Sein Haar war schön gelockt, aber man wußte nicht, war es rot oder falb; im Schatten war es das schönste Flachshaar, schien aber die Sonne darauf, so hatte kein Eichhörnchen einen rötern Pelz. Er quälte wie keiner das Vieh. Dasselbe haßte ihn auch danach. Von den Knechten meinte ein jeder, er sei sein Freund, und gegen jeden wies (hetzte) er die andern auf. Den Meisterweibern war er unter allen alleine recht; er alleine war oft im obern Hause, dann taten unten die Mägde wüst; sobald er es merkte, steckte er sein Messer an den Zapfen und begann sein Drohen, bis die Mägde zum Kreuze krochen.

Doch behielt dieses Spiel auch nicht lange seine Wirkung. Die Mägde wurden dessen gewohnt und sagten endlich: „Tue es doch, wenn du darfst, aber du darfst nicht.“

Es nahte Weihnacht, die heilige Nacht. An das, was dieselbe uns weihet, dachten sie nicht; ein lustiges Leben hatten sie abgeraten (abgemacht) in derselben. Im Schlosse drunten hauste ein alter Ritter nur, und der bekümmerte sich wenig mehr um das Zeitliche; ein schelmischer Vogt verwaltete alles

zu seinem Vorteil. Um ein Schelmenstück hatten sie diesem edlen Ungarwein abgehandelt, neben welchem Lande die Ritter in großem Streite lagen; des edlen Weines Kraft und Feuer kannten sie nicht. Ein fürchterliches Unwetter kam herauf, mit Blitz und Sturm, wie selten sonst um diese Zeit, keinen Hund hätte man unter dem Ofen hervorgejagt. Zur Kirche zu gehen hielt sie das Unwetter nicht ab, sie wären bei schönem Wetter auch nicht gegangen, hätten den Meister alleine gehen lassen; aber es hielt andere ab, die Kirche zu besuchen; sie blieben allein im alten Hause beim edlen Weine.

Sie begannen den heiligen Abend mit Fluchen und Tanzen, mit wüstern und ärgern Dingen; dann setzten sie sich zum Mahle, wozu die Mägde Fleisch gekocht hatten, weißen Brei und was sie sonst Gutes stehlen konnten. Da ward die Roheit immer gräßlicher, sie schändeten alle Speisen, lästerten alles Heilige; der genannte Knecht spottete des Priesters, teilte Brot aus und trank seinen Wein, als ob er die heilige Messe verwaltete, taufte den Hund unterm Ofen, trieb es, bis es angst und bange den andern wurde, wie ruchlos sie sonst auch waren. Da stach er mit dem Messer ins Loch und fluchte, er wolle ihnen noch ganz andere Dinge zeigen.

Als sie darob nicht erschrecken wollten, weil er das gleiche schon manchmal getrieben, und mit dem Messer gegen den Zapfen kaum viel abzubringen war, so griff er in halber Raserei nach einem Bohrer, vermaß sich aufs schrecklichste, sie sollten es erfahren, was er könne, büßen ihr Lachen,. daß ihnen die Haare zu Berge stünden, und drehte mit wildem Stoße den Bohrer in den Zapfen hinein. Laut aufschreiend stürzten alle auf ihn zu; aber ehe jemand es hindern konnte, lachte er wie der Teufel selbst, tat einen kräftigen Ruck am Bohrer.

Da bebte von ungeheurem Donnerschlag das ganze Haus, der Missetäter stürzte rücklings nieder; ein roter Glutstrom brach aus dem Loche hervor, und mittendrin saß groß und

schwarz aufgeschwollen im Gifte von Jahrhunderten die Spinne und glotzte in giftiger Luft über die Frevler hin, die versteinert in tödlicher Angst kein Glied bewegen konnten, dem schrecklichen Untiere zu entrinnen, das langsam und schadenfroh ihnen über die Gesichter kroch, ihnen einimpfte den feurigen Tod. Da erbebte das Haus von schrecklichem Wehgeheul, wie hundert Wölfe es nicht auszustoßen vermögen, wenn der Hunger sie peinigt.

Und bald erscholl ein ähnliches Wehgeschrei aus dem neuen Hause, und Christen, der eben den Berg heraufkam von der heiligen Messe, meinte, es seien Räuber eingebrochen, und seinem starken Arme trauend, stürzte er den Seinen zu Hilfe. Er fand keine Räuber, aber den Tod; mit diesem rangen Weib und Mutter und hatten schon keine Stimme mehr in den hochaufgelaufenen schwarzen Gesichtern; ruhig schlummerten seine Kinder und gesund und rot waren ihre muntern Gesichter. Es stieg in Christen die schreckliche Ahnung dessen auf, was geschehen war; er stürzte ins untere Haus, dort sah er die Diensten alle verendet, die Stube zur Totenkammer geworden, geöffnet das schauerliche Loch im Bystel, in des scheußlich entstellten Knechtes Hand den Bohrer und auf des Bohrers Spitze den schrecklichen Zapfen. Jetzt wußte er, was da geschehen war, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und wenn die Erde ihn verschlungen hätte, so wäre es ihm recht gewesen. Da kroch etwas hinterm Ofen hervor, schmiegte sich ihm an; entsetzt fuhr er zusammen, aber es war nicht die Spinne, es war ein armes Bübchen, das er um Gottes willen aufgenommen und unter dem ruchlosen Gesinde gelassen hatte, wie es ja auch jetzt viel geschieht, daß man Kinder um Gottes willen nimmt und sie dem Teufel in die Hände spielt. Das hatte keinen Teil genommen an den Greueln des Gesindes, war erschreckt hinter den Ofen geflohen; es allein blieb von der Spinne verschont und konnte nun den Hergang erzählen.

Aber noch während das Bübchen erzählte, scholl durch Wind und Wetter Angstgeschrei von andern Häusern her. Wie in hundertjähriger aufgeschwellter Lust flog die Spinne durch die Talschaft, las zuerst die üppigsten Häuser sich aus, wo man am wenigsten an Gott dachte, aber am meisten an die Welt, daher von dem Tode am wenigsten wissen mochte.

Noch war es nicht Tag geworden, so war die Kunde in jeglichem Hause, die alte Spinne sei losgebrochen, gehe aufs neue todbringend um in der Gemeinde; schon lägen viele tot, und hinten im Tale fahre Schrei auf Schrei zum Himmel auf von den Gezeichneten, die sterben müßten. Da kann man sich denken, welch Jammer im Lande war, welche Angst in allen Herzen, was das für eine Weihnacht war in Sumiswald. An die Freude, die sie sonst bringt, konnte kein Mensch denken, und solcher Jammer kam vom Frevel der Menschen. Der Jammer aber ward alle Tage größer, denn schneller, giftiger als das frühere Mal war die Spinne jetzt. Bald war sie zu vorderst, bald zu hinterst in der Gemeinde, auf den Bergen, im Tale erschien sie zu gleicher Zeit. Wie sie früher meist hier einen, dort einen gezeichnet hatte zum Tode, so verließ sie jetzt selten ein Haus, ehe sie alle vergiftet; erst wenn alle im Tode sich wanden, setzte sie sich auf die Schwelle und glotzte schadenfroh in die Vergiftung, als ob sie sagen wolle, sie sei es und sei doch wieder da, wie lange man sie auch eingesperrt.

Es schien, als ob sie wüßte, ihr sei wenig Zeit vergönnt, oder als ob sie sich viele Mühe sparen wolle, sie tat, wo sie konnte, viele auf einmal ab. Darum lauerte sie am liebsten auf die Züge, welche die Toten zur Kirche geleiten wollten. Bald hier, bald dort, am liebsten unten am Kilchstalden, tauchte sie mitten in den Haufen auf, oder glotzte plötzlich vom Sarge herab auf die Begleitenden. Da fuhr dann ein schreckliches Wehgeschrei aus dem begleitenden Zuge zum Himmel auf, Mann um Mann fiel nieder, bis der ganze

Zug der Begleitenden am Wege lag und rang mit dem Tode; bis kein Leben mehr unter ihnen war und um den Sarg ein Haufen Tote lag, wie tapfere Krieger um ihre Fahne liegen, von der Übermacht erfaßt. Da wurden keine Toten mehr zur Kirche gebracht, niemand wollte sie tragen, niemand geleiten; wo der Tod sie streckte, da ließ man sie liegen.

Verzweiflung lag über dem ganzen Tale. Wut kochte in allen Herzen, strömte in schrecklichen Verwünschungen gegen den armen Christen aus; an allem sollte jetzt er schuld sein.

Jetzt auf einmal wußten alle, daß Christen das alte Haus nicht hätte verlassen, das Gesinde nicht sich selbst überlassen sollen. Auf einmal wußten alle, daß der Meister für sein Gesinde mehr oder minder verantwortlich sei, daß er wachen solle über Beten und Essen, wehren solle gottlosem Leben, gottlosen Reden und gottlosem Schänden der Gaben Gottes. Jetzt war allen auf einmal Hoffart und Hochmut vergangen, sie taten diese Laster in die unterste Hölle hinunter und hätten es kaum Gott geglaubt, daß sie dieselben noch vor wenig Tagen so schmählich an sich getragen; sie waren alle wieder fromm, hatten die schlechtesten Kleider an, und die alten verachteten Rosenkränze wieder in den Händen, und überredeten sich selbst, sie seien immer gleich fromm gewesen, und an ihnen fehlte es nicht, daß sie Gott nicht das gleiche überredeten. Christen allein unter ihnen allen sollte gottlos sein, und Flüche wie Berge kamen von allen Seiten auf ihn her. Und war er doch vielleicht unter allen der Beste; aber sein Wille lag gebunden in seiner Weiber Willen, und dieses Gebundensein ist allerdings eine schwere Strafe für jeden Mann, und schwerer Verantwortung entrinnt er nicht, weil er anders ist, als ihn Gott will. Das sah Christen auch ein, darum war er nicht trotzig, pochte nicht, gab sich schuldiger dar, als er war; aber damit versöhnte er die Leute nicht, erst jetzt schrien sie einander zu, wie groß seine Schuld

sein müsse, da er soviel auf sich nehme, soweit sich unterziehe, ja selbst bekenne, er sei nichts wert.

Er aber betete Tag und Nacht zu Gott, daß er das Übel wende, aber es ward schrecklicher von Tag zu Tag. Er ward es inne, daß er gut machen müsse, was er gefehlt, daß er sich selbst zum Opfer geben müsse, daß an ihm liege die Tat, die seine Ahnfrau getan. Er betete zu Gott, bis ihm so recht feurig im Herzen der Entschluß emporwuchs, die Talschaft zu retten, das Übel zu sühnen, und zum Entschluß kam der standhafte Mut, der nicht wankt, immer bereit ist zur gleichen Tat, am Morgen wie am Abend.

Da zog er herab mit seinen Kindern aus dem neuen Haus ins alte Haus, schnitt zum Loch einen neuen Zapfen, ließ ihn weihen mit heiligem Wasser und heiligen Sprüchen, legte zum Zapfen den Hammer, setzte zu den Betten der Kinder sich, und harrte der Spinne.

Da saß er, betete und wachte, und rang mit dem schweren Schlafe festen Mutes und wankte nicht; aber die Spinne kam nicht, ob sie sonst allenthalben war, denn immer größer war der Sterbet (das Sterben), immer wilder die Wut der Überlebenden. Mitten in diesen Schrecken sollte ein wildes Weib ein Kind gebären. Da kam den Leuten die alte Angst, ungetauft möchte die Spinne das Kindlein holen, das Pfand ihrer alten Pacht. Das Weib gebärdete sich wie unsinnig, hatte kein Gottvertrauen, desto mehr Haß und Rache im Herzen.

Man wußte, wie die Alten gegen den Grünen sich geschützt vorzeiten, wenn ein Kind geboren werden sollte, wie der Priester der Schild war, den sie zwischen sich und den ewigen Feind gestellt. Man wollte auch nach dem Priester senden, aber wer sollte der Bote sein? Die unbegrabenen Toten, welche die Spinne bei den Leichenzügen erfaßt, sperrten die Wege, und würde wohl ein Bote über die wilden Höhen der Spinne, die alles zu wissen schien, entgehen können,

wenn er den Priester holen wollte? Es zagten alle. Da dachte endlich der Mann des Weibes, wenn die Spinne ihn haben wolle, so könne sie ihn daheim fassen wie auf dem Wege; wenn ihm der Tod bestimmt sei, so entrinne er ihm hier nicht und dort nicht.

Er machte sich auf den Weg, aber Stunde um Stunde rann vorüber, kein Bote kam wieder. Wut und Jammer wurden immer entsetzlicher, die Geburt rückte immer näher. Da riß das Weib in der Wut der Verzweiflung vom Lager sich auf und stürzte hin nach Christens Haus, dem tausendfach Verwünschten, der betend bei seinen Kindern saß, des Kampfes mit der Spinne gewärtig. Weither schon tönte ihr Geschrei, ihre Verwünschungen donnerten an Christens Türe lange, ehe sie dieselbe aufriß und den Donner in die Stube ihm brachte. Als sie hereinstürzte so schrecklichen Angesichtes, da fuhr er auf, er wußte erst nicht, war es Christine in ihrer ursprünglichen Gestalt. Aber unter der Türe hemmte der Schmerz ihren Lauf, an den Türpfosten wand sie sich, die Flut ihrer Verwünschungen ausgießend über den armen Christen. Er sollte der Bote sein, wenn er nicht verflucht sein wolle mit Kind und Kindeskindern in Zeit und Ewigkeit. Da überwallte der Schmerz ihr Fluchen, und ein Söhnlein war geboren vom wilden Weibe auf Christens Schwelle, und alle, die ihr gefolget waren, stoben ins Weite, des Schrecklichsten gewärtig. Das unschuldige Kindlein hielt Christen in den Armen; stechend und wild und giftig starrten aus des Weibes verzerrten Zügen dessen Augen ihn an, und es ward ihm immer mehr, als trete die Spinne aus ihnen heraus, als sei sie es selbst. Da kam eine Kraft Gottes in ihn und ein übermenschlicher Wille ward in ihm mächtig; einen innigen Blick warf er auf seine Kinder, hüllte das neugeborne Kind in sein warm Gewand, sprang über das glotzende Weib, den Berg hinunter das Tal entlang, Sumiswald zu. Zur heiligen Weihe wollte er das Kindlein selbst tragen, zur Sühne der

Schuld, die auf ihm lag, dem Haupte seines Hauses; das übrige überließ er Gott. Tote hemmten seinen Lauf; vorsichtig mußte er seine Tritte setzen. Da ereilte ihn ein leichter Fuß, es war das arme Bübchen, dem es graute bei dem wilden Weibe, das ein kindlicher Trieb dem Meister nachgetrieben. Wie Stacheln fuhr es durch Christens Herz, daß seine Kinder alleine bei dem wütenden Weibe seien. Aber sein Fuß stund nicht stille, strebte dem heiligen Ziele zu.

Schon war er unten am Kilchstalden, hatte die Kapelle im Auge, da glühte es plötzlich vor ihm mitten im Wege, es regte sich im Busche, im Wege saß die Spinne, im Busche wankte rot ein Federbusch, und hoch hob sich die Spinne als wie zum Sprunge. Da rief Christen mit lauter Stimme zum dreieinigen Gott, und aus dem Busche tönte ein wilder Schrei; es schwand die rote Feder; in des Bübchens Arme legte er das Kind und ergriff, dem Herrn seinen Geist empfehlend, mit starker Hand die Spinne, die wie gebannt durch die heiligen Worte am gleichen Flecke sitzen blieb. Glut strömte durch sein Gebein, aber er hielt fest; der Weg war frei und das Bübchen verständigen Sinnes eilte dem Priester zu mit dem Kinde. Christen aber, Feuer in der starken Hand, eilte geflügelten Laufes seinem Hause zu. Schrecklich war der Brand in seiner Hand, der Spinne Gift drang durch alle Glieder. Zu Glut ward sein Blut, die Kraft wollte erstarren, der Atem stocken, aber er betete fort und fort, hielt Gott fest vor Augen, hielt aus in der Hölle Glut. Schon sah er sein Haus, mit dem Schmerz wuchs sein Hoffen, unter der Türe war das Weib. Als ihn dasselbe kommen sah ohne Kind, stürzte es sich ihm entgegen, einer Tigerin gleich, der man die Jungen geraubt, es glaubte an den schändlichsten Verrat. Es achtete sich seines Winkens nicht, hörte nicht die Worte aus seiner keuchenden Brust, stürzte in seine vorgestreckten Hände, klammerte an sie sich an; in Todesangst muß er die Wütende schleppen zum Hause hinein, muß frei

die Arme kämpfen, ehe es ihm gelingt, ins Loch die Spinne zu drängen, mit sterbenden Händen den Zapfen vorzuschlagen. Er vermag's mit Gottes Hilfe. Den sterbenden Blick wirft er auf die Kinder, hold lächeln sie im Schlafe. Da wird es ihm leicht, eine höhere Hand schien seine Glut zu löschen, und laut betend schließt er zum Tode seine Augen, und Frieden und Freude fanden die auf seinem Gesichte, die vorsichtig und angstvoll kamen zu schauen, wo das Weib geblieben. Erstaunt sahen sie das Loch verschlagen, aber das Weib fanden sie versengt und verzerrt im Tode liegen; an Christens Hand hatte sie den feurigen Tod geholt. Noch standen sie und wußten nicht, was geschehen war, als mit dem Kinde das Bübchen wiederkehrte, vom Priester begleitet, der das Kind schnell getauft nach damaliger Sitte und wohlgerüstet und mutvoll dem gleichen Kampfe entgegengehen wollte, in dem sein Vorgänger siegreich das Leben gelassen. Aber ein solch Opfer forderte Gott nicht von ihm, den Kampf hatte schon ein anderer bestanden.

Lange faßten die Leute nicht, welch große Tat Christen vollbracht. Als ihnen endlich Glaube und Erkenntnis kam, da beteten sie freudig mit dem Priester, dankten Gott für das neu geschenkte Leben und für die Kraft, die er Christen gegeben. Diesem aber baten sie im Tode noch ihr Unrecht ab und beschlossen mit hohen Ehren ihn zu begraben, und sein Andenken stellte sich glorreich wie das eines Heiligen in aller Seelen.

Sie wußten nicht, wie ihnen war, als der so schreckliche Schreck, der fort und fort durch ihre Glieder zitterte, auf einmal geschwunden war, und sie mit Freuden wieder in den blauen Himmel hinaufsehen konnten, ohne Angst, die Spinne krieche unterdessen auf ihre Füße. Sie beschlossen viele Messen und einen allgemeinen Kilchgang (Kirchgang); vor allem aber wollten sie die beiden Leichen bestatten, Christen und seine Drängerin, dann sollten auch die andern eine Stätte finden, soweit es möglich war.

Es war ein feierlicher Tag, als das ganze Tal zur Kirche wanderte, und auch in manchem Herzen war es feierlich, manche Sünde ward erkannt, manch Gelübde ward getan; und von dem Tage an wurde viel übertriebenes Wesen auf den Gesichtern und in den Kleidern nicht mehr gesehen.

Als in der Kirche und auf dem Kirchhofe viele Tränen geflossen, viele Gebete geschehen waren, gingen alle aus der ganzen Talschaft, welche zur Begräbnis gekommen waren — und gekommen waren alle, die ihrer Glieder mächtig waren — zum üblichen Imbiß ins Wirtshaus. Da geschah es nun, daß, wie üblich, Weiber und Kinder an einem eigenen Tische saßen, die sämtliche erwachsene Mannschaft aber Platz hatte an dem berühmten Scheibentische (Ausziehtisch?), der jetzt noch im Bären in Sumiswald zu sehen ist. Er ward aufbewahrt zum Andenken, daß einst nur noch zwei Dutzend Männer waren, wo jetzt an zwei Tausende wohnen; zum Andenken, daß auch das Leben der Zweitausende in der Hand dessen stehe, der die zwei Dutzend gerettet. Damals säumte man sich nicht lange an der Gräbd (Begräbnis); es waren die Herzen zu voll, als daß viel Speise und Trank Platz gehabt hätte. Als sie aus dem Dorfe hervor auf die freie Höhe kamen, sahen sie eine Röte am Himmel, und als sie heim kamen, fanden sie das neue Haus niedergebrannt bis auf den Boden; wie es zugegangen, erfuhr man nie.

Aber was Christen an ihnen getan, vergaßen die Leute nicht, an seinen Kindern vergalten sie es. Fromm und wacker erzogen sie dieselben in den frömmsten Häusern; an ihrem Gute vergriff sich keine Hand, obgleich keine Rechnung zu sehen war. Es wurde gemehret und wohl besorgt, und als die Kinder auferwachsen waren, so waren sie nicht nur nicht um ihr Gut betrogen, sondern noch viel weniger um ihre Seelen. Es wurden rechtschaffene gottesfürchtige Menschen, die Gnade bei Gott hatten und Wohlgefallen bei den Menschen, die Segen im Leben fanden und im Himmel noch

mehr. Und so blieb es in der Familie, und man fürchtete die Spinne nicht, denn man fürchtete Gott, und wie es gewesen war, soll es, so Gott will, auch bleiben, solange hier ein Haus steht, solange Kinder den Eltern folgen in Wegen und Gedanken."

Hier schwieg der Großvater, und lange schwiegen alle, und die einen sannen dem Gehörten nach, und die andern meinten, er schöpfe Atem und fahre dann weiter fort.

Endlich sagte der ältere Götti (Pate): „An dem Scheibentisch bin ich manchmal gesessen und habe vom Sterbet (Sterben) gehört und daß nach demselben sämtliche Mannschaft in der Gemeinde daran Platz gehabt. Aber wie Punktum alles zugegangen, das konnte mir niemand sagen. Die einen stürmten (redeten) dies und andere anderes. Aber sage mir, wo hast du denn alles das vernommen?"

„He," sagte der Großvater, „das erbte sich bei uns vom Vater auf den Sohn, und als das Andenken davon bei den Leuten im Tale sich verlor, hielt man es in der Familie sehr heimlich und scheute sich, etwas davon unter die Menschen zu lassen. Nur in der Familie redete man davon, damit kein Glied desselben vergesse, was ein Haus bauet, und ein Haus zerstört, was Segen bringt und Segen vertreibt. Du hörst es meiner Alten wohl noch an, wie ungern sie es hat, wenn man so öffentlich davon redet. Aber mich dünkt, es täte je länger je nöter (nötiger) davon zu reden, wie weit man es mit Hochmut und Hoffart bringen kann. Darum tue ich auch nicht mehr so geheim mit der Sache, und es ist nicht das erstemal, daß ich unter guten Freunden sie erzähle. Ich denke immer, was unsere Familie soviele Jahre im Glücke erhalten, das werde andern auch nicht schaden, und recht sei es nicht, ein Geheimnis mit dem zu machen, was Glück und Gottes Segen bringt."

„Du hast recht, Vettermann," antwortete der Götti (Pate), „aber fragen muß ich dich doch noch: War denn das Haus,

welches du vor sieben Jahren einrissest, das uralte? Ich kann das fast nicht glauben."

„Nein," sagte der Großvater. „Das uralte Haus war gar baufällig geworden schon vor fast dreihundert Jahren, und der Segen Gottes in Feldern und Matten hatte schon lange nicht mehr Platz darin. Und doch wollte es die Familie nicht verlassen, und ein neues bauen durften sie nicht, sie hatten nicht vergessen, wie es dem früheren ergangen. So kamen sie in große Verlegenheit, und fragten endlich einen weisen Mann, der zu Haslebach gewohnt haben soll, um Rat. Der soll ihnen geantwortet haben, ein neues Haus könnten sie wohl bauen an die Stelle des alten und nicht anderswo, aber zwei Dinge müßten sie wohl bewahren, das alte Holz, worin die Spinne sei, den alten Sinn, der ins alte Holz die Spinne gestoßen, dann werde der alte Segen auch im neuen Hause sein.

Sie bauten das neue Haus und fügten ihm ein mit Gebet und Sorgfalt das alte Holz, und die Spinne rührte sich nicht, Sinn und Segen änderten sich nicht.

Aber auch das neue Haus ward wiederum alt und klein, wurmstichig und faul sein Holz, nur der Pfosten hier blieb fest und eisenhart. Mein Vater hätte schon bauen sollen, er konnte es erwehren; es kam nun an mich. Nach langem Zögern wagte ich es. Ich tat wie die frühern, fügte das alte Holz dem neuen Hause bei und die Spinne regte sich nicht. Aber gestehen will ich es, mein Lebtag betete ich nicht so brünstig wie damals, als ich das verhängnisvolle Holz in Händen hatte; die Hand, der ganze Leib brannte mich, unwillkürlich mußte ich sehen, ob mir nicht schwarze Flecken wüchsen an Hand und Leib, und ein Berg fiel mir von der Seele, als endlich alles an seinem Orte stund. Da ward meine Überzeugung noch fester, daß weder ich noch meine Kinder und Kindeskinder etwas von der Spinne zu fürchten hätten, solange wir uns fürchten vor Gott."

Da schwieg der Großvater, und noch war der Schauer nicht verflogen, der ihnen den Rücken heraufgekrochen, als sie hörten, der Großvater hätte das Holz in Händen gehabt, und sie dachten, wie es ihnen wäre, wenn sie es auch darein nehmen müßten.

Endlich sagte der Vetter: „Es ist nur schade, daß man nicht weiß, was an solchen Dingen wahr ist. Alles kann man kaum glauben, und etwas muß doch an der Sache sein, sonst wäre das alte Holz nicht da."

Sei jetzt daran wahr, was da wolle, so könne man viel daraus lernen, sagte der jüngere Götti (Pate), und dazu hätten sie noch kurze Zeit gehabt, es dünke ihn, er sei erst aus der Kirche gekommen.

Sie sollten nicht zuviel sagen, sagte die Großmutter, sonst fange ihr Alter ihnen eine neue Geschichte an, sie sollten jetzt auch einmal essen und trinken, es sei ja eine Schande, wie niemand esse und trinke. Es solle doch nicht alles schlecht sein, sie hätten alles angewendet, so gut sie es verstanden.

Nun ward viel gegessen und viel getrunken und zwischendurch gewechselt manche verständige Rede, bis groß und golden am Himmel der Mond stund, die Sterne aus ihren Kammern traten, zu mahnen die Menschen, daß es Zeit sei, schlafen zu gehen in ihre Kämmerlein.

Die Menschen sahen die geheimnisvollen Mahner wohl, aber sie saßen da so heimelig, und jedem klopfte es unheimlich unterm Brusttuch, wenn er ans Heimgehen dachte, und wenn es schon keiner sagte, so wollte doch keiner der erste sein.

Endlich stund die Gotte auf und schickte mit zitterndem Herzen zum Weggehen sich an, doch es fehlte ihr an sicheren Begleitern nicht, und miteinander verließ die ganze Gesellschaft das gastliche Haus mit vielem Dank und guten Wünschen, trotz allen Bitten an einzelne, an die Gesamtheit, doch noch länger zu bleiben, es werde ja nicht finster.

Bald war es still ums Haus, bald auch still in demselben. Friedlich lag es da, rein und schön glänzte es in des Mondes Schein das Tal entlang, sorglich und freundlich barg es brave Leute in süßem Schlummer, wie die schlummern, welche Gottesfurcht und gute Gewissen im Busen tragen, welche nie die schwarze Spinne, sondern nur die freundliche Sonne aus dem Schlummer wecken wird. Denn wo solcher Sinn wohnet, darf sich die Spinne nicht regen, weder bei Tage noch bei Nacht. Was ihr aber für eine Macht wird, wenn der Sinn ändert, das weiß der, der alles weiß und jedem seine Kräfte zuteilt, den Spinnen wie den Menschen.

Ein Silvestertraum.

Zum Könige der Erde hat Gott den Menschen gesetzet. Zum Sklaven des Irdischen wird der Mensch und weiß es nicht und träumt es nicht, bis er erliegt des selbstgewählten Tyrannen erbarmungsloser Tyrannei.

Wenn am Himmel unbedeckt die Sonne steht, Licht und Wärme strahlend, so erglänzt die Erde, ihre Züge verklären sich, fröhliches Lächeln, reiches Leben strömt sie aus. Birgt die Sonne sich, ergießt aus schwarzer Wolken schwerem Schoße der Regen sich, so erbleicht die Erde, ihre Züge verdüstern sich, zur trauernden Witwe wird sie, unterm schwarzen Witwenschleier rinnen ihre Tränen.

Das Schicksal, seine Lebensverhältnisse, nennt der törichte Mensch seine Lebenssonne. Ja, wenn diese Sonne hell und heiter am Himmel steht, aus ihrem Füllhorne Liebe, Reichtum spendet, volles Licht wirft auf den Lebensweg, ja, da strahlt in Freude und Glück der Mensch, sprüht in feuriger Lebensglut fröhliche Funken rings um sich, dem glühenden Eisen gleich. Aber wie das Eisen kalt und hart und schwarz

wird, wenn des Ofens Glut nicht mehr über ihm ist; wie die Erde bleich wird und finster, wenn die Sonne nicht mehr strahlet über ihr, so geht es auch dem Menschen, dessen Schicksal seine Sonne ist. Verdunkelt sich dieses, flieht die Liebe, schwindet der Reichtum, verschlingt die Erde wieder, was sie gegeben, dann erlöschen Glut und Freuden, düstere Sorgen umlagern das Gemüt, bitteres Weh träufelt aus den Augen, dumpf und einförmig rauschen durch das Leben die Klagen der nutzlos trauernden Seele.

Ein unbewölkter Himmel wölbte sich über meiner Wiege, eine heitere Sonne strahlte einen heitern Sinn mir ins Herz hinein. Freundliche Eltern erfreuten sich meiner, schmückten meine Tage, mein Frohsinn zog die muntere Jugend an, und Freunde ketteten sich an mich. Die ganze Welt lächelte mich an, bestreute meine Bahn mit Blumen, und diese Blumen wurden zu süßen Mädchenaugen, und das süßeste dieser Augenpaare grub sich mir ins Herz hinein, siedelte als meine Geliebte darin sich an, und die Geliebte ward zum Weibe, und wohnete nun in meinem Hause, und das Haus ward mir zum Himmel. Kleine Engel bevölkerten ihn, und kein dunkler Schatten fiel auf das Haus, keine Schlange schlich sich ein, kein Engel mit dem Flammenschwerte jagte Gefallene aus.

Aber plötzlich hob sich eine schwarze Wolkenwand und trat vor meine Sonne, und in dieser Wolke saß der Tod, und diese Wolke stund still über meinem Hause, wollte nicht weiter, und Haupt um Haupt schlug mir der Tod, und als keines mehr zu schlagen war als das meine, da wollte der Tod das meine nicht, er eilte weiter. Aber über meinem Hause ließ er die Wolke stehn, und keine Sonne sah ich mehr, kein freundlicher Blick gab mir Licht, gab mir Kraft.

Wenn Gewitter schwarz und drohend heraufquellen am Himmel, der Sturm sich peitscht mit mächtiger Hand, Blitze durch die Nacht zucken, der Donner durch den Sturm brüllt, der Sturm den Donner übertoset, so flammen Hütten auf,

Leben gehen unter, Ströme brausen durch die Täler, und bebend betet der Mensch: „Vater, schone, rechne nicht nach meiner Schuld!" Und es schmettert in die Bitten der Donner, um die bebenden Lippen zucket des Blitzes Schein, und ein bebend Laub zittert der Mensch in der Elemente Sturm und fühlt es wieder, daß er ein ohnmächtig Sandkorn ist in des Schöpfers Hand. Aber weiter, über des bebenden Beters Haupt tosct der Elemente Schlacht. Die Donner verrollen, die Blitze verleuchten, im Westen hebt der Vorhang sich wieder, hell lächelt die Sonne, und je heiterer sie lächelt, um so schwärzer wird die fürchterliche Wolkenwand im Osten; aber sie senket sich tiefer und tiefer, und um ihren schwarzen Scheitel legt sich der wunderbare Kranz, aus himmlischen Farben gewoben, der uns verkünden soll, daß des Himmels Pracht und Freude der Erde Nacht und Elend umranden. Dann flieht die Angst, froh sehen jung und alt zum himmlischen Bogen auf, rühren neubelebt im Sonnenlicht die wackern Hände und fühlen es erst, wie Beten und Arbeiten so nahe beisammen liegen, so treu sich einen.

Solcher Art sind die meisten Gewitter in der Natur, solcher Art die meisten im Menschenleben, es erlebt sie jeder. Seine Sonne verdunkelt sich, der Sturm brauset über ihn, ein Gewitter entladet sich über ihm, drohet ihm, schädiget ihn, schlägt ihn nieder; aber die dunkle Nacht enteilet, die Wolken senken sich, die Sonne bricht durch, es richtet der Mensch sich auf; die Kräfte kehren wieder, die Wunden heilen. Heiter wird ihm der Himmel wieder, ein gekräftigt Leben strömt durch seine Glieder.

Doch andere Gewitter gibt es auch.

Ein Wetter saust daher, ein anderes stürmt ihm entgegen, ein drittes eilt dem ersten nach, durcheinander zucken die Blitze, ineinander rollen die Donner, rundum stürmt der Sturm, auf eine Stelle gebannt tobt die Gewitterschlacht, die Donner verstummen nie, die Blitze erlöschen nie, zerborsten

ist die ungeheure Wolkenschar, Hagel schlägt nieder, Wasserströme ergießen sich, die Erde zittert, erschlagen liegen die Bäume des Waldes, das Korn im Felde, im Sumpfe der Schilf, und laut donnert die Flut durch die Wiesen. Da betet wiederum der Mensch, schaut nach der Hand, welche die Wolken zerreißt, die Sonne scheinen läßt, den Bogen der Gnade baut; aber die Hand kömmt nicht, die Wolken zerreißen nicht, die Donner verstummen nicht, die Blitze erlöschen nicht, die Ströme versiegen nicht. Auf die Erde kniet das Gewitter nieder, foltert mit Feuer, mit Wasser, mit Sturm die Erde, die drei sind eins geworden, wollen loswerden der Erde, die sie nähren und kleiden sollten; und ermattet das Feuer, schweigt erschöpft der Sturm, die Wolken bleiben liegen auf der Erde trüb und schwer und gießen ihre Fluten über sie aus sonder Unterlaß. Und die Erde stöhnt, ihre Kräfte gehen aus, ihre Früchte sind längst dahin, hoch auf spritzen die Wasser, und noch immer säumet das Gnadenzeichen, der schwarze Wolkenberg zerreißet nicht, will sich nicht randen (nicht an den Rand des Himmels gehen): will wohl Gott der Erde Untergang?

So hat der bange Mensch schon oft gefragt, noch hat ihn Gott nicht gewollt.

Aber über dem Leben manches Menschen stand ein solches Gewitter, und der Mensch ging unter. Das Gewitter stockte (blieb stehen) über ihm, schlug Schlag um Schlag auf ihn ein, schlug ihn nieder, legte auf ihn sich nieder, gönnte ihm keinen Augenblick mehr, folterte ihn in graulicher Gramesnacht und brach ihm das Herz, hemmte endlich des längst gebrochenen Herzens Schlag und warf ihn in Grabesnacht. So ging es manchem Menschen, der gegen solche Gewitterwut keine Hilfe wußte.

Ein solches Gewitter hatte zornig über mich sich gelagert, und der Tod war in mein Haus gebrochen einem gierigen Wolfe gleich. Die Eltern hatte ich zu den Toten gebettet,

zu ihren Häupten legte sich mein Weib, rings um sie, ein Kranz weißer Totenblumen, schliefen meine Kinder, welche die Mutter sich nachgezogen. Weiterhin ruhte mancher Freund, und die noch lebten, flohen mich einem Toten gleich. Meine Seele war in den Gräbern, wohin meine Sonne niedergegangen war; für das Leben war mir der Sinn ausgegangen und auch für die Lebendigen. In meinem Hause fand ich keine Ruhe, aber auch keinen Trost in den Gräbern, ich lebte ein Scheinleben, in seiner Schauerlichkeit ähnlich dem Scheintode.

So war bald ein Jahr vergangen, seit die letzte Blume mir abgeblühet war, und noch waren meine Augen dunkel, noch keinen Sonnenblick hatten sie aufgefangen und mir ins Herz getragen. Unbemerkt glitten die Tage an mir vorbei, unbewußt regierten mich frühere Angewöhnungen; dumpf lag der Schmerz über mir, kein Reiz regte mein Leben auf.

Der Winter war gekommen in ungewöhnlicher Milde, noch war das Gras grün in den Wiesen, Blumen blühten in den Baumgärten, an sonnigen Abhängen reiften Erdbeeren. Aus dem öden Hause lockte mich unwillkürlich die warme Sonne, lockte mich an den Gräbern vorbei ins Feld hinaus weiter und weiter. Fast war es, als ob die mildeweiche Wintersonne, wie leise Liebesworte, sich schmeichle bis ins Herz hinein. Der dumpfe Schmerz ward zur wohlempfundenen Wehmut; ein gebundener Quell löste seine Bande, drang durch die kalten steinernen Wände, die ihn umschlossen hielten, rann mir wieder hinauf ins trockne Auge, und volle schwere Tropfen, wie sie im Frühjahr fallen als Boten des wiedergekehrten Lichtes, rieselten zum weichen warmen Boden nieder, Liebesgrüße, Perlenschnüre, die ich den Meinen da unten sandte. Die da unten aber empfangen freudig die Boten, und es wurzeln die Perlen, blühen als köstliche Blumen empor, funkelnde Diamanten tragend in ihren Kelchen, bringen Zeugnisse, das Leben sei bei denen, um die wir weinen, bringen diamantne Proben aus dem wunderbaren Diamantenfelde, das

denen aufwächst im ewigen Leben, die hier reine Tränen weinen, das als ewiger Schatz in himmlischer Blütenpracht sie erwartet, wenn sie getreu bleiben bis ans Ende.

So wanderte ich in milder Wehmut und stillem Sinnen, bis meine Füße keinen Weg mehr fanden, niederes Gebüsch meine Schritte hemmte.

Ich stand auf eines waldigen Hügels Rand, vor mir lag das prächtige Aartal, durchströmt von der klaren, blauaugichten Aare, der schönen Berner Oberländerin, die, eine bald sittige, bald mutwillige Braut, ihrem berühmten Bräutigam, dem mächtigen Sohn der Graubündner Berge, dem edlen Rheine entgegenzog, reichen Brautschatz mit sich führend. Dem edlen grünen Schweizer Rheine gattet sich die schweizerische Maid. Und der edle Rhein, um den Deutsch und Welsch sich streiten, will Schweizer bleiben. Wohl sprudelt er in mächtiger Tatkraft über unsere engen Grenzen, dient freundlich manchem Herrn, aber wenn die üppige Meeresflut ihm ihre riesigen Arme entgegenstreckt, sich mit ihm gatten will, so birgt der edle Rhein lieber sein edles Haupt im Sande, ehe er Name und Eigentümlichkeit in der zornigen Umarmung begräbt. Abschied nehmend, Segen empfangend, Segen wünschend drängen freundliche Dörfer sich an die dahinziehende Braut, und grüne Matten umschlingen die Dörfer, und muntere Bäche rauschen durch die Matten, und viele Kirchtürme, ernst und fest, erheben sich im Gelände, dem Menschen zur Mahnung, daß nicht alles fließen, rauschen, verblühen solle auf Erden, sondern fest und gleich, Sommer und Winter, der Sinn bleiben solle, der von oben stammt, nach oben strebt, in jedem Menschen wohnen solle, wie im Dorfe der Kirchtum steht.

Um mich schlangen der Solothurner und der Berner Gebiete ihre Arme ineinander, wie zwei Schwestern, von einer Mutter geboren, die sich nicht lassen können, auch wenn jede zu einem eigenen Mann gekommen.

Hinter mir lag der heimelige blaue Berg, halb Berner, halb Solothurner, hinter dem die dünnblütigen Franzosen wohnen, den uns Gottes eigene Hand aufgemauert hat als Scheidewand zwischen ihrem Sinn und unserem Sinn, zwischen ihrem Lande und unserem Lande. An dessen Fuße mir zur Rechten lag das uralte Solothurn, aber nicht altersgrau, sondern heiter und jungblütig. Unter mir zur Linken, an des Berges Wange hing der Pipine zerfallene Burg*), wo kein Karlshof mehr gehalten wird, Lust und Minne nicht mehr in kaiserlicher Herrlichkeit emporsprudeln werden, während in der armütigen Hirten Gedächtnis das Andenken an des großen Kaisers Hoflager nicht erlöschen wird.

Vor mir zur Rechten, aber jenseits der Aare, lag die wollüstige (gesegnete) Wasservogtei der Solothurner, mit ihren klaren Bächen und schmutzigen Dörfern, mit dem schweren Boden und den leichten Menschen.

Zur Linken lag der Berner kornreiches Gebiet, wo man so weite Beutel findet, wie selten sonst im Lande, und oft so enge Herzen, wie allenthalben anderwärts, und Wangens Türmlein und Aarwangens festes Schloß ließen mich raten, welcher Sinn der mächtigere gewesen in der Berner Gebiete, der, welcher Schlösser festigt, oder der, welcher Türme an die Kirchen baut.

Das freundliche, üppige Gelände stieg allmählich empor und ward zu der hehren Terrasse, die Gottes selbsteigene Hand sich auferbaut im Schweizerlande; die von Stufe zu Stufe zu den riesigen Palästen führt, welche über die Wolken reichen, auf welchen der Herr thronet in feurigen Wettern, in freundlicher Abendröte, deren wunderbare Majestät die Seele mit Staunen füllet, die dem Gemüte zu Tempeln werden der Anbetung. Diese eigentümlichen Gotteshäuser sind des Schweizers Himmelsleitern, auf denen auf und

*) Burgdorf.

nieder steigen die Engel des Friedens und des Vertrauens, auf denen er selbst emporsteigen soll zu dem, der ihm nicht nur Engel sendet, sondern mit selbsteigener Hand ihn schützet und wahret.

Diese Herrlichkeit lag vor mir, verklärt in goldenem Sonnenschein.

Unten regte sich ein emsig Leben, die Häuser glichen Bienenstöcken, bei denen das Aus- und Eingehen kein Ende nimmt. Eine wilde Jugend tummelte sich auf den Straßen, um die Häuser wurde emsig gekehrt und eifrig die Bänke gereinigt. Es wollen die Berner reine Häuser, vor allem am Sonntag, damit, wenn der Herr Heerschau hält über seine Knechte, er einkehre ins reine Haus mit seinem Segen; sie wollen diese reinen Häuser sich selbst zum beständigen Wahrzeichen, daß rein auch die Herzen seien, damit der Herr einziehe ins reine Herz mit seinem Geiste, so wie ins reine Haus mit seinem Segen.

Da klangen über das geschäftige Gewimmel die Glocken, aus allen Türmen begegneten ihre Klänge sich, und in ihren reinen Tönen schien der Menschheit Treiben sich zu läutern, zu heiligen. Feierlicher bewegten sich die Frauen, ordnend und reinigend; feierlicher schaute die Landschaft mich an. Die Töne verhallten nicht, aus immer weitern Kreisen schwoll der Glocken Geläute heran, schwoll in ernsten Weisen als gewaltiger Lobgesang zum Himmel auf. In den ernsten Lobgesang brauste der wilden Jugend Jubelruf, die sich zu den Türmen drängte zum stündigen Glockengeläute, die die Kirchhöfe füllte, oder in verwegenen Spielen Luft machte der Lust in ihrer Brust.

Ich wußte nun, es war Silvesterabend, das scheidende Jahr ward zu Grabe geläutet, und eine ganze Stunde lang riefen alle Glocken den Menschen mahnend zu, zu eilen und nicht zu säumen, dem scheidenden Jahre mitzugeben in sein Grab, was Haus und Herz beschwert, was Haus und Herz verunzieret, was des Herzens, des Hauses Frieden stört; ihm

mitzugeben Zeugnisse unseres Tuns, damit, wenn Gott es rufet vor seinen Thron zur Rechnung, es auch unsere Namen aufgeschrieben habe bei den Namen derer, die ihre Tage mit Weisheit gezählet und mit Fleiß bestellt das Ackerfeld, auf dem die ewigen Schätze wachsen.

Nicht ungehört verhallten die Töne. Manch Auge schaute mit Ernst in sich hinein, manch Herz wogte auf in heiliger Andacht, und ernste Männer und sinnige Frauen sah ich durch die Massen schreiten, sorgfältig Gaben suchend zu Pfändern der Versöhnung, zum Zeichen, daß im neuen Jahre die alte Liebe die gleiche bleiben solle.

Ich aber hatte niemanden etwas zu bescheren, nichts zu bereiten auf den folgenden Tag; öde war mein Haus, und meine Liebe ward auf Erden nicht mehr neu.

Wehmütig schaute ich hinab ins Gewimmel, horchte wehmütig den heraufquellenden Tönen, aber immer mächtiger drängten sich aus dem Hintergrunde meiner Seele die Bilder der Vergangenheit. Leise sank zwischen Auge und Seele der Schleier, der beide voneinander scheidet.

Es sieht das Auge, aber die Seele empfängt seine Bilder nicht; sie zeuget eigene Bilder und schaut sie an mit dem Auge, das noch niemand gesehen. So gestaltet sich ein seltsam Leben, es ist nicht Traum, nicht Wachen, es ist ein Weilen in selbsterschaffenen Welten.

In meiner Seele gingen die vergangenen Silvestertage auf mit all ihren Freuden. Ich sah den frischen Knaben wieder, an dem freudetrunken der Eltern Augen hingen; sah den Reichtum der Liebe, die ihm ward; sah der Eltern Glück sich spiegeln in seinem Glück. Die Gefühle jenes Silvesterabends kamen über mich, wo mein Ahnen mir zur Gewißheit ward; wo mir aufging in süßer Liebe der heilige Tempel eines reinen Mädchenherzens, geschmückt mit den wonnereichen Gebilden der Liebe; wo mir der Altar aufgerichtet stand und darauf das Feuer brannte, das nie erlöscht in eines treuen

Weibes Seele; wo ich zum Gott auf Erden ward, weil ich vernahm, daß mein eine Seele sei.

Aber höher auf schwoll mein Glück. Es kamen die Silvestertage, wo ich Tannenbäumchen rüstete, sie schmückte mit goldenen Nüssen, mit Händen voll Geschenke an die Wiegen meiner Kinder trat, das Bescheren vergaß und nicht satt wurde, zu schauen, wie sie so friedlich ruhten, heiteres Lächeln um ihre rosigen Gesichtchen schwebte; wie sie die Ärmchen ausstreckten, weil sie im Traume Vater und Mutter sahen, und Vaterlust und Vaterfreude quollen immer wärmer in mir auf. Und wenn ein Vater so recht seiner Kinder sich freut, bebt ihm da nicht seine Stimme? Sein Auge, füllt es sich nicht aus dem Borne der Freude?

Als die Träne, das Kind des schönen Bildes in meiner Seele, ins Auge trat, erkaltete sie schnell, ein Kind anderer Welt im kühlen Abendwinde. Ihre Kälte weckte mich, der Schleier hob sich wieder: ach! ich war alleine, verronnen waren meine goldenen Tage. Ich saß allein auf einem Hügel überm Aaretale, ein Käuzlein strich an mir vorüber, eine an warmer Quelle verspätete Schnepfe streifte an dem Waldesrand, aus dem geheimnisvollen blauen Grunde traten die Sterne, diese Rätsel Gottes, die kühnen Schiffer auf dem blauen unendlichen Meere; sie rückten freundlich dem Schwesterchen Erde zu, als wollten sie es ermuntern, zu glauben und zu vertrauen dem gewaltigen Steuermanne, der mit leisem Ruderschlage Welten lenket und die Menschen steuert dem sichern Ufer zu, wo die Stürme schweigen, die Fluten sich ebnen, die Irrwege nicht mehr sind.

Nichts zog mich heimwärts; aber die übliche Stunde der Gewohnheit rief, ich folgte. Dunkel war es auf Erden, voller Sterne waren die Wege, und immer zahlreicher traten an des Himmels Rand die Sterne, als ob sie den stolpernden Wanderer betrachten wollten, der so mühselig seine Glieder schleppte. Der junge Mond lag hinter einer Wolke, aus dem

dunkeln Grunde hob sich eine finstere Masse, es war mein einsames Haus, und schwärzer als alles, ausgebrannten Augen gleich, starrten die Fensterhöhlen hinaus in die Nacht. Hinter keinem Fenster schimmerte Licht, kein düsteres Lämpchen flimmerte durch die Gänge, kein Leben regte sich in den Mauern, stumm, traurig stand es vor mir.

Unheimlich rasselte im Schlosse der Schlüssel, schauerlich knarrte die Türe, meine Schritte hallten wider, vom Dache herab kam es wie ein Echo, oder wanderte von dorther mein Doppelgänger mir entgegen? Er kam nicht, es war stille oben wie im Grabe, keine Türe sprang auf, keine Beinchen liefen mir entgegen, keine Ärmchen schlangen sich um meinen Hals, alles war tot, hier war niemand mehr, draußen ruhten sie. Ich öffnete Türe um Türe, trat von Zimmer zu Zimmer; es war, als müßte ich jemand finden. Aber es war niemand da. Ich fand die Betten, in denen sie gestorben; die Sessel, in denen sie die letzten Tage geruht, aber niemand war darin. Da ward es mir so recht weh im Herzen; es war mir, als wäre ich der letzte Mensch auf Erden, möchte sterben und könnte nicht, müßte alleine bleiben im öden Hause, in der öden Welt. Immer inniger faßte mich das Heimweh nach den Meinen; es war, als riefen sie mich, deutlich hörte mein Herz ihre Stimmen. Ich trat ans Fenster, horchte hoch auf, aber keine Töne vernahm mein Ohr. Dünne Mondesstrahlen schimmerten im Fenster, schwammen an mich hin; im Herzen häkelten sie sich an und zogen mich und riefen mich aus dem öden Hause, dem Sarge meiner Freuden, hinaus ins Freie, wo am duftigen Himmel des Mondes schmale Sichel liebäugelte mit der Erde, während einzelne Strahlen geheime Gänge gingen, geheime Botschaften bringend aus einer andern Welt. Und diese hellen Geisterboten riefen mich und zogen mich dem gottgeweihten Hause zu, welches unter den Häusern ist, was unter den Tagen der Sonntag, das reine und heilige, das nur zu Gott geweihtem Werke die Menschen

empfängt, außer dessen Schwelle jeder lassen soll irdisches Sinnen und irdische Sorgen, über dessen Schwelle jeder heimnehmen soll kindliche Liebe und göttliche Kraft. Um dieses Haus ruhen in weitem Kreise alle, welche auf den ihr Vertrauen gesetzet, auf dessen Name sie getauft wurden in diesem Hause, in welchem sie Treue geschworen dem, der ihr Vater zu sein verhieß. Als ihr Leben erlosch, als die Ihren nichts mehr an ihnen tun konnten, als weinen um sie, da betteten sie dieselben vertrauensvoll um dieses Haus als in die Obhut des Herrn, dessen Kraft und Herrlichkeit das Leben schafft und mit neuem Leben die Toten krönen will. In silbernem Glanze schimmerte der Acker, auf dem in Schwachheit gesäet wird, was in Herrlichkeit auferstehen soll. Ein geheimnisvolles Wehen umfloß mich; die süßen Schauer der Kinderzeit, wenn Märchen und Sagen Kunde brachten aus einer andern Welt, stiegen in mir auf, und mit leisem Zagen setzte ich mich auf meines Weibes Grab. Es war mir, als sollte ich etwas erwarten, als nahe sich mir eine verhängnisvolle Stunde; aber stille blieb es und friedlich, unbewegt ruhte auf den friedlichen Gräbern der stille Glanz. Es stiegen in mir Gedanken auf, ob nicht da unten die harten, schwarzen Scheidewände zwischen meinen Begrabenen eingefallen seien; ob sie nicht da unten säßen in hell geschmücktem Raume, in verklärtem Gewande, des himmlischen Friedens sich freuten, des Vaters harrend und seines Rufes zur Auferstehung; ob sie nicht meiner gewärtig seien, kein Zugang für mich in die hellen Räume? Ich strengte meine Augen an, aber in der Gräber Schoß sah ich nicht; zwischen mir und ihnen lag die harte, schwarze Tür aus kalter Erde, die alle Gräber schließt. In dieser Anstrengung ward mein Auge schwerer und immer schwerer, eine Last senkte sich auf dasselbe, schloß es mir unwiderstehlich, und vor meine Sinne schob sich der Riegel, welcher Welt und Mensch trennt, und in des Schlafes Bande ward mein Leib gebunden.

Da begann es gar seltsam in mir sich zu regen; ein leiser, warmer Hauch wehte über mich; wie warme Küsse brennen, glühte es in meinem Innersten. Wie es der Lilie werden muß, wenn der erste Sonnenstrahl sie trifft, ihre Blätter sich entfalten, ihr Kelch dem Lichte von oben seinen reinen Schoß erschließt, so ward es mir. Eine verschlossene Tür sprang auf, eine wunderbare Kraft, keinem der fünf Sinne vergleichbar, die ich denn doch das verschlossene Auge des Geistes im Leibe nennen möchte, ward ihrer Fesseln entbunden, von ihren Hüllen frei. Licht war es um mich, in reinem Lichtmeere schwamm ich, Lichtwellen wiegten mich sanft und ein unnennbares Wohlsein durchströmte mich. Das geöffnete Auge gewöhnte sich an des Lichtes Flut, gewann an Schärfe, und allmählich erhielten die silbernen Fluten bestimmtere Gestaltungen. Zum wunderherrlichen Garten ward die Welle, die mich trug, und Blumen, die ich nicht beschreiben kann, sproßten um mich auf, und duftende Pflanzen beschatteten mich, und süße Töne, Gesänge aus der Himmelshöhe umquollen mich.

Und wie ich in wonnigem Entzücken mich wiege, strömt eine helle Welle heran, und aus der Welle tritt eine Gestalt, aus Sternenglanz und Blumenduft gewoben, schwebt in meine Arme. Des Wiedersehens Wonnen durchrieselten mich, mein Weib hatte mich umfangen. Wohl lag im Staube ihre irdische Hülle, aber ihrer Seele eigene Schönheit hatte sich verkörpert wunderbar, unnennbar, aber kenntlich alsobald. Andere Wellen, strahlenden Kähnen gleich, wogten herbei, brachten mir Vater und Mutter; sie hießen den teuren Sohn willkommen in ihrem Lande und freuten sich seiner auf himmlische Weise. Da beugten himmlische Rosen sich über uns, und aus den Rosen lächelten süße Kinderaugen, blühten Engelsköpfchen auf, entfalteten ihre Flügel, lösten sich ab, flatterten mir zu und freuten sich des Vaters.

Da trank ich Seligkeit aus vollem Becher in vollen

Zügen. Und jubelnd erzählten die Meinen, wie mein treues Sehnen sie gesehen, und wie sie den Vater gebeten, daß er dieses Sehnen nicht zum Grabe des Leibes und der Seele werden lasse. Da hätte Gott den Kindern Großes vergönnt: den Vater herauf zu holen ins Reich der seligen Geister, ihn empfinden zu lassen der Seinen Seligkeit, und im Bade der Seligkeit ihn zu heilen vom todbringenden Weh. Da seien die Kinder gekommen als lichte Mondesstrahlen, hätten mich gezogen dahin, wo Gott den Toten Leben gibt. Da hätte der Engel, der den Schlüssel hält zum Allerheiligsten im Menschen, zu dem Auge, das unter sieben Siegeln verschlossen ist, mich emporgetragen ins Reich des Lichts und das Auge mir aufgeschlossen. Und dieses Auge öffnete sich immer weiter, und viele freundliche Augen sah ich auf uns ruhen, sich freuen unseres Glücks. Viel hehre Augen leuchteten auf mich nieder, Augen, wie sie sein müssen, wenn sie leuchten wollen durch ganze Welten hinaus in die weite Ewigkeit.

Und immer weiter drang das Auge, immer weiter verkörperten sich die silbernen Wellen des Lichts, und zahllose Geister sah ich wallen. Alle in gleicher Schöne und jeden doch in eigentümlicher Gestaltung. Die einen schienen aus reinem Lichte gewoben. Andere schimmerten in Rosenduft, die dritten schwammen im blauen Glanze des Äthers, die vierten strahlten in goldenem Licht. Und wie mannigfach die Färbung war, so erglänzten jugendlich die einen, während andere strahlten in unaussprechlicher Würde; aber alle waren getaucht in unverwesliche Herrlichkeit. Wenn auch die Zahl der Jahre, welche die Geister auf Erden durchlebt, in ihrer Erscheinung erkennbar war, davon hing die Schöne nicht ab, nicht von der Jugend, nicht vom Alter, sondern von den Zügen der Seele, die auf Erden sich ausgeprägt. Und wie ich schaute durch die lichten Geisterfluten, die in unzählbaren Mengen die Räume füllten; sah ich schwarze Streifen zucken durch sie hin, sah ich dunkle Schatten einzeln, scharenweise

ängstlich irren. Ängstlicher, als die Eule das Sonnenlicht, flohen sie das Licht; aber allenthalben verfolgte sie das Licht. Sie wollten sich bergen vor den lichten Geistern; aber nirgends fanden sie eine dunkle Decke für ihr dunkles Wesen. In verzweiflungsvoller Hast stürzten sie ins Weite; mein neues Auge drang ihnen nach, die Schauer der Ewigkeit durchbebten mich. Die Schranken, welche dem irdischen Auge gesetzet sind im Raume, sah ich gefallen oder in unendliche Fernen gerückt. Um mich sah ich Welten rollen, und wie man hier von einem Hause ins andere sieht, sah ich von einer Welt in die andere, sah in tausend Welten auf einmal, nahm wahr, was rings um mich sich regte, sich bewegte. Mit einem Blicke umfaßte ich die Erde, die gar lieblich ergläuzte, wie in des Mondes Silberschein; sah die Schatten der Paläste, sah hinein in die Fensterchen der Hütten.

Während ich Welten und Hütten sah, war ich bei den Meinen, koste mit ihnen, trank ungestört aus dem Becher der Seligkeit und war mir doch bewußt alles dessen, was in mein Auge drang. Aber wie Ketten und Bande war es von mir gefallen, die Gebundenheit in die Schranken der Sinne war gelöst, und während Unendliches mein Auge faßte, genoß ich in voller Innigkeit das Sein bei den Meinen. Da begann ich zu empfinden die Allgegenwart Gottes, zu begreifen, wie Gott bei allen sein kann und doch in voller Liebe bei jedem; ich erkannte die Wahrheit, daß des ewigen Lebens Anfang die Liebe ist, welche die Schranken des Herzens, das nur eines fassen, denken, lieben will, sprengt, daß dasselbe Gott und seine Kinder in immer größerer Innigkeit zu umfassen vermag. Der hat schon auf Erden die Schranken der Sinne gebrochen, in dessen Herzen die Liebe eingezogen ist; erkennt es, wie man mit ganzer Seele sein kann bei dem Geliebten, den unsere Augen nicht sehen, unsere Ohren nicht hören; der erkennet es, warum Jesus die selig pries, die ihren Glaubenskreis über die Grenzen der Sinne ausgedehnt.

Ich war ganz dem Kinde gleich, das mit seinen Händchen nach dem Himmel greift; was Welten weit von mir sich bewegte, schien mich zu berühren; ich hatte noch kein Maß für die Unendlichkeit. Es schien mir, als könnte ich mit dem Finger klopfen an die Fensterchen der Hütten auf Erden, wo jetzt ein eigentümlich Schauspiel sich entfaltete.

Es war die heilige Stunde, in welcher Gott die seligen Geister zu den Ihren ziehen läßt mit reichen Geschenken zur Bescherung aufs neue Jahr. Seine Schatzkammer hatte Gott ihnen geöffnet, dort konnten sie Gaben wählen, die sie den Ihren heilsam wußten, und strömten dann gaben- und wonnereich den Ihren zu.

Es war aber auch die fürchterliche Stunde, in welcher Gott die unseligen Geister ihrer Haft entbindet; aber keine Schatzkammer öffnet er ihnen, keine Gaben bringen sie, ja kein Laut war ihnen gegeben, kein Zeichen konnten sie geben, ja nicht einmal einen Schatten warf ihr Wesen.

Der Drang der Angst trieb sie den Ihren zu, trieb sie ins Saatfeld, das ihre Hände gepflegt; aber hier konnten sie sich nicht künden, konnten nicht warnen, konnten nur sehen, wie die Saat aufging, die ihren Händen entfallen war, konnten nur kosten, wie bittere Früchte sie trug den Ihren, den Menschen. Aber wie sie auch rangen, wie sie sich wanden, kein Laut entfuhr ihnen, kein Schatten entfiel ihnen, über die Kluft zwischen Diesseits und Jenseits war keine Brücke für sie, keine Verbindung war ihnen gegönnt, kein Warnungszeichen. Es soll der Mensch glauben, wer Moses und den Propheten und Höhern nicht geglaubt hat, der hat keine Stimme, ja nicht einmal einen Schatten, den Glauben der Seinen zu wecken.

Ihre markdurchdringende Qual durchschauerte mich, aber störte die Seligkeit der Meinen nicht; die Ratschlüsse des Vaters sind ihnen nicht mehr verborgen, und was wir nur in einzelnen Erscheinungen sehen, das ist ihnen offenbar in

seinem ganzen großen Zusammenhange. Ich aber konnte nur schauen, und was ich in der Heimat sah, hat in klaren Bildern sich eingeprägt in meine Seele, während die Bilder aus andern Welten meist in Nebel versunken sind. Einige dieser Bilder will ich darzustellen versuchen, die Fülle der ganzen Anschauung wäre zuviel für die Schrift. Es war ein wunderbares Schauen in das Funkeln der Geister, die in seligem Verlangen der alten Heimat zuströmten, ihr wogend Heer durchzuckt von schwarzen Schatten, und wie in der Nähe der Erde der Strom sich löste, die glänzenden Gebilde sich sönderten, leuchtend und strahlend, und gabenreich jeder der Stätte zueilte, wo die Seinen weilten, wo er bescheren wollte mit Gaben aus den Schatzkammern des Vaters.

Mein Auge war bei ihnen, schaute mit ihnen durch die Fenster der Hütten, der Paläste, schaute der Geister Bescherung, ja schaute mit den Geistern in die Seelen der Menschen und sah die Gedanken und Traumbilder auf und nieder steigen in denselben. Aber was ich auf einmal sah wie mit einem Blicke, das muß ich erzählen langsam eins nach dem andern; aus dem wogenden, sprühenden Leben wird die Bewegung schwinden, und kalt und starr vor die Menschen treten, was so lebensreich mir in die Seele drang.

Drei Rosenknospen gleich, schwebten allen voran drei Engelein, und ihre Freude leuchtete durch den ganzen Himmel. Einer armütigen Hütte eilten sie zu und weilten schwebend vor den trüben runden Scheiben der kleinen Fenster. Ein mattes Lämpchen glimmte drinnen, ein dürftig Weib saß dabei und weinte, spann und netzte zum Spinnen im Augenwasser sich den Finger. Hinten im engen Stübchen keuchte es ängstlich, auf dünnem Bette lag in Fieberglut ein blasser Mann. Jetzt beugte sich das arme Weib weinend über ihn, und stärker rannen seine Tränen und feuchteten des armen Mannes trockne Lippen. An der Wand lagen in weiter Wiege drei magere Kinder in tiefem Schlafe, wie der Müde

ihn schläft nach hartem Tagewerk, wie arme Kinder ihn schlafen können, die im Wachen der Hunger plagt. Zu ihnen trat die Mutter, und Liebe und Weh stritten in ihren Augen; sie wollte sie besser zudecken, aber das schmale Deckelein wollte sich nicht breiter ziehen lassen. Da zog wehmütig die Mutter ihr Fürtuch ab, legte es über sie, setzte sich wieder ans Rad, spann und betete. Sie war zu arm, die Hände zum Vater zu erheben, die Hände mußten spinnen; aber sie hatte ein gläubig, inbrünstig Herz, das sich zum Vater hob.

Sie bat gar brünstiglich um Kraft, zu tragen; bat für den armen kranken Mann, für die armen armen Kinder, die alles alles entbehren mußten, denen sie auch nicht einen Schimmer von Freude konnte fallen lassen in das Dunkel der Armut. Da schwebten die Engelein über die betende Mutter und küßten ihre matten Augen, und sie schlossen sich leise, und leise sanken die matten Hände in den Schoß, ihr Herz aber blieb bei Gott, und der Vater tröstete sie und zeigte ihr, wie er denen, die ihn lieben, alles zur Seligkeit dienen lasse, ließ vor ihren Augen aufgehn ihre Zukunft, den Segen des Frommen auf Erden und jenseits die verheißene Herrlichkeit. Und während der himmlische Trost im Herzen der Mutter sich anbaute, schwebten die Engelein zu ihrem Vater, verjagten ihm die Fieberglut, wehten ihm Kühlung zu, brachten ihm den sanften, ruhigen Schlaf, und im Schlafe lag die Genesung. Als sie die Eltern erquickt hatten, da legten sie sich zu ihren Brüderchen und Schwesterchen und spielten goldene Träume in ihre Seelen, ließen dort aufgehn die hellste Silvesterlust, die reichste Freude, und legten zur Freude fröhlichen Sinn, heiteres Hoffen, festes Glauben. Da röteten sich die blassen Gesichtchen, der Schimmer der Freude verklärte sie, höher und höher schwoll die Lust, und mitten aus dem Schlafe sprühte fröhliches Jauchzen. Da erwachte die Mutter und fühlte das Schaffen Gottes in ihrem Herzen, noch nie hatte ein Schlaf sie so gekräftigt. Sie nahm das

Lämpchen und zündete nach dem Manne hin, sah die Fieberglut verschwunden, das Keuchen gesänftigt, sah die Genesung dämmern in den ruhigen Zügen, sah auf den Gesichtern der Kinder den Frieden Gottes, Lust und Freude. Da ging ihr die Ahnung auf, daß Engel Gottes in ihrer Hütte gewesen. Nun hob sie Hände und Herz auf zu Gott, dankte für die reichen Gaben und ging erkräftigt dem neuen Leben im neuen Jahre entgegen.

Liebreich wie helle Frühlingsmorgen, wenn säuselnde Winde mit den Blumen spielen, während die Sonne sich vermählet mit den strahlenden Perlen, die bei nahender Sonne vom Himmel kamen und in blühenden duftenden Brautbettchen der Sonne harrten, sah ich eine freudige Geisterschar, zusammengesellt, treuen Schwestern gleich; sah hier einen Engel leise sich ablösen, als ob er es heimlich tun wollte, mit einem süßen Geheimnis in der Brust, hier, wo kein Geheimnis ist, hier, wo alles an der Sonne liegt. Das waren die treuen Herzen, die heimliche Liebe bargen in der Brust, wo das Geheimnis dem Geliebten verborgen blieb, die Liebe nicht geachtet ward, und doch treu blieb, sich nicht verbittern ließ, in Milde und Liebe ausharrte bis ans Ende. Die schwebten vorauf, als Engel Gottes zu verkünden, daß die Liebe, die rein bleibt, die sich nicht in Haß versäuert, wenn sie auch nicht gesehen wird, nicht erwidert wird, auf Erden keinen Lohn erhält, gekrönet werde mit der Krone des ewigen Lebens und getränket aus der Liebe reinstem Borne. Sie schwebten nun schüchtern fast und geheimnisreich, mit Gaben reich beladen, dahin, wo der wunderreiche Zug des Herzens, der alle Wege weiß, nie sich irret, sie führte. So sah ich sie schweben allen, und zwei und zwei, ans gleiche Herz gebannt, oder zwei und zwei in schwesterlichem Vertrauen ihre Geheimnisse sich erschließend; sah sie schweben, sah sie erglühen im weichsten Morgenrot, wenn sie die Schranken des Hauses durchflossen. In eifriger Hast suchten sie zuerst die

Wiegen der Kinder, liebkosten sie und herzten sie mit himmlischer Innigkeit, beschenkten sie mit himmlischer Freigebigkeit, mit holdem Wesen und Gottes Huld. Dann nahten sie sich leise, sonder Neid und Eifersucht, mit der Liebe, die nicht das Ihre sucht, den schlafenden Eltern, und Liebe strahlte ihr ganzes Wesen, wie die Sonne leuchtet in goldenem Lichte. Ich sah, wie sie aus beider Herzen nahmen, was die Welt darin angesetzt, hingelegt zwischen beide; sah, wie sie Frieden gossen in die Herzen und bescheidenes Genügen, und Zufriedenheit mit Gott und Menschen und den Sinn, der siebenmal siebenzigmal vergibt in einem Tage. Und hatten sie so reich beschert, dann küßten sie Mann und Weib mit dem holden Geisterkusse, und beide lächelten im Schlafe, und in ihren Herzen erwachten Träume alter Liebe voll, und in diesen Träumen keimte ein neues Jahr voll Friede und Freude, aber keines wußte, wer ihnen das fried- und freudenreiche Erwachen bescheret hatte; sie dankten es Gott und hatten recht; an jenem Tage erst, wo nichts Irdisches mehr zwischen den Herzen ist, werden sie den Boten erkennen, der ihnen Gottes Gaben gebracht.

In großer Freudigkeit, in ehrwürdiger Schöne sah ich andere Scharen ziehen; mild war der Glanz, der aus ihren Augen strömte. Ich sah, sie trugen den Segen Gottes in die Häuser der Menschen; sie kehrten in kleine Häuser ein, wo man Sparsamkeit zu Hause sah; sie kehrten in stattliche Gebäude ein, wo große Fülle sichtbar war. Sie segneten das Brot im Schreine, das Öl im Krüglein, die Kinder in der Wiege; sie segneten des Weibes Sinn, des Mannes Streben; sie segneten aller Eingang, aller Ausgang. Ich sah, wie der Segen Gottes sich niederließ und Wohnung machte und sichtbar ward in allem und über alle. Die da im Schlafe ruhten, ahnten nicht, wer sie besucht, was sie gebracht. Die, die arm waren auf Erden und nie einen Reichen beneideten; die viel bedurften, und immer zufrieden waren mit dem, was

sie erhielten, nie noch mehr verlangten, wenn sie viel erhielten, nie zu wenig fanden, was der Karge ihnen gab; die mit dankbarem Herzen jeden Geber liebten, die hat Gott zu Trägern seines Segens auserkoren, hat ihnen die Gnade verliehen, hundertfältig zu vergelten das Gute, welches sie hier empfangen. Sie zogen nun mit Gottes Segen hin zu denen, die in reinem Sinn, aus guten Herzen Haushalter Gottes gewesen, viel getan und es niemand vorgerücket; deren Rechte viel gegeben und es niemanden gerühmt, und ohne daß die Linke darum gewußt. Auch diese wissen nicht, wer Gottes Segen im Schlafe ihnen gebracht, kennen ihre Wohltäter nicht, und werden es droben erst erkennen, wie Gott die Reichen durch die Armen lohnet. Nicht nur jene Engelchen, drei Rosen gleich, welche allen voraus die dringliche Not der Eltern zog, sah ich. Zahllose Kinderscharen eilten durch die Räume mit Gaben aus des Vaters Schatzkammern, um den Eltern zu bescheren, von denen sie früher Gaben empfangen nach dem Maße der elterlichen Liebe.

Unter den eilenden Scharen strahlte ein heller Knabe, in ungewohntem Fluge eilte er einem vereinzelten Hause zu; er hatte den Eltern noch nie Gaben beschert aus des Vaters Schatzkammern, wohl aber viele Freuden auf Erden; darum war auch die Wunde tief und nicht verharscht, die sein Heimgang geschlagen. Jedes Haus, jeden Baum begrüßte er mit freudigem Nicken; aber er säumte nicht bei ihnen, vor ein helles Fenster zog es ihn. Drinnen waren Vater und Mutter, und beide kämpften mit dem Schmerze. Sie ordneten die Bescherung, die ihren Kindern morgens werden sollte, und wenn sie zu dem Platze kamen, auf dem in andern Jahren des Geschiedenen Bescherung lag, und wenn ihre Gedanken sonst sich ihm zuwandten, so ward der Schmerz jedesmal neu, preßte die Herzen, füllte die Augen, und lange wollte jedes ihn niederkämpfen, wollte ihn dem andern verbergen, aber sie vermochten es nicht; sie teilten ihn wie zwei treue

Eheleute. Teilen sie jede Freude, warum sollten sie den Schmerz nicht auch teilen, warum den gemeinsamen Schmerz sich verbergen? Nur der verdrückte (unterdrückte) Schmerz wird zum Gram und der Gram tötet. Sie weinten über den leeren Platz, an dem sie sonst den Liebling bedacht; dann stellten sie eine weiße Rose in dessen Mitte und wollten die Ruhe suchen, aber vom entschlafenen Sohne wichen ihre Gedanken nicht. Da drückte ihnen mit sanften Küssen der helle Engel die Augen zu und wiegte sie in Schlaf; dann erschien er ihnen im Traume, wie sie meinten, in verklärter Lieblichkeit und kränzte sie mit der Gnade des Vaters, die denen wird, die nicht nur tun, was der Vater will, sondern die auch tragen, wie der Vater will; die nicht nur nichts nehmen, sondern die auch geben können, und nicht nur Geld und gute Worte, sondern das Liebste. Er offenbarte ihnen, wie solches Tragen des Geschiedenen Seligkeit mehre und ein Zeichen sei, daß in den Herzen der Lebenden der letzte Feind besieget sei, der Tod. Wie er so Trost von oben Vater und Mutter ins Herz gegossen, eilte er zu den Geschwistern und lachte freundlich in ihre Herzen hinein; legte zu der Liebe darin die holde Gabe, die Liebe zu bezeugen; legte zum Glauben an die Eltern die freundliche Zutraulichkeit, die den Glauben fruchtbar macht; legt jedem unters Kissen einen Schlüssel zu der Eltern Herzen, die den Kindern so gerne sich öffnen, denen kindliche Liebe, je älter sie werden, um so mehr wird, was den Pflanzen der Tau in der Sonne Brand. Und freundlich lächelten die Geschwister im Traume, gar süß waren ihre Herzen bewegt, sie streckten ihm ihre Arme entgegen, als wollten sie ihn umfangen für seine Gaben, als wollten sie ihm verheißen treuen Gebrauch derselben nach seinem Willen.

Nicht ferne schaffte ein kindlicher Engel ein ander Werk. In großem Hause waren oben und unten die Fenster hell, aber hinter den obern Fenstern wachte ein anderer Schmerz

als hinter den untern, und zwischen beiden war eine kalte, harte Scheidewand.

Oben saß der Vater wach, finster sinnend, in der Hand das düstere Haupt; drunten lehnte weinend die Mutter über Dinge, welche der Tochter wert gewesen; suchte Trost in heiligen Büchern. Aber der Anblick der Andenken ließ neu bluten die Wunde, Tränen verfinsterten die Augen, löschten die Buchstaben aus, und wie eine schwarze Wolke die Sonnenstrahlen auffängt und es dunkel läßt auf Erden, so ließen sie den Trost der heiligen Worte nicht hinunter ins kranke Herz. Beide trauerten um ihr einzig Töchterlein, aber jedes einsam für sich. Jedes hatte seinen Schmerz anders gestaltet, und diese verschiedene Gestaltung hatte die Herzen getrennt, war wie eine Scheidewand zwischen die Herzen getreten, war zu neuem Schmerze geworden, ein neues Unglück.

Zu weich und tränenreich war dem Vater der Mutter Weh, zu trocken und wortkarg der Mutter des Vaters Trauer, und da hatten die Herzen sich getrennt, die doch das gleiche in sich trugen, aber auf verschiedene Weise es an den Tag legten.

Zu diesem Vater sah ich die Tochter schweben; sah, wie sie vor seine Seele trat in herrlich entfalteter Lieblichkeit, ihn umfaßte mit kindlicher Innigkeit, ihm die süßesten Namen gab. Da ward weich des starken Mannes Herz, die Tränenquellen brachen auf, tiefer inniger Schmerz übermannte ihn; er verlangte, sich auszuweinen, nach einem trauten Herzen er suchte die Mutter.

Aber vor ihm war die Tochter unten, legte als kindliche Gabe der Mutter das Sehnen nach dem Vater ins Herz, den Vorsatz, sich aufzurichten zum Tragen und Dulden nach des Vaters Sinne, zu verschließen die Trauer in das geheime heilige Kämmerlein der Seele, welches der Mensch nur in heiligen Stunden betritt. Als nun so weichen Herzens der Vater die Mutter suchte, so aufgerichtet die Mutter ihm entgegentrat, da sank zwischen ihnen die Scheidewand, ihr

Schmerz floß zusammen, ihre Herzen verstanden sich, und das Andenken an die geschiedene Tochter ward zum heiligen immer grünen Tannenbäumchen, an dem sie sich alle Tage bescherten mit der Liebe wachsendem Verständnis; das sie mit den Gaben schmückten, welche sie dem Vater droben brachten; das sie alle Tage schmückten mit kindlicher Ergebung und gläubigem Vertrauen.

Mit Kindern sah ich vieltausend Mütter wallen, die mit ihnen droben beim himmlischen Vater waren; sah, wie sie ihnen zeigten den irdischen Vater, die irdischen Geschwister, wie sie beiden bescherten; sah, wie sie die Brücke schlugen für Mann und Kinder nach oben, wie sie dafür sorgten, daß das Getrennte sich wiederfinde, wie sie in Liebe verbanden, was im Leibe sich nie gesehen. Es war ein wunderbares Schauen, wie die lieblichen Engelein hell leuchtenden Sternlein gleich an der Hand strahlender sinniger Geister durch die Räume schwebten, der Heimat zu, durch die Fenster flossen in freudiger Lust.

So sah ich zwei Engelein und ihre Mutter ihren Vater finden, der auf weißem Bette schlafend lag, tiefen Ernst auf seiner Stirne, manche Frage bergend im festgeschlossenen Munde. Er hatte viel gesonnen, ehe er sich schlafen legte. Die vergangenen Tage waren an ihm vorübergegangen, die Gegenwart hatte sich ihm gegenübergestellt; er hatte den Schöpfer manches gefragt, aber keine Antwort erhalten; er hatte sich selbst geantwortet, aber jede Antwort brachte ihm zwei neue Fragen. Dann war er zu den zwei Kindern getreten, die neben ihm friedlich und lieblich schlummerten; hatte neue Fragen gelesen in ihren Gesichtern, neue aus ihrem Schlafe, und wie er auch antworten mochte, neue Warum plagten immerfort seine Seele. Er hatte sich schlafen gelegt, aber der aufgeregte Geist war nicht gesänftigt.

Da schwebte über ihm die Mutter und brachte ihm seine beiden geschiedenen Kindlein, und diese erglänzten in himm=

lischer Freude und lächelten gar hold und süß hinein in des Vaters unruhigen Geist. Da war's, als falle ein Lichtstrahl in dunkle Nacht; von der Stirne schwand der Ernst, ein freudig verwundert Lächeln trat auf die Lippen. Und der mütterliche Geist kannte das Lächeln wohl und schwebte zu ihren irdischen Kindern, labte sich an ihnen und legte zu den beiden die zwei Engelein, und diese Engelein drangen in die Seelen ihrer Geschwister und schlossen dort in holden Träumen einen Bund für die Ewigkeit. Noch lag auf des Vaters schönen Zügen das vorige Lächeln, als die Mutter den Vater wieder suchte. Das Freundliche, das in seine Seele getaucht war, verklärte sie ihm nach und nach zu einem festen Traume, der, eine unverwelkliche Blume, in seiner Seele haften soll, sie zu schmücken und zu laben alle Tage.

Er wandelte in einem zauberisch schönen Gefilde, an jeder Hand ein Kind, und seltsam freudig war ihm im Gemüte, er wußte nicht warum. Da sah er auf einmal drei herrliche Wesen vor sich, aber er kannte sie nicht; aber seine Kinder rissen sich los von seinen Händen, riefen: Ach Mutter, Mutter! und stürzten in die Arme des himmlischen Wesens, das in der Mitte ging. Jetzt gingen ihm die Augen auf, er erkannte sein Weib und wußte nun, daß die beiden andern Wesen seine Kinder seien, die der Mutter in den Himmel vorangegangen. Da ging ihm große Freude auf, und lange war es ihm, als müßte er ertrinken in dieser Freude. Endlich hörte er, wie sein Weib sagte, sie sei gekommen, ihm zu danken für sein treu Walten an ihren Kindern, und daß im Himmel Freude sei über ihn. Der Vater habe es gar gut mit ihnen gemeint und ihre Haushaltung geteilt in zwei gleiche Teile, und den einen und schwächern zu sich in den Himmel genommen, wo er gesichert sei vor des Lebens Stürmen; den andern Teil, den stärkern und mächtigern, habe er auf Erden gelassen, zu kämpfen gegen die Stürme der Welt. Sie aber von oben wollen stärken und helfen zu diesem Kampfe, seien Pfand und

Bürgschaft dem Vater droben, daß die Hälfte auf Erden die andere Hälfte suchen, wiederfinden werde; seien sie ja eins gewesen in ihrem Sinne, so wollen sie auch eins sein in ihrem Werke, und die Kinder würden zusammenkommen und für sie solle die Trennung nicht immer währen. Das sei des Vaters Wille und Ratschluß und kein anderer, und dem Unmündigen werde geoffenbaret, was verborgen bleibe den Weisen dieser Welt. Und wie er das gehört hatte, schwanden allmählich die Gestalten; er wollte sie im Gesichte behalten, kämpfte mit seinen Sinnen und erwachte. Da war ihm, als schwinde etwas von seinem Bette, als leuchteten zunächst vor dem Fenster drei Sterne ins Zimmer herein, und hell und klar ward ihm im Gemüte. Er wußte nun, warum der Vater so geteilt, warum er die Mutter mit ihrer Liebe zu den Vorangegangenen genommen, warum er ihn mit seiner Kraft bei den andern zurückgelassen. Er sah die Gestade, woher die Seinen winken; und er wird teilen mit rüstigen Armen des Lebens Wogen, und was getrennt ist, wird eins wieder werden.

So sah ich Selige wallen vom Himmel zur Erde; sah, wie sie Seligkeit zur Erde trugen; aber durch die Wonne dieses Schauens zogen, wie durch die seligen Geister die dunkeln Schatten, die Schauer vor dem Tun der Schatten. Das war ein fürchterlich Schauen. An ihm fühlte ich meine irdische Gebrechlichkeit und die uns so notwendige Beschränktheit. Und was ich empfunden, spare ich andern nicht; welchem Sterblichen gebühret reine Lust, und welches Gemüt bedarf des Schreckens nicht? Doch will ich schonen, wie auch mir geschonet ward, und in dem Maße, als die Herrlichkeit meines Schauens größer war als ihre Darstellung, in dem Maße sollen die Schrecknisse, die ich sah, vermindert werden. Wie gerne zöge ich meine Seele ab auch von dem wenigen,

aber wer gibt dem Sterblichen das Recht, sich zu entziehen dem Notwendigen?

In fürchterlichem Weh streiften die schwarzen Schatten. Sie suchten die Ihren, suchten die Menschen; wollten sich künden, konnten nicht, hatten keine Gaben, keinen Laut, ja nicht einmal einen Schatten. Es haben die Menschen ein sehr festes prophetisches Wort, das da leuchtet in die Finsternis; wenn sie dem nicht glauben, wie sollten sie einem Schatten glauben, der dahinfährt? einem Laute der vorübergeht? Wer aber dem Worte glaubt, fest und stark, dem wird der Schatten, der dahinfährt, zu einer Offenbarung, zu einem Propheten der Laut, der vorübergeht.

Ich sah an dunkelm Fenster einen dunkeln Schatten; lang streckte er sich empor, herzzerreißend wand er sich, aber lautlos; von innen heraus seufzte es, stöhnte es wie aus angstgepreßter Brust.

Ein Sohn, den seine und der Eltern Sünden getötet in grausem Vereine, wand an den Fenstern der Eltern sich, fuhr auf und nieder wie von schauerlichen Krämpfen gefaßt. Er war ihr Liebling gewesen, sie hatten Freude gehabt an seinem Tun, aber keine Augen für seine Fehler; sie hatten keine Ohren gehabt für die Klagen über ihn, und keine Gedanken an eine Rechenschaft für ihr Tun an ihm. Er war das Spielzeug ihrer Eitelkeit gewesen, er war der Spielball der Sünde geworden; er ward ihr Peiniger, sein eigener Totengräber. Zu der Eltern Grabe hatte er die Steine gehauen, und sie lagen einstweilen in ihren Gewissen. Er hatte in der Sünde sich gewälzet, hoch auf an den Eltern hatte die Schande gespritzt; er war in der Sünde untergegangen, über der Eltern Häupter schlug die Schande zusammen.

Schlaflos und friedlos weinten diese, zankten diese; dem Sünder gebiert die Sünde Jammer und der Jammer neuen Jammer, und kein Ende nehmen diese Geburten. Vor ihnen tauchten die früheren Freuden an ihrem Kinde auf und neben diese stellte sich die gegenwärtige Schmach; die ehemaligen

Hoffnungen, das gegenwärtige Elend wirbelten durcheinander, und der Vater gab die Mutter schuld und die Mutter beschuldigte den Vater, und der Vater fluchte dem Sohne, der ihre Schande geworden, und die Mutter der Welt, die ihren Sohn verdorben, und auf beider Gewissen lag schwer eine Last, sie wußten ihr keinen Namen oder gaben ihr keinen Namen.

Draußen wand sich der Sohn in tiefstem Weh, er sah nur die eigene Schuld, nicht anderer Schuld; er wußte nun, daß der Stein, den ein Sünder auf den andern wälzet, zermalmend auf ihn zurückfällt; soweit war er bereits gekommen. Er wollte abbitten, das Weh, das er angetan; wollte um Verzeihung bitten, wollte bitten, daß sie um ihrer eigenen Seelen willen mit anderer Liebe ihre Kinder lieben möchten, als sie ihn geliebt; nicht mit der Liebe der Welt, die blind ist, die taub ist, die schwach und ein ewiger Betrüger ist und den Tod bringt allen, die sie liebt. Er wollte bitten, daß sie fürder lieben möchten mit der Liebe, die von Gott kömmt, rein ist, die Wahrheit ist, stark ist und das Böse hasset, wo sie es sieht, und das Gute pfleget, wo sie es findet, und wo es nicht ist, es pflanzet mit Macht und Kraft, und wo das Böse ist, es ausreißet mit Macht und Kraft. Er wollte nicht mit seinem Weh ihre Seele füllen, wollte ihnen nur zeigen das neue Weh, womit Brüder und Schwestern, in gleich sündiger Liebe erzogen, ihre in Schande gebleichten Häupter beschwerten. Aber was er versuchte, wie er sich winden mochte draußen an ihren Fenstern, die drinnen hörten ihn nicht, sahen am dunkeln Fenster nicht des dunkeln Schattens Auf- und Niederfahren, merkten seine Angst nicht, nicht sein Flehen; sie seufzten und jammerten immer wehlicher, erbebten in immer größerem Entsetzen, und der draußen wand sich immer ängstlicher: der einen Pein schien des andern Pein höher und höher zu schwellen.

In gleicher Angst hingen an glänzenden Fenstern zwei scheußliche Schatten, wie verirrte Käuzlein sich klammern ans

Gesimse. Drinnen im Hause war es glänzend und üppig. Große Pracht war entfaltet, altertümliche Geräte prangten in neuem Glanze, frechstolze Herren und eitel geschmückte Damen bewegten sich in eifrigem Taumel, genossen, in die Lust des Augenblickes versunken, das Leben, aber ohne Gott.

Diese vornehmen glacierten Menschen wandelten kniestief im Moder der Erde trotz ihrem glänzenden Hause, und scheuten sich vor der Berührung mit Gott viel mehr, als vor der häßlichsten Sünde; ihre Knechte und Mägde hatten es oft umgekehrt. Aber ihre Häupter sah ich sie hoch aufrecken, den schmutzigsten Dingen, in denen sie wateten kniestief, schöne Namen geben. Alle Genüsse beuteten sie aus, wühlten in den Hefen, aber alles mit sogenanntem Anstande; je tiefer sie sanken im Tun, um so höher stiegen sie im Dünkel. Diese Lebensweise war ihr Himmelreich, ein Himmelreich ohne Gott, ein Himmelreich, wie es der Molch hat und die Unke. Dieses grausige Himmelreich hatten die beiden schwarzen Schatten, die an den Fenstern klebten wie die Vögel der Nacht, Kindern und Kindeskindern bereitet.

Sie waren ein hoher Herr und eine hohe Dame gewesen, und hatten ihre Kinder für diese Welt erzogen, nicht für Gott; hatten für Familienglanz gesorget, nicht für das ewige Leben; hatten nach gemeiner Christen Sinn nicht gefragt, aber für vornehmen Anstand alles getan. So hatten sie ihre Kinder fein dressiert, viel intrigiert, dann vornehm liiert und waren endlich ruhig und mit Anstand gestorben, denn nach ihrem Gewissen hatten sie gelebt.

Jetzt waren sie kein hoher Herr, keine hohe Dame mehr; jetzt klebten sie als zwei arme Schatten draußen an den Fenstern, in sich tragend die unaussprechliche Pein einer ewigen Täuschung. Diese Pein und die Angst um Kinder und Familie trieb sie durch die herrlichen Gebilde, unter denen sie manchen Diener, manchen Tagelöhner sehen mußten; trieb sie aus ihrem schwarzen Grabe den hellen Fenstern zu. Dort

hingen sie, dort sahen sie ins übertünchte Grab, wollten warnen und konnten nicht, wollten schreien und hatten keinen Laut, hatten soviel Glanz gesammelt und jetzt keinen warnenden Schatten.

In unaussprechlicher Angst sahen sie hinein in ihre Aussaat und konnten sie nicht tilgen; sahen Kinder und Kindeskinder taumeln in einem Himmelreich, das sie gestiftet, und das Himmelreich war die Hölle, und sie wußten es, und konnten es nicht sagen!

Die vornehmen Kinder und Kindeskinder aber nahmen endlich Abschied mit zierlichem Beugen und Neigen, gingen adelig schlafen in seidene Betten — einstweilen. Sie sahen die zwei Schatten am Fenster nicht, sahen den Ahnherrn und die Ahnfrau nicht, die draußen am Gesimse klebten. Doch von den Schatten, die einzeln flogen, vereinzeltem Jammer nach, will ich mein trübes Auge wenden; aber erzählen muß ich noch, wie ich sie sich scharen sah, fast wie die Krähen, die Dohlen sich scharen, wenn sie kein Bleiben mehr haben in unserm Lande, wenn sie ziehen müssen in fremde Lande.

Schwarz und dunkel, ein Berg in weiter Ebene, breitete ein seltsam Gebäude sich aus. Ich konnte nicht sehen, war es alt, war es neu, und seine Form war seltsamerweise bald diese, bald jene, und von hinten sah es anders aus als von vornen. Bald glich es einem königlichen Palaste, bald einem mittelalterlichen Dome; bald schien es einen nordischen Giebel zu haben, bald ein italienisches Dach. Dann glich es wieder einem großartigen Bürgerhaus mit Treppen und Säulen, und wiederum einem alten Kloster mit langen Gängen und weiten Säulen; und wiederum einem Zeughaus mit eisernen Toren und Fenstern und wiederum einer luftigen Halle, mit Reben umrankt. Finster war es über diesem seltsamen Gebäude, und stumm war es drinnen; kein Licht erleuchtete die Fenster, keine Stimme scholl durch die Türen. War aus dem Gebäude das Leben weggezogen, war nie Leben darin? Man wußte es nicht.

In unzählbaren Scharen und schrecklicher Angst flogen um dieses dunkle Gebäude die Schatten, schwarzen Vögeln gleich, Vögeln von allen Größen, wie Spatzen so klein, wie Störche so groß. Sie bedeckten das ganze Gebäude um und um, klebten sich an jedem Vorsprung, stießen einander von den Sitzen, hackten sich wie mit Schnäbeln, stoben an die Fenster, stießen gegen die Mauern, flatterten überm Dache. Wie dunkles Gefieder sträubten sie alles, was an ihnen war, gen Himmel, bogen sich auf und ab, bogen sich nach vornen, bogen sich nach hinten, die Stimme wollten sie pressen aus angstgepreßten Brüsten. Aber wie sie sich beugten nach hinten, nach vornen, in grausenhaftem Würgen das Innerste nach außen kehrten, die Augen aus den Köpfen schwollen: keinen Laut, keinen Ton preßten sie aus den ausgedörrten Brüsten.

Gott hatte mit guten Stimmen sie gesegnet gehabt im Leben, und sie hatten damit geschrien ihr Leben lang — jetzt aber fand keiner einen einzigen Laut. Es waren Staatsmänner von jeder Gattung, Lehrer mit allen Titeln; sie hatten ihr Leben lang geschrien von des Landes Wohl, der Seele Heil, vom Werte der Wahrheit, der Kostbarkeit der Wissenschaft und waren doch alle ihre Worte hohl, und sie dachten nur an sich und redeten nur für sich; und wenn sie schrien von des Volkes Glück, so meinten sie die schöne Ordnung, es regelmäßig und gesetzlich auszubeuten; und wenn sie schrien von des Landes Ehre, so meinten sie ihre grünen Sessel; und wenn sie schrien von der Seele Heil, so meinten sie den blinden Gehorsam einer knechtischen Gläubigkeit; und wenn sie schrien vom Werte der Wahrheit, so dachten sie an Nahrung für ihre Eitelkeit; und wenn sie redeten von der Kostbarkeit der Wissenschaft, so freuten sie sich über die Dummheit des gemeinen Volkes. So hatten sie geschrien ihr Leben lang, bis sie fett, das Volk mager geworden; bis der Tod die Stimme ihnen ausgeblasen.

Jetzt wollten sie schreien in vollem Ernste, was Wahrheit

sei und was verkehrte Weisheit; welche die rechte Lehre sei und welche die wahren Redner; wollten ausschreien ihre Qualen, wollten schreien ins Haus hinein denen, die drinnen schliefen, zur Warnung: aber ausgeblasen hatte ihnen der Tod die Stimme. Sie bogen sich, sie krümmten sich, daß die Augen aus ihren Höhlen starrten, das Gehirn aus den Schädeln quoll, aber der letzte Laut war verschwendet, keinen Ton fanden sie mehr in der hohlen, leeren Brust.

Da kam ein schrecklicher Wirbelwind über sie, rührte sie untereinander, ineinander zu einem schwarzen Knäuel, wirbelte sie fort, wie mit dem Staube das Windspiel fährt; angstzerrissen stoben die einen hier aus, andere dort aus, aber der große Haufe ward einem andern Gebäude zugewirbelt.

Dieses Haus war ebenso eigener Art als das erste, nur viel größer noch, auf dem Rücken eines halben Landes schien es zu liegen.

Es war hoch und niedrig, hier aus Flechtwerk gebaut, eine schlechte Hütte, dort aus köstlichen Steinen gehauen, eine fürstliche Wohnung; hier hingen an den Wänden zerbrochene Treppen und Strohfetzen vom Dache, dort zierten Altane das Haus und köstliches Malerwerk das Dach. Kleine Löcher, halb mit Lumpen gefüllt, stellten Fenster vor, und wiederum sah ich hohe Bogenfenster wie in königlichen Schlössern; sah keine blinde runde Scheiben und Spiegelfenster, daß es eine helle Pracht war.

Aber finster war dieses Haus nicht, sondern erleuchtet um und um.

Drinnen im Hause brauste tausendfaches Leben, und das Leben war in seidene Stoffe gekleidet, die Stoffe mit Diamanten besäet, und das Leben war in Lumpen gehüllt, und die Lumpen waren in Elend getaucht. Aus weiten Rachen geschleudert, prasselten an die Fenster die gräßlichsten Flüche, aus Nachtigallenkehlen zirpten an den Fenstern herum die zartesten Lieder; Messer blinkten, glacierte Hände gestikulierten,

Trumpfaus hallte an den Wänden und Gläser splitterten; Pharos eintönige Worte schlichen einander nach, und hinter den Lippen knirschten die Zähne; wilde Augen soffen den Branntwein in vollen Zügen, geile schlürften den Champagner aus Spitzgläsern; hier faßte man sich an unumwunden, dort trieb man erst ein süßlich Augenspiel; hier splitterten Stuhlbeine auf den Köpfen, dort vergiftete man sich mit den Zungen; hier sah man das Tier nackt laufen, dort hatte es Schuhe an den Füßen, Guttuch um den Leib, vielleicht eine Krone auf dem Haupte; hier hörte man es brüllen geradeaus, dort nach Noten, und während das erste Tier plump war aber gesund, nagte an dem andern an den Beinen der Wurm, und dem dritten sah aus den Augen der Teufel.

Draußen aber an Fenster und Fensterchen hingen mit haarsträubenden Gebärden arme Schatten, hakten wie mit Schnäbeln in die Fenster, schlugen wie mit Flügeln an blinde Fenster, ans Spiegelglas, schlugen in verzweiflungsvoller Wut, aber unwillkürlich im Takte der drinnen tönenden Geigen, ans zerbrechliche Glas; aber keinen Ton gaben die Fenster, keine Scheibe brach, kein grauser Schatten fiel in die Lust hinein; aber in immer größern Wellen brauste drinnen die Lust auf, immer wildere Töne schlugen an die Fenster, immer weiter scholl von innen heraus das Getümmel. Immer wilder stürmten die Schatten an die Fenster, pechschwarz ward es an denselbigen, hoch aufeinander preßten sie sich, wie an sonnichten Fenstern im Winter die Fliegen; sie rangen wie im Todeskampfe, denen drinnen zu verkünden, daß sie über Gräbern tanzten, in giftigem Pfuhle wateten, Gift tränken, von verderblichen Armen umschlungen wären in teuflischer Lust. Sie wollten ihnen zeigen den Unterschied zwischen ihrem Suchen und ihrem Finden, zwischen Lust und Strafe, zwischen Sein und Werden. Aber wie sie sich wanden und drehten, hakten und schlugen: die drinnen hörten nichts, merkten nichts im Wirbel der Lust, im Taumel der Sünde;

in diesen können die Schatten nicht schreien, in diesen werfen die Schatten keinen Schatten. Die Gläser klangen immer lauter, die Augen brannten immer brünstiger, die Flüche schollen immer wilder, die Liebesworte wechselten immer verständlicher, und die Geigen spielten immer lustiger, und die Männer gebärdeten sich immer häßlicher und die Weiber noch scheußlicher. Hier brüllte der Löwe, dort zischte die Schlange; hier wand sich die Katze, dort stürmte der Stier, und draußen wanden sich immer verzweifelnder, gräßlicher, scheußlicher, aber nach der Geige Takt und Weise, der Schatten unzählbare Heere, und in das Geigen und Winden kamen durch die Lüfte geschwommen Töne wie Kinderwimmern, und die Töne schwollen an zu Seufzern sterbender Eltern, und es kam der Donner zu Tode gequälter Weiber, verzweifelnder Gatten, und die Töne brausten heran immer gewaltiger, flossen zusammen, und ihr Donner hallte wie der Donner des Weltgerichts. Drinnen aber wogte das Meer der Lust in immer wilderer Brandung, und durch die Brandung drang kein Donner, die Geigen spielten immer lustiger, und die Menschen taten immer greulicher und die Schatten gebärdeten sich immer verzweifelnder. Da fuhr aus Gottes Hand ein Blitz, die Lichter wurden blaß, die Menschen erstarrten, zusammengedrückt zum ungeheuren Leichentuche wurden die Schatten, und übers Haus wie über einen Sarg hing das Leichentuch, ein Schrei hallte von Welten zu Welten, brach sich an den Festen des Himmels: versunken war Gebäude und Leichentuch.

Die Chöre der Engel wurden nicht gestört; aber stille ward's einen Augenblick in den Strömen der Geister, nur einzelne der Schatten, die sich dem Schlunde entrafft, strebten einen Hügel hinan, wie man den Menschen, das Wild eilen sieht, wenn hinter ihnen her der Tod jagt. Auf dem Hügel stand in unbeschreiblicher Schöne eine Gestalt. Licht war ihr

Kleid; Lichtströme flossen von ihr aus; ein blaßroter Schimmer, einer Krone von Rosen gleich, wand sich ums Haupt. Sie hob die verklärten Augen auf, hob betende Hände auf. Zu ihr hin drängten die dunkeln Schatten, wie zu der Wasserquelle der dürstende Hirsch; schienen die Strahlen ihrer Gebete, die wie feurige Lichtstreifen gen Himmel zogen, zu suchen, sonnen zu wollen in ihnen ihre erstarrten Glieder, heilen zu wollen in diesen lautern Strömen die Verdammlichkeit ihres Wesens. Lichter ward die Gestalt, feuriger strömten die Wellen ihres Gebetes, lichter schienen die Schatten zu werden. Da wuchs aus den betenden Händen ein Kreuz empor in der Farbenpracht himmlischen Morgenrots. Dieses Kreuz wuchs höher und höher, wuchs in Räume hinauf, wohin mein Auge ihm nicht folgen konnte; und dieses Kreuz warf einen hellen Schein auf die schwarzen Schatten, es schimmerte um sie wie Hoffnung und Friede, ruhiger schien ihr Wesen zu werden und langsam schwebten sie am Kreuze empor, bis meine Augen sie nicht mehr sahen. Da rauschte herrlicher auf der Welten Lobgesang, glänzender strömten die Geister auf und nieder, von keinen dunkeln Schatten mehr durchzogen, und wie eine Sonne leuchtete der Hügel, auf dem die Gestalt gestanden war. Sie war entschwunden! Aber noch stand das Kreuz wie eine Säule des Himmels, leuchtete durch die unendlichen Räume, und um Kreuz und Hügel drängten sich die seligsten Geister.

Und mein Herz vergaß die Angst, als der Schrei durch die Welten tönte, und die Liebe und die Herrlichkeit, die ich jetzt erblickte ohne Schatten, füllten es wieder mit ungetrübter Wonne und Freude; und der Lobgesang, der immer lauter aus allen Himmeln drang, wiegte mich immer mächtiger auf den Wellen gläubiger Andacht, versenkte mich in ehrfurchtvolles Staunen.

Am Hügel, dem Kreuze nahe, sah ich einen strahlenden Engel, aus Glaube, Liebe und Hoffnung war sein Kleid

gewoben, und kein Engel schwebte an ihm vorbei ohne Gruß und freudiges Wesen.

Seine Augen, leuchtend klar und mild, hafteten an eines demütigen Hauses niedern Fenstern. Hinter denselben brannte ein bescheidenes Licht, ein schlichtes Weib war wach, sinnig war ihr Gesicht, aber spärlich ihr Aussehen; viele Kinder schliefen im niedern Gemache friedlich und reinlich. Sie aber rüstete bescheidene Gaben; was der Geist verlangte, was der Leib bedurfte, das ordnete sie sinnig und freundlich. Der Mutter war es schwer im Gemüte, und oft blickte sie zu einem Bilde auf; dann flossen ihre Tränen, aber leichter schien ihr Gang zu werden. Freundlich und sorgsam blickte sie nach den Schläfern; sah mit wehmütiger Freude, wie auf ihren Gesichtern freudige Erwartungen sich spiegelten; wischte sich die Tränen ab und blickte in strahlender Liebe wieder zum Bilde auf, und in ihrem Auge stand geschrieben mit glänzender Schrift: Bist du mit mir zufrieden? Bin ich deinen Lieben eine Mutter nach deinem Sinn? Hell, wie Sterne funkeln, strahlten draußen des Engels Augen, und dem Weibe war es, als flüsterten die funkelnden Sterne ihm freundliche Antworten, als fächelten ihm leise Winde freundliche Grüße zu. Still und selig ward es ihr wunderbarerweise im Gemüte, sie löschte das Licht, und im Herzen ging ihr hell die Sonne des Friedens auf, und das Genügen, welches die Treue bringt, brachte ihr den süßen Schlaf. Aber hell wie Sonnenstrahlen strahlten die Augen fort, gingen von Haus zu Haus und drangen in die Herzen schlummernder Menschen, vom Greise bis zum Kinde. In diesen Herzen blühten dem leuchtenden Engel Blumen der Liebe und der Dankbarkeit, und manches Herz war ein Garten der herrlichsten Blumen, und diese Blumen hatte er alle gepflanzet und der ganze Garten war sein.

Hier durfte er Kränze und Sträuche sammeln für Weib und Kinder, denen er keine Schätze gesammelt hatte für diese

Erde. Die Herzen der Menschen waren die Ackerfelder gewesen, die ihm Gott zur Arbeit angewiesen, und die hatte er bestellt mit der Treue, die er von seinem Meister gelernt, und Gott hatte seinem Fleiße das Gedeihen gegeben, sie bewässert mit seinem Segen, daß seine Saat ins ewige Leben wuchs. Hier hatten seine Augen eingesammelt, was ihm gehörte, kehrten reich beladen zu den Geliebten und wollten spenden den reichen Segen, der den Kindern Häuser baut, seinen lieben Kindern, in deren Herzen ihm auch schon ein Gärtlein blühte, von seiner eigenen Hand gepflanzet, welches nun die Mutter mit Freude und Treue wartete. Denn ihr Herz war von Jugend auf ein Garten Gottes gewesen, und ihres Mannes Hand war nur die des kundigen Gärtners, die das Vorgefundene veredelt und höher zieht.

Als er zurückkehrte zu den Seinen, sah er vor den kleinen Fensterchen viele, viele hell leuchtende Geister, kleine Engelein wunderlieblich, jugendliche Geister wunderschön, hehre Gestalten in blendender Ehrwürdigkeit. Alle hatten den Himmel gefunden und waren gekommen, an den Kindern zu vergelten, was ihnen der Vater getan; zu bewähren, wie reich Kinder durch fromme Eltern werden, auch wenn die Welt sie arm nennt. Sie legten dem Weibe den Kranz des Genügens auf, den Sinn, der in der Treue das wahre Leben sucht, den festen Glauben, daß bei der guten Mutter des Vaters Segen bleibe für und für. Um seine Kindlein schwebten dicht gedrängt die freudigen Geister und brachten das Beste aus den Reichtümern, die in den Schatzkammern des Vaters waren. Sie brachten ihnen den kindlichen Sinn von Freude durchglüht, brachten Einfalt des Herzens, offene Freundlichkeit, inniges Lieben und festes Wollen, heiteres Hoffen und ernstes Streben. Und als alle gegeben hatten, da meinte der Vater das Beste noch ihnen selbst zu geben, er küßte die Kinder und hauchte sie an mit dem Feuer der Begeisterung, die nicht ängstlich die Sandkörner zählet, nicht Furcht und Hoffen, Gewinnen und

Verlieren mit der Goldwage wiegt, die an das Höchste das Höchste setzet! Als heller dem Engel die Augen glühten, als er das Beste seinen Kindern gegeben glaubte, da schwebte in goldnes Licht getaucht, groß und in unaussprechlicher Schönheit ein Engel zu den Kindern in freudiger Eile. Sein ganzes Wesen duftete Freude; es war, als ob er, engem peinvollem Kerker entronnen, die freigewordenen Glieder Licht und Freiheit wollte trinken lassen. Aus wunderholdem dunkelm Augenpaar strahlte eine Fülle von Liebe, wie sie in sterblichen Herzen nimmer wohnet, und in unbeschreiblicher Lieblichkeit lächelte er jedem auf seinem Wege. Mit Lilien- und Rosenduft war die schlanke Hand umwoben, und in derselben hielt er den köstlichsten Demant aus des Himmels köstlichster Krone; sein Feuer strahlte tausend Sonnen gleich. Es war das Siegel des Auserwählten, und mit diesem Siegel bezeichnete der Engel die süßlächelnden Kinder, und vergalt mit dem Höchsten, was ihr Vater für des Vaters Reich getan. Und als der Engel sie besiegelt hatte, schwebte er mit freudigem Winken am Vater vorbei, der freudig und staunend dem Vater droben dankte, daß er das Höchste gegeben.

Aber der Engel hatte sein Werk noch nicht vollendet, er schwamm in der Wonne der Freiheit und des Gebens und der Ausführung himmlischer Aufträge; an gar manches Tannenbäumchen hängte er den kindlichen Sinn und den harmlosen Frieden, der von Gott kömmt und über allen Verstand geht. Er war der Engel Gottes einer, die Gott zu armen Stiefkindern sendet, denen Liebe nicht beschert, deren selige Eltern im Himmel weilen, denen Gott durch der Kinder Los ihre Seligkeit nicht trüben läßt und andere Engel sendet, sie zu bewahren, zu beschenken.

So sah ich den wunderherrlichen Engel vor hell erleuchtetem Hause. Die Fenster glänzten, und drinnen glänzte es noch mehr. In geschmücktem Gemache standen zwei Tische, auf beiden lagen Geschenke. Der eine stand im Vordergrunde,

helle Wachslichter brannten auf ihm. Zwei kleinere Kinder umrannten ihn. Zwei Gestalten standen dabei, eine seidene Dame mit rauschendem Gefieder und ein schöner Herr, aber seelenlos in allen Gliedern. Der Dame und des Herrn Gesichter glänzten, aus Freude an den Kindern, aus Freude, daß sie so reich zu bescheren vermocht, aus Freude an sich selbst. Der beiden Kinder Gesichter aber glänzten nicht; sie freuten sich nicht über das, was sie erhalten, sondern ärgerten sich über das, was sie nicht erhalten; ein heilloses Ungenügen hatte bereits seine Klauen in sie geschlagen. In roher Hast rennen sie um den Tisch, suchen, was sie nicht finden; reißen an sich, was ihnen nicht gehört, und weinen und schreien, statt zu danken und sich zu freuen. Papa und Mama machen verblüffte Gesichter, suchen zu trösten, und versprechen mehreres und besseres aufs nächste Mal.

So ging es im Vordergrunde. Im Hintergrunde, wo schlechte Kerzen düster brannten, standen um spärlich gedeckten Tisch Stiefkinder und sollten sich freuen über magere Geschenke und sollten danken mit demütigen Gebärden. Und als sie danken wollten, schreit das Brüderchen drein, und als sie noch einmal anfingen, frug die Mama mit spitzigem Munde, ob wieder was nicht recht sei? Da traten die Tränen in die Augen der armen Kinder, sie hatten einmal eine ganz andere Mutter gehabt; und Bitterkeit wollte aufkeimen in ihren Herzen, und der Sinn, den ihre erste Mutter in sie gepflanzet, wollte sich verdüstern, und dann, ach was wäre aus den armen Kindern geworden, und hätten sie nicht erst jetzt ihre erste Mutter so recht und für immer verloren? Als sie sich verdüstert umwandten nach dem dunkeln Hintergrunde, da hatte der goldene Engel Mutterstelle vertreten und reich beschert. Da fanden sie den neidlosen Sinn, der sich mit wenigem begnügt und andern vieles gönnt; die Liebe, die sich nicht verbittern läßt; das milde, treue Auge, das in sich die Fehler sucht und nicht in andern. Am Bäumchen

hing der seligen Mutter geistiges Ebenbild, und dieses Ebenbild senkte sich hinein in die Seelen der armen verlassenen Kinder und schmückte sie reich und köstlich, daß Mütterchen einst noch seliger werden wird im Himmel, wenn ihr die Stunde des Wiedersehens schlägt. Und als der schöne Engel sein Werk getan, glänzten inniger noch seine dunkeln tiefen Augen, und auf dem glänzenden Vordergrunde ruhten sie barmherzig und weich, und Eltern und Kinder dauerten ihn und ans glänzende Tannenbäumchen hing er die Bitte: Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun.

Als er beschert, seine Gaben ausgeteilt, seinen Aufträgen nachgekommen war in freudiger Hast, gesellte er sich zu andern, schaute hier einer Bescherung zu, dort den süßen Träumen in den Seelen der Schlafenden. So sah ich ihn einem Engel sich gesellen, der in großmütterlichem ehrwürdigen Glanze und dem Sinn, der sich selbst vergißt und für andere sorgt, weithin gesehen ward im Himmel.

Als dieser Engel auf Erden lebte, war er eine Großmutter gewesen, und die Großmutter hatte im Bescheren, im Streben, andern Freude zu machen, gelebt. Die Neujahrstage waren ihre seligsten Tage gewesen, und viele Tage vorher hatte sie in tiefstem Ernste gelebt, der allen das Rechte treffen will; in der größten Rührigkeit, die alles beschicken will und jedes zur rechten Zeit. Sie hatte Kinder und Enkel auf Erden, seine reichsten Schatzkammern hatte ihr Gott geöffnet, reichlich hatte sie genommen, hatte keines vergessen. Sie fand die Ihren schlummernd in ruhiger Behaglichkeit, fand reiche Bescherungen überall, aber überall etwas vergessen, an das sie gedacht hätte, wenn sie noch auf Erden gewesen wäre. Jetzt hatte sie andere Gaben, bescherte allen das Sorgen für andere; die Liebe, die nicht müde wird; die Barmherzigkeit, die hilft zu jeder Zeit, und das Auge, das in allem den Vater sieht; den Sinn, der bei allem an den Vater denkt und, was ihm gehört und was zu ihm führt, höher schätzt als alle

Schätze der Welt. Dann hängte sie diesem besonders an sein Tannenbäumchen den heitern Sinn, den keine Wolke trübt, einem andern den milden Sinn, der den glimmenden Docht nicht löscht, und einem dritten den Ernst, der jedes Wortes Bedeutung mißt, und einem andern noch das Genügen, das will, was der Vater gibt, und nicht alles, was andere haben. So bescherte die Großmutter reich und lange; dann schwebte sie zu den Schlafenden, freute sich ihres blühenden Gedeihens; jenen schien sie besser zuzudecken, diesem die Decke zu lichten und sah auf einmal in einen blühenden Garten hinein, mit welchem der himmlische Vater die gute Großmutter selbst beschert hatte. Sie sah in ernsten und lieblichen Träumen ihr Andenken blühen in den Herzen der Söhne, Töchter und Enkel; sah, wie jetzt alle an die Großmutter dachten, die auch immer an alle gedacht; sah, wie Söhne und Töchter sie mißten, die Enkel aber sie sahen im Traume, sie lebend glaubten, jauchzten und dankten. Der großmütterliche Engel konnte sich nicht satt sehen an dieser Bescherung, nicht losreißen von den Betten ihrer Lieben.

Längst schon war der Engel mit dem goldenen Strahlenglanze neuen Freuden nachgezogen. Was weilet er jetzt dort vor jenen Fenstern, wo in der Stube verwahrloste Lichter düster brennen und düster, das Haupt gebeugt, die Hände ineinander gebogen ein Mann auf und nieder ging und oft bei drei Wiegen stille stand, in welchen drei Knaben friedlich in den Armen des Schlafes ruhten; und wenn er von den Wiegen ging, war düsterer sein Gesicht, und tiefer war sein Haupt gebeugt. Er hatte den Knaben bescheren wollen, aber er konnte nicht. Vor einem Jahre hatte eine holde Gattin die Bescherung geordnet, und an ihrer kindlichen Freude hatte sein Herz sich erlabet, und ihre kindliche Freudigkeit war selbst die schönste Gabe geworden für Mann und Kinder, fürs ganze Haus. Vor einem Jahre lag vor ihnen einem herrlichen Sterne gleich die Zukunft; in der nächsten Zukunft

war der Tod, den hatten sie nicht gesehen. Schwarz umhängte dieser die leuchtenden Sterne, und die Blume verblühte, und draußen in der kühlen Erde schlummerte die, die sein hellster Stern ihm war. Er konnte nicht bescheren so alleine, und wenn er an die Wiegen trat, so trat zu seinem Weh noch das Weh um seine Kinder — ach, ihr habt keine Mutter mehr! — so mußte er seufzen allemal. Dann stand er vor ihrem Bilde: ja, so war sie, seufzte er — und jetzt! und neues Weh überflutete ihn.

Diesem armen Manne und seinen Kindern war noch nichts beschert, und der goldene Engel sah das Weh und seine schönen Augen leuchteten bereits über den Kindern, wollten einen hellen Schein werfen in des Mannes betrübtes Gemüte. Da schwebte in der Eile des Gedankens ein Geist daher; denn schon begann lauter und lauter der Welten Lobgesang, rief die Geister zur Anbetung; und die Sonnen strömten zusammen, zu bauen des Allgewaltigen Thron. Wunderlieblich, ein göttlich Bild in dunkler Nacht, schritt er durch die Räume; aus Sternenlicht und Himmelblau war sein Kleid gewoben, überflossen mit der Lilie reinem Glanze, in den Schimmer der Rose getaucht. Liebe und Freude und Sehnen leuchteten aus seinen Augen; er hatte sich verspätet, und doch hatte er noch allenthalben zu grüßen mit freundlichen Blicken und Winken, und alle Geister freuten sich seiner, und alle schauten ihm freudig nach, wie er von der Liebe freudig gezogen die Räume durchschritt, und doch keinen freundlichen Gruß versagte. In den Schatzkammern Gottes hatte er sich verspätet, der Reichtum des Himmels hatte ihn verblendet, auf und nieder war er geflogen, sich kindlich freuend an der Herrlichkeit, dann suchte er und wählte er und fand immer Schöneres und Herrlicheres und legte das Herrliche weg und suchte noch Herrlicheres.

Da ward ihm angst über dem Wählen, denn schon waren alle Kammern von Geistern leer; er ließ das Wählen, folgte ihrem Zuge, wollte nur schauen und lieben, und daß

ihm der Allgütige das Köstlichste mitgegeben, das wußte er nicht. In der Inbrunst der Liebe flog er über die Kinder in der Wiege und senkte sich in ihren Schlaf hinein und in ihre Seelen hinein, und in denselben strahlte wieder seine Liebenswürdigkeit; und als er wieder hinaufstieg in himmlischer Freude, denn in allen hatte er sein Andenken gefunden und im Innigsten das eigene Bild und die Sehnsucht nach ihm, blieben die Strahlen dieser Liebenswürdigkeit in den Seelen, er aber flog dem geliebten Manne zu.

Dieser betrachtete wehmütig der Gattin Bild und sah die nicht, die ihn betrachtete mit lebendiger Liebe und der himmlischen Freude in den freundlichen Zügen. Und doch schien das Bild, das er betrachtete, sich zu beleben, schien freundlicher und freundlicher zu lächeln. Ein unnennbares Etwas schien sich von demselben zu lösen. Er sah nichts, aber es war, als schwebe des Bildes geistiges Wesen, die ganze Freundlichkeit und Holdseligkeit desselben zu ihm heran, träufle, fließe, rinne leise, langsam, wunderseltsam durch ihn hin bis hinein in sein Innerstes, setze da sich an, mache sich Wohnung für immerdar. Es war ihm, als wehe, säusle, rege es sich so lieb und süß in ihm; und das Gefühl rann leise und langsam durch alle Glieder, alle Züge; es war ihm eigens wohl dabei, er wußte nicht wie, und es war ihm, als höre er eine Stimme, er wußte nicht woher: Willst du den Kindern Vater und Mutter sein? Und er mußte fröhlich ja sagen, er wußte nicht warum; aber er fühlte in ihm keine Trennung, keine Scheidung mehr; der Tod hatte seine Macht verloren, der Tod sein Recht; es war ihm, als sei er jetzt erst so recht eins geworden mit der Geliebten, um nimmer getrennt zu werden.

Und in seligem Staunen sah die selige Gattin dieser geistigen Vermählung zu, die der Vater da oben, der die Liebe ist, bereitet hatte, als die köstlichste Gabe, die sie dem armen Verlassnen bringen konnte. Aufgelöst in Freudigkeit sah sie

dem wunderbaren Wandel zu; hörte nicht die immer ehrfurchtgebietender daher wogenden Chöre der Welten zum Preise Gottes; sah nicht, wie die Wellen des Lichtes feuriger, gewaltiger durch die Himmel rollten, und in immer rascherer Bewegung die Geister die untern Räume verließen, die Menge schon geschieden war, und nur einzelne, welche die Freude und die Liebe an die Ihren gefesselt hatte, von der Erde sich rissen. Es war fast, als ob sie auch äußerlich wieder gefesselt wäre in unauflöslicher Vermählung.

Da riß der goldene Engel, der in hoher Wonne dieser göttlichen Bescherung zugesehen, das holde liebliche Wesen aus seinem Staunen; dasselbe folgte freudig seinem Führer, da es sein Bestes zurückgelassen wußte, und die schwesterlichen Geister schwebten den Strömen nach der Geister, dem reinsten Lichte zu.

Auch unser wundersame Garten, die Höhe, aus Licht gebaut, mit Licht begossen, blühend in Licht, zog in immer mächtigerem Zuge dahin; aber wir fühlten die Bewegung nicht, sie änderte lange meinen Gesichtskreis nicht, und selig war ich im Schauen und bei den Meinen. Aber allmählich wehte mich ein schaurig Gefühl an, eng ward es mir, und doch immer seliger; ich fühlte immer deutlicher, wie wir in Räumen fluteten, in die mein Auge nicht gedrungen war, und vor mir erhob es sich in unermeßlichen Weiten wie eine Burg, ein Palast aus Sonnen gebaut, und durch seine Tore aus Sonnen gebaut fluteten wir. In der Nähe seiner Majestät hatte der Allmächtige die Kammer aus Sonnen gebaut für alle, welche in seinen Welten Liebe suchten, nicht fanden und doch die eigene bewahrten; für alle, welche der Liebe entrissen der Liebe bedürftig blieben; für alle, welche Liebe säeten und zu harren vermochten auf der Liebe ewige Ernte; und mit der reinsten Seligkeit war diese Kammer gefüllt.

Da lebten selig die Kinder, welche Gott von den Brüsten der Mütter genommen nach ewigen Ratschlüssen; hier tranken sie aus hellen Bechern Seligkeit, und tausend schöne Mütter warteten sie und nährten sie mit seliger Liebe. Hier waren selig die Kinder alle, die auf Erden an harten Herzen verwelkt waren, deren Leben von stiefelterlichen Händen geknickt worden. Hier waren die Kinder, denen die Liebe ihres Lebens Element ist, hier strahlten sie und freuten sich und tausend schöne Mütter sonneten sich in ihrer Liebe. Hier sah man die Großmütter wallen, welche Kinder zu lieben wußten mit sinnigem Ernste; sah die Mütter alle, die Gott von Kindern weggenommen; sah vor allem die Mütter alle, deren Kinder auf Erden in harten Händen waren. Hier hielt Gott in Liebe sie gefesselt und tröstete sie durch Kinder; das Los der Ihren ist ihren Augen verborgen. Andere Engel sendet Gott zu ihren Kindern und sorget für das Heil ihrer Seelen, und daß alles zu ihrer Seligkeit dienen muß. Für Mütter würde nirgends ein Himmel sein, solange sie in harten Händen, an harten Herzen ihre Lieblinge sehen müßten. Hier sah man tausend Mütter glücklich, die auf Erden umsonst nach Kindern sich gesehnt, denen von Gott das Glück auf Erden versagt worden, denen es nun Gott tausendfältig vergiltet, wenn sie in gläubiger Ergebung ausgeharret, mit den süßesten Elternfreuden sonder Gram und Sorgen sie speiset und tränket. Selig über alle Worte sah man hier, die einsam geblieben waren auf Erden, die in unverstandenem Weh nach Seelen sich gesehnt hatten, die keine Seele fanden, die sie eigen nennen konnten, die ihr Weh verschließen mußten in der einsamen Brust. Begriffen wird auf Erden und gewürdigt nur das Weh nach Geld und Ehre; das Weh nach Seelen lohnet Gott. Hier reicht ihnen der gütige Gott die reinste Seligkeit in vollen Bechern; ihnen führt Gott die Kinder zu, die er von den Herzen der Mütter nimmt, ehe der giftige Hauch der Welt sie berührt; läßt im Hauche ihrer Liebe sie auf=

blühen zu den herrlichsten Blumen des Himmels, die Sonnen gleich am Throne des Allmächtigen stehen, wartend seines heiligsten Dienstes.

Hierher strömten die Geister zusammen zur heiligsten Anbetung; tauchten in die Meere der seligsten Wonne, die in den Räumen fluteten; priesen die, die hier wohnten; priesen Gott den Herrlichen, der so herrlich lohnet. Immer majestätischer, welterschütternder tönte der Lobgesang; Sonnen um Sonnen strömten herbei mit den seligsten Geistern, fügten sich ein dem heiligen Bau, und es wölbete sich über uns aus unzählbaren Sonnen das Heiligtum im großen Weltentempel. Tief im fernsten Hintergrunde, wo das Licht am goldensten strömte, war nicht Ruhe; dort war Wallen und Kreisen; dort war aus den herrlichsten Sonnen der Vorhang gewoben, der vom Heiligen das Allerheiligste scheidet. Und der Vorhang bewegte sich, Sonnenreihen rollten auf, und immer herrlicher in purpurgoldenem Lichte waren die, welche sichtbar wurden. Da flammte nur eine Sonne noch einzig im Hintergrunde, unaussprechlich war ihr Licht, Majestät und Herrlichkeit umschwebten sie, mächtiger, in tiefster Ehrfurcht schwollen die Chöre auf, und lichter ward die Sonne, und die Fülle unnennbarer Majestät strömte aus ihr, die Geister beugten betend sich, mein Herz aber bebte im Tode, mein Auge wollte brechen, ertrug die Fülle der Herrlichkeit nicht, in welcher die Gottheit nahte; da umfaßte mich ein rosiges Engelein, es war das jüngste Kind, das mir entrissen worden, ein Mädchen wunderhold; und das Mädchen küßte mich mit seinen süßen Lippen und rettete vom Tode mich, denn dem Sterblichen ist's nicht vergönnt, lebendig Gott zu schauen. Ich fühlte, wie das wunderbare Auge leise sich schloß, Vorhang um Vorhang, aus Sonnenreihen gewoben, fiel wieder vor das Allerheiligste, die Gestalten schwanden, formlos ward das Licht, leise in wonnigem Behagen wiegten mich seine Wellen, trugen mich wieder zurück in diese Welt, wo das Auge geschlossen bleibet, das

nicht aus Erde geschaffen ist. Gebunden ward ich wieder in die Schranken und Fesseln der Sinne, die Sinne aber waren gebunden im Schlafe, und morgens war's, als die Sonne des Schlafes Vorhang hob, das Bewußtsein mir wiedergab; doch lange ging es, bis ich es geordnet hatte.

Sonderbar war es mir zumute. Frischer fühlte ich meinen Körper, die peinliche Mattigkeit, die schwer in allen Gliedern lag, war fort; rascher schien durch die Adern das Blut zu rollen, mein Auge hatte wieder die Kraft, die nicht nur sieht, sondern auch wahrnimmt, und heller und bestimmter flogen die Gedanken durch die Seele. Ich fühlte, daß heilend die Nacht über mir gewesen, daß mit reichen Gaben ich beschert worden; noch standen die Bilder klar mir vor Augen, in meinen Armen fühlte ich noch die Meinen, noch blendete mich all die unaussprechliche Pracht. Aber hatte ich das alles wirklich erlebt, gesehen, oder nur geträumt? Noch fühlte ich, fast wie eine frisch geschlossene Wunde, die seltsame Kraft, die ohne Augen sieht, deren Schranken hinausgerückt sind ins Unendliche; und doch verflüchtigte sich immer mehr die geglaubte Anschauung, und immer nebelhafter und formloser ward mir alles, was ich in andern Welten gesehen, während Erlebtes bestimmt ausgeprägt im Gedächtnis bleibt und um so bestimmter, als Gestalt und Form desselben seltsam und auffallend war.

So stiegen in mir die Gedanken auf und nieder, und je mehr die Wirkungen der Nacht mir fühlbar wurden, um so weniger wollten sie zur Ruhe gehn und das Rätsel dahingestellt sein lassen.

Da gedachte ich Hiobs Worte: „Im Traume, im nächtlichen Gesichte, wann ein tiefer Schlaf auf den Menschen fällt, wann sie schlummern auf ihrem Lager, alsdann entdecket Gott das Ohr des Menschen und versiegelt ihre Züchtigung, daß er den Menschen abwende von seinem Tun, die Hoffart vom Manne nehme; daß er seiner Seele wehre, damit sie nicht in die Grube komme, und seinem Leben, damit es nicht ins

Schwert falle.“ Und wenn die Bösen sich künden sollen oder müssen zur Strafe für sich, zur Warnung der Lebendigen; können nicht vielmehr die Guten wiederkommen sich zum Lohne als Träger guter Gaben für die Ihren? Ist das reine Licht nicht eine Fülle himmlischer Gestalten, deren Formen unser grobes irdisches Auge nicht wahrnimmt? So wogte es auf und nieder in meinen Gedanken, lange wollte das Chaos sich nicht gestalten, da begann endlich das Trübe sich niederzuschlagen, und aus dem Trüben traten folgende drei Dinge mir heraus in fester Gestaltung.

Hier leben wir in Rätseln, im Glauben, nicht im Schauen, und was Gott unserem sterblichen Auge mit einem Vorhange bedeckt hat, sieht kein sterbliches Auge; und welche Hand nach dem Vorhange frevlerisch greift, die wird für ihren Vorwitz von Gott geschlagen.

Wenn aber Gott sich kündet in der Morgenröte, im Tau der Blume, in des Windes Spiel, und des Frommen Auge den Ewigen erkennet in allem Vergänglichen; warum soll dasselbe ihn nicht auch erkennen in des Traumes Spiel, diesen Offenbarungen des innersten Lebens des Menschen, diesen Weissagungen von Kraft und Schwäche, diesem wunderbaren Leben, das, wenn die Sinne ruhen, die Welt verhüllet ist, sich gestaltet als eine eigene Welt, bald verbunden mit dieser Welt, und bald abgerissen von allem Bekannten, eine nie sichtbar werdende Insel im ungeheuren Meere des unsichtbaren innern Lebens, das in der Menschheit nach unbekannten Gesetzen ebbet und flutet.

Wenn jede gute Gabe von Gott kömmt, dem Vater der Lichter, und dem Frommen alles zur guten Gabe werden soll, und wenn wir Rechenschaft zu geben haben von jeder: sind da nicht auch Träume gute Gottesgaben, und haben wir sie nicht anzuwenden zu unserem geistigen Wachstume? Und wenn ich nun den genossenen Traum brauchen will zum Glauben, daß man nicht suchen solle die Lebendigen bei den Toten,

nicht trauern solle um die Gestorbenen, als wären sie tot und hätten wir keine Hoffnung; und wenn ich im Gemüte Eindrücke durch die Meinen empfangen, sie verehren will, nicht mit Tränen und Weinen, sondern mit Ringen und Kämpfen, mit einem Leben nach ihrem Sinne, in Kraft und Heiterkeit, denn Gott wohnet ja im Lichte, nicht in der Finsternis: sollte das eine Sünde wohl sein und gegen des Herrn Wort?

So stellte dieses sich fest, und das Grübeln ließ ich; ich faßte mich im Glauben und betete und arbeitete wieder. Bei den Toten suchte ich die Lebendigen nicht mehr; im Leben fand ich die Meinen wieder, nicht im Grabe. Ich weiß, sie sehen mich; was ich schaffe, was ich treibe, sie sind dabei, und wenn ich des Nachts träume, so spielen sie hinein in meine Träume und raten und helfen mir und freuen sich über mich.

Wenn Kinder mich grüßen mit glänzenden Augen, ich lustig mit freundlichen Kindern spiele, sie an mir auf sich winden wie am Eichbaum der Efeu, dann sehe ich im Sonnenlicht und im Lichte der Sterne meiner Kinder freundliche Augen; sie lächeln mich an, sie winken mir zu, ich kenne sie, wie selig sie sich freuen, daß ihr Vater ein kindlich Herz bewahret, ihr Himmel ihm offen bleibet.

Wenn des Armen Elend mir zu Herzen geht, arme Kinder mir wie die meinen sind, arme Mütter getröstet von mir gehn, mein Wort in harte Herzen dringt, in Hütten und Herzen Friede bringt, dann sehe ich meines Weibes Sternenauge, es lächelt mir zu in des Windes Fächeln aus des Himmels blauem Grunde. Wenn ich heimkehre aus Wind und Wetter, naß und matt, so weht es mich wohlig an, und freundliche Grüße wehen mir ums Herz und laben mich und stärken mich; und wenn Undankbarkeit und Unverstand anfachen des Zornes Flamme, graben nach dem Quell der Bitterkeit, die ihre Stelle hat in jedem Herzen, auf der Oberfläche bei den einen, tief begraben bei andern; dann fährt weich und sanft eine Hand mir über die Augen, und süße Lippen küssen

mich, und mir kömmt die Milde, die in Sanftmut aushält, und nie anrechnet dem Unverstand seinen Unverstand. Wenn ich ratsame (zu Rate halte) meine Sachen und treulich sorge für alles, was Vater und Mutter mir hinterlassen, für Haus und Hof, für Leib und Seele, dann sehe ich die Mutter mir freundlich nicken und stolz in die Runde schauen.

Wenn ich treu schaffe meine Pflicht, mich nicht die Furcht bewegt und nicht die Eitelkeit, nicht die Mode, nicht der Menschen Geschrei, und wenn ich den Rat bei Gott suche, und nicht von der Wage ihn nehme, auf der die Selbstsucht den eigenen Nutzen sich zuwiegt, dann sehe ich des Vaters ernst Gesicht und ernst auf mir seine Augen ruhn, und schaue seine Gebete im Herzen, daß des Herren Hand mich stützen und wahren möge auf diesen Wegen.

Wenn ich in dunkler Nacht schwere Gedanken wälze in beschwertem Gemüte, wenn ich kämpfe am lichten Tage mit den Geistern der Nacht, da sehe ich oft hehre Augen leuchten über mir. Es sind alteidgenössischer Männeraugen, Heldenaugen, die durch Jahrhunderte leuchten und leuchtend auf die Söhne sehen, wie sie verwalten das ererbte Gut, das teuer erkaufte Land, den in Blut und Treue getauchten Ruhm; wie sie verehren den Gott, der in den Schlachten ihnen den Sieg gegeben, und im eigenen Hause die Demut und den biedern Sinn. Und wenn sie den Willen sehn, der nach Kräften ringt mit der untreuen Zeit; den Mut sehn, der keine Sperrwand fürchtet; das Auge sehn, das offen ist und wachet für Gott und Land, dann leuchten heller ihre Heldenaugen, und diese Augen sprühen aus dem Segen frommer Väter, den festen Sinn, der nicht vom blähenden Winde einer herzlosen Zeit geschwellt wird, den Sinn, der fürs Recht steht, nicht aufbraust, aber auch nicht matt wird, der langsam prüfet, aber dann aushält sonder Wanken.

So erscheinen mir die Toten im Wachen, im Traume; so sind sie mir nicht mehr tot, sondern leben mir.

Wenn die Sonne freundlich scheinet und mild der Abend vom Himmel kömmt, dann zieht es mich, dann ruft es mich auf jenen Hügel, wo ich zum neuen Leben die Keime empfangen, wo die Aare fröhlich rauschet, vom Schweizergarten reich umfangen, wo die Berge gen Himmel steigen, wo von den Bergen der Herr in Täler und Herzen schauet und in Täler und Herzen niedersteiget mit seiner Huld und Liebe, wenn der Boden nicht Wegeland ist, nicht Felsengrund.

Wenn dann in der Sonne milden scheidenden Blicken alles verklärt vor mir liegt, die Täler mit ihrem Grün, die Häuser mit ihren Lebenden, die Kirchhöfe mit ihren Toten, dann schwimme ich in milder Freude, und weit wird es mir ums Herz. Dann gewinnt meine Freude festere Gestalt.

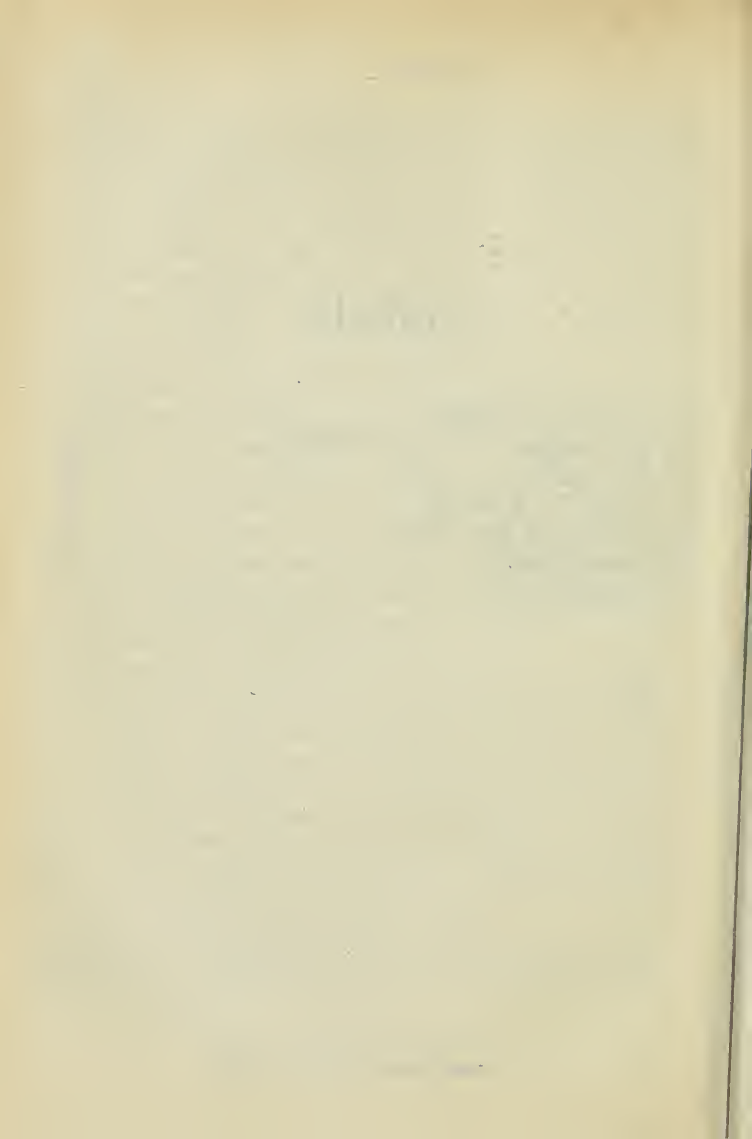
Es wird mir, als sehe ich Bänder gespannt von jedem Hause in die Kirchhöfe und von jedem Grabe hinüber in die Häuser, und diese Bänder glänzen wie Liebesgaben, und diese Bänder sind schwarz wie Eisenketten und Verbrecherbande, und an den Ketten ziehen die Lebenden die Toten zur Rechenschaft und die Toten die Lebenden zum Genusse der Schuld, und an den hellen freudigen Banden ziehen die Lebenden die in den Gräbern zum Schauen ihrer Aussaat, und die Toten halten die Lebenden fest, und die glänzenden hellen Bande werden zu Wegweisern ins ewige Leben. Und Banden und Ketten verschlingen zu Brücken sich, und tausend Brücken sehe ich hoch gewölbet sich heben von jedem Kirchhofe zu jedem Hause, und auf den Brücken sehe ich körperlich und fest gestaltet die Gedanken wandeln, die von den Häusern in die Gräber gehen und von den Gräbern in die Häuser, und die Gedanken kenne ich alle, kann allen ihre Namen geben, aber die Lebenden drunten haben keine Ahnung von den Boten, die hin und her gehen, gesandt von einer Seele zur andern, mit Fluch beladen die einen, glänzend in Liebesgrüßen die andern. Und Brücken sehe ich, die sind öde und leer, und kein Leben ist mehr zwischen Häusern und Gräbern. Dann schaudert mich,

höher muß ich mein Auge heben, es glitzert in meine Augen, und Sterne sehe ich am hellen Himmel in der Sonne Schein. Stundenweit sehe ich den Brand der Sonne in hellen Fenstern, und der goldene Stern ist eines stundenweiten Blitzableiters goldene Spitze, in der die Sonne funkelt. Dann denke ich mir, wie doch das Licht von oben die Dinge da unten zu verklären vermöge und um so herrlicher, je reiner die Dinge seien, und wie weit so unbedeutende Dinge zu leuchten vermöchten, vom Lichte da oben verklärt, wenn sie rein seien, und je reiner, um so weiter, während Paläste der Könige, ganze Länder längst ins Dunkel versunken seien. Dann sehe ich die Sonne zur Ruhe gehen, und immer größer, immer goldener, immer herrlicher, je näher sie dem Scheiden kömmt, und ihr letzter Strahl ist ihr holdester Blick! Ach wer doch auch so sterben könnte! Und der Blick geht nicht verloren, die Berge fassen ihn, röten sich, werden uns Pfänder und Bürgen, daß der Sonne Glanz und Liebe uns nicht erloschen sei; nur eine kurze Nacht, dann kömmt ein neuer Morgen, und wenn der Morgen kömmt, so fassen sie wieder der Sonne erste Blicke und senden sie zu Tale und künden uns, daß der Tag wiederkomme, ein neuer junger Tag in der Sonne Licht und Liebe. Dann hebt sich, wie wenn die Sonne zur Ruhe ist, der Mond über die Berge kömmt und Licht spendet an der Sonne Stelle, bis die Sonne wiederkömmt, der Gedanke, daß die Häupter der Menschen verklärt seien unsern Bergen gleich, welche auffangen die letzten Liebesblicke der Scheidenden, sie leuchten lassen, bis sie selber blaß werden in des Todes Hauch. Und diese Häupter, werden sie nicht auch die ersten Liebesblicke empfangen, wenn der ewige Morgen kömmt?

Dieser Gedanke wird mir zum Monde, er leuchtet mir nach Hause, er steht mir am Himmel, solange ich ein Pilgrim bin und die Heimat suche.

Inhalt.

Druck von Hesse & Becker, Leipzig.





Jeremias Gotthelfs
(Albert Bitzius')
ausgewählte Werke
in zehn Bänden.

Mit einer Biographie des Dichters und mit Einleitungen herausgegeben

von

Adolf Bartels.

Als Beigaben: ein Bildnis des Dichters, zwei Abbildungen und ein Brief als Handschriftprobe.

Achter Band.

Ausgewählte Erzählungen II.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Ausgewählte Erzählungen

von

Jeremias Gotthelf

(Albert Bitzius).

In vier Bänden.

Mit einer Einleitung herausgegeben

von

Adolf Bartels.

Zweiter Band.



Leipzig.

Max Hesses Verlag.

Elsi, die seltsame Magd.

(Schweizer Unterhaltungsblatt 1843.)

Reich an schönen Tälern ist die Schweiz; wer zählte sie wohl auf? — In keinem Lehrbuch stehen sie alle verzeichnet. Wenn auch nicht eines der schönsten, doch eines der reichsten ist das Tal, in welchem Heimiswyl liegt und welches oberhalb Burgdorf ans rechte Ufer der Berner-Emme sich mündet. Großartig sind die Berge nicht, welche es einfassen, in absonderlichen Gestalten bieten sie dem Auge sich nicht dar, es sind mächtige Emmentaler Hügel, die unten heitergrün und oben schwarzgrün sind, unten mit Wiesen und Äckern eingefaßt, oben mit hohen Tannen bewachsen. Weit ist im Tale die Fernsicht nicht, da es ein Quertal ist, welches in nordwestlicher Richtung ans Haupttal stößt; die Alpen sieht man daher nur von den beiden Bergrücken, welche das Tal umfassen, von denselben aber auch in heller Pracht und gewaltigem Bogen am südlichen Himmel. Herrlich ist das Wasser, das allenthalben aus Felsen bricht, einzig sind die reichbewässerten Wiesen und trefflich der Boden zu jeglichem Anbau; reich ist das Tal, schön und zierlich die Häuser, welche das Tal schmücken. Wer an den berühmten Emmentaler Häusern sich ergötzen will, der findet sie zahlreich und ausgezeichnet in genanntem Tale.

Auf einem der schönsten Höfe lebte im Jahre 1796 als Magd Elsi Schindler (dies soll aber nicht der rechte Name gewesen sein); sie war ein seltsam Mädchen, und niemand wußte, wer sie war und woher sie kam. Im Frühjahr hatte es einmal noch spät an die Türe geklopft, und als der Bauer zum Fenster hinausguckte, sah er ein großes Mädchen draußen stehen mit

einem Bündel unter dem Arme, welches für Übernacht fragte, nach altherkömmlicher Sitte, nach welcher jeder geldlose Wanderer oder wer sonst gern das Wirtshaus meidet um Herberge fragt in den Bauernhäusern und nicht nur umsonst ein Nachtlager erhält, bald im warmen Stall, bald im warmen Bette, sondern auch abends und morgens sein Essen und manchmal noch einen Zehrpfennig auf den Weg. Es gibt Häuser im Bernbiet, welche die Gastfreundschaft täglich üben, den Morgenländern zum Trotz, und deren Haus selten eine Nacht ohne Übernächtler ist. — Der Bauer hieß das Mädchen hereinkommen, und da sie eben am Essen waren, gleich zueche hocke (sich heransetzen). Auf der Bäurin Geheiß mußte das Weibervolk auf dem Vorstuhl (die lange freistehende Bank vor einem Bauerntisch) sich zusammenziehen, und zu unterst auf demselben setzte sich die Übernächtlerin.

Man aß fort, aber einige Augenblicke hörte man des Redens nicht viel, alle mußten auf das Mädchen sehen. Dasselbe war nämlich nicht nur groß, sondern auch stark gebaut und schön von Angesicht. Gebräunt war dasselbe, aber wohl geformt, länglicht war das Gesicht, klein der Mund, weiß die Zähne darin, ernst und groß die Augen, und ein seltsam Wesen, das an einer Übernächtlerin besonders auffiel, machte, daß die Essenden nicht fertig wurden mit Ansehen. Es war eine gewisse adlige Art an dem Mädchen, die sich weder verleugnen noch erkünsteln läßt, und es kam allen vor, als säße es da unten als des Meisters Tochter oder als eine, die an einem Tisch zu befehlen oder zu regieren gewohnt sei. Es verwunderten daher sich alle, als das Mädchen auf die endlich erfolgte Frage des Bauern: „Wo chunst und wo wottsch?" (Woher kommst du und wohin willst du?), antwortete, es sei ein arm Meitli, die Eltern seien ihm gestorben, es wolle Platz suchen als Jungfer (Dienstmagd) in den Dörfern. Das Mädchen mußte noch manche Frage ausstehen, so ungläubig waren alle am Tisch. Und als endlich der Bauer mehr zur Probe als im Ernst sagte: „Wenn es dir Ernst ist, so kannst

du hier bleiben, ich bedarf eben eine Jungfer," und das Mädchen antwortete, das wäre ihm gerade recht, so brauche es nicht länger herumzulaufen, so verwunderten sich alle noch mehr und konnten es fast nicht glauben, daß es eine Jungfer werde sein wollen. Und doch war es so und dem Mädchen bitterer Ernst, aber freilich war es dazu nicht geboren. Es war eine reiche Müllerstochter aus vornehmem Hause, aus einem der Häuser, von denen ehedem, als man das Geld nicht zu nutzen pflegte, die Sage ging, bei Erbschaften und Teilungen sei das Geld nicht gezählt, sondern mit dem Mäß gemessen worden. Aber in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts war ein grenzenloser Übermut eingebrochen, und viele taten so hoffärtig wie der verlorene Sohn, ehe er zu den Trebern kam. Damals war es, daß reiche Bauernsöhne mit Neutalern in die Wette über die Emme warfen und machten „welcher weiter". — Damals war es, als ein reicher Bauer, der zwölf Fohlen auf der Weide hatte, an einem stark besuchten Jahrmarkt austrommeln ließ: wer mit dem Risershäuser Bauer zu Mittag essen und sein Gast sein wolle, der solle um zwölf Uhr im Gasthause zum Hirsch sich einfinden. So einer war auch des Mädchens Vater gewesen. Bald hielt er eine ganze Stube voll Leute zu Gast, bald prügelte er alle, die in einem Wirtshause waren, und mußte es am folgenden Morgen um schwer Geld ausmachen (gütlich beilegen). Er war imstande, als Dragoner an einer einzigen Musterung hundert bis zweihundert Taler zu brauchen und ebensoviel an einem Markt zu verkegeln. Wenn er zuweilen recht einsaß in einem Wirtshause, so saß er dort acht Tage lang, und wer ins Haus kam, mußte mit dem reichen Müller trinken, oder er kriegte Schläge von ihm. Auf diese Weise erschöpft man eine Goldgrube, und der Müller ward nach und nach arm, wie sehr auch seine arme Frau dagegen sich wehrte und nach Vermögen zur Sache sah.

Sie ahnete das Ende lange voraus, aber aus falscher Scham deckte sie ihre Lage vor den Leuten zu. Ihre Verwandten

hatten es ungern gesehen, daß sie den Müller geheiratet, denn sie war von braven Leuten her, welchen das freventliche Betragen des Müllers zuwider war; sie hatte die Heirat erzwungen, auf Besserung gehofft, aber diese Hoffnung hatte sie betrogen — wie noch manche arme Braut — und statt besser war es immer schlimmer gekommen. Sie durfte deswegen nicht klagen, und darum merkten auch die Leute, wie sie sich auch wunderten, wie lange der Müller es machen könne, den eigentlichen Zustand der Dinge nicht, bis die arme Frau, das Herz vom Geier des Grams zerfressen, ihr Haupt neigte und starb. Da war nun niemand mehr, der sorgte und zudeckte; Geldmangel riß ein, und wo der sichtbar wird, da kommen wie Raben, wenn ein Aas gefallen, die Gläubiger gezogen und immer mehrere, denn einer zieht den andern nach, und keiner will der letzte sein. Eine ungeheure Schuldenlast kam an den Tag, der Geltstag (Bankerott) brach aus, verzehrte alles, und der reiche Müller ward ein alter armer Hudel (Lump), der gar manches Jahr von Haus zu Haus gehen mußte, denn Gott gab ihm ein langes Leben. So aus einem reichen Mann ein armer Hudel zu werden und als solcher so manches Jahr umgehen zu müssen von Haus zu Haus, dies ist eine gerechte Strafe für den, der in Schimpf und Schande seine Familie stürzt und sie so oft noch um mehr bringt, als um das leibliche Gut. So einer ist aber auch eine lebendige Predigt für die übermütige Jugend, aus welcher sie lernen mag das Ende, welches zumeist dem Übermute gesetzet ist.

Zwei Söhne hatte der Müller, diese waren schon früher der väterlichen Roheit entronnen und hatten vor ihr im fremden Kriegsdienst Schutz gesucht. Eine Tochter war geblieben im Hause, die schönste, aber auch die stolzeste Müllerstochter das Land auf und ab. Sie hatte wenig teilgenommen an den Freuden der Jugend; sie gefielen ihr nicht, man hielt sie zu stolz dazu; Freier hatten sie umlagert haufenweise, aber einer gefiel ihr so schlecht als der andere, einer erhielt so wenig ein freundlich Wort als der andere. Ein jeder ward ihr feind und verschrie

ihren Übermut (Hochmut). Zu einem aber ward sie nie zu stolz erfunden, zur Arbeit nämlich und zu jeglicher Dienstleistung, wo Menschen und Vieh derselben bedurften. Von Jugend an war sie früh auf, griff alles an und alles stand ihr wohl, und gar oft waren es die Eltern, die ihren Willen hemmten, ihr dies und jenes verboten, weil sie meinten, einer reichen Müllerstochter zieme solche Arbeit nicht. Dann schaffte sie gar manches heimlich, und oft, wenn ihre kranke Mutter des Nachts erwachte, sah sie ihre Tochter am Bette sitzen, während sie doch einer Magd zu wachen befohlen, ihre Tochter aber mit allem Ernste zu Bette geheißen hatte. Als nun die Mutter gestorben war und das Unglück ausbrach, da war's, als wenn ein Blitz sie getroffen. Sie jammerte nicht, aber sie schien stumm geworden, und die Leute hatten fast ein Grausen vor ihr, denn man sah sie oft auf hohem Vorsprung stehen oder an tiefem Wasser und ob den Mühlrädern am Bache, und alle sagten, es gebe sicher ein Unglück, aber niemand reichte die Hand, selbigem auf irgend eine Weise vorzubeugen. Alle dachten und viele sagten es, es geschähe Elsi schon recht, Hochmut komme vor dem Falle, und so sollte es allen gehen, die so stolz wie Elsi täten, und als das Mädchen am Morgen, als alles aufgeschrieben werden sollte, verschwunden war, sagten alle, da hätte man's, und sie hätten es längst gesagt, daß es diesen Ausweg nehmen würde. Man suchte in allen Bächen, an jungen Tannen, und als man nirgends das Mädchen fand, da deuteten einige darauf hin, daß einer sei, der schon viele geholt und absonderlich Stolze und Übermütige, und noch nach manchem Jahre ward stolzen Mädchen darauf hingedeutet, wie einer sei, der gerade stolze am liebsten nähme, sie sollten nur an die reiche Müllerstochter denken, die so plötzlich verschwunden sei, daß man weder Haut noch Haar je wieder von ihr gesehen.

So übel war es indes der armen Elsi nicht ergangen, aber Böses hatte sie allerdings in den ersten Tagen im Sinne gehabt. Es war ihr gewesen, als klemme ihr jemand das Herz entzwei,

als türmten sich Mühlsteine an ihrer Seele auf; es war ein Zorn, eine Scham in ihr, und die brannten sie, als ob sie mitten in der Hölle wäre. Allen Leuten sah sie an, wie sie ihr das Unglück gönnten, und wenn man ihr alle Schätze der Welt geboten hätte, sie wäre nicht imstande gewesen, einem einzigen Menschen ein freundlich Wort zu geben.

Indessen wachte über dem armen Kinde eine höhere Hand und ließ aus dessen Stolz eine Kraft emporwachsen, welche demselben zu einem höheren Entschlusse half; denn so tut es Gott oft — eben aus dem Kerne, den die Menschen verworfen, läßt er emporwachsen die edelste Frucht. Der Stolz des Mädchens war ein angeborner Ekel gegen alles Niedere, und wer es einmal beten gesehen hätte, hätte auch gesehen, wie es sich demütigen konnte vor dem, in dem nichts Niederes, nichts Gemeines ist. Aber sein Inneres verstand das Mädchen nicht, sein Äußeres beherrschte es nicht, und darum gebärdete es sich wie eine reiche Müllerstochter, welcher die ganze Welt nicht vornehm genug ist. Da weg wollte es, aber vor der Untat schauderte es; die Schande wollte es seiner Familie nicht antun, wollte nicht die Seele mit dem Leibe verderben, aber wie sich helfen wußte es lange nicht. Da in stiller Nacht, als eben seine Angst um einen Ausweg am größten war, öffnete ihm Gott denselben. Weit weg wollte es ziehen, Dienst suchen als niedere Magd am einsamen Orte und dort in Stille und Treue unbekannt sein Leben verbringen, solange es Gott gefalle. Wie in starken Gemütern kein langes Zögern ist, wenn einmal ein Weg offen steht, so hatte sich Elsi noch in selber Nacht aufgemacht, alle Hoffart dahinten gelassen, nur mitgenommen, was für eine Magd schicklich war, keinem Menschen ein Wort gesagt und war durch einsame Steige fortgegangen aus dem heimischen Tale. Manchen Tag war sie gegangen, in die Kreuz und Quere, bald gefiel es ihr nicht, bald gedachte sie an bekannte Namen, die hier oder dort wohnten, und so war sie gekommen bis ins Heimiswyltal. Dort hinten im heimeligen Tale gefiel es ihr, sie suchte Dienst und fand ihn.

Die rasche Aufnahme des fremden Mädchens war anfangs der Bäurin nicht recht, sie kapitelte den Mann ab, daß er ihr da eine aufgebürdet habe, die so zimpferlich aussehe und zu hochmütig, um sich etwas befehlen zu lassen. Des tröstete sie der Bauer, indem das Mädchen ja nicht für eine bestimmte Zeit gedungen sei, man also dasselbe schicken könne, sobald es sich nicht als anständig erweise. Auch dem übrigen Gesinde war die Aufnahme des Mädchens nicht recht, und es ging um dasselbe herum wie Hühner um einen fremden Vogel, der in ihrem Hofe absitzt.

Aber bald erkannte die Bäurin, daß sie in Elsi ein Kleinod besitze, wie sie keines noch gehabt, wie es mit Geld nicht zu bezahlen ist. Elsi verrichtete, was sie zu tun hatte, nicht nur meisterhaft, sondern sie sah auch selbst, was zu tun war, und tat es ungeheißen, rasch und still, und wenn die Bäurin sich umsah, so war alles schon abgetan, als wie von unsichtbaren Händen, als ob die Bergmännlein dagewesen wären. Das nun ist einer Meisterfrau unbeschreiblich lieb, wenn sie nicht selbst alles bedenken und allenthalben nachsehen muß, wenn sie nicht nur das Schaffen, sondern auch das Sinnen übertragen kann, aber sie findet selten einen Dienstboten, bei welchem sie dieses kann. Viele Menschen scheinen nicht zum Sinnen geboren, und viele wiederum haben ihre Gedanken nie da, wo es nötig wäre, und wenige sind, die wache Sinne haben, geleitet und geschützt von klarem Verstande, und aus diesen wenigen sind wiederum wenige, die zum Dienen kommen oder sie dienen selten lange, denn das sind geborene Meisterleute. Daneben hielt Elsi nichts auf Reden, hatte mit niemanden Umgang, und was sie sah im Hause oder hörte, das blieb bei ihr, keine Nachbarsfrau vernahm davon das Mindeste, sie mochte es anstellen, wie sie wollte. Mit dem Gesinde machte sich Elsi nicht gemein. Die rohen Späße der Knechte wies sie auf eine Weise zurück, daß sie dieselben nicht wiederholten, denn Elsi besaß eine Kraft, wie sie selten ist beim weiblichen Geschlechte, und dennoch ward sie von denselben nicht gehaßt.

Niemanden verklagte sie, und wenn sie den Knechten oder Mägden einen Dienst tun konnte, so zögerte Elsi nicht, und manches tat sie ab in der Stille, was die andern vergaßen und deshalb hart gescholten worden wären, wenn die Meisterleute es gesehen hätten.

So ward Elsi bald der rechte Arm der Meisterfrau, und wenn sie etwas auf dem Herzen hatte, so war es Elsi, bei dem sie es erleichterte. Aber eben deswegen ärgerte sie sich an Elsi, daß dieselbe nicht Vertrauen mit Vertrauen vergalt. Natürlich nahm es sie wunder, wer Elsi war und woher sie kam, denn daß sie nicht ihr Lebtag gedient hatte, sondern eher befohlen, das merkte sie an gar vielem, besonders eben daran, daß sie selbst dachte und alles ungeheißen tat. Sie schlug daher oft auf den Busch und frug endlich gerade aus. Elsi seufzte wohl, aber sagte nichts und blieb fest dabei, wie auch die Meisterfrau ansetzte auf Weiberweise, bald mit Zärtlichkeit und bald mit Giftigkeit. Heutzutage hätte man es kürzer gemacht und nach den Schriften gefragt, absonderlich nach dem Heimatscheine, den man hinterlegen müsse, wenn man nicht in der Buße (gerichtliche Strafe) sein wollte; damals dachte man an solche Dinge nicht, und im Bernbiet konnte man sein Lebtag inkognito verweilen, wenn man nicht auf irgend eine absonderliche Weise der Polizei sich bemerkbar machte.

Wie sehr dies auch die Frau verdroß, so lähmte es doch ihr Vertrauen nicht, und wenn sie Donnerstags nicht nach Burgdorf auf den Markt konnte, wohin schon damals die Heimiswyler Weiber alle Donnerstage gingen, so sandte sie Elsi mit dem, was Verkäufliches bei der Hand war, und Aufträgen, wie des Hauses Bedarf sie forderte. Und Elsi richtete aufs treulichste alles aus und war heim, ehe man daran dachte, denn nie ging sie in ein Wirtshaus, weder an Markttagen noch an Sonntagen, wie ihr auch zugeredet ward von alt und jung. Anfangs meinte man, ihr Weigern sei nichts als die übliche Ziererei und fing an nach Landessitte zu schreißen (reißen, ziehen)

und zu zerren, aber es half nichts, Elsi blieb standhaft. Man sah es mit Erstaunen, denn ein solch' Mädchen, das sich nicht zum Weine führen ließ, war noch keinem vorgekommen. Am Ende setzte man ab mit Versuchen und kriegte Respekt vor ihr.

Wenn aber einmal die jungen Leute vor einem schönen Mädchen Respekt kriegen, da mag es wohl nach und nach sicher werden vor denen, welche Mädchen wie Blumen betrachten, mit denen man umgehen kann nach Gelüsten. Aber nun erst kommen die herbei, welche Ernst machen wollen, welche eine schöne Frau haben möchten und eine gute. Deren waren nun damals im Heimiswyler Tale viele, und sie waren einstimmig der Meinung, daß nicht für jeden eine im Tale selbst zu finden sei. Freilich wollten die meisten zu guten und schönen noch reiche Weiber. Aber man weiß, wie das beim jungen Volke geht, welches alle Tage eine andere Rechnung macht und immer das am höchsten in Rechnung stellt, was ihm gerade am besten gefällt. Darum war Elsi vor diesen alle Tage weniger sicher, sie sprachen es an auf dem Kirchweg und auf dem Marktweg und des Nachts hoscheten (klopften) sie an ihr Fenster, sagten ihre Sprüche her, und wenn sie hinten aus waren, so fingen sie wieder von vornen an, aber alles umsonst. Elsi gab auf dem Wege wohl freundlichen Bescheid, aber aus dem Gaden (der Kammer) denen vor den Fenstern nie Gehör. Und wenn, wie es im Bernbiet oft geschieht, die Fenster eingeschlagen, die Gadentüre zertrümmert wurde, so half das den Liebhabern durchaus nichts. Entweder schaffte sie sich selbst Schutz und räumte die Kammer, oder sie stieg durchs Ofenloch in die untere Stube hinab; dorthin folgt kein Kiltbub (Bursche, der fenstert) einem Mädchen.

Unter denen, welche gern eine schöne und gute Frau gehabt hätten, war ein Bauer, nicht mehr ganz jung. Aber noch nie war ihm eine schön und gut genug gewesen, und wenn er auch eine gefunden zu haben glaubte, so brauchte die nur mit einem andern Burschen ein freundlich Wort zu wechseln, so war

er fertig mit ihr und sah sie nie mehr an. Christen hieß der Bursche, der von seiner Mutter her einen schönen Hof besaß, während der Vater mit einer zweiten Frau und vielen Kindern einen andern Hof bewirtschaftete. Christen war hübsch und stolz, keinen schöneren Kanonier sah man an den Musterungen, keinen tüchtigern Bauer in der Arbeit und keinen kuraschierteren Menschen im Streit. Aber allgemach hatte er sich aus den Welthändeln zurückgezogen. Die Mädchen, welche am Weltstreit vordem die Hauptursache waren, — jetzt ist es das Geld — waren ihm verleidet, er hielt keines für treu, und um ihn konnte der Streit toben, konnten Gläser splittern und Stuhlbeine brechen, er bewegte sich nicht von seinem Schoppen.

Mit Mägden hatte er sich, wie es einem jungen Bauer ziemt, natürlich nie abgegeben, aber Elsi hatte so etwas Apartes in ihrem Wesen, daß man sie nicht zu den Mägden zählte und daß alle darüber einig waren, von der Gasse sei sie nicht Um so begieriger forschte man, woher denn eigentlich, aber man erforschte es nie. Dies war zum Teil Zufall, zum Teil war der Verkehr damals noch gar sparsam, und was zehn Stunden auseinander lag, das war sich fremder, als was jetzt fünfmal weiter auseinander ist. Wie allenthaben, wo ein Geheimnis ist, Dichtungen entstehen und wie, wo Weiber sind, Gerüchte umgehen, so ward gar mancherlei erzählt von Elsis Herkommen und Schicksalen. Die einen machten eine entronnene Verbrecherin aus ihr, andere eine entlaufene Ehefrau, andere eine Bauerntochter, welche einer widerwärtigen Heirat entflohen, noch andere eine uneheliche Schwester der Bäurin oder eine uneheliche Tochter des Bauern, welche auf diese Weise ins Haus geschmuggelt worden. Aber weil Elsi unwandelbar ihren stillen Weg ging, fast wie ein Sternlein am Himmel, so verloren all diese Gerüchte ihre Kraft, und eben das Geheimnisvolle in dieser Erscheinung zog die junge Mannschaft und besonders Christen immer mehr an. Sein Hof war nicht entfernt von Elsis

Dienstort, das Land stieß fast aneinander, und wenn Christen ins Tal hinunter wollte, so mußte er an ihrem Hause vorbei. Anfangs tat er sehr kaltblütig. Wenn er Elsi zufällig antraf, so sprach er mit ihr, stellte sich auch wohl zu ihr, wenn sie am Brunnen unterm breiten Dache Erdäpfel wusch oder was anderes. Elsi gab ihm freundlichen Bescheid, und ein Wort zog das andere nach sich, daß sie oft nicht fertig werden konnten mit Reden, was andern Leuten aber eher auffiel als ihnen selbst. Auch Christen wollte Elsi zum Weine führen, wenn er sie in Burgdorf traf oder mit ihr heimging am Heimiswyler Wirtshause vorbei. Aber ihm so wenig als andern wollte Elsi folgen und ein Glas Wein ihm abtrinken. Das machte Christen erst bitter und bös, er war der Meinung, daß, wenn ein junger Bauer einer Magd eine Halbe zahlen wolle, so sei das eine Ehre für sie, und übel an stünde es ihr, diese auszuschlagen. Da er aber sah, daß sie es allen so machte, und hörte, daß sie nie noch ein Wirtshaus betreten, seit sie hier sei, so gefiel ihm das und zwar immer mehr. Das wäre eine treue, dachte er, die nicht mit jedem liebäugelte und nicht um einen halben Birnstiel mit jedem hinginge, wo er hin wollte; wer so eine hätte, könnte sie zur Kirche und auf den Markt schicken oder allein daheim lassen, ohne zu fürchten, daß jemand anderes ihm ins Gehege käme. Und doch konnte er die Versuche nicht lassen, so oft er Elsi auf einem Wege traf, sie zum Weine zu laden oder ihr zu sagen, am nächsten Sonntag gehe er dorthin, sie solle auch kommen, und allemal ward er böse, daß er einen Abschlag erhielt. Es ist kurios mit dem Weibervolk und mit dem Mannevolk. Solange sie ledig sind, bloß werben oder Brautleute sind, da ist das Weibervolk liebenswürdig aus dem ff und das Mannevolk freigebig, daß einem fast übel wird, und zwar gleich zu Stadt und Land. So ein Bursche z. B. läßt Braten aufstellen oder wenigstens einen Kuchen und sollt' er ihn unter den Nägeln hervorpressen, versteigt sich zu rotem Weine, gegenwärtig sogar zu Champagner aus dem Weltschland (Frank-

reich)! und nicht oft genug kann er sein Mädchen zum Wein bestellen; er tut, als ob er ein Krösus wäre und sein Vater daheim nicht mehr Platz hätte vor lauter Geld und Gut. Ist derselbe aber einmal verheiratet, dann hat die Herrlichkeit ein Ende, und je freigebiger er gewesen, desto karger wird er, und allemal wenn sein Weib mit ihm ins Wirtshaus will, so setzt es Streit ab, und wenn das Weib es einmal im Jahr erzwingt, so hält der Mann es ihr sieben Jahre lang vor. Ähnlich haben es die Mädchen mit der Liebenswürdigkeit. Es wird halt auch so sein wie mit dem Specke, mit welchem man die Mäuse fängt. Ist die Maus gefangen und der Speck gefressen, so wächst auch nicht neuer Speck nach, der alte ist und bleibt gefressen. Hat ein Mann an die Liebenswürdigkeit gebissen und ist er gefangen, so hat man den Mann, warum sollte man noch fürder liebenswürdig sein?

Aus diesem Grunde kommt es wahrscheinlich, daß die meisten städtischen Väter ihren Töchtern ein Sackgeld vorbehalten, welches aber sehr oft nicht ausgezahlt wird; auf dem Lande ist man noch nicht so weit und namentlich im Heimiswyl Graben nicht.

Trotz dem Böswerden ward Elsi dem Christen immer lieber, immer mehr drang sich ihm die Überzeugung auf: die oder keine. Ihr zu Lieb und Ehr tat er manchen Gang, kam oft zum Besuch in des Bauern Haus, und immer öfter vor des Mädchens Fenster, doch immer vergeblich, und allemal nahm er sich vor, nie mehr zu gehen, und nie konnte er seinen Vorsatz halten. Elsi kam, wenn sie seine Stimme hörte, wohl unters Fenster und redete mit ihm, aber weiter brachte Christen es nicht. Je zärtlicher er redete, desto mehr verstummte das Mädchen; wenn er vom Heiraten sprach, so brach es ab, und wenn er traulich wurde, die eigenen Verhältnisse auseinandersetzte und nach denen von Elsi forschte, so machte sie das Fenster zu. Dann ward Christen sehr böse, er ahnte nicht, welchen Kampf Elsi im Herzen bestand.

Anfänglich war es Elsi wohl in der Fremde, so allein und ohne alles Kreuz vom Vater her, aber allgemach war eben dieses Alleinestehen ihr zur Pein, denn ohne Bürde auf der Welt soll der Mensch nicht sein. So niemanden zu haben, zu dem man sich flüchten, auf den man in jeder Not bauen kann, das ist ein Weh, an dem manches Herz verblutet. Als Christen der stattlichen Maid sich nahte, tat es Elsi unendlich wohl; Christen war ja eine Brücke in ihre alten Verhältnisse, von der Magd zur Meisterfrau. Aber um zu heiraten, mußte sie sagen, wer sie war, mußte ihre Verhältnisse offenbaren, mußte in der Heimat sagen, wohin sie gekommen; das war's, was sie nicht konnte.

Elsi war überzeugt, daß Christen, sobald er wußte, wer sie war, sie sitzen ließe, und das wollte sie nicht ertragen. Sie wußte zu gut, wie übel berüchtigt ihr Vater war, Land auf Land ab, und daß man in diesem Tale hundertmal lieber ein armes Tagelöhnermädchen wollte, als eines von übelberüchtigter Familie her. Wie manches arme Kind sich eines reichen Mannes freut seiner Eltern wegen, weil es hofft, Sonnenschein bringen zu können in ihre trüben alten Tage, so kann ein Kind schlechter Eltern sich nicht freuen. Es bringt nichts als Schande in die neue Familie, den schlechten Eltern kann es nicht helfen, nicht helfen von ihrer Schande, nicht helfen von ihren Lastern. So wußte auch Elsi, daß ihrem Vater nicht zu helfen war, auf keine Weise. Geld war nur Öl ins Feuer und ihn bei sich ertragen, das hätte sie nicht vermocht und hätte es viel weniger einem Manne zugemutet, was die leibliche Tochter nicht ertrug. Das ist eben der Fluch, der auf schlechten Eltern liegt, daß sie das Gift werden in ihrer Kinder Leben, ihr schlechter Name ist das Gespenst, das umgeht, wenn sie selbst schon lange in ihren Gräbern modern, das sich an die Fersen der Kinder hängt und unheilbringend ihnen erscheinet, wenn Glück sich ihnen nahen, bessere Tage ihnen aufgehen wollen.

Es kämpfte hart in dem armen Mädchen, aber sein Geheimnis konnte es nicht offenbaren. Wenn Christen je

gesehen hätte, wie der Kampf Elsi Tränen auspreßte, wie sie seufzte und betete, er wäre nicht so böse geworden, er hätte vielleicht in verdoppelter Liebe das Geheimnis entdeckt, aber was da innen in uns sich reget, das hat Gott nicht umsonst dem Auge anderer verborgen. Es kam Elsi oft an wegzuziehen, in dunkler Nacht wieder zu verschwinden, wie sie in ihrer Heimat verschwunden war, und doch vermochte sie es nicht. Sie redete sich ein, die Leute würden ihr Böses nachsagen, sie sei mit dem Schelmen davongegangen oder noch Schlimmeres, aber es war etwas anderes, welches sie hielt, was sie sich aber selbst nicht gestand. So litt das arme Mädchen sehr, das höchste Glück ihm so nahe und doch ein Gespenst zwischen ihm und seinem Glücke, das es ewig von selbigem schied. Und dieses Gespenst sahen andere Augen nicht, sie durfte nicht schreien, sie mußte die bittersten Vorwürfe ertragen, als ob sie schnöde und übermütig das Glück von sich stieße.

Diese Vorwürfe machte ihr nicht nur Christen, sondern auch die Bäurin, welche Christens Liebe sah und ihrer Magd, welche ihr lieb wie eine Schwester war, dieses Glück wohl gönnte, was nicht alle Meisterfrauen getan hätten. Bei diesen Anlässen konnte sie recht bitter werden in den Klagen über Mangel an Zutrauen, ja manchmal sich des Deutens nicht enthalten, daß Elsi wohl etwas Böses zu bewahren hätte, weil sie dasselbe nicht einmal ihr, welche es doch so gut meine, anvertrauen wolle.

Das fühlte Elsi mit Bitterkeit, sie sah recht elend aus, und doch konnte sie nicht fort, konnte noch viel weniger das Gespenst bannen, das zwischen ihr und ihrem Glücke stand. Da geschah es am alten Neujahr, d. h. an dem Tage, auf welchen nach dem alten Dato nach russischem Kalender das Neujahr gefallen wäre, und welches, so wie die alte Weihnacht, ehedem noch allgemein gefeiert wurde auf dem Lande, jetzt nur noch in einigen Berggegenden, daß Elsi mit der Bäurin nach Burgdorf mußte. Der Tag war auf einen Markttag ge-

fallen, es war viel Volk da, und lustig ging es her unterm jungen Volke, während unter den Alten viel verkehrt wurde von den Franzosen, von welchen die Rede war, wie sie Lust hätten an das Land hin, wie man sie aber bürsten (verhauen) wollte, bis sie genug hätten. Nur vorsichtig ließen hier und da einige verblümte Worte fallen von Freiheit und Gleichheit und den gestrengen Herren zu Bern, und sie taten wohl mit der Vorsicht, denn Teufel und Franzos waren denen aus den Bergen ungefähr gleichbedeutend. — Als die Bäurin ihre Geschäfte verrichtet hatte, steuerte sie dem Wirtshause zu, denn leer ging sie von Burgdorf nicht heim und namentlich am alten Neujahr nicht. Sie wollte Elsi mitnehmen, welche aber nicht wollte, sondern sich entschuldigte, sie hätte nichts nötig, und wenn sie beide hineingingen, so müßten sie sich eilen, weil niemand daheim die Sache mache; gehe sie aber voran, so könne die Bäurin bleiben, so lange es ihr anständig sei, bis sie Kameradschaft fände für heim oder gar eine Gelegenheit zum Fahren.

Wie sie da so schwatzten miteinander, kam Christen dazu, stand auf die Seite der Meisterfrau und sagte zu Elsi, jetzt müsse sie hinein; das wäre ihm doch seltsam, wenn ein Mädchen in kein Wirtshaus wollte. Elsi blieb fest und lehnte manierlich ab: sie möge den Wein nicht erleiden, sagte sie, und daheim mache niemand die Haushaltung. Sie müsse kommen, sagte Christen, trinken könne sie so wenig sie wolle und gehen wenn sie wolle, aber einmal wolle er wissen, ob sie sich seiner schäme oder nicht.

Das sei einfältig von ihm, sagte Elsi, er solle doch denken, wie eine arme Magd sich eines Bauern schämen sollte, und zürnen solle er nicht, aber es sei ihr Lebtag ihr Brauch gewesen, sich nicht eigelich (zu etwas Besonderem) zu machen, sondern erst zu sinnen, dann zu reden, dann bei dem zu bleiben, was geredet worden. Die gute Bäurin, welche wenig von andern Gründen wußte, als von Mögen und Nichtmögen, half drängen und sagte, das sei doch wunderlich getan, und wenn zu ihrer

Zeit sie ein ehrlicher, braver Bursche zum Weine habe führen wollen, so hätte sie sich geschämt, es ihm abzusagen und ihm diese Schande anzutun. Es ist nun nichts, welches den Zorn des Menschen eher entzündet und sein Begehren stählt, als ein solcher Beistand, darum ward Christen immer ungestümer und wollte mit Gewalt Elsi zwingen. Aber Elsi widerstand. Da sagte Christen im Zorn: „He nun, du wirst am besten wissen, warum du in kein Wirtshaus darfst, aber wenn du nicht willst, so gibt es andere." Somit ließ er Elsi fahren und griff rasch nach einem andern Heimiswyler Mädchen, welches eben vorüberging und willig ihm folgte. Die Bäurin warf Elsi einen bösen Blick zu und sagte: „Gäll, jetzt hast's!" und ging nach. Da stand nun Elsi, und das Herz wollte es ihr zerreißen, und der Zorn über Christens verdächtige Worte und die Eifersucht gegen das willige Mädchen hätten fast vollbracht, was die Liebe nicht vermochte, und sie Christen nachgetrieben. Indessen hielt sie sich, denn vor den Wirtshäusern, in welchen ihre Familienehre, ihr Familienglück zugrunde gegangen, hatte sie einen Abscheu und zugleich, weil sie in denselben am meisten Gefahr lief, erkannt zu werden oder etwas von ihrem Vater vernehmen zu müssen. In den Wirtshäusern ist's, wo die Menschen zusammenströmen und sich Zeit nehmen zu betrachten und heimzuweisen, was beim flüchtigen Begegnen auf der Straße unbeachtet vorübergeht. Elsi ging heim, aber so finster war es in ihrem Herzen nie gewesen, seit den Tagen, an welchen das Unglück über sie eingebrochen war. Anfangs konnte sie sich des Weinens fast nicht enthalten, aber sie unterdrückte dasselbe mit aller Gewalt, der Leute wegen. Da nahm ein bitterer, finsterer Groll immer mehr Platz in ihr. So ging es ihr also; sie sollte nicht nur niemals glücklich sein, sondern noch eigens geplagt und verdächtigt werden, und sie mußte sich das gefallen lassen und konnte sich nicht rechtfertigen. Wie ehedem in gewaltigen Revolutionen die Berge aus der Erde gewachsen sein sollen, so wuchs aus den Wehen

ihres Herzens der Entschluß empor, von allen Menschen mehr und mehr sich abzuschließen, mit niemandem etwas mehr zu haben, nicht mehr zu reden, als sie mußte, und sobald möglich da wegzugehen, wo man so gegen sie sein könnte.

Als die Meisterfrau heim kam, stärkte sie diesen Entschluß; sie beabsichtigte freilich das Gegenteil, aber es ist nicht allen Menschen gegeben, richtig zu rechnen, nicht einmal in Beziehung auf die Zahlen, geschweige denn in bezug auf die Worte Sie erzählte, wie Christen sich lustig gemacht in Burgdorf, und sicher gehe er mit dem Mädchen heim, und was es dann gebe, könne niemand wissen, das Mädchen sei hübsch und reich und pfiffig genug, den Vogel zu fangen. Das würde Elsi recht geschehen und sie möchte es ihr gönnen, denn das sei keine Manier für eine Magd, mit einem Bauern so umzugehen. Aber sie fange auch an zu glauben, da müsse was dahinter sein, das nicht gut sei, anders könne sie ihr Betragen nicht erklären, oder sei es anders, so solle sie es sagen. Diesem setzte Elsi nichts als trotziges Schweigen entgegen. In trotzigem Schweigen ging sie zu Bette und wachte mit ihm auf, als es an ihr Fenster klopfte und Christens Stimme laut ward vor demselben. Dieser hatte es doch nicht übers Herz bringen können, einen neuen Tag aufgehen zu lassen über seinem Zwist mit Elsi. Er trank, wie man sagt, guten Wein, und je mehr er trank, desto besser ward er. Je mehr der Wein auf dem Heimweg über ihn kam, desto mehr zog es ihn zu Elsi, mit ihr Frieden zu machen. Im Wirtshaus zu Heimiswyl kehrte er mit seinem Mädchen ein, aber nur, um desselben los zu werden mit Manier, ließ eine Halbe bringen, bestellte Essen, ging unter einem Vorwand hinaus, bezahlte und erschien nicht wieder. Das Mädchen war wie gesagt nicht von den Dummen eins, es merkte bald, woran es war, jammerte und schimpfte nicht, hielt nun mit dem, was Christen bezahlt hatte, einen andern zu Gast, und so fehlte es ihm nicht an einem Begleiter nach Hause. Dem armen Christen ging es nicht so gut. Elsi, durch die Bäurin

neu aufgeregt, hielt ihren Entschluß fest und antwortete nicht, wie Christen auch bat; sie mußte den Kopf ins Kissen bergen, damit er ihr Weinen nicht höre, aber sie blieb fest und antwortete auch nicht einen Laut. Christen tat endlich wild, aber Elsi bewegte sich nicht, zuletzt entfernte sich derselbe halb zornig, halb im Glauben, Elsi habe zu hart geschlafen und ihn nicht gehört. Aber er ward bald inne, wie Elsi es meine Die frühere Freundlichkeit war dahin; Elsi tat durchaus fremd gegen ihn, antwortete ihm nur das Notwendigste, dankte, wenn er ihr die Zeit wünschte, in allem übrigen war sie unbeweglich. Christen ward fuchswild darob und konnte Elsi doch nicht lassen. Hundertmal nahm er sich vor, nicht mehr an sie zu denken, sich ganz von ihr loszumachen, und doch stand sie beständig vor seinen Augen; ihre weißen Hemdärmel am Brunnen sah er durch sieben Zäune schimmern, und an allen Haaren zog es ihn, bis er unter ihrem Fenster stand. Hundertmal nahm er sich vor, rasch eine andere zu freien und so dem Dinge ein Ende zu machen, aber er konnte mit keinem Mädchen freundlich sein, und wenn eines gegen ihn freundlich war, so ward er böse, es war ihm, als trügen alle andern Mädchen die Schuld, daß Elsi sich so gegen ihn verhärte.

Während Christens Weh im Herzen wuchs als wie ein bös Gewächs, wuchs auch der Lärm mit den Franzosen von Tag zu Tag. Schon lange waren Soldaten auf den Beinen, viele Bataillone standen gesammelt den Franzosen bereits gegenüber, welche an den Grenzen lagen und im Waadtlande. Immer mehr bildete sich beim Volke der Glaube aus, der Franzos fürchte sich, dürfe nicht angreifen und unterdessen schlichen viele herum, die das Gerücht zu verbreiten suchten, die Herren wollten das Volk verraten; wäre dieses nicht, der Franzos wäre längst abgezogen, aber er passe auf die Gelegenheit und bis er mit den Herren einig sei. Das echte Landvolk haßte den Franzos wie den Antichrist, ärger als einen menschenfressenden Kannibalen, daher ärgerte es sich schwer an dem Zögern der Herren

auf dem Rathause; das Schwanken dort war eben nicht geeignet, jene Verleumdungen Lügen zu strafen. Eine schauerliche Nachricht jagte die andere. Da kam plötzlich die Botschaft, losgebrochen sei der Krieg und die Postboten flogen durch die Täler, alle eingeteilte Mannschaft auf die Sammelplätze zu entbieten. Es war den ersten März spät abends, als auch Christen den Befehl erhielt. Alsobald rüstete er sich und bestellte sein Haus, und Nachbar um Nachbar kam, bot seine Dienste an, und keiner vergaß der Mahnung: „Schont sie nicht, die Franzosen, laßt keinen entrinnen, schießt ihnen Köpfe und Beine ab, verbrennt sie dann noch lebendig! Sie wissen es dann in Zukunft, daß sie uns ruhig lassen sollen, die Mordioteufel!" — Christen mochte nicht warten, bis der Letzte fort war, aber ohne Abschied von Elsi wollte er auch nicht fort. Als er an ihr Fenster kam, ging es ihm wie früher. Er erhielt auf Rede und Klopfen keine Antwort. Da sprach er: „Hör', Elsi, ich bin da eben in der Montur und auf dem Weg in den Krieg, und wer weiß, ob du mich lebendig wieder siehst, einmal wenn du so tust, gewiß nicht. Komm hervor, sonst könnte es dich gereuen, solange du lebst." — Die Worte drangen Elsi ins Herz, sie mußte aufstehen und ans Fenster gehen. Da sagte Christen: „So kommst du doch noch, aber jetzt gib mir die Hand und sag' mir, du zürnest mir nicht mehr, und wenn mich Gott gesund erhält, so wollest du mein Weib werden, versprich mir's." — Elsi gab ihre Hand, aber schwieg. — „Versprichst mir's?" fragte Christen. Es wollte Elsi das Herz abdrücken, und lange fand sie keinen Laut, und erst als Christen noch einmal sagte: „So red' doch, sag' mir, du wollest mich, daß ich auch weiß, woran ich bin," antwortete sie: „Ich kann nicht." — „Aber Elsi, besinn' dich," sagte Christen, „denke, du könntest reuig werden, sage ja." — „Ich kann nicht," wiederholte Elsi. „Elsi, besinn' dich!" bat Christen dringend, — „sag' mir das nicht zum drittenmal; wer weiß, ob du mir dein Lebtag noch etwas sagen kannst, sag' ja, um Gottes

willen bitt' ich dich." — Ein Krampf faßte Elsis Brust, endlich hauchte sie: „Ich kann nicht." — „So sieh, was du gemacht hast!" antwortete Christen, „und verantworte es dann vor Gott." — Mit diesen Worten stürzte er fort; Elsi sank bewußtlos zusammen.

Still ging der zweite März über dem Tale auf. Die meisten Bewohner waren am Abend vorher lange auf gewesen und hatten den Abziehenden das Geleit gegeben, und so begann erst spät des Tages Geräusch. Elsi war betäubt und ging herum wie ein Schatten an der Wand. Die Meisterfrau hatte wohl gemerkt, daß Christen oben am Fenster Abschied genommen, aber nichts verstanden. Sie hoffte, daß sie sich verständigt und fühlte Mitleiden mit Elsis Aussehen, welches sie der Angst um Christens Leben zuschrieb. Sie tröstete, so gut sie konnte und sagte, es sei noch nicht gewiß, daß es Krieg gäbe, vielleicht sei es nur wieder blinder Lärm. Und wenn schon, so hätte sie gehört, unter hundert Kugeln treffe nicht eine einzige, und Christen sei alt genug, um aufzupassen, daß ihn keine treffe und nicht so wie ein Sturm (unbedachtsamer oder betrunkener Mensch) drein zu rennen, ohne sich zu achten wohin; Elsi sollte nur nicht Kummer haben, es werde noch alles gut gehen, und ehe Pfingsten da sei, könne es eine schöne Hochzeit geben. — Dieser Trost wirkte aber wiederum umgekehrt, und Elsi begann, ganz gegen ihre Gewohnheit, laut aufzujammern. „Er kommt nicht wieder, ich weiß es, und ich bin schuld daran," rief sie verzweiflungsvoll. — „Aber mein Gott, hast du es denn nicht mit ihm ausgemacht und ihm das Wort gegeben? Er wird doch expreß deswegen gekommen sein und vielleicht dir den Hof noch lassen verschreiben, ehe er von Burgdorf ausrückt." — „Nein! habe ich gesagt und er hat gesagt, lebendig werde ich ihn nicht wiedersehen." — Da schlug die Bäurin die Hände über dem Kopf zusammen und sagte: „Aber, mein Gott, mein Gott, bist du verrückt oder eine Kindsmörderin oder eine Schinderstochter? Eins von diesen dreien

muß sein, sonst hättest du es nicht übers Herz gebracht, einen solchen Burschen von der Hand zu weisen. Bist eine Schinderstochter oder eine Kindsmörderin? Ich will es jetzt wissen." — „Keins von beiden bin ich," sagte Elsi, tief verletzt über solchen Verdacht; „von vornehmen Leuten bin ich her, wie hier im ganzen Kirchspiel keine wohnen, und was mein Vater getan hat, dessen bin ich nicht schuld." — „So, was hat der gemacht?" fragte die Frau — „er wird jemanden gemordet haben oder falsches Geld gemacht und ins Zuchthaus gekommen sein." — „Nein, Frau," sagte Elsi, „ich weiß nicht, warum Ihr mir das Schlimmste ansinnet." — „Aber etwas muß es doch sein, das dir im Weg ist; so wegen nichts schlägt man einen solchen Mann nicht aus. Vielleicht hat er falsche Schriften gemacht oder wird sich selber gemordet haben und nicht im Kirchhof begraben worden sein." — „Nein, Frau," sagte Elsi, „das ist nicht wahr; er hat Geltstag (bankerott) gemacht und muß jetzt betteln gehn. Ich will es gleich heraussagen, sonst meint man, wie schlecht ich sei, und es wird ohnehin bald alles aus sein, und da möchte ich nicht, daß man mir Schlechtes ins Grab redete." — „Was, geltstaget, und deswegen willst du nicht heiraten, du Tropf du? Und das darfst du nicht sagen? Je weniger du hast, einen desto reichern Mann bedarfst du. Wenn niemand heiraten wollte, in dessen Familie irgendeiner Geltstag gemacht, denke nur, wieviele ledig bleiben müßten, denen das Heiraten so wohl ansteht." — „O Frau," sagte Elsi, „Ihr wißt nicht, wer wir gewesen sind und was unser Unglück für mich war." — „O, doch nicht etwa unserem Herrgott seine Geschwister?"

„O Herr, o Herr, o Mutter, o Mutter! Sie kommen, sie kommen!" schrie draußen ein Kind. — „Wer?" rief die Frau. — „Die Franzosen, sie sind schon im Lochbach oder doch in Burgdorf; hör', wie sie schießen!" „O Christen, o Christen!" schrie Elsi; alle liefen hinaus. Draußen stand alles vor den Häusern, so weit man sehen konnte und „Pung, Pung" tönte

es Schuß um Schuß dumpf über den Berg her. Ernst horchten die Männer, bebend standen die Weiber, und wo möglich stand jedes neben oder hinter dem Manne, rührte ihn an oder legte die Hand in die seine, und gar manches Weib, das lange dem Manne kein gutes Wort gegeben, ward zärtlich und bat: „Verlaß mich nicht, um tausend Gottes willen verlaß mich nicht, mein Lebtag will ich dir kein böses Wort mehr geben!" — Endlich sagte ein alter Mann am Stecken: „Gefährlich ist das nicht, es ist weit noch, jenseits der Aare, wahrscheinlich am Berg. Wenn sie in Gränchen mustern, hört man das Schießen akkurat so. In Lengnau stehen die Berner, und oben auf dem Berg sollen auch deren sein; in Solothurn wird man den Franzosen schon heiß machen, das sind die rechten, die Solothurner, beim Schießen immer die lustigsten." — Das machte den Weibern wieder Mut, aber manchem Knaben, der Flinte oder Hellebarde in der Hand auf dem Sprunge zum Ablauf stand, war der Ausspruch nicht recht. — „Wir gehen gleich," sagte einer, „und sollte es bis Solothurn sein. Wenn wir alsbald fortmarschieren, so kommen wir vielleicht noch zum rechten Hauptstreit." — „Ihr wartet," befahl der Alte. „Wenn einer hier läuft, der andere dort, so richtet man nichts aus, mit einzelnen Tropfen treibt man kein Mühlrad. Wenn in Solothurn die Franzosen durchbrechen, dann ergeht der Sturm (das Sturmläuten), die Glocken rufen, auf den Hochwachten wird geschossen, und die Feuer brennen auf, läuft alles miteinander in Gottes Namen, was Hände und Füße hat, dann geht's los, und der Franzos wird erfahren, was es heißt ins Bernbiet kommen. Bis dahin aber wartet." — Das war manchem wilden Buben nicht recht, er drückte sich auf die Seite, verschwand, und mehr als einer kam nie wieder. — „Du glaubst also nicht, daß unsere Leute schon im Krieg seien?" frug bebend Elsi an des Alten Seite. — „O nein," sagte der Alte, „die werden wohl erst jetzt von Burgdorf ausrücken gegen Fraubrunnen oder Bätterkinden zu; was für Befehl sie bekommen, weiß ich nicht. Aber schaden würde es nichts,

wenn jemand auf Burgdorf ginge, um da zu hören, was vorgeht."

Aber in Burgdorf war es nicht viel besser, als hinten im Heimiswylgraben; ein Gerücht jagte das andere, eines war abenteuerlicher als das andere. Die Franzosenfeinde wußten zu erzählen, wie die Fremdlinge geschlagen worden, und, wo nicht tot, doch schon mehr als halbtot seien; die Franzosenfreunde wußten das Umgekehrte: das ganze Bernerheer sei geschlagen, gefangen oder verraten, und predigten laut, man solle sich doch nicht wehren, man gewinne nichts damit, als eine zerschossene oder zerstochene Haut. So wogten die Gerüchte hin und her, wie vor einem Gewitter die Wolken durcheinander gehen.

Gegen Abend hatte das Schießen aufgehört, es war ruhig geworden auf der Landschaft, man hoffte, die Franzosen seien in Solothurn gefangen genommen worden gleich wie in einer Falle. Elsi war auch ruhiger geworden auf diese Hoffnung hin. Sie hatte der Bäurin sagen müssen, wer sie eigentlich sei, und da hatte diese wiederum die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen. Von dem Müller hatte sie gehört, von seinem Tun und Reichtum, und da ihr nur dieser recht in die Augen schien, so betrachtete sie Elsi mit rechtem Respekt. Keinem Menschen hätte sie geglaubt, sagte sie, daß so eine reiche Müllerstochter sich so stellen könne, aber daß sie nicht ihr Lebtag Magd gewesen, das hätte sie ihr doch gleich anfangs angesehen. — „Und das, du Tröpflein, hast du ihm nicht sagen dürfen? Und wenn dein Vater schon ein Hudel (Lump) ist, so ist deine Familie doch reich und vornehm und sonst nichts Unsauberes darin, und da muß einer eins gegen das andere rechnen. O, wenn ich Christen doch das nur gleich sagen könnte; du würdest sehen, das machte ihm nicht nur nichts aus, er nähme noch den Vater zu sich, nur daß er von der Gemeinde käme." — „Das begehre ich nicht," sagte Elsi, „ich begehre nicht mehr mit dem Vater zusammenzukommen, und Christen kann ich doch nicht heiraten, ich will gar nicht heiraten, nie und nimmer-

mehr. Ich müßte mir doch meinen Vater vorhalten lassen oder daß ich arm sei. Ich weiß wohl, wie das Mannevolk ist, und das möchte ich nicht ertragen. Aber wenn Christen nur nicht im Zorne tut, was unrecht ist, und den Tod sucht, ich überlebte es nicht.“ — „Du bist ein Tröpflein,“ sagte die Bäurin, „so etwas ihm nicht zu sagen; das war nur der Hochmut, der dich plagte. Aber wart', wir wollen ihm morgen Bescheid machen, es wird wohl der eine oder der andere Alte seinen Söhnen, die bei den Soldaten sind, etwas schicken wollen, Käs oder Kirschwasser; da will ich dem Christen sagen lassen, es sei daheim ander Wetter und er solle machen, daß er sobald als möglich heim käme, aber gesund und gerecht. Er wird schon merken, was gemeint ist.“ — Elsi wollte davon lange nichts hören, klagte wie reuig sie sei, daß sie ein Wort gesagt, drohte, sie laufe fort, jammerte, daß sie nicht schon lange gestorben, und wenn Christen nur lebendig heim komme, so wolle sie gern auf der Stelle sterben, aber heiraten wolle und könne sie nicht. Die Bäurin ließ sich nicht irre machen; sie hatte die Heirat im Kopf, und wenn eine Frau eine Heirat auf dem Korn hat, so ist's schwer, sie davon abzubringen. Nun ruhte die Bäurin nicht, bis sie einen aufgefunden, der mit Proviant den Soldaten nachgeschickt wurde von einer sorgsamen Mutter, und schärfte dem es ein, was er dem Christen zu sagen hätte. Was die Bäurin getan, goß Balsam in Elsis Herz, aber sie gestand es nicht ein; sie zankte mit der Bäurin und zankte mit sich, daß sie ihr Geheimnis vor den Mund gelassen, sie wußte nicht, sollte sie bleiben oder gehen; es mochte ihr fast sein, wie einem Festungskommandanten, der erst von Verteidigung bis in den Tod, von in die Luft sprengen gesprochen, und dem allgemach die Überzeugung kommt, das trüge nichts ab und leben bleiben sei doch besser.

Der dritte März lief ab ohne Kanonendonner, aber Gerüchte kamen, Freiburg sei über und Solothurn, die Stadt Büren sei verbrannt; die Herren wollten das Land übergeben

ohne Krieg. Dieses Gerücht entzündete furchtbaren Zorn, soweit es kam. Da wollten sie doch auch noch dabei sein, sagten die Bauern, aber erst müßten die Schelmen an den Tanz, die Dinge verkauften, welche ihnen nicht gehörten. Gegen Abend wollte man Soldaten gesehen haben, die von Wynigen kommend quer durchs Tal gegangen seien. Die sollten gesagt haben, sie kämen vom Weißenstein und alles sei aus; die einen hätten kapituliert, die andern seien sonst auseinander gegangen, und die Franzosen würden da sein, ehe man daran denke.

Dieser Bericht ging mit Blitzesschnelle durchs ganze Tal und regte alles auf, aber wie ein Blitz verschwand er auch; am Ende wußte man nicht, wer die Soldaten gesehen hatte; man wußte nicht mehr, waren es eigentliche Soldaten gewesen oder Spione, welche das Land auskundschaften sollten, denn es seien viele Deutsche bei den Franzosen, hieß es, die akkurat gleich redeten, wie man hier rede, und überhaupt beschaffen seien, wie andere Menschen. Diese Nachricht hinterließ nichts, als vermehrte Unschlüssigkeit; man wußte nicht, sollte man die ausgerückten Leute zurückerwarten oder sollte man nachrücken. Man stand umher, packte auf, packte ab, es war akkurat, als ob es eigens dazu angelegt wäre, den Volksmut wirkungslos verpuffen und verrauchen zu lassen.

Der Bursche, der ausgesandt worden war, kam erst am zweiten Tag, am vierten März, zurück, aber mit bösem Bescheid. Christen hätte er nicht finden können, sagte er aus. Es hätte geheißen, er sei gegen Bätterkinden zu gerückt mit seiner Batterie, dahin habe er ihm nicht nach wollen; es heiße, unüberlegt trappe (trete) man in die Franzosen hinein wie in ein Hornissennest, und ihre Dragoner kämen daher, wie in den Lüften; wenn man meine, sie seien noch eine Stunde weit, so hätte man sie schon auf dem Hals. Er habe daher den Gruß in Fraubrunnen abgegeben mit dem Auftrage, ihn dem Christen zuzustellen, wenn man ihn sehe. Zurück kämen die Leute aber nicht; sie wollten auf die Franzosen warten, heiße es, und

andere meinten, man warte nur auf Zuzug und wolle dann auf die Franzosen, welche sich nicht aus Solothurn hervorlassen dürften. Bald werde es losgehen, darauf könne man zählen.

Dieser Bescheid regte Elsi fürchterlich auf. Also Krieg war's und da hinein war Christen von Elsis Nein gejagt, und niemand besänftigte ihn, und die gute Botschaft hatte er nicht vernommen; lebendig sah sie ihn also nicht wieder! Es drängte sie ihm, die Botschaft selbst zu bringen, aber sie wußte keinen Weg und fürchtete so allein in die Franzosen zu laufen, und die Bäurin tröstete sie, der Landsturm werde allweg bald ergehen, da mache sich alles, da könne sie mit, sie wolle für sie daheim bleiben, denn wegen des Viehes könne doch nicht alles fort. So werde sie früh genug kommen, denn man werde die Sache doch nicht lassen angehen, bis alles beieinander sei.

Alles rüstete sich, jeder suchte seine Waffe sich aus; eine tüchtige zweizinkige Schoßgabel an langem Stiele, mit welcher man in der Ernte die Garben ladet, stellte Elsi sich zur Hand und wartete mit brennender Ungeduld des Aufbruchs.

Am 5. März war's, als der Franzos ins Land drang, im Lande der Sturm (das Sturmläuten) erging, die Glocken hallten, die Feuer brannten auf den Hochwachten, die Böller krachten und der Landsturm aus allen Tälern brach, der Landsturm, der nicht wußte, was er sollte, während niemand daran dachte, was er mit ihm machen sollte. Aus den nächsten Tälern strömte es Burgdorf zu; dort hieß es, man solle auf Fraubrunnen, die Nachricht sei gekommen, daß die Franzosen von Solothurn aufgebrochen; auf dem Fraubrunner Felde sollte geschlagen werden, dort warteten die Berner und namentlich Füsiliere und Kanoniere aus dieser Gegend. Der Strom wälzte sich das Land ab, Kinder, Greise, Weiber bunt durcheinander, an eine Ordnung ward auch nicht von ferne gedacht, dachte doch selten jemand daran, was er eigentlich machen sollte vor dem Feinde. Von einem wunderbaren, fast unerklärlichen Gefühle getrieben, lief jeder dem Feinde zu, als ob es gälte, eine

Herde Schafe aus einem Acker zu treiben. Das beginnende Schießen minderte die Eile nicht, es schien jedem Angst zu sein, er käme zu spät. Unter den Vordersten war immer Elsi, und jeder Schuß traf ihr Herz, denn sie mußte denken: Hat er Christen getroffen? Sowie sie aus dem Walde bei Kernenried kamen, erblickten sie den beginnenden Kampf am äußersten Ende des Fraubrunner Feldes gegen Solothurn zu. Kanonen donnerten, Bataillonsfeuer krachten, jagende Reiter wurden sichtbar, Rauchmassen wälzten sich über das Moos hin. Erstaunt standen die Landstürmer, sie hatten nie ein Gefecht gesehen, wenigstens unter Hunderten nicht einer. Wie das so fürchterlich zuging hin und her, und von weitem wußte man nicht einmal, wer Feind, wer Freund war! Je länger sie zusahen, desto mehr erstaunten sie, es begann ihnen zu grusen vor dem wilden Feuer mit Flinten und Kanonen und alles scharf geladen; sie fanden, man müsse warten und zusehen, welchen Weg es gehe; wenn man da so aufs Geratewohl zumarschiere, so könne man unter die Lätzen (Unrichtigen) kommen. Kein Mensch war da, sie zu ordnen, zu begeistern, rasch in den Feind zu führen. Es waren in jenen Tagen die Berner mit heilloser Blindheit geschlagen. Das Feuer der Soldaten ließ man auf die gräßlichste Weise erkalten, und wenn's erkaltet war ob dem langen nutzlosen Stehen, manchmal lange Zeit ohne Führer, liefen sie halt auseinander. Das einzige Mal, wo die Soldaten vorwärts geführt wurden, statt zurück, erfuhren die Franzosen, was Schweizerkraft und Mut noch dato können, bei Neuenegg erfuhren sie es. Elsi ward es himmelangst, als man so müßig dastand, als gar hier und da eine Stimme laut wurde: „Ihr guten Leute, am besten wär's, wir gingen heim, wir richten da doch nichts aus." — Und wenn niemand zu Hilfe wolle, so gehe sie, wofür man denn bis hierher gekommen, sagte Elsi. Wenn sie nur den kürzesten Weg übers Moos wüßte. Sie kämen mit, riefen einige junge Bursche, und die Masse verlassend, eilten sie auf dem nächsten Weg Fraubrunnen zu. Als sie dort auf die Landstraße kamen,

war ein hart Gedränge, eine Verwirrung ohnegleichen. Mit Gewalt fast mußte sie sich drängen durch Berner Soldaten, die auf der Straße standen und müßig zusahen, wie vorwärts ein ander Bataillon mit dem Feinde sich schlug. Auf die wunderlichste Weise schlug man sich, schlug sich vereinzelt mit dem Feind oder wartete geduldig, bis es ihm gefiel anzugreifen. Keiner unterstützte den andern, höchstens wenn ein Bataillon vernichtet war, gab ein anderes zu verstehen, es sei auch noch da und harre des gleichen Schicksals. Das alles sah Elsi im Flug, und wenn die Soldaten, die sie mit Püffen nicht schonte, schimpften und ihr zuriefen, sie solle heimgehen und Flachs spinnen, so sagte sie, wenn sie da stünden wie die Tröpfe, so müßte das Weibervolk voran, um das Vaterland zu retten, und wenn sie was nütz wären, so gingen sie vorwärts und hülfen den andern. Elsi hatte vom Moos weg eine große Linde gesehen, und bei derselben sah sie den Rauch von Kanonen, dort mußte ihr Christen sein, dorthin eilte sie mit aller Hast. Als sie auf die Höhe kam, hinter welcher von Fraubrunnen her die berühmte Linde liegt, wo die Berner vor bald fünfhundert Jahren die Gugler *) schlugen, donnerten die Kanonen noch, aber Elsi sah, wie rechts zwischen Straße und Moos, vom Rande des Raines gedeckt, Reiter daher gesprengt kamen wie der Nordwind, fremdländisch anzusehen. „Franzosen! Franzosen!" rief Elsi, so laut sie konnte, aber ihre Stimme verhallte im Kanonendonner. Die Reiter wußten, was sie wollten, sie wollten die Batterie, welche ihnen lästig geworden war. Ebenfalls die Linde im Auge, lenkten sie, sobald sie unter ihr waren, auf die Straße herauf und stürzten sich auf die Kanoniere. Diese ohne nähere Bedeckung suchten zwischen ihren Kanonen sich zu verteidigen, aber einer nach dem andern fiel. Einen einzigen sah Elsi noch, der mit seinem kurzen Säbel ritterlich sich wehrte;

*) Französische Söldner, die in die Schweiz einbrachen, vgl. „Der letzte Thorberger".

es war ihr Christen. „Christen! Christen! wehre dich, ich komme!“ schrie Elsi mit lauter Stimme. Den Schrei hörte Christen, sah seine Elsi, sank aber im gleichen Augenblick zum Tode getroffen zwischen den Kanonen nieder. Elsi stürzte mit der Wut einer Löwin auf die Franzosen ein, diese riefen ihr Pardon zu, aber Elsi hörte nichts, rannte mit ihrer Gabel den ersten vom Pferde, rannte an, was zwischen ihr und Christen war, verwundete Pferde und Menschen; da fuhren zischende Klingen auf das Mädchen nieder, aber es rang sich durch und erst zwischen den Kanonen fiel es zusammen. Vor ihr lag Christen. „O Christen, lebst du noch?“ rief Elsi mit dem Tode auf den Lippen. Christen wollte sich erheben, aber er vermochte es nicht, die blutige Hand reichte er ihr, und Hand in Hand gingen sie hinüber in das Land, wo nichts mehr zwischen den Seelen steht, die sich hier gefunden. Die Franzosen sahen gerührt diesen Tod, die wilden Husaren waren nicht unempfänglich für die Treue der Liebe. Sie erzählten der Liebenden Schicksal, und so oft sie dasselbe erzählten, wurden sie wehmütig und sagten, wenn sie gewußt hätten, was beide einander wären, beide lebten noch, aber in wildem Gefecht habe man nicht Zeit zu langem Fragen.

Kurt von Koppigen.

(Schweizer Unterhaltungsblatt 1844.)

Die Gestalt der Erde geht vorüber, gleich bleibt sich das Menschenherz für und für. Es wechseln über dem Schoße der Erde die Jahreszeiten, aber es wandelt sich nicht der Schoß der Erde. Lieblich ists im weichen, warmen Frühlingswehen,

aber wer des Eises gewohnt ist, sehnt nach des Nordpols eisigen Winden sich. Wer gewohnt ist an milde Sitten, an ein weichlich Leben, den schaudert vor der Rauheit vergangener Zeiten; wer in jenen Zeiten gelebt, den würde, in unsere Zeit versetzt, der Ekel töten, gleich dem Fische des Meeres das süße Wasser. So hat Gott es geordnet, der Mensch wird es nicht ändern. Aber Gott will auch, daß der Mensch betrachte die vergangenen Zeiten; nicht als Eintagsfliege ohne Zukunft hat Gott den Menschen geschaffen, und wer die ihm geordnete Zukunft genießen will, muß sich dazu stärken an der Vergangenheit. Wie jede Jahreszeit ihre Vorzüge hat und ihre Einflüsse, so jede Zeit im Weltenlauf. Aus den vergangenen Zeiten soll der Mensch das Gute nehmen und damit bessern sich und seine Zeit, mit dem Schlimmen jener Zeiten soll er Frieden und Genügen bringen ins alte Herz, welches von Natur weder Frieden noch Genügen hat, welches alle Tage geführt werden muß an den Born der Zufriedenheit, aus welchem die Freude an Gottes Ordnung quillt und der Dank für jede gute Gabe, die kommt aus der gesegneten Hand, welche sich öffnet zur geeigneten Zeit und speiset und tränket alles, was da lebet, auf geeignete Weise.

Vor sechshundert Jahren war es anders als jetzt im Schweizerlande. Da war es wild nicht bloß in den Bergen, sondern auch im ebenen Lande; gering war der Anbau, gering dessen Ertrag, desto größer war der Wald, desto zahlreicher die Gewässer, von denen man oft nicht wußte, sollte man See oder Sumpf, Bach oder Fluß sie heißen. Viel Wild war in den Wäldern, mächtige Fische in den Gewässern; wer Herr sei im Lande, der Mensch oder das Tier, schien nicht entschieden, denn eben so oft als der Mensch des Tieres Lager zerstörte, zerstörte das Wild des Menschen Anbau. Düstere Türme waren zerstreut durchs Land, sie ragten aus den schwarzen Tannen heraus und über sie empor wie greise Helden aus niederm Volke. Breit wie eine Henne über ihren Küchlein lag hier und da ein Kloster

im Tale ruhig und gutmütig, höher schienen die Bäume, grüner das Gras in seiner Nähe. Heitere Gehöfte, wie sie jetzt blitzen mit ihren hellen Fenstern stundenweit über das Land herein, sah man wenig oder keine in niedrigerm Lande, mehr in Wald und Sumpf als im Hause lebte damals der Mensch. Darum wandte man auch wenig Sorgfalt auf des Hauses Ausstattung oder gar Verzierung. Bäurinnen wohnten schlechter als heute Bettlerinnen; wenn Edelfrauen es gehabt hätten in ihren kahlen, kalten Schlößchen wie heutzutage Bäurinnen auf ihren reichen Gehöften, sie wären von Königinnen beneidet worden. Damals ging es einfach zu: Gold und Silber war wenig im Schweizerlande; die Dienstmägde von jetzt haben vielleicht mehr Seide am Leibe, als damals zu finden gewesen wäre im ganzen Lande.

Im schönen weiten Aartale, nicht weit davon wo es von der wilden Emme fast rechtwinklig durchschnitten wird, da, wo jetzt das reiche Dorf Koppigen steht im Bernbiet (Gebiet des Kantons Bern), stand damals, wo jetzt noch auf dem Hügel, der Bühl genannt, Spuren zu sehen sind, ein kleines Schlößchen. Von Koppigen hießen die Edeln, welchen es gehörte. Die Gegend war nicht im Glanze wie jetzt; gar mancher Kraft war noch keine Schranke gezogen, zerstörend konnte sie walten nach Belieben. Keine Dämme faßten die Emme ein und hinderten sie, ihr Bett zu verlassen, rechts und links lustwandelnd durch die Fluren. Ihr beliebtester Spaziergang war rechts bei Kirchberg vorbei über die weiten Felder gegen Koppigen hin, den großen Sümpfen und kleinen Seen zu, welche noch jetzt zwischen Koppigen und der Aare liegen. Spärlich bewohnt war diese Gegend, und sehr arm waren die Bewohner, arm wie die Edeln im Schlößchen.

Dieses arme Schlößchen war nebst der Emme auch eine Ursache von der Armut der Gegend. Es glich einem alten offenen Schaden, welcher die gesunden Säfte eines Körpers verzehrt, dem Wirbel im Strome, der alles an sich reißt, was

in seinen Bereich kommt. Wir sind gar weit von der Ungerechtigkeit entfernt, dieses Schlößchen einem Krebsschaden zu vergleichen, eben weil es ein Schlößchen war. Wir wissen zu wohl, daß in jenen Zeiten viele Schlösser der süßen Quelle glichen, welche die Umgegend befruchtet, den müden Wanderer erquickt, der Magnet ist, welcher die Anwohner zieht, nicht um sie zu verzehren, sondern um sie zu laben. Klöster und Schlösser waren sehr oft in jener Zeit, was jetzt noch die Oasen sind in den afrikanischen Wüsten.

Aber in Koppigen war es anders: die Herren von Koppigen waren ein angesehenes Geschlecht, aber seit Jahren waren sie um so ärmer geworden, je vornehmer sie sich dünkten. Schöne stattliche Männer waren die Herren von Koppigen. Schon damals fiel es den Menschen bei, sich durch Heiraten zu heben und ihre persönlichen Vorzüge so gleichsam als Einsatz in dem verwegenen Spiel geltend zu machen. So heirateten die stattlichen Männer in vornehme Familien, erhielten zur Mitgift hohen Stolz, vornehme Angewöhnungen, und Verwandte, welche sie gebrauchten, wenn es ihnen kommod war, hinterher dann taten, als hätten sie sie nicht gebraucht. Es gibt keine gefährlichere Stellung auf Gottes Erde, als den Kopf gen Himmel zu strecken, während man nichts unter den Füßen hat. Hochmut zieht die Hoffart nach, hinterher kommt die Armut; wo diese drei in einem Menschen oder einem Geschlechte hausen, da ist ein gefährlich Dabeisein, ehedem wie jetzt. Hoffart und Hochmut schämen sich begreiflich der Armut, greifen zu allen Mitteln, um, wenn auch nicht reich zu werden, so doch die Armut zu verdecken. Je nach Stand und Zeit wird List und Gewalt versucht, doch zumeist umsonst; während man andere arm macht, wird man selbst alle Tage ärmer, hochmütiger und verachteter. Die Schwierigkeit reich zu werden wird zur Unmöglichkeit, in Schmach und Not geht der Mensch oder die Familie unter. Dies ist die Geschichte von tausend und abermal tausend Familien oder Menschen. Auf diesen Wegen wandelten eben auch die Herren von Koppigen

Im wilden Leben war die Familie zusammengeschmolzen; zur Zeit, in welcher unsere Geschichte beginnt, lebten im Schlößchen nur noch Mutter und Sohn, jung war der Vater erschlagen worden, als er eine Herde Kühe rauben wollte. Grimhilde hieß die Frau von Koppigen, und nie paßten Name und Person besser zusammen als bei ihr. Sie war eine Gräfin gewesen aus vornehmem Hause und hatte den Herrn von Koppigen geheiratet, weil sie nicht fromm genug war für ein Kloster und den Grundsatz hatte: wenn sie keinen reichen Mann kriegen könne, so nehme sie einen armen, denn einer sei jedenfalls besser als gar keiner. Als sie diesen Grundsatz ins Werk setzte, war sie zu sehr vernünftigen Jahren gekommen. Der wilde Koppiger auf seinem magern Rosse, der sich an ihr Haus zu klammern suchte wie ein in den Strom gefallener an einen Weidenzweig, fand erst Gnade in ihren Augen, als alle Hoffnung auf was besseres durchaus verschwunden war. Von je böser als schön, hatte sie jetzt borstige gerade heraussstehende Haare um den Mund, wie sie bei den Katzen üblich sind. Sie war lang und hager, hatte schwarze stechende Augen, eine krumme Nase, hatte eine Stimme, welche tönte wie Peitschenhiebe, und wenn sie ging, machte sie Schritte, als wolle sie über den Schloßgraben springen. Sie besaß von ihrer alten Herrlichkeit nichts mehr als den Hochmut, desto greller trug sie ihn zur Schau; ihren Zorn, daß sie nichts anderes hatte, ließ sie an allem aus, was in den Bereich ihrer langen Arme kam, sie war fürchterlich unbarmherzig. Zu ihrem Schlößlein gehörte ein kleines Gebiet, auf welchem eigene Leute wohnten, aber spärlich, wie auf magerm Äckerlein dünn die Halme stehen. Es hat eine eigentümliche Bewandtnis mit Land und Leuten: beide wollen weich gepflegt, freigebig genährt sein, dann gedeihen sie üppig, dann ist ihr Ertrag ein reicher; unter einer harten Hand verkümmern sie, je mehr man von ihnen begehrt, desto weniger geben sie: der ausgesogene Acker gibt keine Ernte, ausgesogene Leute zahlen keine Steuern, und wenn der Acker keine Ernte

gibt, geht der Zehnten von selbst ein. Der Ertrag steht also im umgekehrten Verhältnis mit dem Bedarf; je nötiger (ärmer) einer wird, desto weniger wird ihm, der ärmste Bauer, welcher das Geld am nötigsten hätte, hat zumeist den magersten Hof, der nichts abträgt. Es liegt hierin eine große staatswirtschaftliche Lehre, welche beachtet werden sollte, aber es ist noch immer so, daß den Unmündigen offenbar wird, was den Weisen der Welt verborgen bleibt. Je nötiger die Herren von Koppigen wurden, desto mehr sogen sie ihre Leute aus; wenn sie selbst nichts mehr hatten, nahmen sie das erste Beste, was sie fanden. So geschah es, daß Pferde und Kühe Raritäten wurden im Koppiger Gebiete. Wenn nun aber der Bauer kein Vieh mehr hat, was helfen ihm da Äcker, und wenn der Bauer seine Äcker nicht mehr baut, was helfen dann dem Junker Zehnten und Bodenzinse.

So hatten die Herren von Koppigen gewirtschaftet, unter Frau Grimhilde war es nicht besser. Wie gesagt, hatte Frau Grimhilde nichts mitgebracht als großen Hochmut und etwas weniges an Schmuck und Kleidern. Sie rechnete viel auf ihre Familie, trieb einstweilen Hoffart so viel und so lange sie konnte, schonte nichts, hätte gerne den großen Grafen von Buchegg, Burgdorf und andern es gleich getan. Als ihr Mann vom wilden Küher erschlagen worden, erfuhr sie, wie viel Rechnungen wert sind, welche eine vornehme Tochter, die arm geheiratet hat, auf ihre Familie macht. Man ist glücklich, sie vergessen zu können, braucht alle Mittel, ihr die Erinnerungen an ihre Familie zu vertreiben. So ward Koppigen durch Frau Grimhilde ärmer, als es je gewesen war; ihre Kostbarkeiten waren dahin, Zufluß von außen kam ihr nicht; Hunger litt sie freilich nicht: Wald und Wasser waren bevölkerter als jetzt. Schon damals belebte die Forelle die klaren Bäche und größer und mächtiger als jetzt. Der Lachs stieg zur Laichzeit die Bäche herauf, hellen Kies suchend für seine Nachkommenschaft; der schwerfällige Karpfe, der glatte Aal und manche andere gemeinere

Fischart lebten in dem Gewässer. Das Wildschwein fand sich häufiger als jetzt der Hase; in Rudeln strich das Reh durch den Wald, weidete auf den Fluren; stolze Hirsche brachen durch die Büsche, schwammen durch die Flüsse, verschwanden, wenn Hunde an sie setzten, in des Juras dunklen Klüften. An Wild und Fischen hatte also Frau Grimhilde nicht Mangel, auch das Holz, sie zu kochen, brauchte sie nicht zu sparen. Auch war sie nicht gezwungen, selbst zu fischen und zu jagen, das tat Jürg, der Knecht, der einzige dienstbare Geist, welcher ihr übrig geblieben war. Früher war er Geselle des Ritters gewesen, seither alles in allem geworden: Burgvogt, Jägermeister, Fischverwalter, Erzieher, Waffenmeister, und wenn sie eine Kuh hatten, so war er es, der sie fütterte und molk.

In Kurt, dem Junker, wuchs ihm ein immer tüchtigerer Gehilfe zu. Kurt war ein Kind der freien Luft, gutmütig von Natur, aber nichts als Jäger und Fischer fast von der Mutter Brust weg; was er mit List und Gewalt erbeuten konnte, war sein, Beute zu machen so viel möglich ward ihm zur Religion, eine andere hatte er nicht. Von Schreiben und Rechnen wußte er nichts, es waren damals noch keine Schulmeister in Koppigen. Kurt war Jürgens Freude, dagegen der Gegenstand von der Mutter Schelten; zerfallen mit der ganzen Welt, goß sie die Galle darüber über die nächste Umgebung aus wie üblich. Wie einem armen Weibe Erdäpfelsuppe lästig wird, wenn es dreimal im Tage Erdäpfelsuppe essen soll, so hatte es Frau Grimhilde mit Fischen und Wildbret. Der arme Junker Kurt mochte seiner Mutter bringen, was er wollte, den fettesten Rehbock, den schönsten Salm, die Mutter schalt ihn aus. Der leibeigene Junge konnte seiner Mutter das Gleiche bringen trotz allen adeligen Rechten; denn wo keine Gewalt mehr ist, da hören auch alle Rechte auf. Kurt hätte Lust gehabt, gegen seine Mutter sich zu empören, aber das war eine gewaltige Frau; erst beugte er sich ihrem Arm, später ihrem Geiste, sie regierte ihn wie ein Bärenführer seine Bären: sie

knurren wohl und tanzen doch. Dagegen ward Jürg sein Freund. Derselbe liebte ihn als den Sohn seines Herrn, behandelte ihn mit dem Respekt eines Knechtes und unterrichtete Kurt in allem was er liebte und stärkte ihn täglich im Glauben, daß erlaubt sei alles, wozu man gelangen könne mit List oder Gewalt. Dieser Unterricht bewährte sich als sehr naturgemäß; Kurt faßte ihn mit der größten Leichtigkeit und übte sich darin mit der größten Freudigkeit. Es entwickelte sich in ihm ein gewaltiger Körperbau, er wagte sich täglich an gefährlichere Tiere, dem Wildschwein ward sein Spieß gefährlich, dem Bären ging er nicht mehr aus dem Wege, aber freundliche Worte erbeutete er deswegen von seiner Mutter nicht.

Eines Tages hatte man in Koppigen eine seltene Erscheinung: ein Hausierer stand unterm Tore und bot seine Ware feil, Schmucksachen für hohe und niedere Weiber. Frau Grimhilde besah sich die Herrlichkeiten mit funkelnden Augen, und als sie sich endlich von ihnen losreißen mußte, weil sie kein Geld hatte, schossen ihre Augen tödliche Blitze. Als der Hausierer die leeren Hände und die glühenden Augen sah, machte er, daß er fortkam, dachte, da sei er zum letzten Male gewesen. Er hatte recht, doch nicht so wie er es meinte, denn nicht lange ging's, kam Kurt mit dem ganzen Kram des Hausierers wieder zum Tore herein. Er hatte der Mutter Gier gesehen und gedacht, wenn je, so sei jetzt die Gelegenheit, ihr Freude zu machen und gute Worte abzugewinnen, und im nächsten Busche erschoß er mit der Armbrust den Hausierer. Er hatte recht gehabt, die Mutter hatte Freude, lobte ihn, es war ihr, als breche ein junger Tag für sie an, an welchem sich verwirklichen würden ihre bereits verblichenen Träume von Glanz und Reichtum. Für sie waren die Tage des geselligen Verkehrs, wo man sich gerne schmückt, gerne prangt mit seiner Leibesgestalt, vorüber, und die Tage waren Frau Grimhilde gekommen, wo der Mensch gerne das Sammeln beginnt in immer ängstlicherer Hast, als ob er Leib und Seele vom Tode freikaufen könnte. Sie verschloß daher

die neuen Schätze in alte Truhen, welche seit undenklichen Zeiten leer gestanden, ermunterte zum entschiedenen Fortschritt auf der begonnenen Laufbahn. Jürg war damit vollkommen einverstanden; auch ihm war durch Kurts unerwartete Heldentat ein Licht aufgegangen; ein neues Leben mit seinen alten Knochen zu beginnen, hoffte auch er. Die allergrößte Freude hatte jedoch Kurt selbst; hatte er es doch einmal der Mutter recht gemacht, hatte er doch jetzt den Anfang gemacht, mächtig und reich zu werden! Von Gewissensbissen war begreiflich keine Rede, List und Gewalt üben war ja sein Gottesdienst!

Die Ausführung hatte jedoch ihre Schwierigkeit: die Gegend um Koppigen war arm und öde, doch liefen zwei Straßen nicht ferne dabei vorbei. Die eine etwa eine Stunde entfernt, führte von Burgdorf ins Aargau, die andere, viel näher noch bei Koppigen, von Burgdorf auf Solothurn. Diese Straßen waren nicht unbesucht, manch reicher Fang ließ darauf sich tun, aber das Ding war gefährlich. Den Grafen im Lande war an der Sicherheit der Straßen viel gelegen, sie hatten den Nutzen davon, und wenn auf denselben geraubt werden mußte, wollten sie es selbst tun; nun ist's kitzelig, Mächtigen ins Handwerk zu greifen. Wäre es bekannt geworden, der junge Koppigen mache die Straße unsicher, sein Leben wäre verfallen gewesen, sein Schlößlein geschleift worden, und seine Mutter hätte zusehen können, wo sie einen ruhigen Platz zum Sterben finde. Kurt hatte auch kein schnelles Roß, um zu erscheinen und zu verschwinden wie ein Blitz; er mußte wie ein gemeiner Räuber zu Fuß sich versuchen. Das tat denn auch der wilde Junge mit Lust und Geschick; anfangs begleitete ihn wohl der alte Jürg, half ihm aus oder führte die Verfolger auf falsche Fährte, aber allmählich ward ihm dieses Leben zu Fuße beschwerlich. Frau Grimhilde entbehrte ihn nicht gerne, dem raschen Kurt war der Alte oft zu langsam, daß er je länger je lieber allein ging. Er wäre ein schöner Jägerjunge gewesen,

an welchem selbst Diana, die heidnische Göttin der Jagd, Freude gehabt, wenn sie noch gelebt hätte, wenn er manierlich geschoren und gewaschen gewesen wäre, aber absichtlich geschwärzt und von Natur behaart glich er eher einem Waldteufel als einem Menschen. So strich er mehr als halbwild Tage, Wochen herum, bis er Beute fand zum Heimbringen. Er trieb sich zwischen Solothurn und Büren, zwischen Solothurn und dem Aargau, zwischen dem Aargau und Burgdorf herum, kannte alle Wildwege durch Wald und Sumpf, aber spärlich war doch seine Beute; das Beste durfte er nie fassen, weil nach dem Wert der Ware dieselbe bewacht und beschirmt war. Er wagte sich wohl an zwei, sprang, wenn der erste vom Bolzen der Armbrust fiel, auf den zweiten mit der Keule ein, aber zu solchem fand die Gelegenheit sich selten, und oft bei der größten Gefahr war die Beute am kleinsten. Damals war gar viel herrenloses Gesindel im Lande, das unstet lebte und so gut als möglich vom Raube. Mit solchem mußte Kurt bekannt werden; er wurde es zuerst mit dem Speer in der Hand, als ein halbes Dutzend wilder Gesellen aus einem Busche sprangen, um mit ihm eine von ihm erlegte Beute zu teilen. Aber wie gleiches und gleiches sich gerne gesellt, wurde bald der Friede vermittelt und gute Bekanntschaft gemacht.

Das Leben in der neuen Genossenschaft machte Kurt glücklich, gefiel ihm unendlich; nun hatte er Zeugen seiner Heldentaten, die hoch zu rühmen wußten, was er vollbrachte, und gar sehr vervielfältigten sich die Gelegenheiten zu denselben, da mit mehreren mehr zu unternehmen war und weit in der Runde ihnen alles verkundschaftet wurde. Dann ward in Klüften und Wäldern reich getafelt, mit wilden Dirnen ein wildes Spiel getrieben, und war man dessen satt, mit den Männern um die Beute gewürfelt. Das war ein ander Leben im weiten Wald bei lustigen Dirnen als im engen Schlößlein zu Koppigen bei der keifenden Mutter; darum sah man ihn auch immer seltener im engen Schlößlein.

Diesem hätte Frau Grimhilde eben so viel nicht nachgefragt, aber Kurt kam auch mit immer leereren Händen; das war, was ihr Kurts Leben mißfallen ließ. Er wurde in der Teilung betrogen und verlor am Ende noch in dem doppelten Spiele das wenige, was ihm zugefallen war; darum hatte sie ihn nicht zum gemeinen Räuber geraten lassen, wo sie nichts hatte davon und Kurt auch nichts, als die einförmige Aussicht auf einen simplen Galgen. Auch Jürg, dem Knecht, war dieses Leben nicht recht, so hatte er es doch nicht gemeint, als er anfänglich dazu die Hand bot; er war einer der Knechte, welche am Hause hängen fast eben so sehr als am Herrn, welche alles dran setzen, des Hauses Glanz zu mehren, seinen Verfall zu wenden. Im Räuberleben sah er nichts Unrechtes, aber da hatte es der Vater doch anders getrieben als der Sohn, nicht als ein Buschschleicher, sondern auf ritterliche Weise zu Roß mit Schwert und Lanze und er, Jürge, hinterdrein, nicht viel geringer anzusehen als der Ritter selbst. Daß das Schloß zu Koppigen nichts Besseres werden solle als eine gemeine Räuberhöhle, in die und aus welcher man leise zu Fuße schlich, wie die Maus aus ihrem Loche, so hatte er es sich nicht gedacht, das wollte nicht in seinen alten Kopf. Frau Grimhilde schalt, Jürg bat, aber nun hatte Kurt seinen Kopf und keinen Glauben zu Mutter und Knecht. Das neue Leben in der wilden Gesellschaft gefiel ihm allzuwohl, ein lustigeres hatte er nicht erlebt, was fragte er der Zukunft nach, da er so lustig lebte, was fragte er Koppigen nach, da es so lustig war im weiten grünen Walde! Je mehr man ihn mit solchem Gerede plagte, desto weniger kam er heim, es ging ehedem akkurat wie heute.

Es kam der Herbst und mit ihm ein Markt zu Solothurn. Dort wohnte von je ein lustiges Volk, welches sein wahres Leben mehr außerhalb des Hauses als im Hause selbst hatte, lieber Gast war, als Gäste hatte, darum, wer lustig leben wollte, im lustigen Solothurn zahlreich an den Märkten sich fand, wo man die weiten Herbergen voll Lustbarkeit und Solothurner fand.

Begreiflich waren für Kurt und seine Freunde solche Tage, was Schweinemetzgen für Krähen ist im Winter. Von weitem her kommen die schwarzen Vögel geflogen, sobald ein Schwein zu seufzen und zu schreien beginnt; von weitem sperren sie die Schnäbel auf nach Schweinefleisch und Blut. Mit den Männern kommen die Dirnen gezogen, die jungen als Lockvögel, die alten als Spürhunde, durch den Markt streifen sie, wie die Schwalben fliegen durch die Luft nach Beute. Da findet sich viel Gesindel zusammen, wie von allen Winden zusammengetragen, und kennt sich von weitem. Da gibt es viele Konkurrenz, findet sich alte Liebe, entsteht neuer Haß; was man des Tags gemeinsam erbeutet, zerstört man des Nachts in wildem Streite. Kurt war auch dort, verließ aber bald die Stadt. Bestmöglichst hatte er sich unkenntlich gemacht, doch sah er bekannte Augen, welchen er ebenfalls bekannt vorzukommen schien. Zudem ärgerte ihn das fremde Gesindel aus dem Buchsgau herauf und von den Ufern der Ergolz her. Dasselbe war vertraut mit seinen Bekannten, behandelte ihn aber gröblich und schnöde. Kurt hatte noch nicht die Weise der Erfahrenen, welche sich alsbald und unmittelbar Respekt zu verschaffen wissen. Ihm schien, seine alten Freunde täten nicht das Gehörige, ihm zum Respekt zu verhelfen. Zudem schienen ihm ihre Dirnen dem Bangah, so hießen die von der Ergolz her ihr jeweiliges Haupt, überflüssige Aufmerksamkeit zu erweisen. Es war ein Bursche von schlüpfrigem Ansehen mit weitem Maul und schlechten Gliedern. Kurt hätte ihn gerne zwischen seine Finger genommen, denn ihn plagte Eifersucht von allen Sorten, aber Solothurn war zu nahe bei Koppigen, sein Inkognito durfte er nicht gefährden.

Mißmutig marschierte er nach Subigen, wo sie zwischen Wald und Sumpf eine sichere Stätte hatten, wohin nach der Abrede zunächst die Beute des Marktes geschleppt werden sollte. Groll in wildem Gemüte kommt gar gewaltig in Gärung in der Einsamkeit, rumpelt und poltert dumpf wie

eine Gewitterwolke am fernen Horizont, bis er endlich loskracht und Feuer speit. Nach und nach fanden sich einzelne Glieder ihrer Bande ein; da Kurt mürrisch tat, taten sie ebenfalls nicht höflich mit ihm. Dies hielt Kurt für absichtliche Verhöhnung, für eine allgemeine Verschwörung gegen sich. Als es dunkel ward, schlüpften Dirnen herbei, hinter ihnen her der Bangah und hinter dem Bangah eine ansehnliche Portion Wein, um welche er des Pfaffen Köchin zu Kriegsstetten erleichtert hatte. Nun kam Feuer ins Pulverfaß. Wegen Kurts Unliebenswürdigkeit und anfechtigem Wesen und weil am Ende gleiches und gleiches zusammenhält, die Niederen nicht ungern die Gelegenheit ergreifen, sich zusammenzutun gegen einen Höheren, wenn auch nur für Augenblicke, waren alle gegen ihn, erst mit Worten, dann handgreiflich, bis Kurt das Bewußtsein schwand. Als er wieder zu sich selbst kam, war es Tag, einsam um ihn, er wußte lange nicht, war er auf Erden oder des Teufels. Ganz natürlich schienen ihm Busch und Bäume, aber Kopf und Glieder brannten ihn mit dem Feuer, mit welchem nach dem Glauben, welchen Kurt oft verlacht, der Teufel die ihm Zugefallenen brennen soll. Kurios dünkte ihm, daß er einsam sei. Wär's die Hölle, dachte er, müßten viele da sein, der Bangah namentlich, ein viel greulicherer Sünder als er. Da kam es ihm endlich, daß er noch im Subiger Walde sei, aber zum Tode matt und daß Wunden ihn brannten, als wäre höllisches Feuer darin. Nach und nach kam ihm das Gedächtnis wieder; neu loderte in ihm der Zorn auf, ein Glück war's, daß er an niemand ihn auslassen konnte, aber für immer schwur er der alten Gesellschaft ab, schwur ihr Rache nach seinen Kräften. Der Durst trieb ihn auf, mühsam schleppte er sich zu einem der vielen Bäche, stärkte sich und wusch sich rein. Er mußte heim, doch nicht gern kam er mit leeren Händen, und daß man seinen Anteil an der Beute ihm nicht hatte liegen lassen, versteht sich. Kurt knurrte wohl gegen die Mutter, aber innerlich hatte er doch großen Respekt vor ihr. Wenn die Mutter

ein räs (gesalzen, scharf) resolut Weib ist, ihre Zunge zu handhaben weiß in Hohn und Zorn wie einen zweischneidenden Dolch, so hat ein Sohn, wie stark und wild er auch wird, Furcht und Bangen vor der Mutter. Es ist seltsam und doch so, daß man die Gewalt über die Söhne viel öfter bei den Müttern als bei den Vätern findet.

Es war Herbst, die Fastnachtszeit des Wildes im Walde, denn da schüttelt ihnen die milde Hand, welche sich auftut jeglicher Kreatur, wahre Herrenfressen von der mächtigen Eiche und der rotbelaubten Buche, die ein Aussehen hat wie ein alter Ritter, der sein Antlitz täglich von früh bis spät mit Rheinwein feucht erhalten hat. Auch tat sich das Wild gütlich in Laub und Gras. Zahlreich, fast wie die Heuschrecken, flatterten die wilden Tauben in den reichbehängten Ästen, und kühn und trotzig führten die alten Schweine die jungen spazieren unter die wohlbekannten großgeästeten Bäume. So wild Kurt war, so leise konnte er gleiten durch der Wälder Schatten, wenn er etwas beschleichen wollte. Ein altes Schwein tat mit einem Rudel Jungen unter einer großen Buche sich gütlich. Kurts Speer warf ein Tier nieder, über dem Geräusch erschrak der Haufe, rannte weiter, die Alte mit. Daß ein Junges fehle, merkte sie nicht.

Kurt war von je nicht gewohnt, nach Grenzsteinen sich umzusehen, in seiner gegenwärtigen Stimmung tat er es vollends nicht; daß er in des Herrn von Halten Gebiet war und zunächst seinem Schlößlein, achtete er nicht. Der Herr von Halten war ein ehrbarer Mann, aber so eine Art von Nachthaube, wie man heutzutage sagen würde, er dachte nicht viel, tat nicht viel, aß und trank desto mehr und so gut, wie er es haben konnte, doch war er leider auch bloß gleichsam vornehm, aber nicht reich. Seine zahlreichste Habe waren neun Töchterlein, die um so vornehmer taten, je ärmer sie wurden, und um so spröder sich gebärdeten, je lieber sie einen Mann gehabt. Sie waren nicht so arm wie die von Koppigen, sie hatten noch Pferde und Kühe,

sie spotteten daher grimmig über die von Koppigen, und doch wäre unter allen neun vielleicht nicht eine zu finden gewesen, welche es verschmäht hätte, Frau von Koppigen zu werden; daß es keine ward, lag bloß daran, daß Kurt nicht von ferne daran dachte, eine Frau zu nehmen. Sie waren auch im Walde, lasen ebenfalls Buchnüsse zusammen, um Öl zu pressen zu ihren Lämplein, welche sie brennen mußten zur Winterszeit in ihrem dunkeln Schlößlein, das noch heutzutage zu sehen ist.

In diese hinein lief Kurt unversehens mit dem jungen Schweine auf der Achsel. Es ging den Fräulein fast wie dem alten Schweine und seinen Jungen, sie wollten davon laufen, als sie den Burschen erblickten, so wild und wüst anzusehen. Aber alsbald sahen sie, daß es Kurt ging wie ihnen, daß er lieber einige hundert Schritte weiter wäre als mitten unter ihnen. Denn soviel hatte er doch von einem Rittersohn, daß er sich schämte unter den benachbarten Fräulein zu erscheinen in solchem Aufzug wie ein Räuber und als Wilddieb. Trotzig und stumm ging er vorüber, sie aber höhnten hinter ihm her, manch bitteres Wort kam bis zu seinem Ohre, klebte sich an seine Seele einer Klette gleich, welche man nicht wieder los werden kann. Es juckte ihm die Hand, den Speer unter die Fräulein zu werfen, wie früher unter die Schweine, doch hatte er soviel Verstand, dem Gelüste zu wehren, denn soviel Macht hatte der Herr von Halten noch, daß er einen solchen Frevel blutig und mit der Zerstörung von Koppigen hätte rächen können.

Aber jetzt kam ihm, was Jürg und die Mutter ihm längst gesagt hatten, es war, als hätte man ihm ganz andere Augen eingesetzt. Er begriff, wie nichtsnutzig ein Bursche sei, der von Gesindel, von einem Bangaly sich mußte schlagen, von Weibern höhnen lassen, was ein Leben sei in solcher Schmach und wie weit es führe, wenn man zur Not als Beute vieler Tage ein junges Schwein nach Hause bringe. Und als er nun heim kam, die Mutter ihn schalt, Jürg ärgerlich und traurig sich von ihm wandte, da ward Kurt gar elend im Gemüte, fast

wäre ihm das Weinen gekommen, er verdrückte es wohl, aber da saß es innerlich. Wie finstere Wolken am Himmel jagen und streiten, bis endlich ein Gewitter sich geballt hat und losbricht, so stürmten seine Gedanken durch die Seele, bis der Entschluß sich festgestellt, ein anderes Leben zu versuchen, ein ritterliches, soweit es ihm möglich, um auf dieser Bahn wieder zu Geld und Ehren zu kommen. Als er einmal recht wußte, was er wollte, teilte er es Jürgen mit. Der hatte große Freude, zog die Schleusen seines Gedächtnisses auf und erzählte tagelang von alten Heldentaten, von Ehren und Reichtümern, von Schlössern und Turnieren, von Kriegslisten und Fräulein.

Was Kurt des Tags gehört, träumte er des Nachts und erwachte am Morgen mit heißem Verlangen, auszuführen, was er geträumt. Mit großem Eifer schleppten sie aus allen Winkeln altes Rüstzeug zusammen, feilten und nagelten, bis sie so gleichsam eine neue Rüstung hatten, putzten einen verrosteten Schild neu auf und schliffen ein altes Schwert. Wenn Kurt zur Übung diese Rüstung getragen hatte, den Tag über mit dem Schwerte Äste von den Bäumen gehauen und Jürg mit einer Axt tapfer auf den Schild gehämmert hatte, so hatte Kurt des Nachts um so wildere Träume, fuhr als ein großer Kriegsheld in der Welt herum, baute ein großes Schloß und im Schloß ein tiefes schauerliches Verlies, in das Verlies warf er alle neun Fräulein von Halten und fütterte sie ihr Leben lang mit alten Buchnüssen und schwarzen Eicheln.

Das waren so kurzweilige Mittel, einen langen Winter zu verkürzen, daß mancher laichende Lachs mit dem Leben wieder zur Aar und von da weiter kam, statt in Koppigen verspeist zu werden, mancher Eber die nächsten Eicheln noch erlebte und Wölfe ungestraft brüllten (heulten) in der Nähe.

Endlich dämmerte der Frühling, die günstige Zeit, dem Glück entgegenzureiten, nahte. Der Junker war fertig genagelt und gefeilt, sogar ziemlich eingehauen, nur eins fehlte um auszureiten und welches in der Tat für jemand, der aus-

reiten will, von ziemlicher Bedeutung ist, ein Pferd nämlich. Vor alten Zeiten waren Pferde in Koppigen gewesen, aber längst den Weg alles Fleisches gegangen, andere zu kaufen hatte man kein Geld, sie zu stehlen war die Gefahr größer als bis dahin das Bedürfnis. Jetzt war das Bedürfnis da, und, wenn Kurt gleich mit dem Raub weiter ritt in die weite Welt hinaus, die Gefahr nicht groß. Jetzt war Not an Mann, jetzt mußte eins gestohlen werden, ohne Roß konnte begreiflich der Junker nicht ausreiten, die Welt zu erobern. Guter Rat war teuer, denn zum Pferdestehlen war die Zeit gar zu ungünstig. Bekanntlich stiehlt man Pferde am leichtesten von der Weide, aus wohlverwahrten Ställen aber in aller Stille einen Hengst zu bringen von bekannten Stuten weg und mit unbekannten Händen ist ein vermessenes Stücklein.

Gern hätte Jürg für seinen Zögling einen rechten Staatshengst gehabt, einen Ausbund mit Brüllen (Wiehern), Schlagen und Beißen, aber solche Hengste sind eben schwer zu stehlen, noch schwerer zu reiten, und in diesem war leider Kurt kein Ausbund. Lange spionierte Jürg im Lande herum nach etwas dienlichem für einen armen Junker, stöberte endlich einen Klosterhengst auf, welchem bei einem Klostermeier das Gnadenbrot gegeben wurde, der es sicher zu haben glaubte, dort sein Leben in Ruhe verbringen zu können. Es ist aber halt alles ungewiß in der Welt, wie sicher man sich auch gestellt glaubt.

In einer dunkeln stürmischen Nacht verschwand der Hengst aus des Meiers Stall, der Meier ließ sich nie ausreden, daß nicht der Teufel den Hengst geholt. Ohne Brüllen und Beißen hätte er sich nicht abführen lassen von menschlichen Händen, behauptete der Meier. Der Meier dachte nicht an seinen Klosterschlaf, der so dick war wie der Vorhang vor dem Allerheiligsten im Tempel zu Jerusalem und siebenmal dicker als der Schlaf des Holofernes, der bekanntlich auch erst merkte, was Trumpf war, als Judith ihm den Kopf bereits vom Halse gestohlen hatte.

Nun war Kurts Abreise unvermeidlich. Der alte Hengst

brüllte gar gewaltiglich, als man ihn in Koppigen installieren wollte, erregte dadurch Aufsehen ringsum. Unter den Erlenstöcken hervor schossen die Wasserhühner, streckten neugierig ihre Hälse über das Wasser empor, die Enten flogen auf mit schwerem Flügelschlag und schossen einem entfernten Wasser zu. Die Rehe sprangen auf und horchten mit zitternden Beinchen, was die ungewohnten Töne zu bedeuten hätten, das wilde Schwein grunzte zornig, daß in seinem Revier ein neues Schwein ihn's störe. Zwei alte Jagdhunde aber sprangen auf, heulten gar herzinniglich und wedelten auf das zärtlichste mit ihren kurzen Schwänzen über die heimeligen, so lange nicht gehörten Töne, welche sie an die Herrlichkeit vergangener Tage erinnerten.

Doch nicht bloß Hühner und Rehe kamen in Verlegenheit und in Zorn das wilde Schwein, denn zorniger als das Schwein ward die alte Grimhilde und verlegener als Reh und Huhn Jürg und Kurt. Zornig war Grimhilde, als sie sah, daß es Ernst war mit Kurts Einfall in die Welt. Sie hatte es wie viele Eltern, sie betrachtete die Kräfte, welche sie genährt und erzogen als ihr Eigentum, über welches sie allein verfügen, allein es nutzen konnte. Wenn Kurt fortging, wie sollte sie es machen können? Mit ihm entwich aus dem Hause die rüstige Kraft, was sollte sie beginnen allein mit dem alten Jürgen? Der schaffte ihr kaum genug Nahrung, geschweige daß er ihr Beiträge lieferte für ihre Truhen, wie sie sich deren von Kurt zu erfreuen gehabt. Früher, als Kurts Fahrt bloß so ein Gedanke oder, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, eine Idee war, fand sie dieselbe beides, prächtig und zeitgemäß, jetzt, da sie in Wirklichkeit treten, verkörpert werden, ihre Selbstsucht Opfer bringen sollte, empörte sich der kurze Sinn, welcher gerne beim alten wohnt, welcher alle Tage das Gewohnte haben will. Da schrie sie, als ob man sie am Messer hätte. Es ging halt nicht anders, als es oft geht, daß, was von weitem prächtig, in der Nähe häßlich ist, daß herrliche Ideen und Theorien in

der Ausführung abscheulich werden oder auch wiederum nur abscheulich scheinen.

So belferte Grimhilde gar bitterlich, und doch war nicht dieses Belfern der Hauptgrund der Verlegenheit der beiden andern. Man war dessen gewohnt, Jürg sagte, sie hätte es immer so gemacht und doch niemanden jemals Plätzen damit abgesprengt (wundgerieben). Aber es ging ihnen wie der Grimhilde, sie erfuhren, daß einen Gedanken fassen und denselben ausführen zwei ganz verschiedene Dinge sind. Wohin sollte Kurt reiten und zu wem? Sie fühlten jetzt, was eine Menge Eltern nicht denken, sondern erst fühlen, wenn sie ihre Kinder in die Welt schicken wollen, den Mangel an ehrbarer gewichtiger Bekanntschaft nämlich. Kommode wäre es gewesen, wenn er so geradezu auf einen Edelsitz hätte reiten und sagen können: „Bon jour miteinander! Ich bin der Kurt von Koppigen, Vater und Mutter lassen grüßen und sagen, es wäre ihnen anständig, wenn ihr mich eine Weile behieltet und mir in der Welt forthülfet; ich bin ein tüchtig Stück Mensch, gereuen wird es euch nicht." Aber das konnte leider Kurt nicht, sein Name war keine Empfehlung, sein Vater gestorben, seine Mutter aller Bekanntschaft abgestorben, weil eben alle diesen Namen lieber gar nicht mehr hörten. Sie konnten also keinen Hafen ins Auge fassen, in welchem Kurt zu landen hätte, sie hatten bloß die Wahl zwischen den vier Weltgegenden; die sind weit, aber eben das war's, was sie in Verlegenheit setzte.

Damals war es eine schöne Zeit für junge und alte Freibolde oder Freischärler, wie man sie jetzt nennen würde, für Leute, welche im Recht des Stärkeren ihr Heil suchten und ein Leben auf Kosten anderer. Einst war kein König in Israel, jeder tat, was ihm wohlgefiel, so steht's geschrieben, ungefähr so war es damals in Deutschland. Kein Kaiser war da, welcher Ordnung hielt, jeder lebte, solange es ging, auf eigene Faust.

Kaiser Friedrich war ein hochgesinnter Mann und gewaltiger Held gewesen, aber über seiner Zeit und seinen Kräften

lag, was er wollte. Den Papst wollte er unter dem Kaiser, die Kirche unter dem Reiche haben, wollte über alle Fürstenkronen die kaiserliche setzen und in des Kaisers Hand die Kräfte sämtlicher Fürsten Deutschlands vereinigen. Mit Kühnheit und Kraft rang er nach diesem Ziele. Aber wie ein edles Pferd durch Wespen und Hornissen zu Tode gehetzt werden kann, so kann der größte Held kleineren Feinden erliegen, wenn sie ihn unablässig hetzen, nimmer zur Ruhe kommen lassen. Für solche Feinde sorgten die Päpste, wandelten sogar in solche des Kaisers Söhne um, brannten in Deutschland das Feuer des Aufruhrs an, wenn der Kaiser in Italien war; eilte derselbe nach Deutschland, so stand alsbald Italien in Flammen. Nach dem Höchsten strebte Friedrich und erreichte weniges, kaum einen ruhigen Tod, kaum ein geweihtes Grab.

Nach seinem Tode ging es wild und frei zu in Deutschland, d. h. es ging drunter und drüber, überall Streit und Fehde, keiner mächtig genug, die losgelassenen Kräfte zu binden und Frieden zu machen. Wem das Schicksal wollte, wer das Fischen im Trüben verstand, dem konnte leicht ein prächtiger Fang gelingen. Im Westen dagegen war mehr Zucht und Ordnung, war ein geregeltes Leben. Die Städte übten ihre Macht, Ordnung war das Element ihres Gedeihens. In Berns Bärenklauen zu kommen, war nicht geraten. Freiburg sorgte ebenfalls für Sicherheit nach seinen Kräften, und des Landes große Grafen mußten einigermaßen auf Ordnung halten um der Städte willen. Nach langem Bedenken kalkulierte daher Jürg, der Weg nach Osten, dem freien Deutschland zu, möchte am sichersten und schnellsten zu Geld und Ehren führen; das Land hinunter sollte Kurt also reiten, sobald vorüber war die Fastenzeit samt dem Osterfeste. Nicht daß sie sich um die Fasten kümmerten, sie aßen das ganze Jahr durch, was sie hatten und zwar ohne Dispens, ebensowenig um Ostern. Sie bedurften keinen Erlöser, da sie keine andere Sünde kannten, als einen Fang sich entgehen zu lassen, den sie hätten machen sollen; da sie geschickte

Leute waren, so begingen sie diese Sünde selten, und geschah es einmal, so machten sie dieselbe alsbald durch verdoppelte Anstrengung wieder gut. Ostern bezeichnete ihnen bloß den Frühlingsanfang. Schon glaubte Frau Grimhilde, der Plan sei aufgegeben, und ärgerte sich bitterlich über den Hengst, der sie gefährde und nichts nütze.

Ein schöner Aprilmorgen war es, als Kurt eine doppelte Portion Hafermus, zu welchem der Hafer nicht auf ihren Feldern gewachsen war, verzehrte, ein gewaltig Stück Fleisch verschlang, denn er wußte nicht, wann er wieder zum Essen kam; Jürg sattelte ihm den Hengst, es war der Tag des Aufbruches. Als er gegessen hatte, im Notfalle für einige Tage, kündete er der Mutter seine Abfahrt an. Potz blind blau, wie loderte die Frau, spie Feuer und Flammen und sagte, wer Meister sei im Schlößchen. Kurt der Gewaltige schlotterte und wäre daheim geblieben, aber Jürg war nicht auf den Kopf gefallen, er sagte, sein erschlagener Herr wolle es, daß Kurt fortreite, er sehe ihn täglich im Stalle. Wenn die Frau es verhindere, so müsse sie sich gefaßt machen, was geschehe, er für sich wolle keine Schuld haben, aber wenn er was zu raten hätte, so solle Kurt machen, daß er fortkomme; Frau Grimhilde war nun nicht die, welche von ihrem Willen alsbald abstand, welche zugab, sie fürchtete sich vor irgend einem Mann, sei es ein Lebendiger oder ein Toter. Indessen brauchte sie nicht Gewalt, schlug die Tore nicht zu, ließ Kurt ungefährdet ziehen. Als sie ihn so stolz zu Rosse sah, sah, wie seine mächtige Gestalt fast das Tor füllte, da kamen plötzlich mütterliche Gefühle über sie; wenn er nicht wiederkommen würde, dachte sie, und heiß schoß es ihr in die Augen. Unglücklicherweise hüpfte ein alter Rabe ihr um die Füße, der ward zum Sündenbock, erhielt einen Fußtritt, der ihn lähmte; denn wenn eine Grimhilde weich wird, so folgt alsbald der Zorn, und herhalten muß, wer zuerst in Schußweite kommt.

Als hoch zu Roß der große Kurt durchs enge Törchen ritt, schwellte Stolz seine breite Brust, stolz sah Jürg ihm nach, stolz,

fast wie ein Schneider, wenn er an einem Löwen des Tages die Arbeit seiner Hände bewundert. Was werden sie draußen dazu sagen, wie wird die Welt sich wundern und nach dem Meister fragen? Akkurat das gleiche dachte auch Jürg. Verwundert schauten die Bewohner der verfallenen Hütten ihrem aufgeputzten Junker nach, wie wilde Katzen schlüpften nackte Kinder durch die Gebüsche, um zu erkunden, was das zu bedeuten hätte und wohin er wolle. Bei Kurt blieb der Stolz nicht lange das vorherrschende Gefühl. Sicher und wohlgemut schritt er über die Erde, strich durch die Wälder, dürftig bedeckt, die Keule auf der Achsel, Bogen oder Speer in der Hand. Aber unheimlich ward es ihm auf dem alten Klosterhengst, die Lanze am Bügel, und unwohl in der steifen, starren, eisernen Rüstung. Wild und scheu ritt er langsam und mühsam das Land hinab und studierte im Schweiße seines Angesichts an der Lösung der Frage: was um sein Glück in der Welt zu machen zweckdienlicher sei, den ersten, welcher ihm begegne, zu spießen oder demütig ihn um Dienst zu bitten. Anfänger sind oft pedantisch und handeln gern nach vorgefaßten Grundsätzen, also entweder oder: entweder spießen oder entweder bitten. Erfahrene ziehen Umstände und Gelegenheit zu Rate. Das Auftreten in der großen Welt hat immer seine Schwierigkeiten, wie keck sich einer auch gebärden mag in gewohnter engerer Umgebung. Gegenwärtig weiß man jungen Leuten die Sache ungemein zu erleichtern, man schickt sie ein Jahr ins Weltschland (französische Schweiz) oder tut sie ein halbes Jahr in eine Schreibstube, muntert sie zu einem Schnauz (Schnurrbart) auf und gibt ihnen einen Hakenstock in die Hand, Stiefel an die Füße, dann kommt die Keckheit von selbst und im Überfluß, wie Schilf im Sumpfe.

Das Land von Koppigen bis Seeberg war ihm so bekannt wie das Koppiger Schlößchen. Wenn er es früher durchstreifte, erwartete er nichts besonderes als einen fetten Rehbock oder gar einen Hirsch, aber jetzt hoch zu Roß, abenteuerlich aufge-

putzt, erwartete er auch absonderliche Abenteuer, etwas ganz Neues. Mit der größten Spannung rückte er Schritt vor Schritt vor, in weiter Ferne glaubte er die seltsamsten Töne zu hören, Töne, wie sie noch kein Mensch gehört, in der Nähe aber war alles akkurat wie sonst. Wald und Wild und Wasser und sonst nichts.

Endlich erblickte er durch Buchen die Burg von Seeberg, wo ein armer Junker hauste mit einer halbwilden Familie. Er stellte die Lanze hoch, riß am Hengst herum, machte sich gewaltig im Sattel, hoffte von oben her angeblasen und eingeladen zu werden als unbekannter Ritter und sich dann zu zeigen als der ihnen wohlbekannte wilde Koppiger Junker. Aber still blieb es oben, wahrscheinlich war der Junker weder neugierig, noch hatte er überflüssigen Proviant, vielleicht auch hatte sein Weib Kopfweh oder Zahnweh oder war sonst nicht in gastlicher Stimmung. Er mußte fürbaß und war ärgerlich.

Als er bald darauf das Schlößlein des Edelknechts von Oenz sah, dachte er an Jürgens väterlichen Rat, nicht blöde zu sein, sondern kühn zu klopfen ans erste beste Tor, ehe der Hunger ihm über den Kopf wachse. Dessen hatte es zwar noch keine Gefahr, so weit von heim war er nicht, aber wußte er, was zwischen hier und dem nächsten Tore ihm begegnen konnte und wann er wieder zum Essen kam? Der Hengst mußte ähnliche Gedanken wie sein Reiter haben, er hob höher seine alten Beine, stieß ein fröhliches Gewieher aus, was dem Junker das Hornen (Horn blasen) vor verschlossenem Tore ersparte, denn als er zu selbigem kam, war es offen, im Hofe der Burgherr bereit zu freundlichem Empfang. Der Edelknecht von Oenz gehörte freilich zum niedrigsten Adel, aber er hatte etwas, welches schon damals nicht unangenehm war, er hatte bedeutende Güter und drei schöne Töchter. Er war ein munterer lustiger Mann, früher ein wackerer Haudegen, jetzt ein tapferer Trinker. Er brauchte die Sorgen sich nicht über das Haupt wachsen zu lassen, hatte Freude, wenn jemand kam und mit ihm trank, kam niemand,

so trank er alleine oder suchte wackere Zecher auf, gleichviel, fand er sie in Burgen oder Klöstern.

Von Kurt hatte er allerlei munkeln gehört, denn wenn schon nicht alles an die Sonne kommt, so geschieht doch wenig unter der Sonne, von dem man nicht Wind hat. Als er nun auch Kurts Schild, das Koppiger Zeichen, erkannte, wußte er, wen er vor sich hatte, und als er ihn so seltsam ausstaffiert auf seinem steifen Hengste sah und in Verlegenheit, wie und auf welcher Seite er herunter sollte, da lachte er gar herzlich. Kurt wußte nicht, wie er es nehmen solle und ob etwa der Fall eingetreten sei, nach dem Spieß zu greifen und mit dem Spießen den Anfang zu machen. Kurt war ein gewaltiger Bengel und hübscher als häßlich, wenn er gesäubert gewesen und angezogen wie bräuchlich. Aber struppicht sah er aus dem alten Zeug heraus, wußte nicht, was mit seinen Gliedern machen, er glich eher einem jungen Waldtier als einem ehrbaren Menschen. Der alte Herr ließ Kurt nicht zur Lanze kommen, sondern ihm vom Pferde helfen und führte ihn freundlich zur Halle. Eine Halle von damals war bekanntlich kein Salon von heute, indessen sah die von Oenz doch anders aus als die von Koppigen. Alles was Kurt darin sah, kam ihm überschwenglich üppig und reich vor. Wein wie hier hatte er noch keinen getrunken, von wegen der Herr von Oenz pflanzte ihn nicht selbst an der ersten besten Halde, sondern ließ ihn sich kommen vom Rheine her, vom Leman her, kurz allenthalben her, wo er was Gutes wußte und die Wege fahrbar waren. In den Speisen war mehr Gewürz, als Frau Grimhilde in einem Jahre verbrauchte; die drei Töchter dagegen waren Mädchen, akkurat wie man sie noch frisch im Gebirge und im Lande findet, dieweil wohl alle Moden wechseln, Mieder bald kurz, bald lang, die größten Narrheiten bald hinten, bald vorn gesehen werden, die menschliche Natur dagegen die gleiche bleibt trotz allen Konstitutionen und Schulmeistern. Kurt gefiel ihnen, und doch saß ihnen der Spott in allen Zügen, sie schossen sich Blicke, sie kicherten, sie lachten

ihn aus fast offenbar, kurz sie trieben es, wie noch heutzutage junge Mädchen es treiben, welche durch keine ernste Zucht in Schranken gehalten werden. Zu einer solchen nun war der gute Herr nicht geschickt, die Mutter ihnen frühe gestorben, sie hatte mit ihrem Manne treuherzig gezecht, bis sie die Zeche mit dem Leben bezahlen mußte.

Kurt mußte Bericht geben, so gut er konnte, denn das Kichern von Mädchen ist einem jungen Redner nicht förderlich, von der Ursache seiner Erscheinung und seinem Vorhaben. Der alte Herr schüttelte bei seiner besseren Erfahrung den Kopf und sagte: „Du guter Junge meinst, das Glück sei gleich einer Wildsau, du brauchest nichts als mit dem Speer zu werfen, so stecke es daran." Er bot ihm an, einige Zeit bei ihm zu bleiben, unterdessen wolle er ihm einen tüchtigen Waffenmeister suchen, der ihn zurüste zu einem tüchtigen Kämpfer.

Der junge Herr nahm begreiflich solche Reden schief, das Kichern der Mädchen noch schiefer; der schöne Wein, den er trank, als wäre er Schattenseite an der Glarner Seite gewachsen, da wo Schiefern und Schabzieger (Kräuterkäse) geboren werden, machte ihn am allerschiefsten, denn er machte eine Postur wie ein Schiff, welches nur auf eine Seite geladen hat, und dazu brauste ihm ein Mut durch die Adern, daß er mit seiner Lanze auf den Riesen Goliath losgefahren wäre. Er war also nicht zu halten, sondern pressierte fort und dachte bei sich, wenn er mal zurückkehre als vornehmer Ritter, so wolle er es den Mädchen eintreiben, daß sie seiner gedenken sollten. Er hatte also bereits zwei Mädchenrudel auf dem Kerbholz zur einstigen Abrechnung. So ging es sicher schon manchem jungen ungeleckten Junker, und sicher mancher kriegte mehr als ein Dutzend auf das Kerbholz, ehe er standesgemäß geleckt war. Der Junker von Oenz hintersinnete sich deswegen nicht, er war nicht von denen einer, welche meinen, sie müßten alles erzwingen, sondern von denen einer, welche sich gleichmütig drein schicken, wenn andere was erzwingen. Er dachte bloß, er hätte Ursache Gott

zu danken, daß er nicht des Junkers Nase sei, die werde was zu leiden haben in der Welt draußen, und wenn er sie mal halb heimbringe, so habe er von großem Glück zu sagen.

Das setzte aber noch was ab, ehe Kurt, der Schiefe, auf seinem Hengste saß und denselben zum Tore hinaus hatte. Dem Hengst hatte es hier gefallen; wahrscheinlich meinte er, für seine alten Beine sei die Tagereise hinlänglich groß gewesen, er drehte sich immer wieder dem Stalle zu statt dem Tore, und lautes Lachen vom Turme her begleitete jedesmal des Hengstes sinniges Streben. Kurt ward immer zorniger, der Hengst immer eigensinniger; der Ausgang des Kampfes wäre bei Kurts Ungeübtheit nicht zweifelhaft gewesen, aber der alte Herr fühlte Erbarmen, Knechte bugsierten Roß und Reiter zum Tore hinaus und machten es zu. Da begriff endlich der Hengst, woran er war und zottelte mißmutig weiter St. Urban zu, welches der Herr von Oenz ihm zur Nachtherberge angeraten hatte. St. Urban war ein junges Kloster, aber bereits ein reiches; reich war es begabt worden, lag in der korn-, wild- und fischreichsten Gegend der Schweiz, noch jetzt wachsen um dasselbe herum die schönsten Edelkrebse von der Welt.

Das Kloster war zwei gute Stunden von Oenz, der Weg führte durch Wald und Sumpf, hie und da glitzerte ein kleiner See durch das junge Laub. Der Herr von Oenz war der Mönche guter Freund, jagte und tafelte oft mit ihnen und nicht zu ihrem Schaden, er hatte eine offene Hand, war kein Schmarotzer und gehörte nicht zu den Strauchdieben, welche das Brandschatzen von Witwen, Waisen, Klöstern für eine Ehre halten und davon leben. Fast hätte Kurt diesen Nachmittag ein Abenteuer erlebt; eine wilde Jagd stob an ihm vorüber mit Hollah und Hussassa; wahrscheinlich war es der Herr von Aarwangen mit seinen Gesellen. Die letzten im Zuge, Stallbuben vermutlich, spotteten im Vorbeifliegen des unbehilflichen, schwerfälligen Reiters, waren aber längst entschwunden, als Kurt die Lanze eingelegt, den Hengst in mühseligen Trab gesetzt hatte, über-

flüssige Bewegung schien derselbe nicht zu lieben; umsomehr wunderte sich Kurt, als er bald darauf den Kopf aufwarf, die Nase hoch in die Lüfte hielt, in fröhliches Gewieher ausbrach und einen stattlichen Galopp anschlug. Der alte Bursche hatte das Kloster gewittert und gebärdete sich fast wie ein Hund, welcher in ferner Haft gehalten, sich losgerissen hat und die Nähe seines Herrn wittert. Die Mönche empfingen Kurt gastlich, warteten gut ihm auf mit Speise, Trank und Rat; sie rieten ihm, gen Zürich sich zu wenden, die Stadt liege mit ihren Nachbarn in beständiger Fehde, auf beiden Seiten sei Hilfe willkommen, Sold und Beute reich. Die guten Aussichten machten Kurt früh munter, hellgemut und wohlgenährt wollte er zu Pferde weiter. Der Hengst aber war anderer Meinung, wollte nicht vom Flecke, tat wie wütend mit Bocken, Beißen, Schlagen; er zeigte viel Gesinnung, weder mit Liebe noch mit Gewalt brachte man ihm eine andere Meinung bei, er hatte seinen Beruf erkannt, er begriff, wo er hingehöre, da wollte er bleiben lebendig oder tot. Voll Zorn und ohne Rat stand Kurt da; die Knechte lachten, sie rieten auf den wahren Grund und hatten ihre Freude dran. Die Mönche waren gute und verständige Menschen, sie begriffen, daß Kurt nicht den gleichen Beruf zum Kloster hatte wie der Hengst und es denn doch ein grober Zwang gewesen wäre, wenn man ihm denselben aufgedrungen hätte; sie schenkten ihm einen tüchtigen Klepper, damit er in die Welt hinaus seinem Berufe nachreiten könne. Der Klepper paßte auch besser zu Kurt als der steife Hengst; er war Stall und Kloster satt, trug rasch und gern den Junker ins Freie, und der Junker fand sich alle Tage besser im Sattel zurecht, fand aber keine Abenteuer und leer den Weg. Hie und da stießen ihm Gestalten auf, welche ihm verdächtige Blicke zuwarfen oder scheu huschten über den Weg; er begriff gleich, was sie trieben, ihn gelüstete oft vom Klepper zu springen und mit ihnen zu laufen. Das war doch ganz ein ander Leben im grünen Walde, auf keinen Weg beschränkt, durch kein Gesetz gebunden, ein freies

Leben zu führen, als so umher zu traben, hie und da vor einer Burg zu harren, lange umsonst, bis endlich ein graues Gesicht den Bescheid brachte, der Ritter sei nicht zu Hause, und in seiner Abwesenheit öffne sich die Burg nicht, so am Hungertuche nagen oder vorlieb nehmen zu müssen, was Landleute aus gutem Willen gaben, ungefähr wie heutzutage die gemeinsten Bettler.

So ritt er mehrere Tage am gleichen Stück, welches man jetzt in einem Tage durchreiten kann. Damals waren noch keine obrigkeitlichen Wegknechte und keine obrigkeitlichen Ingenieure, von denen die letztern immer für neue Straßen sorgen, die erstern zuweilen für die alten, und wenn man auch politische Parteien hatte, so war es doch noch keiner in Sinn gekommen, die Vaterlandsliebe in der Straßenliebe zu verkörpern und im Glanze derselben in aller Stille sich zu mästen.

So war Kurt gezogen, bis an einem heißen Mittage er in einer Herberge hörte, selben Abend noch werde er zu Zürich am Tore sein, ohne daß er scharf zu reiten brauche. Das machte ihm denn doch bange; seit er in der Welt war, fühlte er, daß das Präsentieren eben nicht seine starke Seite sei; er sann vor der Herberge, wo er über Mittag eingeritten, ernstlich über die Rede nach, welche er zu Zürich am Tore halten wolle, denn er hatte gehört, sein Glück dort hänge hauptsächlich von seiner Rede ab. Reden sei dort die gangbarste Münze.

Ungewohnte Arbeit macht durstig; der Krug mit Züricher Rebensaft wurde Kurt mehr als einmal gefüllt, über dem letzten schlief er ein, wahrscheinlich in der Hoffnung, da er die rechte Rede nicht ersinnen konnte, eine zu träumen, eine Kunst, welche wirklich imstande wäre, manchem Rednertalent beträchtlich auf die Beine zu helfen. Er träumte wirklich, aber leider keine Rede, er hatte aber auch keine nötig; er träumte von einem großen schwarzen Eber, er sah ihn durch die Büsche brechen, er streckte ihm den Speer entgegen, der Speer glitt ab, Kurt glitt aus, mit seinen Hauern hieb der Eber Kurt in die Seite; er fuhr auf, und vor ihm hielt auf hohem Rosse ein stolzer Ritter,

der ihn mit der Lanze etwas unsanft geweckt hatte. Kurt verstand sonst nicht Spaß und hätte ein solches Wecken sich gern verbeten, aber er war zu verblüfft dazu und gab knurrigen Bescheid auf die gestellten Fragen. Als der Ritter vernommen, wer der große Bursche sei und was er da wolle, was Kurt auch ohne Rückhalt sagte, lud der Ritter ihn ein mit ihm zu reiten, wo er ein besseres Leben und reichere Beute fände, denn er sei der Freiherr von Regensperg. Gerade der war Zürichs mächtigster und kühnster Feind.

Solchen Reichtum und prächtigen Haushalt hatte Kurt nie gesehen, wie er ihn in Regensperg fand. Da war des Herrn von Oenz Wohnsitz Bettlerwerk dagegen, ein solch bewegtes Leben hatte er sich kaum geträumt: Jagden, Fehden, Besuche wechselten jeden Tag, und wenn irgendwie eine ruhige Beschäftigung vorgenommen wurde, so war es eine in der Halle hinter dem Humpen, wobei es oft laut genug herging. So lustig und wild bewegt hier das Leben war, hatte Kurt doch ein böses Sein. Mehr in der Wildnis als unter Menschen hatte er gelebt, war wild und scheu oder mißtrauisch wie ein Gemsbock aus den Walliser Bergen. Solche Gemsböcke wissen ihre Hörner zu brauchen, wehe dem Jäger, der sie reizt, nicht tötet, ihnen nicht ausweichen kann. Der Freiherr hatte Kurts Tüchtigkeit teilweise erkannt und bald ganz erprobt; wie selten einer verband er Kraft und Schlauheit, in seinem Bereiche nämlich; er konnte durch den Wald huschen fast wie ein Indianer, aber auch einrennen wie ein Urochse. Er brauchte ihn oft als Kundschafter, hatte ihn gerne in seinem Begleit. Das wäre schön gewesen, aber es dünkte Kurt doch, dabei komme er zu nichts oder vielleicht erst, wenn er graue Haare hätte. Die Ungeduld unserer Jungen, welche ihren Dienst gerne als Feldherren anfangen oder wenigstens als Brigadiers, war auch beim Junker von Koppigen, kam eben aus Mangel an Bildung. Daneben lebte er wie Hund und Katze mit dem jüngern Teile der Dienerschaft des Freiherrn; um die Gunst des Herrn beneideten sie ihn,

und weil er Necken nicht vertrug, neckten sie ihn beständig, wie es üblich und bräuchlich ist bis dato. Es ist, als ob die Welt den Teufel im Leibe habe, was wahrscheinlich auch sein wird: was einer nicht mag, das muß er haben, wenn einer nicht kann pfeifen hören, so wird ihm gepfiffen, und wenn einer nicht Spaß versteht, so wird ihm dessen desto mehr aufgetischt. Nun war es freilich nicht ungefährlich, mit Kurt zu sehr zu spielen; er hatte Tatzen wie ein junger Löwe und schlug alsbald drein wie ein junger Löwe. Aber bald wußte man sich zu sichern, ließ sich nicht in seine Nähe, bald hetzte man die Gefolge von Gästen an ihn, welche dann mit ihm sich lustig machten, bald schlug ihm ein Alter auf die Tatzen, wenn er die Krallen zu tief einschlagen wollte. So kam er fast immer zu kurz, wie man zu sagen pflegt, und gewann nichts als Zorn und Beulen. Bis einer sich eingefügt hat in der Welt, kostet es ihn viel und gewinnen tut er nichts, und mancher wird sein Lebtag nie eingefügt. Lehrgeld muß bezahlt werden in der Welt, solange die Welt besteht, und wenn auch alle Zölle aufgehoben werden; Lehrgeld entweder beim Antritt der Lehrzeit oder nach Verlauf derselben, je früher man es zahlt, desto wohlfeiler kommt man weg.

Wäre dieses nicht gewesen, so hätte es Kurt vielleicht doch nach und nach zu Regensperg gefallen. Das war ein prächtig Leben mit Jagen und Reiten, Essen und Trinken und Kämpfen nach Belieben; da erst lernte Kurt fest sitzen auf dem Roß und jegliche Kampfesweise mit jeglicher Waffe. Rasch ward er bei seiner großen Kraft und mitgebrachten Behendigkeit einer der besten im Waffenspiel, aber dadurch nicht besserer Laune, und seine Verträglichkeit nahm nicht zu. Eines Tages hatte der Freiherr ihn mit noch einem ausgesandt, sich auf die Lauer zu legen und einen Zug der Züricher auszukundschaften. Hans von Melligen hieß der andere, war Kurts Nebenbuhler in allem bis ans Verhältnis zu den andern. Hans war beliebt, hatte Einfluß, von ihm aus gingen die meisten Neckereien, welche Kurt erdulden mußte. Kurt haßte ihn daher bitterlich, konnte

ihm aber wenig anhaben, da Hans neben der eigenen Waffenfertigkeit noch im Schutze der andern stand.

Keiner von beiden kam nach Regensperg zurück; man glaubte sie aufgefangen von den Zürichern, später fand man Hans erschlagen, Kurt blieb verschwunden, was aus ihm geworden, vernahm man in Regensperg nimmer. Hans hatte Kurt geneckt mit spöttischen Worten; Kurt , im Wortgefecht unbehilflich, hatte mit dem Schwerte geantwortet und Hans erschlagen. Begreiflich konnte Kurt nicht nach Regensperg zurück, sondern ritt wild und zornig ins Weite, traf auf einen Reiter, warf diesen ohne Komplimente über den Haufen. Dieser, welchem ähnliches schon öfter begegnet sein und der in der Welt so viel erfahren haben mochte, daß er blutigen Streit lieber vermied als suchte, versuchte keinen Widerstand, gab auch nicht zornige Worte, sondern setzte sich an des Weges Rand, lud Kurt ein, sich neben ihn ins Gras zu setzen und Bescheid zu tun aus einer großen Flasche, welche er am Sattel hängen hatte. Der Reiter, welcher seinen Fall so kaltblütig nahm, hatte ein altes verwittertes Gesicht, in welchem trotz seiner Wildheit ein Zug von Gutmütigkeit nicht zu verkennen war. Er gehörte zu den Gesellen, welche ihr Leben lang einem guten Schicke nachziehen und ihn nie machen, weil sie jedem Genusse sich hingeben, sie sind Knechte des Augenblicks, werden daher nie Herren ihres Lebens, erreichen nie das vorgesetzte Ziel. Er hatte in der halben Welt herumgefochten, aber nichts davongebracht als Wunden und manchmal eine volle Flasche, aus welcher er soeben Kurt zutrank. Kurt hatte anfangs gute Lust, ihm diese Gastlichkeit mit einem guten Lanzenstoß zu vergelten, weil er in seinem mißtrauischen Wesen diesen heitern Gleichmut für Spott hielt, tat aber endlich doch Bescheid, setzte sich neben den Alten, aber mit lockerm Dolche, er hoffte Rat zu finden, den er eben nicht hatte.

Die Flasche war noch nicht zu Ende, als Kurt bereits Vertrauen gefaßt, dem Alten erzählt hatte, wo er gewesen, was

er getan und wie er jetzt nicht wisse, wo aus. Der Alte war auf den Herrendienst, wo man sein Blut vergieße, während die Herren die Beute machen, nicht gut zu sprechen; er suchte begreiflich die Ursache seiner Lage und seiner Unzufriedenheit, wie andere Gelehrte auch, nicht bei sich, sondern anderswo und bei andern. Er hatte den Glauben gefaßt, selbständig komme er am weitesten, aber ein tüchtiger Gehilfe hatte ihm gefehlt, das Glück hatte ihm einen zugeführt. Als er Kurt vorschlug, selbst die Herren zu spielen und Krieg zu führen auf eigene Faust, fand er bei demselben Anklang und Beifall. Kurt war das Beugen unter einen Herrn, die Fessel eines fremden Willens, äußerst peinlich gewesen; seine alte Freiheit kam ihm vor, wie Adam und Eva das Paradies vorgekommen sein mag, wenn sie auf dem verfluchten Acker schwitzten. Er erzählte seinem Gefährten, Uli von Gütsch, was er früher getrieben, wie er gewandt sei im Handwerk und viel erbeutet, obgleich er es nur ganz gemein und zu Fuße getrieben; jetzt, wie sie es treiben wollten auf ritterliche Art so gleichsam, werde die Beute noch viel reicher sein, meinte Kurt. Uli von Gütsch schüttelte den Kopf und war nicht so hoffnungsvoll. Allweg sei es das Beste, was sie vornehmen könnten, aber ganz richtig sei das Ding nicht und viel gefährlicher als ganz gemeine Räuberei, meinte er. Die adeligen Herren, sagte er, hätten es mit dem Wegelagern wie mit der Jagd: beide seien erlaubt, aber in ihrem Revier ihnen allein und niemand anderen, und wen sie in ihrem Revier über Jagd oder Raub ergriffen, den hingen sie an den ersten Baum oder schmiedeten ihn fest auf einen Hirsch. Man müsse klug und vorsichtig sein, sagte er, und nie verzweifeln, auch wenn man die Schlinge schon am Halse habe, er rede aus Erfahrung; gehe aber endlich einmal die Schlinge zu im Ernste, so geschehe, was doch einmal geschehen müsse, ob endlich einen Tag früher oder einen Tag später.

Man sieht, Uli von Gütsch hatte viel Gesinnung und nicht bloß viel, sondern auch die wahre für dieses Handwerk. Uli

von Gütsch hatte aber nicht bloß viel Gesinnung, sondern auch viele Kenntnisse; die sind allezeit was wert, wenn man sie recht zu gebrauchen weiß. Uli von Gütsch kannte nämlich Stege und Wege weit um in der Runde, kannte Schluchten und Höhlen, kannte die Zeichen der meisten Herren, hatte nicht unbedeutende Bekanntschaften unter dem niedrigsten Volke.

Im Gebiete der Reuß, von Luzern weg bis sie in die Aare läuft, oder weiter hinauf der Wigger zu trieben sie ihr Handwerk, doch immer so, daß sie es an Fremden ausübten oder wenn an Einheimischen, doch an Herrschaften, denen sie sich überlegen glaubten; des niedern Volkes schonten sie sorgfältig, ja sie brachten manch Stück Geld in arme Hütten, teilten mit Hungrigen gute Bissen, daher wandte sich ihnen die Teilnahme zu und die Lust, welche immer im Niedrigen entsteht, wenn der Höhere gefährdet wird. Dagegen suchten sie verdächtig zu machen die Herren und trieben ihre Streiche bald in des einen, bald in des andern Namen. Nun ist wohl nichts unangenehmer, als wenn man von solchen Stücklein nichts haben soll als den bösen Namen; wer nicht muß, läßt solches sich nicht in Frieden gefallen. Anfänglich jedoch griff jeder der Herren nach dem Unrechten, den Herren wurden die Haare zusammengeknüpft; diese wußten, wieviel jedem zu trauen war, darum nahm einer den andern in Verdacht, lauerte ihm auf und trieb es ihm ein. Indessen verständigten sie sich schneller, als es Kurt und Uli lieb war.

Der letztere meinte, erfahren in der Welt, sie sollten sich einen Patron auf der Welt gewinnen, wie Fromme nach einem solchen in dem Himmel trachteten. Das sei eine leichte Sache, meinte er, er wüßte keinen, der gegen einen Teil der Beute sie in seinem Gebiete nicht sicher ließe, wenn sie ihm Namen und Gebiet ruhig ließen. Aber Kurt wollte das nicht, er wollte frei sein und tun, was ihm beliebte; selb war von je ein gefährlich Handwerk; länger als üblich konnten sie es treiben, weil sie in den Hütten natürliche Verbündete hatten. Das machte sie sicher, sie verließen den Schauplatz ihrer Taten nicht, wie

Klugheit sonst geraten hätte. In dieser Gegend hatte der Freiherr von Eschenbach große Güter, war ein großer Herr und selten daheim, wie heutzutage auch die kleinen Herren zu tun pflegen; er lebte hier und dort bei großen Herren, deren Freund und Rat er war. Der weilte unerwortet einige Zeit im Aargau, vernahm, was auch unter seinem Wappen getrieben worden und bot nun große Jagd, wie man hie und da auf Wölfe und Wildschweine anstellt, auf in aller Stille, um die fremden Schnapphähne zu fangen.

Kurt und Uli hatten eben im Gebiete des Eschenbach einen Züricher Metzger überritten, waren mit seinem Gelde talaufwärts geritten und saßen in der armseligen Hütte eines Freundes, harrten des Essens und zählten die Beute, als ein junges Mägdlein geschlichen kam und sagte, der Eschenbach biete seine Leute auf, sende Boten aus an seine Freunde, jagen wolle er auf die unbekannten Räuber, bis er sie hätte; wissen wolle er, wer sie seien. Sie hielten Kriegsrat, glaubten die Gegend um das Städtchen Zofingen am sichersten, indem man dort am wenigsten sie suche. Sie hatten dort sich nicht versündigt, die Bürger waren handliche Leute, selbst die Bürgerinnen sehr kriegerisch, liebten beiderseits Speise und Trank, und wer ihnen irgendwie in der Sonne stand, lief Gefahr, um seinen Schatten zu kommen. Alsbald machten sie sich auf, zogen fürbaß und hofften, namentlich in den Klüften, Sümpfen, Wäldern, welche zwischen Zofingen und St. Urban lagen, sichere Ruhe zu finden. Zu Fuß gehend, die Pferde, um sie auf den schlechten Pfaden zu schonen, hinter sich, waren sie ihrem Ziele nahe gekommen, bogen bei Tagesanbruch um eine Waldecke, als plötzlich ihre Pferde hellauf wieherten und es lebendig ward im Gebüsch.

Es waren die Zofinger, welche von der Jagd gehört und gerne wissen wollten, wie sie gemeint sei, was dabei herauskomme, dabei Spektakel liebten und ihren Weibern gerne was Neues erzählten. Was Neues, das wußten die Zofinger damals schon, ist bei Weibern, was ein Blitzableiter bei Gewittern.

Sie hatten ein Zunftessen gehabt, waren beieinander gewesen, daher ihr Aufbruch so rasch, daß sie auf dem Anstand lagen, ehe die Jagd begonnen. Flinke Gesellen hatten den alten Uli von Gütsch niedergeworfen, ehe er aufs Pferd kam; er ward gebunden und im Triumph gegen Zofingen geschleppt als was Neues, so alt er auch war. Er aber verlor seinen heitern Mut nicht, er hatte Gesinnung, wie er redete, so war's ihm auch; er hielt eben dafür, daß nicht jede Schlinge zugehe, welche man bereits am Halse habe (wahrscheinlich hatte er sich lange um Luzern herum aufgehalten, wo es eben heutzutage noch so geht, mit der Schlinge das Ding so zweifelhaft ist), und gehe sie einmal zu, so werde es so haben sein müssen. Er reizte nicht, aber antwortete heiter auf die zornigen Vorwürfe, entwaffnete dadurch die Zornigen, und ehe man mit ihm in Zofingen Spektakel machte, hatten alle, wenn er ihnen auch nicht lieb geworden, Erbarmen mit ihm, und er wurde nicht gehangen, wenigstens in Zofingen nicht. Kurt, rascher und hinter Hans, der den Wegweiser machte, war im Sattel, ehe Zofinger Hände, welche nicht mehr gerne lassen, was sie einmal in den Fingern haben, ihn faßten, und stob instinktmäßig, ohne an Hans von Gütsch zu denken, von dannen. Es kam ihm wohl, daß er nicht auf einem alten Klosterhengst saß und reiten konnte; sein freiherrlicher Gaul ließ die bürgerlichen Verfolger bald hinter sich, war über Hergiswyl hinaus im Umsehen. Da konnte Kurt, da kein Hufschlag mehr hinter ihm hörbar war, das Tier wieder zu Atem kommen lassen, während er selbst seine Gedanken sammelte. Uli von Gütsch hatte ihm, oft erzählt von seinem besten Freunde, der ein Mordkerl gewesen und jetzt Einsiedler oder Waldbruder sei. Lahm gehauen habe er den blöden Leib mit einer frommen Kutte bedeckt; er lebe jetzt von seiner Schlauheit und der Menschen Dummheit, wie früher von seiner Kraft und anderer Schwäche. Er hatte ihm oft erzählt, welche lustige Tage er bei dem Waldbruder verlebt habe in dessen düsterer Hütte, welche in der Nähe von Willisau lag; wie derselbe Schabernack ge-

trieben mit den Menschen, ihren Aberglauben ausgebeutet, und gerade bei denen am meisten, welche keinen zu haben glaubten und sich für weise hielten. Diesen Waldbruder aufzusuchen, beschloß Kurt, bei ihm konnte er entweder sich bergen oder guten Rat finden, wo Schutz und Schirm für ihn sei.

Wer aufgewachsen ist in Feld und Wald, findet sich ungefragt und ungeführt leichter zurecht, als ein schönes, zartes Stadtkind mit einem Plane in der Hand und hundert Anweisungen in der Tasche. Kurt ritt durch Schluchten und Täler, fand sich immer besser zurecht, sah endlich vor sich des Waldbruders Klause oder Höhle, sie war wie die meisten beides.

Vor derselben saß der Einsiedler, neben ihm eine Frau; sie legte ihm von einem mächtigen Schinken vor, er aber trank ihr zu aus einem ansehnlichen Kruge, in welchem schwerlich Wasser war. Vertieft in ihre Arbeit hörten sie Kurts Nahen nicht, bis Fliehen oder Verbergen unmöglich war. Die Frau merkte Kurt zuerst. „Jesus Maria!" schrie sie, sprang auf und ward kreideweiß. Der Waldbruder war nicht so erschrockener Natur, Geistesgegenwart besaß er selbst für Leute seines Schlages in beträchtlichem Maße; gelassen sah er über seinen Krug weg, und sein geübtes Auge erkannte alsbald des Fremdlings Natur. „Frau Gertrude," sagte er, „seid nur ruhig und sitzet wieder ab; euer Herr, der Pfarrer von Zell, hat euch nicht zu einem Sündenwerk ausgesandt, darob ihr Furcht haben müsset, sondern einen Kranken und durch langes Fasten Matten zu stärken. Esset und trinket nur ruhig, auf frommen Wegen seid ihr müde geworden; Stärkung bedürft ihr auch zum Heimgange. — Du aber, Junge," wandte er sich nun zu Kurt, „gib Bericht, was du willst und wer dich gesandt! Für wessen Seele soll ich beten, wen gesund machen, ein krankes Kalb oder einen lahmen Hund?" „Uli von Gütsch läßt euch grüßen, er ist's, der mich hergewiesen hat," antwortete Kurt.

Diese Antwort gab des Waldbruders Kaltblütigkeit einen Stoß, denn diese Art von Bekanntschaften brachte er doch nicht

gerne zur Kenntnis von des Pfarrers Köchin; er stellte daher das Fragen ein, hieß Kurt sein Roß abzäumen, sich hersetzen und teilnehmen an ihren Stärkungen. Wahrscheinlich rechnete der Waldbruder darauf, die Köchin werde alsbald vor dem Burschen mit dem verwilderten Angesichte die Flucht nehmen, allein er verrechnete sich, er kannte die Schnapphähne besser als die Köchinnen; es schien ordentlich, als werde die Köchin breiter auf ihrem Sitze, als lasse sie sich recht wohlig auseinander; sie spitzte erst das vierzigjährige Mäulchen, tat zimpferlich, machte dann Witze, neigte sich zur Traulichkeit, kurz, tat akkurat wie eine heutige Köchin, welche im entschiedenen Fortschritt begriffen ist. Der Waldbruder brauchte alle seine Kunst, die beiden auseinanderzuhalten, und da sie immer größeres Gefallen aneinander zu finden schienen, suchte er die Köchin zum Aufbruch zu stimmen. Es lasse sich zu einem Wetter an, sagte er; wer heute noch weiter wolle, dem wäre Eile zu raten. Wenn er nach Zell wolle, sagte die Köchin zu Kurt, so wolle sie ihm den Weg zeigen. Es kam ihr wahrscheinlich sehr angenehm vor, mit Kurt spazieren zu gehen. Kurt hätte wider das Spazierengehen und die Köchin so weit nichts gehabt, aber den Weg nach Zell begehrte er einstweilen nicht kennen zu lernen; derselbe führte durch das offene Land, und von dort konnte man schnurstracks auch nach Zofingen. Er nahm daher das Anerbieten der Köchin kühl auf, sagte kurz (denn wenn er auch eingehauen war, so war er doch nicht gehobelt), nach Zell begehre er nicht, das Wetter fürchte er nicht, einstweilen sei ihm wohl da. Die Antwort machte die Köchin ebenfalls kühl. „Nichts für ungut für das Anerbieten, jeder macht's, wie ihm beliebt," sagte sie, grüßte kalt den Waldbruder, akkurat wie eine beleidigte Schönheit es tut, welche sich hintangesetzt glaubt und es einzutreiben gedenkt, und ging ab.

Dem Waldbruder machte diese Mißstimmung offenbar keinen Kummer, er schien der Mittel zur Versöhnung sicher zu sein; er wandte sich rasch zu Kurt und fragte nach seines Freundes

Bestellung. Kurt erzählte und fragte um Rat. Diese Frage schien dem Waldbruder ungleich bedenklicher als der Köchin Stimmung; nachdem er genau gefragt, wo sie überfallen, ob er gesehen worden und wie weit verfolgt, sagte er endlich: „Mußt weiter reiten, hier bist du nicht sicher; die Herren werden das Äußerste aufbieten, auch dich zu fangen, denn jeder will den Verdacht von sich abwälzen, als sei er euer Hehler und Bundesgenosse. Ich hörte von eurem Treiben, glaubte, es treibe dies unter der Hand einer der Herren auf seine Rechnung, dachte nicht daran, daß Uli von Gütsch, der alte Fuchs, so was Tolles unternehme und sämtlichen Herrschaften ins Handwerk pfusche, wo sämtliche nichts eifriger tun werden, als es ihm legen. Ein Glück für ihn ist, daß er in der Zofinger Hände gefallen, die treiben viel, doch nicht Straßenraub, haben also nicht Ursache zum Brotneid, und Uli wird sich aus ihrer Schlinge schwatzen, vielleicht gar in ihren Dienst hinein. Um so rachsüchtiger werden sie dich verfolgen, vor ihrem Zorne vermag ich dich nicht zu schützen; vor einem Heiligen wie ich haben die Herren keinen Respekt, ihr Interesse ist ihr Gott; vor den Bauern wärest du sicher hier, bei ihnen findet sich der wahre Glaube noch. Und doch heile ich den Herren ihr Vieh umsonst, bereite ihnen manchen Trank umsonst, aber da ist keine Dankbarkeit; wären die Bauern nicht, ich müßte verhungern. Aber eben daß die Bauern es so gut mit mir meinen, bringt die Pfaffen gegen mich auf, aus Brotneid predigen sie gegen mich, daß die Wände krachen, heißen mich einen Wolf im Schafpelze, einen unsaubern Heiligen und hetzen die Herren gegen mich. Ach Gott! wenn sie erst alles wüßten, was ich kriege und wer es bringt, die würden noch ganz anders predigen, und je ärger sie predigen, desto mehr läuft das Volk mir zu, desto williger bringt es mir seine Gaben. Aber eben deswegen muß ich mich destomehr hüten, daß die Pfaffen nichts Bestimmtes an mich bringen (gegen mich vorbringen) und vor die Herren, bei welchen weder Glaube noch Dankbarkeit ist; hätten sie einmal eine sichere Handhabe, dann gute Nacht,

Waldbruder! Iß, trink und höre, wo Sicherheit ist für dich; reite soviel du kannst den Bach hinauf, sonst an dessen Ufern, dann da, wo er aus der Erde bricht, rechts über den Berg, so kommst du in ein langes Tal, dieses reitest du hinauf; zu oberst, wo es sich zu schließen scheint, die Berge ihre Füße zusammenstrecken ins Tal wie ein Rudel Mädchen ihre Füße in eine Badewanne, da steht ein Kirchlein und über demselben eine starke Burg; wenn du dich sputest, bist du dort, ehe die Sonne untergeht. In der Burg wohnt der beste Ritter im Lande, ein Mann für dich, des Tags zu Roß, des Nachts, wenn Ruhe ist und kein Streich ob Handen, ein tapferer Zecher; er hat ein gutes Herz, aber Federlesens macht er nicht, sondern was ihm wohlgefällt. Macht einer ihn böse, so zertritt er ihn, gelüstet ihn was, so greift er zu; wer ihn ruhig läßt und nichts hat, welches ihm wohlgefällt, den läßt er auch ruhig, und wer ihm es treffen kann oder gar Hilfe ihm leistet, der hat bei ihm das beste Leben und sonst was er will. Barthli von Luthernau, du hast schon von ihm gehört, ist Land ab Land auf gefürchteter als der Teufel, an ihn wagt sich niemand, und wo er erscheint, da werden alle Herzen steif vor Angst; die Welt hat es ihm schlecht gemacht, jetzt treibt er ihr es ein. Er war nicht reich, doch seine starke Burg und reichen Vettern, welche keine Kinder hatten, berechtigten ihn lustig zu leben, als wäre er schon reich und sollte es nicht erst werden. Er borgte von den Vettern, dachte begreiflich nicht ans Wiedergeben, das wäre ja dumm gewesen und eine unnötige Mühe, da ja einmal alles sein war; er suchte im Gegenteil die Schuld täglich größer zu machen. Die Vettern wurden zäher, wollten Vetter Barthli nicht immer begreifen, ihre Hände nicht mehr öffnen nach seinem Belieben. Aber Barthli achtete sich wenig, dachte auch, mit solch alten Knaben mache man nicht viel Federlesens, ritt bei ihnen ein mit vielen Leuten, siedelte sich da an, als wär's für die Ewigkeit, bis sie froh waren, ihre Truhen zu öffnen und ihm zu geben, was er begehrte. Die Vettern waren griesgrämliche Leute, konnten keinen Spaß

verstehen, fingen an den Vetter zu hassen, sich immer schlechter gegen ihn zu benehmen, gegen den leiblichen Vetter. Dieser züchtete sie wie recht und billig immer schärfer ihrer schlechten Gesinnungen wegen; da kam, statt daß sie sich gebessert und den Vetter zu versöhnen gesucht, der Teufel vollends über sie, sie vergabeten all ihre Habe, Land, Leute, Gülten zu Bau und Aufschwung des Klosters St. Urban. Das war schlecht, daher begreiflich Ritter Barthli gar nicht recht; er bot Himmel und Hölle auf gegen diese Vergabung, aber niemand wollte ihm zu seinem Recht verhelfen; geschrieben sei geschrieben, hieß es überall. Da hob er seine Faust auf, drohte von Luzern bis St. Urban das Land zu verheeren, aber man spottete ihn aus und forderte zu allem noch die alten Schulden ein. Darüber ist er wütend mit Recht, will nun selbst Schulden eintreiben und nehmen, was ihm gehört, wie billig, und fehdet nun das Kloster, welches von niederträchtigen Herren, die den Barthli hassen wegen seiner Mannheit, begünstigt wird ohne Unterlaß. In den nächsten Tagen versucht er wieder was, wozu er tüchtige Leute braucht; du wirst ihm willkommen sein, sage nur, Jost im Tobel habe dich gesandt." Kurt war durch sein Handwerk mißtrauisch, es fiel ihm auf, daß Jost im Tobel, der erst noch so bitter über die Herren gesprochen, ihn jetzt zu einem Herrn senden wollte, er sagte: „Warum soll ich das Tal aufreiten, um zu einem der Herren zu kommen? Ich erspare mir Mühe, wenn ich sie hier erwarte." „Du jagst auf falscher Fährte," sagte der Waldbruder; „es ist nicht ein Herr wie der andere Herr und nicht ein Pfaff wie der andere Pfaff; wie in allen Regeln Ausnahmen sind, so sind auch in allen Ständen solche, welche nicht auf der gleichen Saite geigen, nicht zu den andern zu gehören scheinen und um deswillen bitterlich angefeindet werden von den andern. So ist der von Luthern rundum von allen Edeln gehaßt, wie alle Pfaffen rundum mich hassen, von wegen wir leben beide auf eigene Faust, und was die Hauptsache ist, wir leben beide wohl dabei, besser als die andern, welche nach dem

allgemeinen Brauch leben einer wie der andere, wie eine Gans der andern nachwatschelt, wie die erste vorwatschelt. Sieh, darum sind ich und der von Luthern Freunde, weil wir auf der gleichen Fährte jagen; jeder macht, was er kann, lebt so gut als möglich nach dieser Regel und fragt den andern nichts nach, begreifst?" Kurt begriff, hatte aber doch gegen den neuen Herrendienst viel einzuwenden. Er sei ihm nicht entlaufen, um ihn von vornen wieder anzufangen, sagte er. Jost setzte ihm auseinander, wie zwischen allen Dingen ein Unterschied sei; so sei ein Unterschied zwischen Kurt, welcher zum Freiherrn von Regensperg gekommen, und dem Kurt, welcher zu Barthli von Luthernau komme; der erste Kurt sei ein blöder Junge gewesen, der zweite Kurt ein derber Kerl mit Haar ums Maul. Der Freiherr sei halt ein Herr gewesen mit Dienern und einem vornehmen Haushalt, Barthli sei ein Mann, habe Gesellen und einen Haushalt, wo es sich ein jeder so bequem mache, als er könne, und zwischen Kamerad und Knecht sei eben ein großer Unterschied. Als der Waldbruder glaubte, Kurt habe seine Vorlesung hinlänglich begriffen, trieb er Kurt fort; es sei hohe Zeit, sagte er; rasch müsse er machen, daß er fortkomme, sei er einmal über dem Berg, könne er langsam weiter. Dort treffe er ein Haus, richte er seinen Gruß aus, kriege er, was er begehre.

Kurt zögerte, bis es ihn selbst dünkte, er wittere in der Weite Roß und Reiter. Sobald derselbe fort war, kreuzte sich der Waldbruder, räumte alles Verdächtige weg, zog Weiden z'weg zum Flechten und sang ein geistlich Lied, d. h. eins mit geistlicher Weise aber sehr ungeistlichen Worten. Nicht lange saß er, so hörte man schon einzelne Hörnerstöße, hörte zerstreute Reiter zusammensprengen, dann geraden Wegs die Schlucht herauf dem Waldbruder zustürmen. Der saß da wie der heilige Feierabend, als ob ihm die ganze Welt nichts anginge, sang und flocht, daß es herzbrechend war, und als ob er sein Lebtag nichts anderes getan hätte. Die Reiter hatten offenbar nicht großen Respekt vor ihm, der Waldbruder indessen den sichern Takt,

daß er sein Verzücktsein und Redestehen so gut zu mischen wußte, daß er nichts verriet, weder sich noch Kurt, und doch jeder Gewalttätigkeit entging. Es blieb bei Drohungen und unehrerbietigen Titeln, beides störte den Waldbruder nicht am Korben; Drohungen taten nicht weh, und auf Titel hielt er nichts, er war gar nicht ehrsüchtig. Sie suchten und fanden nichts, sie taten wie Hunde, welche einen Hasen im Versatz verloren, welche ein Jäger immer aufs neue den Ring schlagen läßt; sie kriegten Langeweile, setzten endlich ab einer nach dem andern, und wenn einer anfängt, geht es nicht lange, bis der Letzte abzieht.

Unbelästigt ritt Kurt über den Berg bis zu dem Hause, welches ihm Jost empfohlen hatte oder dem er so gleichsam empfohlen worden war. Es war vor mehr als sechshundert Jahren, als dieses Kurt begegnete, aber kurios ist es, er gebärdete sich damals schon akkurat wie dato ein sogenannt gebildeter, vielleicht vornehmer, selbst fürstlicher Europäer*), der vom Vizekönig von Egypten oder irgend etwelchem Machthaber oder sonst irgendwelcher potenzierten Person Empfehlungen hat in Ägypten oder Italien. Man kann lesen in ihren Reiseberichten, wie sie den Leuten in die Häuser fallen wie Heuschrecken übers Land, die Leute aus dem Schlafe pochen und poltern wie Janitscharen mit einem Firman des Sultans, sich es bequem im Hause machen, daß die Besitzer kaum mehr Platz darin haben, Speisen und Getränke auf die unanständigste Weise beschnüffeln, ehe sie solche genießen, wie verwöhnte Hunde ein Stück Brot, und dann hinterher dem erstaunten Europa erzählen, nach was der Wein gerochen und ob das Fleisch zäh gewesen oder nicht zäh. Daß es Kurt so machte, soll uns nicht wundern, er machte nicht Anspruch, ein Gentleman zu sein, und war nicht im Weltschland (französische Schweiz) gewesen, sondern umgekehrt im Züribiet (Gebiet von Zürich). Er stellte sein Roß an den besten Platz im Stalle, setzte sich auf die beste Stelle

*) Es ist der Fürst Pückler-Muskau gemeint.

am Herde und ließ sich traktieren, und die Leute ließen es sich gefallen und taten das Möglichste, akkurat wie man es noch heutzutage mit den modernen Reisenden macht, welche nach allerneuesten Berichten, im Morgenlande als die eilfte Plage angesehen werden. Die guten Leute fürchteten Ungelegenheit, sie kannten Josts Verbindungen, wußten auch nicht, wie weit Kurt noch kommen und es erzählen könnte (vom Drucken war bekanntlich damals noch nicht die Rede), wenn sie ihm nicht das Beste aus Keller und Küche gegeben, der Wein nach was gerochen, das Fleisch zäh gewesen. Kurt hatte alle Ursache zufrieden zu sein; wohl gepflegt ritt er endlich weiter und Abend ward's, als er vor sich das Kirchlein von Luthern sah und über demselben die alte graue Burg.

Es war ein wildes Bergtal, doch sah man an den Talwänden gute Gehöfte; rar waren die Kühe nicht im Tale, Barthli stahl keine aus dem Tale, aber manche außerhalb demselben gestohlene Kuh lief darin herum. Die Burg stand offen, der Ritter von Luthern fürchtete keinen Überfall, es wohnte kein Mensch im Tale, der, wenn er was Verdächtiges bemerkt, es dem Ritter nicht alsbald gemeldet hätte, denn sie hatten alle Anteil an seinem Raube, und wenn seine Hand schon hart war, so wohnte es sich doch sicher unter derselben. Wild sah es im Hofe aus, aus einer offenen Türe flog eben ein Knecht heraus wie der Stein von der Schleuder, kroch dann weiter winselnd und heulend. Fluchend kam ein gewaltiger Mann nach und hätte wahrscheinlich noch nachgebessert und vollends zerschlagen, was der Knecht noch Ganzes an sich hatte, wenn ihm nicht Kurts fremde Erscheinung in die Augen gefallen wäre. Es war der Ritter in eigener Person, der mit selbsteigener Hand einem Knechte, der Pferde mit Fußtritten mißhandelte, Verstand gegen die Tiere einbleute. Der Ritter von Luthernau war ein Mann wie eine Eiche, schon hatte es ihm auf den Schädel geschneit, aber heiß rann doch das Blut unter der weißen Decke und heißer am Abend als am Morgen, wie es übrigens noch heutzutage bei

vielen Edeln und Unedeln der Fall sein soll. Fast war's, als wollte er den Rest seines Zornes an Kurt auslassen; barsch fuhr er ihn an, was er da wolle. Doch Kurt war nicht erschrockener Natur: er bringe einen Gruß von Jost im Tobel, sagte er.

Das Losungswort zog, ein heller Schein flog über des Ritters dunkeles Gesicht, er führte Kurt in die Halle, wo auf dem Tische Essen und Trinken die Fülle stand und zwar den ganzen Tag. Wer etwas mochte oder sonst nichts zu tun hatte, setzte sich an den Tisch, besondere Eßstunde war keine. Er hatte, wie es schien, durch Kurt eine Botschaft erwartet, auch das Begehren um Dienst war ihm nicht unangenehm, jedoch vergaß er besondere Vorsicht nicht. Schon damals war es Sitte, jemanden, an den man offen nicht kommen konnte, einen falschen Freund in den Busen zu schieben, der dann mit Verrat vollbringt, was Gewalt nicht vermochte. Indessen Kurt bestand gut im Examen und gewann des Ritters Vertrauen. Derselbe kannte Uli von Gütsch wohl und war dessen Freund gewesen, war auch ein Feind derer, die des Ritters Feinde waren. Zudem hatte derselbe Kurts Vater wohl gekannt und mit ihm manchen Streich verübt. Als Kurt sich als des Vertrauens würdig ausgewiesen, vernahm er, daß morgen schon ein Auszug vorbereitet sei, des Klosters Gebiet zu plündern und zu verbrennen, was brennen wollte. Barthli hatte Lust, das Kloster selbst zu zerstören, indessen war es zur selben Zeit etwas bedenklich, Hand an geweihte Mauern zu legen, das Ding konnte schwere Folgen haben.

Früh ward es lebendig in der Burg zu Luthern. Die Leute schienen aus dem Boden heraus zu wachsen, waren in Wetter und Krieg gehärtet und gestählt und gar heiteren Mutes, sie hofften auf reiche Beute. Das Wort „Beute" hat seinen schönen Klang behalten bis auf den heutigen Tag, nur mit dem Unterschied, daß das moderne Bewußtsein sich des Raubens und Stehlens schämt, es indessen doch tut und je mehr je lieber, hinterdrein es dann ableugnet, gedruckt und ungedruckt mit moderner Un-

verschämtheit. Der Ritter wäre gern durch Wald und Berg gebrochen nach Ettiswyl, Huttwyl, Rohrbach usw. das reiche Tal hinab, welches die Langeten bewässert. Aber dort wohnten viele Edle, Freunde des neuen Klosters, absonderlich auch die Edlen von Madiswyl. Alle hätte er aufgejagt, auf seine Fährte gezogen, und viele Hunde sind bekanntlich des Hasen Tod. Er zog daher östlich, das Tal abwärts, Großdietwyl und Altbüren zu. Mancher Freund gesellte sich zu ihm auf dem Wege, und als er seine angeschwollene Schar übersah, drängte es ihn, an St. Urban selbst sich zu versuchen, mit einem kühnen Streich all dem Ding ein Ende zu machen. Er wußte, daß einer seiner Vettern dort sich aufhielt, konnte er den als Geißel in seine Hände bekommen, so hatte er von den Folgen des Überfalls nicht viel zu fürchten. Er hielt, zog Kunde ein, aber sie gefiel ihm nicht; er vernahm, daß viele Edle mit Gefolge im Kloster sich aufhielten, daß noch mehr erwartet würden, ein Überfall also nicht rätlich sei. Er bog links ins waldige Gebirge, durch dasselbe konnte er unbemerkt bis gegen die reichen Langenthaler Höfe ziehen, dieselben plündern und auf der dortigen Straße vielleicht einen reichen Fang tun, einen schnappen, der nach dem Kloster wollte.

In Langenthal ruhte die ländliche Arbeit, das Vieh war eingetrieben, das Gesinde heimgekehrt, die Mutter kochte, die Töchter kämmten ihre Haare, was von jeher in Langenthal stark getrieben wurde, nicht allein wegen der Hoffahrt, sondern wegen der Kurzweil. Ob dem Kämmen glitt die Zeit vorüber, ganz gleich wie durch die Finger die Haare, und je glatter die Haare glitten, desto rascher lief ihnen auch die Zeit vorüber. Die Nacht dämmerte herauf, leise nahte sich im Schatten der Nacht der Schlaf den Augen der Menschen, machte aber heute nicht gute Geschäfte. Es wollte ihm niemand warten, es war eine ungewohnte seltsame Unruhe auf der Straße, auf der berühmten Kastenstraße, welche schon zu der Römer Zeiten den Osten Helvetiens mit dem Westen verbunden haben soll.

Eine große Weinfuhr für das Kloster war am selben Abend durch den Ort gekommen; zur selben Zeit war eine Weinfuhre ein Ereignis, selbst in Langenthal, wo sonst von Zeit zu Zeit etwas Merkwürdiges vorkam. Wahrscheinlich waren aber damals noch seltener als die Weinfuhren die Weinreisenden, welche der Sage nach gegenwärtig vor Langenthal sich oft aufstauen wie in Paris die Menschenmenge vor dem Theater, wenn die Rachel spielt, so daß die Eingänge zu klein, die Menge derer, welche hinein wollen, zu groß ist. Weder das Straßenpflaster, noch die Straßenbeleuchtung, für welche in jüngster Zeit ein löblicher Gemeinderat eine selten gewordene Prämie erhalten hat, waren damals in Langenthal zu der Vollkommenheit gekommen, in welcher man sie jetzt findet. Zwei Weinwagen blieben stecken, an dem einen brach die hintere Achse, am andern die Deichsel, mit aller Mühe konnte man sie nicht flott machen, sie mußten in Langenthal zurückgelassen werden. Nun lebte damals in Langenthal eine große Familie, zu welcher fast die ganze Einwohnerschaft gehörte, die wahrscheinlich ausgestorben sein wird, namens Durstig, sie hatte die Eigentümlichkeit, daß sie den Wein mehr liebte als das Wasser. Zwei Weinwagen auf offener Straße eine ganze Nacht durch war ein nie erlebtes Ereignis. Da Langenthal zum Kloster gehörte, die Wagen auf des Klosters Grund und Boden standen, so war die Bedeckung mit den andern Wagen nach dem Kloster gezogen, nur die Fuhrleute blieben bei den Wagen zurück, blieben aber nicht alleine.

Von allen Seiten trappete (trat) es heran, jeder wollte die merkwürdigen Wagen sehen, und wer sie einmal ansah, dem ging es wie der Eva im Paradies. Als sie den Apfel einmal recht angesehen, konnte sie auch nicht mehr davon los, bis sie drein gebissen. Man stand um die Wagen her, riet über die Größe der Fässer, die Güte des Weines, und je mehr man riet, desto zahlreicher ward die Familie Durstig um die Wagen herum. Gut wäre es doch, sagte endlich einer, wenn einige die Nacht

über bei den Wagen wachen würden, die übrigen könnten nach Hause gehen. Er werde meinen, sagte eine Frau, er sei alleine klug und niemand merke, warum sie nach Hause sollten; einem recht, dem andern billig: wenn er über den Wein wolle, so wolle sie auch daran; übrigens sei versuchen erlaubt, wenn die Herren da wären, sie schlügen selbst eins der Fässer auf; man könne es ja auch machen wie die Fuhrleute, mit Wasser wieder zufüllen, so merke ja niemand etwas.

Ist man einmal mit dem Rate so weit, so ist die Ausführung auch nicht mehr fern; man bohrte vorsichtig an, und vorsichtig ließ man anfangs nur wenig heraus, damit der Abgang oder das Wasser im Weine nicht gemerkt werde. Sowie man bohrte, war alles nach Trinkgeschirren davongestoben, und jetzt stob alles heran wie Tauben auf einen Hanfacker, den soeben der Sämann verlassen. Das Gedränge um die Wagen wurde groß, jeder wollte seinen Teil, und hatte er ihn, so wollte er noch einen. Die Weiber zeichneten sich durch gewaltiges Schlucken aus; hatte ein Weib einmal ein Geschirr am Maul, so war es, als ob sie zusammenwüchsen, und voneinander brachte sie keine irdische Macht mehr, solange ein Tropfen von einem ins andere rann. Ein Loch in einem Faße genügte nicht mehr, ein zweites entstand, man wußte nicht wie, und befriedigte noch lange nicht das immer wachsende Bedürfnis der immer größer werdenden Familie Durstig. Die Unmöglichkeit, die Sache zu vertuschen, ward immer klarer, ward auch begriffen und rasch der Entschluß gefaßt, den sämtlichen Wein sich zuzueignen, Wagen und Fässer bei Seite zu bringen und dann zu sagen, der wilde Barthli sei gekommen und hätte sie geholt. Um die Lüge glaubwürdiger zu machen, könne man ein altes Scheuerlein anzünden, Lärm machen und Botschaft ins Kloster senden, so ward geraten.

Ein altes Sprichwort sagt: Der Teufel ist ein Schelm, und wenn man vom Wolfe spricht, so ist er meistens nah. Kaum hatte man die Ausführung jenes Rates begonnen, so hörte man Lärm von der Bergseite her, und kaum hatten die Köpfe dort-

hin sich gedreht, erhob sich wildes Geschrei von der andern Seite. Pferde hörte man sprengen, in vollem Lauf brauste eine Schar die Straße herauf, voran auf schwarzem Roß ein Ritter, schwarz gerüstet. „Der Barthli! der Barthli!" fuhr wie ein Schrei aus aller Mund, und erschrocken, wie wenn unter leichtsinniger trunkener Menge der grausame Teufel plötzlich erscheint, stob wie Spreu im Winde die Menge auseinander, es bebten aller Glieder, und vergangen war allen der Durst; an Widerstand dachte niemand, selbst für gehörige Flucht fehlte den meisten der Verstand, sie liefen wie bei einem Brande das Vieh ins Feuer, dem Feinde blind in die Hände. Der Ritter von Luthern wußte seine Dispositionen zu machen so gut als heutzutage in ähnlichen Fällen ein Husarengeneral. Wie das Wetter von allen Seiten zugleich war er über den Ort gekommen, mit seinen Rossen dem Menschenknäuel zugesprengt, den er zu so ungewohnter Zeit auf der Straße sah; es konnten Feinde sein, zu seinem Empfang gerüstet. Erst als derselbe auseinanderstob wie ein Haufen dürrer Blätter, in welche der Wind weht, sah er die beladenen Wagen, erkannte er den unerwarteten, aber um so willkommeneren Fund. Barthli wird den Livius kaum gelesen haben, wußte darum nicht, wie es dem Hannibal in Capua ging, erlaubte seiner Bande, während man aus allen Gehöften das Vieh zusammentrieb, das Wertvollste zur Hand nahm, kurz eine tüchtige Plünderung kundig betrieb, zu trinken nach Belieben, was sie denn auch tat und zwar eifrig, und je eifriger sie dieses Geschäft betrieb, desto mehr beliebte es ihr.

Die Hauptfuhre war in St. Urban glücklich angekommen und mit großen Freuden empfangen worden. Die glückliche Ankunft war ein Ereignis im Kloster; wenn sie schon nicht empfangen wurde mit großem Gepränge wie eine kostbare Reliquie, so war doch die Freude um so inniger und besonders bei den vielen Edlen, welche wirklich ins Kloster eingeritten waren. Wer das Fest nicht kannte, welchem ihr Eintritt galt, hätte geglaubt, wie ein Bauer seine Freunde zu einem Wurst-

mahl ladet, so hätten die Klosterherren ihre Freunde geladen, den Wein zu begrüßen und zu kosten. So war es nun nicht, aber deswegen war die Freude nicht weniger herzlich, das Kosten nicht weniger gründlich. Während diese Proben gemacht wurden, war dem Abt Bericht erstattet worden und namentlich, daß zwei Fuder in Langenthal zurückgeblieben seien. Der Abt war ein sehr kluger Mann, kannte seine Leute und namentlich die Familie Durstig in Langenthal, er wußte, daß diese, wenn sie Wein in der Nähe hatten, nicht mehr wußten, was sie taten, wie auch eine Koppel Jagdhunde, welche einen Hasen in die Nase kriegen, blindlings ins Gebüsch sich stürzen. Darum sandte der Abt zwei seiner besten Leute nach Langenthal, Wache und Ordnung zu halten. Diese, nur ihren Auftrag im Auge, gerieten im Walde gegen Langenthal hin unter des Ritters Bande, wurden aber nicht erkannt; der eine schlich sich sogleich zurück, Barthlis Nähe zu melden, während der andere das weitere zu erspähen suchte. Der Abt machte auf den ersten Bericht nicht unnötigen Lärm, sondern ließ bloß in aller Stille rüsten, was bei solcher Lage üblich ist, und spähen ums Kloster herum, ob etwa ein Überfall bereitet werde. Bald brachte der zweite Bote die Nachricht, es gelte Langenthal, soeben breche der wilde Ritter dort ein und werde sich wohl säumen bei der unerwarteten Beute. Die Herren und Brüder waren eben in der allerlustigsten Laune, noch nicht schwerfällig, sondern in dem Tempo, wo man gerne etwas Tolles treibt oder Händel sucht. Diesmal behielt der Abt den Bericht nicht für sich, sondern teilte ihn den Herren mit, und wie eine Flamme in eine Tonne voll Branntwein fiel die Nachricht unter sie. In wildem Jubel fuhr alles auf, und ohne Rat war alles einig, dem Barthli über den Hals zu kommen so schnell als möglich. Manch Klosterbruder gesellte sich den Herren bei, fuhr kundiger in eine Rüstung als aus der Klosterkutte, und als er in der Rüstung war, glich er dem besten Ritter, und als er zu Roß war, hätte keine Seele ihn für einen Mönch gehalten. Er war wahrscheinlich auch

länger Ritter gewesen als Mönch. Müde der Welt hatte er Ruhe gesucht im Kloster, hatte begraben geglaubt den alten Menschen, und siehe, da erwachte er wieder bei der ersten Gelegenheit mit der alten Lust. Selten mag wohl eine lustigere, mutigere Schar, so eben recht in der Stimmung zu einem wilden Strauße, aus einer Klosterpforte geritten sein. An Zahl waren sie dem Barthli weit überlegen, an Kunde und Kraft standen mehrere ihm nicht nach, und als sie Langenthal sich näherten, hatte der Instinkt des Handwerkes Stille gebracht in die wilden Haufen, sogar die Pferde schienen leiser aufzutreten, um so unerwarteter über den Feind zu kommen.

Unterdessen ging es lustig und laut zu in Langenthal, und ungestört in die Nähe zu kommen war eben keine Kunst. Des Ritters Leute schienen den Langenthalern verwandt und wirklich auch von der Familie Durstig zu sein, sie klebten an den Fässern wie Wespen an den Trauben, je mehr sie tranken, desto besser dünkte sie der Wein. Dem Ritter schien es Zeit, aufzubrechen, aber seinen Leuten nicht, und diese waren gar seltsam zusammengewürfelt, gar lose die Bande, welche sie an den Ritter knüpften. Ihm schien die Sache nicht geheuer, er setzte sich zu Roß, mehr und mehr schien ihm, als höre er verdächtiges Getrappel; er mahnte, aber umsonst, er hieb ein Faß auseinander und erweckte mehr Wut als Gehorsam. Da brauste es wieder die Straße herauf, es kam eine gewaltige Schar in wildem Rosseslauf. Das begriffen einige, warfen sich mit Kurt und dem Ritter dem Feinde entgegen; der Ritter von Luthernau sah aber alsbald, daß die Macht zu groß sei, ein Hinhalten, bis die Trunkenen besonnen geworden, die Beute in Sicherheit sei, unmöglich; er wich aus dem Streite, welcher ihm zu unbedeutend war, um Leben oder Freiheit in ihm zu wagen, die andern folgten ihm bis auf Kurt. Kurt, vom Weine aufgeregt, in den Jahren, wo man gerne in das, was man tut, die Seele legt, sah der andern Rückzug nicht, stritt, als ob es ginge ums Himmelreich, fesselte den Streit mit seiner gewaltigen

Leibeskraft. Die Feinde fochten anfangs nicht mit dem gleichen Ernste, den Tod suchten sie nicht bei solchen Sträußen; wo wenig zu gewinnen war, ging man damals mit Manier miteinander um, fing gern lebendig Roß und Mann oder rettete Roß und Leben. Indessen war das Ding einem riesigen Klosterbruder endlich langweilig; er ritt Kurt an, fing dessen Schwerthieb mit wohlbeschlagener Keule auf, schmetterte sie dann gleich einem Blitzstrahl auf dessen Helm, daß er splitterte wie Glas, das Haupt sich beugte, die Glieder erschlafften, der ganze Körper bewußtlos zur Erde sank.

Dieser Schlag endete den Kampf, wie oft ein gewaltiger Donnerschlag der Schluß eines Gewitters ist. Die Verfolgung der Fliehenden dauerte noch fort, doch nicht lange, in der dunklen Nacht nützte sie nicht viel und war gefährlich. Der Ritter von Luthernau entkam glücklich, die Hitzigsten wendeten um und fanden die Behaglicheren um die Fässer geschart und bemüht, zu retten was zu retten war, d. h. vor allem zum eigenen Genuß, ob dann noch etwas für das Kloster übrig blieb, überließen sie der Vorsehung. Als die Langenthaler den Ausgang merkten, fanden sie sich auch wieder ein, vor allem war die Familie Durstig zahlreich auf dem Platze, rühmte sich ihrer Heldentaten und wie sie dem Barthli heiß gemacht und wie sie ihm noch heißer gemacht hätten, wenn die Herren nicht selbst gekommen wären, so daß es wirklich ein himmelschreiendes Unglück für Langenthal schien für ewige Zeiten, daß die Herren gekommen und die Heldentaten der Einwohner, welche sie im Sinne gehabt, nun im Sacke blieben. Im Glück ist man nicht mißgünstig, man tröstete die guten Leute mit vollen Bechern, und ein lustiger Morgen ging über den Ort auf, denn da war mancher, der zwei Sonnen am Himmel sah, viele noch dazu Mond und Sterne; die Glücklichsten merkten noch, daß er voll Geigen war, konnten kein Bein mehr feststellen, sondern liefen wie Sonne, Mond und Sterne rund um.

Als endlich der Wein nicht mehr laufen wollte, kamen

einigen die Gedanken wieder, sie mahnten zum Aufbruch; man suchte die Pferde, suchte überhaupt zusammen, was herum am Boden lag, fand so auch Kurt. Die Rüstung gefiel; an den Leib, der drinnen stak, dachte man nicht, glaubte ihn tot. Als man die Rüstung nahm, fand man noch Leben im Leibe, wußte nur nicht, was mit ihm machen, die einen wollten ihn liegen lassen, andere ihn mitnehmen, noch andere ihn totschlagen; da kam ein dicker Herr, der munter zu Roß und im Streit gewesen war, doch noch munterer beim Faß, jetzt waren ihm die Beine etwas schwach, die Augen hell dabei, er schien des Zustandes nicht ungewohnt; derselbe erkannte Kurt nach einigem Besehen, hatte Mitleid mit ihm, befahl zweien seiner Leute, ihn aufzunehmen und heim nach Oenz zu bringen. Es war der Alte von Oenz, der dieses befahl; wahrscheinlich dachte er, in Oenz sei er näher seiner Mutter, es möge gehen, wie es wolle, dachte vielleicht, wenn er genese, habe er an ihm einen tapfern Gefährten beim Becher, dachte vielleicht auch gar nichts, sondern gehorchte einfach einem guten Triebe. Den Knechten, welche ihn heim geleiten sollten, war dies nicht genehm. Es ist alleweg etwas ganz anderes, einen Verwundeten geleiten, als lustig zechen in einem Kloster. Knechte eines schlechten Herrn hätten in der ersten halben Stunde ihn lebendig in einen der tiefen Teiche geworfen, welche an der Straße lagen, und hätten hinterdrein dem Herrn etwas vorgelogen, entweder er sei ihnen gestohlen worden oder davongelaufen; sie taten das nicht, aber wenn er gestorben, wäre es ihnen sicher sehr recht gewesen, sie behandelten ihn nicht eben zart, sparten Stöße nicht, und wenn die Pferde traben wollten, so konnten sie. Sie wählten den längeren Weg über Herzogenbuchsee, um dort im Kloster Einkehr zu halten, ein tüchtig Frühstück einzunehmen, damit sie die Reise bis Oenz, welches keine halbe Stunde von Herzogenbuchsee entfernt war, auszuhalten vermöchten.

So ward es Mittag, ehe sie nach Oenz kamen, und Kurt war noch immer bewußtlos. Nach sicheren Nachrichten sollen

schon damals Fräulein zuweilen der Langeweile unterworfen gewesen sein; sie verstanden freilich damals das Spinnen und Weben, vielleicht sogar das Nähen, sahen zu Milch und Eiern, zu Küche und Keller, was heutzutage nicht mehr Mode ist, zerlegten die Leute, welche ihnen vor die Augen kamen, welches dagegen in der Mode geblieben (es würde ein sehr kurios Werk geben, wenn jemand zusammenstellen wollte, was aus der Mode gekommen, was Mode geblieben und was neue Mode scheint, aber eigentlich eine uralte ist, nur mit einem neuen Mäntelchen); trotzdem hatten schon damals Fräulein Langeweile und sahen nach etwas Neuem aus, besonders wenn der Vater nicht zu Hause war. Freilich, das muß man sagen, sie hatten damals den Eugen Sue nicht, die Sand nicht, den Storch nicht, und wenn sie dieselben schon gehabt, hätte es mancher wenig geholfen, weil sie im Lesen keine Hexe war. Indessen Mädchen sind eben wunderlich, sie tun, als fehle ihnen etwas, und fragt man sie danach, so wollen oder können sie es einem nicht sagen. Die Fräulein von Oenz machten von der Regel keine Ausnahme, es waren gute Kinder mit schönen Wangen und weiten Herzen, in welchen viel leerer Platz war, daher wahrscheinlich es ihnen so oft öde war ums Herz. So saßen sie auf ihrem Söller, sahen nach etwas Neuem aus, als die zwei Knechte mit Kurt langsam ihrem Schlößlein zuritten; sie schrien laut auf im Wahne, die Knechte brächten den Vater, liefen ihm entgegen, voran Agnes, die jüngste, ein Mädchen wie Milch und Blut, aber scheu wie ein Reh; sie stürzte auf den vermeintlichen Vater zu, umschlang ihn, wollte drücken ihr Haupt auf sein Haupt, aber ach, o, da war das Haupt nicht ein altes graues, sondern ein ganz junges; daß Agnes einen Gix (Schrei) ausließ, wird man begreiflich finden, daß Knechte und Schwestern lachten, ebenfalls. Nun hatte glücklicherweise das junge Haupt die Augen zu, wußte nicht, was mit ihm geschah, vor ihm brauchte sich also Agnes nicht zu schämen, vor den andern fürchtete sie sich nicht, sie war

wohl scheu wie ein Reh, konnte aber auch trotzig sein einer jungen Katze gleich; sie floh daher nicht, sondern als der erste Schreck vorüber war, nahm sie sich Kurts mit besonderer Sorgfalt an.

Für drei Mädchen, welche das ganze Jahr kaum jemand anders sahen als ihren alten Vater, einige säbelbeinige Knechte, dicke Mönche von Herzogenbuchsee, den Junker von Seeberg und seine rauhen Töchter, tote Hirsche und Wildschweine, war das Bringen eines ohnmächtigen Junkers ein Ereignis. Geschniegelt und geschleckt (geleckt) war Kurt nicht, aber die Mädchen wußten auch nicht, was das war. Kurt war zum mächtigen Burschen herangereift, den man fast für einen Mann nehmen konnte; er hatte im Gesicht das Wilde und Trotzige, welches Jünglingen wohl ansteht und welches Mädchen mehr anzieht als der Magnet das Eisen, welches sie dagegen am Manne so schlecht leiden mögen und welches sich bei demselben allerdings verlieren und in ruhiges Selbstbewußtsein übergehen muß, wenn es dem Manne fürder wohl stehen soll. Das Wilde und Trotzige steht nämlich dem gereiften Manne grundschlecht, weil es von einer Gemütsbeschaffenheit zeugt, welche schlechte Früchte tragen, irgendwie ausarten wird.

Wenn drei schöne rasche Mädchen einen Jüngling pflegen, so muß es schlecht mit ihm stehen, wenn er sich nicht erholt und gesünder wird, als er je war, wenn nämlich nicht eine andere Krankheit über ihn kommt. Im ersten Augenblick, als er die Augen aufschlug, da entfuhr allen dreien ein halber Gix, und fast wären sie davon geflohen wie Rehe, wenn ein Jäger das Feld betritt, auf welchem sie weiden. Indessen Rehe und Hasen machen wohl eine rasche Wendung, aber ehe sie wirklich davonlaufen, tun sie noch einen Blick rückwärts, fassen die Gefahr ins Auge, ob es eigentlich eine sei oder keine. Gar oft nun drehen sie sich wieder um und bleiben, weil sie merken, daß das Ding nicht halb so gefährlich sei. Ungefähr so machten es auch die Fräulein von Oenz; aber Kurt hatte so gar nichts

Gefährliches, lag so matt und hilfsbedürftig da, daß sie sich nicht bloß umwandten, sondern leise näher traten und am Ende ganz zahm wurden, besonders die beiden älteren. Kurt war ein Jäger so rechter Art, der um der Jagd und nicht bloß eines Bratens oder einer Haut willen jagt. So ein rechter Jäger stellt lieber mit Lebensgefahr über Zinken und Zacken einer flüchtigen Gemse nach, als daß er eine fette Sau bequem im Lager abfängt. Nun, mit dem wirklichen Jagen auf den Beinen hatte es einstweilen noch gute Weile, denn der klösterliche Schlag war so gepfeffert und gesalzen gewesen, daß Kurt das Laufen einstweilen bleiben ließ, bloß seine Augen konnte er nachsenden, wem er wollte.

Der alte Herr war nach dem Kloster zurückgeritten, tat wegen Kurt seiner Andacht begreiflich keinen Abbruch; lebte er, so wußte er ihn daheim wohl versorgt; lebte er nicht mehr, so wäre es ja dumm gewesen, seinetwegen religiöse Pflichten zu beschränken. Als endlich allem ein Genüge getan war, dem Leibe und der Seele, ritt der Junker von Oenz mit den andern nach Hause; der letzte, der aus dem Tore ritt, war er nicht, aber fast gar. Man muß sich jedoch nicht täuschen und glauben, wie Ungeweihte es oft tun, als ob solche Zusammenkünfte bloß stattfänden, um zu schlemmen und zu prassen unter religiösem Scheine; zumeist geht dabei noch etwas anderes vor, einem Zwecke wird nachgestrebt, freilich oft so, daß die Mehrzahl weder Zweck noch Streben merkt, aber willfährig die Hand bietet, den Zweck zu erreichen.

Den Herrn von Oenz freute es wirklich, als er Kurt lebendig antraf und nicht tot und zwar mit raschen Beinen auf dem Wege der Besserung; nun hatte er jemand, zu dem er sich setzen, dem er erzählen konnte nach Herzenslust und der mit ihm trank, solange er wollte. Daß Kurt ihn selten hörte, daß seine Augen immer spazieren gingen und der ganze Kurt mit ihnen und wohin sie gingen, das merkte der alte Herr nicht, er gehörte zu den schlechten Schulmeistern, welche wohlleben am Reden

und sich nicht darum kümmern, höre jemand oder niemand ordentlich zu. Desto besser bemerkten die Sachlage die älteren Schwestern; sie hätten ihn alle gerne gehabt, wie es oft geht, wenn die Gelegenheiten rar sind und der Wille gut wäre. Kunigunde, die mittlere, war ein gutes Fräulein, sie hätte zwei Männer genommen, wenn es hätte sein müssen, wenn sie aber auch keinen bekam, hintersinnete sie sich (schwermütig ward sie) deswegen doch nicht, sie dachte, alles erzwingen könne man nicht, und fütterte die Hunde desto besser. Anders war es mit Brigitte, der ältesten. Dem Porträt, welches Moses von Labans Tochter, der Lea, gemacht, glich sie nicht ganz, war ein handfest Mädchen, noch nicht im Schwabenalter, doch über zwanzig hinaus, verstand das Regieren wohl, nach ihrer Pfeife mußte alles tanzen, so daß sie glauben mußte, es müsse einem Manne wohlgehen und derselbe glücklich werden sonder Maß, wenn er unter ihre Zucht und Regiment käme. Daneben hatte sie aristokratische Grundsätze und meinte wie Laban, daß der erste Mann der Ältesten gebühre von Rechts wegen, so gut als dem ältesten Sohn des Königs der Thron des Königs. Brigitte glaubte sich also zur sicheren Hoffnung berechtigt und sah mit allerhöchstem Zorne, wie Kurts Augen an der Agnes hängen blieben wie Fliegen im Honig, und wie die scheue Agnes das wohl merkte, nach und nach zahmer wurde und wenn sie in Kurts Nähe saß, fast nicht wegzubringen war, und hatte starken Verdacht, daß, wenn Brigitte und Kunigunde nicht zugegen waren, sie noch näher rückte, weit näher als nötig war; das empörte sie, sie fand Kurts Betragen schändlich, die Familienehre in Gefahr, ihren Ruf auf dem Spiele, zu dulden war das nimmermehr.

Es ist sehr kurios, wie verschieden man eine Sache ansehen kann, je nachdem sie uns oder jemand anders angeht; hätte Kurt seine Augen an ihr hängen lassen und gerne gehabt, wenn sie neben ihm saß, je näher desto lieber, Brigitte hätte dieses nicht bloß prächtig, sondern sogar edel gefunden, denn

war Kurt nicht eigentlich von Gott und Rechts wegen schuldig, die zu lieben, welche ihn geheilt, den Kopf ihm wieder zurecht gesetzt? Jetzt da es Agnes anging, fand sie gerade das Gegenteil, Kurts Betragen schlecht und schändlich. Sie trat zum Vater, als er einmal allein beim Becher saß, machte ein Gesicht wie ein Hofmarschall, der seinem König eine Verschwörung gegen dessen Leben eröffnen will, tat den Mund auf, sagte dem Vater, Kurt stelle Agnes nach und Agnes laufe nicht davon, und erwartete nun, der Alte werde auffahren wie ein Pulverturm, in den der Blitz geschlagen, aber sie täuschte sich, der Alte blieb sitzen, schmunzelte, trank mit großem Behagen Schluck um Schluck; Brigitte, im Wahn, der Vater habe sie nicht recht verstanden, malte ihm noch einmal die Greueltat vor mit gerungenen Händen und zehnmal ärger als vorher, und der Alte trank Schluck um Schluck den zweiten Becher leer und zehnmal behaglicher als den ersten. Der alte Herr besaß eine gutmütige Natur, solche sind schwer zu hetzen, sie haben für das meiste nicht bloß einen, sondern zwei Entschuldigungsgründe. Sein Lebtag hatte er nie gemeint, daß man jungen Leuten das Lieben verbieten, oder wenn es einmal angegangen, es ausblasen könne wie eine Lampe, jetzt im Alter war er nicht dümmer geworden; aber er fühlte sein Alter, kannte seine wilde Zeit, wußte wie notwendig tüchtige Männer seinen Mädchen seien, wenn sie bei ihrer Sache bleiben sollten; Kurt war ihm gar nicht der Unrechte, sein Geschlecht war gut, sein Arm stark, und wenn er auch arm war, so hatte dies nicht viel zu bedeuten, da er stark und tapfer war; schwach und feig war damals, was jetzt Armsein bedeutet. Es freute also den alten Herrn, daß Hoffnung sich zeigte zur Erfüllung seines Wunsches. Er dachte, wenn einmal eine seiner Töchter an Mann gebracht sei, werde es den andern auch nicht fehlen. Schwestern bilden eine Art von Zauberring, das Brechen des Ringes ist das Schwerste, ist einmal das erste Stück heraus, bricht sich der Rest leicht in gesonderte Stücke; das überschlug der Junker

von Denz behaglich in seinem Gemüte, und wie man frisch gepflanzte Pflanzen begießt und einschlemmt, damit sie gehörig wurzeln und anwachsen, so goß auch er über die neuen jungen Gedanken Becher um Becher.

Brigitte redete sich heiser, brannte wie ein Schmelzofen und schloß endlich statt des Amens: „Und jetzt, Vater, willst du ihn in den Turm werfen oder aus dem Tore jagen wie einen räudigen Hund?“ „Einstweilen keins von beiden,“ sagte der alte Herr kaltblütig, „oder hättest du ihn etwa gerne selbst?“ setzte er mit väterlicher Schalkhaftigkeit hinzu. Aber potz Blitz, das wäre dem alten Herrn fast übel bekommen: Brigitte fuhr z'weg (daher) wie eine angezündete Rakete, fuhr in die Kreuz und in die Quere und wenig fehlte, sie wäre dem alten Papa ins Gesicht gefahren; himmelschreiend jammerte sie: wenn die Mutter im Grabe wüßte, wie er gegen seine Kinder wäre, sie kehrte sich nicht bloß um im Grabe, sondern sie käme aus dem Grabe und drehte ihm den Hals um. „Brigge,“ sagte der Alte, „tue nicht so; daß Kurt dich nicht mag, bin ich nicht schuld. Weißt du einen andern, der dich mag, so bring mir ihn, ihr sollt meinen Segen haben, lieber heute schon als morgen.“

Aber jetzt war's, als ob die Brigitte selbst ein Pulverturm sei, in welchen der Blitz geschlagen, sie fuhr auf, zur Türe hinaus, schrie und drohte, sie wolle auch zur Welt hinaus, wolle nicht mehr in einer Welt sein, wo solche Väter lebten, wie sie einen hätte. Indessen, ob das Wasser zu naß war, die Bäume zu hoch, der Turm zu schwindlicht oder ihre Füße ihr den Dienst versagten, ist unbekannt geblieben, aber kurz, Brigitte lief nicht zur Welt hinaus, lief bloß dem Kurt nach, wollte sehen, wie weit oder nahe Agnes bei ihm saß. Der alte Herr lief ihr nicht nach, blieb gemütlich sitzen und dachte über das Ding des weiteren. Es schien überhaupt eine Zeit gewesen zu sein, welche dem Denken günstig war, so wie es wiederum Zeiten gibt, wo niemand, selbst die nicht, welche sich am weisesten dünken, zu denken scheinen die Nase lang.

Selbst Kurt dachte damals. Da war er nun wieder nach mehr als zweijährigem Herumtreiben, nicht ganz zwei Stunden weit von seinem verfallenen Neste und ohne Ruhm und ohne Beute; der alte Hengst war in St. Urban, den jungen hatte der Kuckuck zu Langenthal geholt; der Helm war zerschlagen, der Kopf beinah mit; sollte er barhaupt und zu Fuß, einem Mönche gleich, heimkehren, sollte er sehen, wie Jürg verächtlich die Achseln zucke, den Kopf schüttele und aushalten der Mutter Hohn und Schelten? Oder sollte er dem alten Hengste nach, Mönch werden zu St. Urban? Gelehrt brauchte er nicht zu sein, eines guten Lebens war er sicher, brauchte fürder weder dem Glücke nachzujagen oder gar ihm nachzudenken. Beides war ihm sehr zuwider, er mochte denken, wie er wollte, so mochte er beides nicht. Ein drittes fiel ihm nicht ein, das Heiraten vollends nicht. Der alte Herr merkte, daß Kurt in großer Verlegenheit war und guten Rat nicht fand; er hatte Kurt gesagt, er sei kein Gefangener, hatte ihn gefragt, ob es ihn nicht wundernähme, was die Mutter mache. Kurt hatte etwas gemunkelt, er wußte kaum was, und mit der Agnes munkelte er auch nur so, machte gar nicht ab Brett, den Handel nicht richtig.

Da saßen sie einmal an einem schönen Abend, wo die Sonne nur noch so flimmerte durchs grüne Buchenlaub, auf dem Söller, tranken feinen Wein aus dem Markgrafenland, welchen der Herr besonders liebte; gleich und gleich gesellt sich gerne, der Wein hatte zwar nicht viel Geist, aber er war so gutmütig; sie schauten über das Land an den blauen Berg hinüber, schauten die alte Burg Pipins, deren Reste noch heute Zeugnis geben, wie klug und sinnig die Alten die Bauplätze wählten, wie schön sie bauten, schauten weiter hinab, wo die Aar gegen Basel hin durch die Bechburg bewacht wird, so wie auch den Weg durchs Gau hinab; sie schauten tiefsinnig hinüber und dachten nichts, tranken viel, redeten wenig; geraucht hätten sie wahrscheinlich, wenn man darum gewußt hätte (wenn man's schon gekannt hätte). „Was hast du jetzt im

Sinne?" fragte plötzlich der Herr von Oenz: — Kurt war es, als schlüge ihm jemand mit dem Holzschlegel auf den Kopf und sage: „Was lieber, Geld oder Blut?" „Nichts," sagte endlich Kurt, dieweil er viel Zeit gebrauchte, um zu sich selbst zu kommen. „Hast kein Verlangen nach der Mutter?" fragte der Herr von Oenz; „vielleicht ist sie gestorben, habe lange nichts von ihr gehört, solltest gehen und sehen. Kannst begreiflich wiederkommen, bist mir nicht erleidet, und vor die Türe stelle ich dich nicht." „Heimgehen wäre mir ganz recht," sagte Kurt, „aber was soll ich heimbringen, habe ja nicht mehr, was ich mitgenommen, käme ja heim wie ein geschundener Bär." „Hättest du also wieder ein ganzes Fell, reiche Beute oder gar eine schöne Frau samt großem Brautschatz, so wäre dir das Heimkehren recht?" fragte der Alte. Da machte Kurt Glotzaugen und sagte endlich dumm, das wäre was, aber eine solche wüßte er nicht zu stehlen, geschweige sonst zu kriegen. „Weißt dann kein Mädchen, welches du möchtest und welches dich möchte und welches allfällig zu einer reichen Frau zu machen wäre?" Da machte Kurt noch größere Glotzaugen, sah damit den Alten ganz dumm an, bis ihm plötzlich ein Licht aufging. Es fiel ihm nämlich ein, der Alte könnte Agnes meinen, wenn er die heirate, so sei sie eine Frau, reich könne sie der Alte machen, und besseres könnte ihm nicht zu teil werden auf der Welt. „Ja wohl," sagte er, „es fiele ihm so was bei, aber er wüßte nicht, was der Junker von Oenz dazu sagen würde." „Wirst die Brigitte meinen, wie ich merke," schmunzelte der Alte; „die sollst du haben samt vielem Segen und etwas Gut." Da machte Kurt schreckliche Glotzaugen, sah ganz dumm drein, endlich sagte er, eben die meine er nicht, möge sie nicht, weder reich noch arm. Das sei ihm leid, sagte der alte Herr, er hätte ihm gerne geholfen, und Brigitte wäre eine gewesen für die alte Grimhilde. Einstweilen möchte er eine Frau für sich und nicht für die Mutter, sagte Kurt, da wäre ihm Agnes die rechte, eine andere möge er nicht. Da lachte der Herr und sagte: „Bist nicht so dumm, als man glauben

sollte, wenn ich das Auslesen hätte, wäre es mir auch so; für mich habe ich nichts dawider, hat man Mädchen, sind Tochtermänner ein notwendiges Übel. Die Hauptsache ist aber, was das Mädchen meint; zwingen tue ich es nicht; will es dich nicht, mußt du doch mit der Brigitte dir zu helfen suchen; der wäre es recht, denke ich, und sie ist die Älteste." „Das sieht man," sagte Kurt, „aber ich denke, mit Agnes sei ich doch schneller richtig, sie sieht mich nicht so böse an wie die andere und gibt mir gute Worte, besonders wenn es niemand hört." Da lachte der Alte und meinte, es habe sich schon mancher mit den Mädchen getäuscht, und gerade die hätte ihn am liebsten genommen, welche ihm zehn Nägel spitziger als Katzenkrallen eingeschlagen; er solle die Agnes holen, sie werde nicht weit sein, sie könne es am besten selbst sagen, wie sie es meine. Kurt ging, doch etwas langsam, es machte ihm auf einmal bange, der Alte könnte recht haben; den Anschein gewann es auch immer mehr, lange fand er das Mädchen, welches vermutlich seine Ohren nicht zu weit weg gehabt haben mochte, nicht; als er endlich als kundiger Jäger die Spur fand, floh es, er holte es nicht ein, verlor es wieder aus dem Gesichte. Als er endlich keuchend zum alten Herrn zurückkehrte, saß das flüchtige Reh neben demselben und gebärdete sich, als ließe es sich nur mit der größten Gewalt halten. Die kleine Hexe hatte ihre Rolle nicht studiert, sie aber trefflich gespielt, was immer die Hauptsache ist, war geflohen mit Windeseile, hatte sich fangen lassen auf ganz natürliche Weise, denn ewig fliehen, was hätte das genützt? Sie konnte sich des Lachens kaum enthalten, als Kurt im Schweiße seines Angesichts daher polterte, tat dabei um so nötlicher (eifriger), des Vaters Händen sich zu entwinden.

Kurt, der auf solches Spiel sich schlecht verstand, ward es angst; er glaubte, dem Mädchen sei es Ernst, der Vater habe recht, es begehre ihn nicht. Er dachte, die Mädchen hätten es vielleicht mit ihren Herzen wie mit ihren Röcken; es haben nämlich fast alle Mädchen, auch die ärmsten, zwei Röcke, einen

zum Hausbrauch und einen zum Staate, so hätten sie vielleicht auch zwei Herzen, eins zum Lieben und eins zum Heiraten, dachte er. Es tun wirklich auch einige so, als möchten sie den Mann nicht zum Schatz, den Schatz nicht zum Manne, sind kuriose Dinger, die Mädchen nämlich. Er stand da verblüfft, und kein Wort kam ihm in den Mund, wie in großer Hitze kein Wasser in so manchen Brunnen. Der alte Junker mußte endlich reden und tat es kurz: „Sieh," sagte er, „der da will dich zum Weibe, magst du ihn zum Manne?" „Das mache, wie du willst," rief Agnes, riß sich los und war verschwunden. Kurt wollte ihr nach; „ist nicht nötig," sagte der Vater, „der Handel ist auf mich gestellt und also richtig. Aber vor der nimm dich in acht, das ist eine Blitzhexe, in der mehr steckt, als man denkt. Jetzt kannst gehen und es dem Mädchen sagen, wenn du es findest, wie ich entschieden." Man sagt, diesmal hätte Kurt schneller das Mädchen gefunden, ohne Schweiß und Keuchen den Auftrag ausrichten können. Die abgemachte Sache, das fait accompli, ward alsobald eine bekannte. Kunigunde nahm es kaltblütig, sie sagte zu Agnes bloß, zu wenig Jahren sei viel Verstand nötig, den wünsche sie ihnen beiderseitig von ganzem Herzen. Zu Brigitten, die ihr in einer wahren Sündflut entgegenschwamm und zwar unter Blitz und Donner, sagte sie: „Tue nicht so, aus der Haut zu fahren wäre dumm, ist man einmal raus, kommt man nicht wieder hinein, und die Welt ist ja so groß und der Männer sind so viele." Aber in solchen Gemütszuständen hilft bekanntlich Trost wenig und um so weniger, je vernünftiger er ist. Brigitte fuhr umher wie ein brüllender Löwe, der etwas sucht zum Verschlingen; sie schlug die Hunde, trat Katzen auf die Schwänze, schmiß Mägden das Habermus ins Gesicht und wartete den andern mit Worten auf, an denen ein Haifisch erstickt wäre, welche Fischart doch bekanntlich einen sehr radikalen Schlund hat. Der Vater wollte trösten und sagte, sobald die Agnes aus dem Hause sei, wolle er ausreiten und reiten, bis er einen finde, der auf den Kopf geschlagen

oder gefallen sei; den lasse er heimbringen, und den müsse sie haben trotz Hölle und Welt, sie solle darauf zählen; aber der Trost zog nicht, er roch nach Spott, schüttete Öl ins Feuer. Da sah denn der Junker, daß es ein einziges Mittel gebe, die ganz erwildete (wild gewordene) Brigitte einigermaßen zu stillen und Ruhe zu bringen ins Haus, nämlich die beiden Glücklichen aus dem Hause zu schaffen so schnell als möglich.

Weitläufige Geschichten gab es damals nicht, wenn jemand heiraten wollte; an drei Sonntagen hintereinander mußte man sich noch nicht aufbieten lassen; Schneiderinnen und Näherinnen waren damals noch nicht so hageldicht wie Nesseln an den Zäunen, man ließ nicht alle drei Tage die Röcke ändern, und mit Weißzeug plagte man sich wenig, geschweige daß man die Hemden brodiert hätte hinten und vornen und die Nachthäubchen garniert mit Brüsseler Spitzen. Die befreundeten Mönche in Herzogenbuchsee segneten die beiden ein, sobald der Junker wollte, und aus den gefüllten Schränken nahm man einen Rock von Großmutter oder Urgroßmutter, welcher am besten paßte, steckte die Agnes hinein, hängte ihr einiges Goldzeug um, und die Braut war fix und fertig geschmückt und schrecklich glücklich in solchem Glanze. Ja damals ging es noch einfach zu!

Ein einziges war dem Junker dabei nicht recht; eine Hochzeit ohne Hochzeitsfest, eine Hochzeit so gleichsam unter der Hand, bei welcher man den Jubel nicht zehn Stunden in der Runde hörte, nicht eine Stunde in der Runde alle Wege mit Glücklichen besäet fand, welche in seligen Träumen ihr Räuschchen verschliefen und der Stunde der Auferstehung harrten, wo in die Beine wieder Kraft kam, den Leib zu tragen, eine so stille Hochzeit war unerhört, erschien ihm fast wie gottloser Greuel; aber was sollte er mit der Brigitte anfangen, die herumfuhr wie eine eingeschlossene Hornisse an den Fenstern; wäre es ein stiller Jammer gewesen, verbunden mit etwelchem Seufzen und Stöhnen, mit welchem sie behaftet gewesen, so hätte sich das Ding wohl machen lassen; in einem Hinterstübchen hätte

sie ihr Weh verbergen können; aber Brigitte hatte kein stilles Weh und ließ sich nicht einschließen; sie wäre unter den Gästen herumgefahren wie eine wütende Katze, welcher man feurigen Schwamm unter den Schwanz gebunden. Bei einer splendiden Hochzeitsfeier hätte auch die Überraschung der Frau Grimhilde, auf welche der alte Junker sich sehr freute, gefährdet werden können. Die Koppiger Leute waren zu hungrig, als daß sie nicht den Hochzeitsduft in die Nase bekommen und nach Oenz gezogen worden wären, hätten also ihren jungen Herrn erkennen müssen. Er verzichtete also, wenn auch ungern, auf ein großes Fest und begnügte sich mit einigen Mönchen von Herzogenbuchsee und einem wackern Schluck. Gleich am andern Morgen sollte der Zug nach Koppigen losgehen mit möglichst großem Gefolge, eine stattliche Mitgift bei sich führend. Kurt hatte sich dieses anfangs ganz prächtig vorgestellt und sich sehr darauf gefreut, in Koppigen einzuziehen wie ein Fürst, mit einer schönen Frau, großem Reichtum, mit Kühen und Pferden, in strahlender Rüstung, reich geschmückt, wie der freigebige Schwiegervater den stattlichen Tochtermann selbst herausgeputzt hatte zur eigenen Ehre und Freude. Kurt hatte sich vorgestellt, für wen man ihn wohl nehmen möchte und was für Augen man endlich machen werde, wenn man in der fürstlichen Gestalt den Kurt erkenne, der vor zwei Jahren auf einem steifen Hengste und in der alten Rüstung mit den tiefen Rostgruben und den losen Bändern ausgeritten!

Nun aber, als es wirklich auf Koppigen losgehen sollte, fiel es ihm ein, wie es wohl in Koppigen aussehen möge und was Frau und Schwiegervater für Augen machen und dazu sagen werden. Es wurde ihm ganz blöde, wenn er so recht daran dachte. Was sollte er machen? Sollte er einen Boten senden, sich ankündigen lassen oder selbst voranreiten, um Anstalten zum gehörigen Empfang zu treffen? Aber womit Anstalten treffen, wenn niemand da ist, der sie macht, nichts da ist, womit man sie machen kann? Zudem wäre ihm auch die

Freude der Überraschung verdorben, und er hatte sich das so schön gedacht, wie Jürg unter dem Tore stände, wackelnd mit grauem Haupte, die Mutter erst lange, lange Zähne mache (vor Verwunderung den Mund aufsperre), endlich die Hände über dem Kopfe zusammenschlage, wie jung und alt aus jeder Hütte stürzen würde, die Herrlichkeiten zu bewundern: ihn voran auf stolzem Roß, hintendrein den reichen Troß. Darauf freute er sich, während es ihm bitterlich graute, ihre grenzenlose Armut fremden Augen und der Diener Spott preiszugeben. Er hatte sich freilich nicht reicher gemacht, als er wirklich war, nicht von Gütern gefaselt, welche näher dem Monde als Koppigen lagen, wie es bis auf diesen Tag getrieben wird mit der gleichen Schamlosigkeit und mit der gleichen Leichtgläubigkeit geglaubt. Aber so die rechte Vorstellung von ihrer Dürftigkeit hatte er ihnen doch nicht beigebracht, sie war ihm selbst nicht so eigentlich anschaulich; hatte er doch, solange er daheim war, keinen Begriff gehabt, wie arm sie seien, ihm fehlte die rechte Vergleichung. Erst als er in die Welt kam und andere Burgen sah, erlebte, was dort tägliches Bedürfnis war, erst da merkte er, wie ihnen fast alles fehlte und wie arm sie seien.

Sein Schwiegervater sah diese innere Plage wohl und begriff sie; er kannte Koppigen besser, als Kurt sich es dachte, ja als Kurt selbst. Frau Grimhilde war eine zornige Person, aber zorniger wallte ihr adelig Blut doch nie durch ihre Adern, als wenn ihr enges Gebiet durch fremde Jagd entweiht ward. Da sie nun niemanden hatte, welcher ihr die Frevler fing, um auf einen Hirsch sie zu schmieden oder mit schwerem Gelde zu büßen, so brauchte sie, was sie hatte, die Zunge, schimpfte, so laut und lästerlich sie konnte, die Jäger aus. Diese, wenn es tunlich war, ritten so nahe sie konnten am Schlößchen vorbei und ergötzten sich an Frau Grimhildens Schelten, ungefähr wie noch heutzutage die liebe Schuljugend irgend einen bissigen Haushund oder wunderlichen Junggesellen oder bösen weib-

lichen Drachen haben muß, um sie zu necken und an ihrem Gekläffe sich zu ergötzen. Der lustige Junker, wenn auch kein Schuljunge mehr, war doch mehr als einmal bei solchen Streichen gewesen, hatte mit geübtem Auge das Elend sich angesehen, hatte noch viel von halbnackten Jungen vernommen, welche hungrig den Jägern nachstrichen und nach Brosamen schnappten, mit den Hunden sich darum stritten. Also die Armut störte ihn nicht, aber soviel Bosheit hatte er im Leibe, daß er den Tochtermann nicht nur nicht tröstete, sondern sich sehr auf sein Gesicht und seine Verlegenheit freute.

Frühmorgens ward aufgebrochen, und nachdem man vier Stunden lang mit Wald und Sumpf gerungen, kam man endlich auf einen Hügel und hatte Koppigen vor Augen. Das Schlößchen, obgleich von der Sonne beschienen, sah doch so grau, altersschwach und zusammengeschrumpft aus, daß Kurt, dem ein anderer Maßstab in die Seele gewachsen war, nicht bloß andern, sondern sich selbst gerne eingeredet hätte, das sei das alte Koppigen nicht, welches er verlassen; wenn sie sich nicht verirrt, so hätten böse Geister das frühere weggenommen und dieses verwitterte Krähennest an dessen Stelle gesetzt. Der Herr von Oenz dagegen war wie mit Quecksilber ausgestopft; wer was blasen konnte, mußte blasen aus Leibeskräften, er hetzte und schlug die Hunde, daß sie heulten, als käme die wilde Jagd gestoben; es war ein Höllenlärm, wie Frau Grimhilde noch keinen gehört hatte. Der wildeste Zorn fuhr ihr in den magern Leib über diese wilde vermessene Jagd auf ihrem Gebiete. Ihre ganze Leibwache rief sie zusammen: den grimmigen Jürg, der sich gebärdete, als versuche er seinen Kopf in den rechten Schwung zu bringen, um ihn als Bombe in den Feind zu schleudern; ihre ganze Meute, bestehend aus zwei Hunden, von denen der eine blind war, der andere zahnlos; ein Junge, den sie ins Schlößchen genommen, Jürg zum Beistand, fehlte, wahrscheinlich war er um was Eßbares aus, woran man eben im Schlößchen bitterlich Mangel litt. Obgleich die

tapferste Mannschaft fehlte, die anwesende ziemlich an Gebrechlichkeit litt, beschloß Grimhilde doch in gräflichem Zorne, diesmal Ernst zu zeigen, wenn man sich näher wagen sollte. Kühn stellte sie die gesammelte Macht unter das offene Tor, und als mit Holla! Hussa! und wildem Rüdengeheul der Zug näher kam, griff der grimmige Jürg nach einer Armbrust zum eisernen Gruße, aber leider konnten seine Hände sie nicht mehr spannen, und in Hast fand er den Haken nicht. Da brannte Frau Grimhilde ihre Kartätschen los, ganze Ladungen Schimpfwörter, doch umsonst. Unaufhaltsam, in immer lustigerem Geschmetter und Geheule, zog der Zug heran, bis endlich Grimhilde inne ward, das sei keine Jagd, sondern was anderes, aber was, das begriff sie natürlich nicht, dachte aber daran, wie Frauen wie Grimhilde gerne was Arges denken, man wolle sie höhnen und spottweise zum Imbiß bei ihr einreiten, um sich an ihrer Armut und Verlegenheit zu ergötzen. Sie blieb im Tore stehen, während sie Jürg befahl, die Torflügel loszumachen und zum Schließen bereit; aber sie hatte vergessen, daß der eine Flügel aus den Angeln gefallen und anderwärts verwendet worden war, der andere dagegen längst weder Schloß noch Riegel hatte. Dennoch blieb sie trotzig stehen; der alte Jürg zerrte aufs neue an der Armbrust, matt bellten die Hunde.

Da ritt der alte Herr dem Zuge voraus, und als Frau Grimhilde ihn erkannte, lud sie ihre Kanonen mit doppelter Ladung und überschüttete den Junker mit Lästerungen, daß die Engel im Himmel die Ohren zuhielten, denn sie haßte den von Oenz wegen manchem Schabernack absonderlich. Was aber sollten hinter ihm die Saumrosse, die Karren, der Troß? sie faßte das nicht. Der lustige alte Junker begann nun eine seltsame Anrede; die Chronik hat sie nicht aufbewahrt, wir wissen nicht, enthielt sie was von einem verloren gegangenen und wiedergefundenen Kreuzfahrer oder einem verschlagenen und heimfahrenden Mohrenritter. Je mehr der Junker redete,

desto weiter deckten sich die Zähne der alten Dame ab, so wie alte Klippen ihre Zacken dem Schiffer erst dann in ihrer Gefährlichkeit sichtbar machen, wenn er sein Schifflein über sie hintreibt.

Unterdessen brauchte Jürg statt des Maules seine Augen, musterte den seltsamen Zug, stieß endlich einen Fluch aus und trabte zu dem großen Ritter, welcher hinter dem alten Herrn und neben einem schönen Frauenbild zu Pferde saß; hinter Jürg her wackelten die beiden alten Hunde, schwenkten zärtlich hin und her ihre haarlosen Schwänze. Vor dem Reiter beugte sich Jürg in altertümlichem Respekte, alle Kräfte boten die Hunde auf, am wilden Rosse emporzustehen, jedoch vergeblich.

Das sah Frau Grimhilde, erkannte Kurt, und ihrer Kanone einen Ruck gebend, fragte sie, ob er ein Narr geworden oder sonst was. Kurt sprang vom Rosse, grüßte die Mutter, wie es sich ziemte, sagte, er bringe heim seine Beute aus der Welt, seine Frau und sonst noch was. Ein neues Leben solle nun in der Burg erstehen, und wie sie sich in der Jugend gewöhnt, solle sie es im Alter haben. Wenn es nur das sei, sagte Frau Grimhilde, so hätte er besser getan, selbst voranzureiten und zu klopfen ans eigene Tor, statt erst dummen Lärm zu machen und hinterdrein einen solchen Narren zu senden. Anständig sei es vom Sohne nicht, die eigene Mutter entweder erschrecken oder zum besten halten zu helfen.

Indessen trat sie doch unter dem Tore weg, ins Höfchen hinein konnte der Zug reiten. Das Höfchen war enge, faßte sie kaum, war hoch mit Gras bewachsen, denn da war nicht bloß niemand, der es ausriß, sondern leider sogar kein Geschöpf mehr, das Gras fraß, als zuweilen einer der alten Hunde, wenn es ihm gar zu wunderlich ward im Bauche. Außer Gras war nichts im Hofe, so wie sich in alten Küchenschäften (Küchenschränken), wo man nichts zum kochen hat, auch nichts als Schimmel findet. Die Koppiger Bewohner hatten keine Ahnung,

woher Kurt die schöne Frau bringe; im Eifer des Geredes hatte Kurt den Namen zu nennen vergessen, war überhaupt des Vorstellens nicht gewohnt. Jürg dachte an eine weiße Prinzessin aus dem Mohrenlande, träumte sich die Rosse begabt mit Gold und Edelsteinen und hinterdrein einen Mohrenkönig, der ganze Schiffe voll derlei Zeug nachsende. Grimhilde dachte nicht ganz so weit, aber doch an was sehr reiches und vornehmes, nahm ihre gräfliche Haltung wieder zur Hand und führte ihre Gäste in des öden Schlößleins Halle.

Voran wie ungezogene Kinder stürzten des Herrn von Oenz ungezogene Hunde, und ganz finster ward es im Gemache; es war, als ob unzählige Vögel aufgestoben wären vor der Hunde Gebell, und doch hörte man kein Flattern, und auf einmal erscholl ein schreckliches Gepolter und alsbald ein noch viel schrecklicheres Geheul, eine viel größere Dunkelheit, es schien ein verzaubertes Gemach. Es war es aber nicht, es ging alles ganz natürlich zu. Seit Kurt fort war und die Hunde alt, hatte die Jagd auf Hochwild abgenommen, mit niederm Wilde mußten sie sich befassen, mit Vögeln allzumal, welche man in Netzen und Lätschen (Schlingen) fangen kann und ausnehmen aus den Nestern. Der Kürze halber schüttete man die Federn auf Haufen in die Halle, bis man sie anderwärts gebrauchte; diese wurden von den Hunden aufgestöbert, gejagt, der Tisch, d. h. der Torflügel, welcher im Hofe fehlte und hier auf schwachen Beinen stand, umgerannt, die Hunde erschreckt, getroffen, die Federn wilder durcheinander gewirbelt, so daß eine Weile man nicht wußte, wo man war und was das alles zu bedeuten hatte. Verdutzt schwiegen die Hunde, allgemach setzte sich der Nebel, der seltsame Tisch ward wieder aufgerichtet, die Diener brachten die mitgebrachten eßbaren Dinge, denn dafür hatte der alte Herr, der in solchem äußerst klug und vorsichtig war, vortrefflich gesorgt, ebenso an gutem Getränke es nicht fehlen lassen.

Die alte Dame ließ die Diener mit aller Grandezza ge-

währen, als ob es sie nichts angehe, als ob es sich von selbst verstehe, daß von niedern Wesen für sie gesorgt würde ohne ihr Zutun. Agnes allein machte ganz kuriose Augen, so arg hatte sie sich das Nest denn doch nicht vorgestellt, so entblößt von allem kein Schlößlein, so einem Drachen ähnlich kein altes Weib. Kurt war Agnes ins Herz gewachsen, aber wenn sie Koppigen gesehen hätte, ehe Kurt ihr Mann geworden, wer weiß, wer weiß, ob sie nicht den Kurt aus dem Herzen gerissen hätte, wie man böse Zähne aus dem Munde reißt.

Endlich, als das Getümmel schwieg und Ruhe war, fragte Grimhilde ihren Sohn, woher er seine Frau bringe und aus welchem Geschlechte sie sei. Da trat der dicke Junker vor und sprach mit Salbung und großem Anstande: „Aus dem erlauchten Geschlechte derer von Oenz ist sie und meine Tochter, von Oenz kommt sie, will hier bleiben und eure Schwiegertochter sein, Frau Grimhilde. So sind wir beide unerwartet nahe Verwandte geworden, ich hoffe, es freut euch wie mich, und gute Freunde werden wir werden, eins dem andern aushelfen, ihr mir mit eurer Tapferkeit, ich euch mit Speise und Trank und was ihr sonst etwa nötig haben mögt."

Potz himmelblau, was kriegte die Alte für ein Gesicht während der Rede ihres neuen Verwandten! Sie hatte schon manch wüstes Gesicht gemacht, aber so eins doch wirklich noch nie. Die Haare ums Maul rollten sich und zischten, als wären sie dem Feuer zu nahe gekommen, die Zähne deckten sich ab, wie man eine Batterie demaskiert, und schienen sich vorzustrecken zu einem Anlaufe, die Augen spitzten sich zu, schienen zu Kugeln zu werden, dem Junker von Oenz ins Gesicht fahren zu wollen. Das ganze Gesicht glich einer Bombe, ehe sie zerplatzt, und wie die Bombe platzt, wenn sie lange genug gezischt hat um das Zündloch herum, so platzte es endlich auch, als der Junker schwieg, aus Grimhildens Gesicht und zwar grimmiglich. Blitz, Donner, Hagel, Sturm sprühten aus dem Gesichte und zwar stromweise wie bei einem Feuerwerke und alles durcheinander, und bald

fuhren die Ströme über Kurt her, der in zwei Jahren zwei Stunden weit gekommen und nichts heimgebracht, als so eine und von dem da, der nur ein Edelknecht sei und daneben auch nichts wert und zu nichts tauglich, als alte Weiber zu plagen und mit Mönchen zu saufen, und seinen Töchtern, welche er Mönchen nicht geben könne, gerne abkäme zu rechter Zeit, und von diesen Töchtern habe er gerade die mitgebracht, welche ihm der Alte am liebsten angehängt, weil sie zu nichts tauge, ihn am meisten plage; die könne aber auch gleich wieder marschieren, woher sie gekommen. Kurz, die Alte blitzte und donnerte und zwar mit ganz andern Worten noch, daß es später allen schien, das Fleisch sei verpfeffert, der Wein habe einen Schwefelgeruch und in der Halle führen die Blitze fort und fort hin und her.

Der Herr von Oenz, durstig durch den langen Ritt, an Grimhildens Feuer gewöhnt, blieb kaltblütig, komplimentierte die Dame an die zerbrechliche Tafel, legte vor und langte zu. Grimhildens Leib folgte unwillkürlich den Nötigungen des alten Herrn, während die Seele fortwährend Feuer und Flamme sprühte. Jürg ward endlich die Mittelsperson; dieser freute sich gar sehr über den jungen Herrn, dessen Äußeres seine Erwartungen übertraf, und Oenz oder nicht Oenz, wenn nur wieder was ins Haus kam und ein besseres Leben anfing. Was hatte sein alter Herr von eines Grafen Tochter gehabt? Am Ende kann man weder abbeißen von einem Titel, noch mit demselben die Löcher im Gewande flicken. Als dem alten Knaben nicht bloß Kuttlerugger (Wein, der die Eingeweide ertönen macht), sondern wieder wirklicher guter Wein durch die Glieder floß, da schien die alte Kraft wieder zu glimmen, die Beine standen fest, der Kopf ebenfalls; er fragte und ließ sich seines Herrn Schicksale erzählen und kümmerte sich um seiner ungnädigen Herrin Gepülver (Zornrede) nicht, er war es eben auch gewohnt.

Wie am Ende jedes Feuer ausgeht, der allergrößte Munitionskasten einen Boden hat, so hat man auch noch von

keinem Weibe gehört, das nicht endlich einmal absetzen mußte, wie gut es das Schimpfen und Schelten auch konnte. So ist es hier auf der Welt, im Leben; drüben in der Ewigkeit da mag es wohl sein, daß es Weiber gibt, welche in alle Ewigkeit tschädern, schnädern, pülvern (klappern, schnattern, schmähen), aufbegehren, schimpfen und schelten müssen, daß ihre Zunge ganz feurig wird, aus ihrem Munde ein Rauch fährt wie aus dem Kamin eines Bäckers, wenn er seinen Backofen mit grünem Holze heizt. So ging es auch Grimhilde, die Luft zum Reden ging ihr endlich aus, zudem nahm es sie wunder, was Kurt erlebt oder ob er wirklich nicht weiter als bis Oenz gekommen, und überdies wurden durch Speise und Trank, die ihr durch den Mund in den Leib glitten, ihre Empfindungen sanfter und ihre Gefühle gemäßigter. Ist ja doch auch, freilich durchaus nicht zusammengezählt (gleichgesetzt), kein Hund auf der Welt zu finden, wie bissig und hungrig er sein mag, der nach einem guten Fraße nicht ein gewisses Behagen spürt und menschenfreundlicher wird. So zog Grimhilde nach und nach die Zähne ein, und wenn sie sich schon nicht mit der Heirat des Sohnes versöhnte, so wurden ihre Ein- und Vorwürfe doch ganz sanft und milde. Heiraten hätte er nicht gebraucht, dafür hätte man ihn nicht fortgesandt, und dann nur so eine! Hätte er was gewonnen, hätte er heimkommen sollen damit, sie hätte ihm dann schon eine Frau suchen wollen und zwar eine ganz andere. Wo man nichts zu essen, nichts sich zu kleiden habe und kaum trocknen Raum für eine Person, was man da mit einer Schwiegertochter anfangen solle und noch dazu mit einer nur von Oenz? sie frage. Aber dumm sei er sein Lebtag gewesen, und dumm werde er bleiben!

Lautlos war die junge Frau geblieben, aber daß in ihr viel vorging, wird man begreifen. Freilich war man damals nicht so zimpferlich wie jetzt, dachte nicht alsbald an Krämpfe, aber geschaudert hatte Agnes doch, als sie die grenzenlose Armut sah, von welcher sie sich wirklich keinen Begriff gemacht hatte;

keine Hütte war ihr noch vorgekommen, in welcher man nichts, so gar nichts sah, nichts als eine Schwieger, welche des Teufels Großmutter zum Schweigen gebracht hätte. Wenn eine Schwiegertochter in ihrem neuen Wohnsitz gar nichts findet, als ein solch keifend Hausstück, so muß es ihr knapp ums Herz werden, keine rosenrote Zukunft wird vor ihren Augen stehen, und hat sie Ideale gehabt, so werden dieselben nicht bloß zerrinnen, sondern zerplatzen. Ihr Vater teilte ihre Empfindungen nicht, er nahm die Alte und die Armut von der lustigen Seite, ergötzte sich ob beiden, und je greller die Armut hervortrat, desto mehr hatte auch seine Gutmütigkeit Raum zu helfen und zu spenden. Indessen, wer weiß, wenn er hätte dableiben müssen, nicht die Aussicht gehabt hätte, abends von dannen zu reiten, ob ihm alles so lustig vorgekommen, das Lachen nicht vergangen wäre. Man lacht im Vorbeireiten über gar manches, muß man dabei bleiben, findet man, daß dasselbe keine lächerliche Nase hat, sondern eine ganz andere.

Der Schwiegervater hatte bereits an Geräten, Gewändern, Vorräten ein Ansehnliches mitgebracht, womit man die alte Höhle etwas wohnlicher machen konnte; aber er sah wohl, daß da viel mehr noch nötig sei und namentlich Bauleute, wenn die Menschen trocken wohnen und mit Sicherheit wieder etwas Vierbeiniges in den Ställen untergebracht werden sollte. Indessen tröstete er sich darüber leicht; dem allem sei abzuhelfen, dachte er. Kurt hatte den schwersten Augenblick überstanden, es war leichter gegangen, als er sich gedacht; doch belästigte noch etwas sein Gemüt und zwar sehr. Wer etwa meint, es seien die Schauer, welche über Agnes' Seele fuhren, die er gesehen und mitempfinde, der würde sich sehr irren, die sah Kurt nicht. Kurt hatte ein herrliches Auge: den Aal sah er im Schlamm, das Rebhuhn im Grase, die Schnepfe im dürren Laub, das Wildschwein im Dickicht, aber in den Herzen der Menschen sah er hell (durchaus) nichts, und so wenig als er lesen konnte in einem Buche, ebensowenig konnte er die Ge-

danken der Menschen lesen, welche über die Gesichter der Menschen flogen, noch viel weniger die, welche bloß vorsichtig aus den Augen gucken oder tückisch lauern in den Winkeln des Mundes; da war allenthalben unleserliche Schrift für ihn, und wenn man ihm Brillen aufgesetzt hötte, er hätte nichts gesehen. Es gibt halt gar verschiedene Augen, aber wirklich kommod ist's, wenn man deren hat, welche sehen, was auf den Gesichtern vorgeht und im Grase und was sitzt in des Herzens Grund und in des Teiches Schlamm; sie sind aber leider nicht zu kaufen, diese Augen, sie sind eine Gottesgabe.

Neben Kurt zu beiden Seiten saßen die alten treuen Hunde, die Gespielen seiner Jugend, freuten sich des Wiedersehens, wedelten ihrem Herrn den Willkomm zu nach Vermögen, ließen dann den Kopf sinken tief zwischen die Vorderbeine hinab, schlossen die Augen, taten als studierten sie Wichtiges: Entdeckungen im Gebiete der Mechanik oder Chemie, Reden vor einer Kammer oder Kombinationen in den Finanzen. Nach geraumer Weile ermannten sie sich, hoben den Kopf, als hätten sie das Gesuchte entdeckt, leckten dann einfach ihrem Herrn die Hand, setzten ihre Studien wieder fort. Was machen mit solchen alten Studenten, wie jagen mit diesen alten Tieren, die kaum mit dem alten Jürg Schritt halten konnten? Das lag Kurt im Gemüte, und für das war nicht gesorgt. Hunde waren wohl da, aber nicht für ihn, wie Kurt wohl wußte; daß dieses ihn sehr plagen mußte, wird jeder fassen, der weiß, was Jagen ist, und wie es einem Jäger im Gemüte ist, der alte Hunde hat. Der alte Herr hatte in diesem Fach bessere Augen als Kurt, er merkte alsbald, wo diesen der Schuh drückte; er hatte die Bosheit, diese alte Studenten zu preisen, ihre vergangenen Taten zu rühmen, und was das für ein Jagen gewesen sein müsse mit ihnen, denn bessere Tiere seien ihm nicht vorgekommen.

Ach, wie da dem Kurt das Herz aufging, und was er da dem Schwiegervater für Stücklein erzählte, welche er mit diesen Hunden vollbracht, und wie er nirgends solche Hunde

angetroffen. „Aber jetzt," sagte er und ward dabei förmlich gerührt, „aber jetzt, was soll ich mit ihnen, der eine tut jede Viertelstunde einen Schritt, unterdessen gibt der andere einen Laut von sich, dann erholen sich beide und tun so wieder einen Schritt und geben wieder einen Laut, und so soll ich jagen künftig!" Kurt zeigte offenbare Spuren oratorischen Talentes, nach dem alten Sprichwort: es ist das Herz, welches beredt macht. „Da jage mit den jungen!" sagte der alte Herr. „Mußt nicht meinen, man könne immer die gleichen Hunde brauchen!" „Ja, wenn ich junge hätte," sagte Kurt. Das war die Spitze der Armut, welche dem Herrn von Lenz wirklich nicht mehr lächerlich vorkam, sondern ins Herz ging, denn das hätte er nicht gedacht, daß es ein Schlößchen in der Welt gebe, in welchem bloß zwei Hunde seien, beide mit haarlosen Schwänzen, von denen der eine in einer Viertelstunde einen Schritt tue, während der andere die gleiche Zeit brauche, einen Laut von sich zu lassen. Diese Armut trieb ihn zum Aufbruch früher, als er vielleicht sonst daran gedacht, denn ein solcher Mangel war unerträglich, dem mußte abgeholfen werden alsbald.

Der Tochter war es doch schwer ums Herz, als der Vater Abschied nahm und fortritt und sie allein blieb im öden Haus und mit der bösen Schwieger. Indessen an sentimentale Betrachtungen war Agnes nicht gewöhnt, sondern hatte im innersten Kerne ihres Wesens eine bedeutende Kraft, welche sich in das Notwendige ergibt, die Sachen nimmt, wie sie sind, sie zu benutzen und zu gestalten sucht auf das beste. Sie packte ihre Sachen aus, ordnete sie so gut als möglich und mit geschickter Hand, welcher man es ansah, daß sie selbst angreifen konnte, und ehe der Tag zu Ende war, hatte Koppigen ein um viel besseres Aussehen erhalten, einem Bettler gleich, den man gehörig wäscht und reine Kleider ihm anzieht. Der Vater hielt aber auch Wort; am andern Morgen schon kamen Hunde und zwar treffliche, hintendrein und nach und nach das andere.

Kurt liebte seine junge Frau sehr, aber seine Pflicht erforderte begreiflich, daß er nicht fortfuhr, neben ihr zu sitzen; er mußte den Hausvater machen, für das Notwendige sorgen, d. h. er mußte jagen mit den neuen Hunden. O, es ist schön, wenn Pflicht und Lust übereinstimmen, und stimmen sie nicht überein, so hat man ein einfaches Mittel, sie zu vereinen: man macht aus der Pflicht einen Mantel und hängt ihn der Lust um, und zwar um und um, so daß gar kein Zipfel davon hervorguckt, dann wandelt man in der Pflicht und tut, was die Lust gelüstet. Da geht's gar lustig zu und öfter so als die Welt glaubt. Es war aber auch Kurt fast nicht zu verargen: erstlich war er ein Naturkind, und die Natur treibt ihre Kinder der Lust nach; die Kultur ist's, welche den Naturkindern ein Mäntelchen umhängt, und da Kurt zwei Jahre in der Welt gewesen war, so kam er eben zu einem Fetzen Kultur, aus welchem man diese Mäntelchen macht. Und wer einmal außerhalb der Kuhweide war, der wird von zwei Mächten getrieben: er will wiedersehen, er will sich wieder zeigen. Kurt wollte wiedersehen sein ganzes Jagdrevier, jeden Anstand, auf welchem er in der Dämmerung zu lauern pflegte, jedes Dickicht, in welchem er eine Sau gesehen, jede Wiese, über welche das Wild strich, jede Quelle, an welcher Reh und Hirsch sich fanden, die alten Weidenstöcke, wo die größten Forellen standen, die Plätze, wo die Lachse laichten, die Strömungen, wo die Rauhfische in Netzen zu fangen waren, jede besondere Art zu ihrer besondern Zeit. Er mußte beobachten, ob das Wild die gleichen Gänge ging oder beim Wechsel des Holzes die Bahnen geändert, andere Richtungen genommen. Das Wild ist freiherrlich, macht sich seine Wege nach seiner Bequemlichkeit, nach dem das Holz aufwächst oder abgehauen wird, je nachdem das Unterholz sich ändert oder rundum die Kultur, denn es ist eben auch sehr empfänglich für die Kultur. Es ändert seine Wege ohne obrigkeitliche Bewilligung, denn es braucht zur Instandstellung seiner Wege auch keine obrigkeitlichen Wegknechte.

Wie ein alter Student seine alten Lieder, so liebt ein alter Jäger seine alten Gänge, und jeder hat seine besonderen Stellen, wo ihm das Herz besonders schlägt und in die Augen ein besonderes Leben kommt.

Aber auch zeigen, wieder zeigen will man sich, besonders wenn man glaubt, es sei eine merkliche Veränderung an einem vorgegangen. Kurt ritt an Halden gerne vorüber und sah auf die Fräulein herab mit souveräner Verachtung, weidete sich am Ärger, den sie haben müßten bei seinem Anblicke, wenn sie denken müßten, wie sie ihn ausgespottet und wie er sie jetzt verhöhnen könnte. Er ritt gerne nach Solothurn, labte sich an dem dortigen Gerede und wie man laut sich wunderte, wie der jetzt einem Grafen gleich geworden an Männlichkeit und Anstand, den man früher ganz anders gesehen. Je öfter er sich also zeigte, um zu zeigen, wer er jetzt sei, desto mehr schien es ihm, er erfülle eine Pflicht, die Pflicht, seinen und seines Geschlechtes Ruf herzustellen und wieder zu Ehren zu bringen.

Während auf diese Weise Kurt seiner Pflicht nachritt, lagen die beiden Damen zu Hause ihren Pflichten ob, jede wollte treu sein, und jede war eifrig, aber jede auf ihre Weise. Sie bildeten gleichsam zwei Kammern: Frau Grimhilde die Pairskammer, Frau Agnes die Kammer der Gemeinen. Frau Grimhilde war eine geborene Gräfin, das öde Häuschen war das ihre samt Grund und Boden. Frau Agnes war die Jüngere, bloß eines Edelknechts Tochter, hatte aber die Finanzen, und was ins Haus gebracht wurde, das schickte ihr Vater. Begreiflich nahm Frau Grimhilde das Hausrecht in Anspruch, die angestammte Würde, betrachtete die Sohnsfrau als einen Eindringling, die froh sein sollte, wenn man sie aus Gnaden duldete, nicht totschlüge, behandelte sie als eine Magd und forderte dafür noch Dankbarkeit, weil sie doch dabei das Leben behielt. Frau Agnes dagegen war der Meinung, sie sei wohl aus Gottes Gnaden hier, aber nicht aus Frau Grimhildens Gnade. Kurt sei froh gewesen, sie zu erhalten, und Frau

Grimhilde sollte froh sein, leben zu können aus ihrer Sache. Sie wollte niemanden was vorrücken, aber leben als eine Bettlerin und doch von ihrer Sache, das wolle sie nicht; sie meinte, sie könnte befehlen, wo sie ihre Sache abgestellt wissen wolle, was die Bauleute bauen, was die Knechte tun sollten, wo man mit ihren Rossen pflügen und von welchem Samen man säen solle; meinte auch, sie verstände das und zwar besser als eine alte Frau, welche seit zwanzig Jahren keinen Pflug im Felde gehabt. Indessen, wenn Frau Grimhilde auch keinen Pflug im Felde gehabt, so führte sie doch eine Sprache ins Feld, welche durch Leib und Seele ging, und was sie befahl, das wußte sie durchzusetzen gleich einem alten türkischen Sultan.

Man kann sich daher das Leben vorstellen, welches die beiden miteinander führten, und die süße Zärtlichkeit, welche zwischen ihnen herrschte. Das Zweikammersystem ist nur dann gut, wenn ein gutes Zünglein an der Wage ist und eine starke Hand die Wage hält. Diese Hand hätte eigentlich Kurt ins Feld führen sollen, er sollte des Hauses König sein, das Gleichgewicht herstellen und alle Kräfte einigen unter seinen Willen. Aber Kurt hatte eben ein eigenes Fach ergriffen, war zu sehr mit den auswärtigen Angelegenheiten behaftet, um das Ganze gehörig zu überwachen. Zudem hatte er Furcht vor seiner Mutter; eigentlich hatte er sich nie von ferne gegen sie aufgelehnt, geschweige, daß er ans Emanzipieren gedacht hätte. Es ist übrigens sehr merkwürdig, wie so oft ein altes Weib, dessen Glieder nur noch zusammengeleimt scheinen, eine unumschränkte Gewalt über baumstarke Söhne übt, und wie die Söhne sich derselben nicht entziehen dürfen, wie gerne sie sich auch entziehen möchten.

War Kurt einmal zur Seltenheit zu Hause, wenn eine Hündin Junge werfen wollte oder ein Pferd lahm geworden, und kam Agnes zu einem vertrauten Worte mit ihm, so klagte, weinte sie jämmerlich, machte alle Manöver, welche eine Frau in solchen Umständen macht, redete von Fortlaufen, wenn er

seiner Mutter nicht den Marsch mache, oder schmollte, redete nicht nur nichts mit ihm, sondern ließ sich höchstens von hinten sehen. Das brachte Kurt in Verlegenheit und tat ihm weh, denn er war von Natur gutmütig; er suchte seine Frau zu trösten, aber seine Beredsamkeit in diesem Fache war wirklich nicht groß. Er wußte ihr wenig anderes zu sagen, als er begreife nicht, was sie eigentlich immer zu klagen hätte, es hätte ihr doch niemand was getan, und was sie wolle, habe sie oder könne es nehmen. Es sei freilich wahr, seine Mutter rede viel, besonders in den langen Tagen, aber sie müsse es machen wie er, er lasse den Waldi, der niemanden beiße, auch bellen so lange und so viel er wolle; er wüßte nicht, warum seine Mutter nicht das gleiche Recht haben sollte, ihre Stimme zu gebrauchen. Ein andermal sagte er: „Mußt dich dulden, mußt warten lernen: sieh, wir Jäger müssen auch lauern, oft ganze Nächte umsonst, dir aber wird's nicht fehlen. Die Mutter ist alt und stirbt gewiß, und ist sie einmal tot, vergeht ihr Reden und Regieren von selbst, dann bist du Meister, kannst schalten und walten, wie es dir gefällt." Solcher Trost schlägt bei einem klagenden, erzürnten Weibe nie gut an, sondern gießt Öl ins Feuer; zornige Weiber sind durchweg radikale Neu-Hegelianer*), wollen keine Anweisung auf die Zukunft, sondern ein Handeln in der Gegenwart.

Zudem schien im letzten Troste Spott zu liegen, denn was er in Aussicht stellte, hatte einstweilen keine Wahrscheinlichkeit. Frau Grimhilde nahm sichtbarlich zu, zwar nicht an Gnade und Weisheit bei Gott und bei den Menschen, sondern am Fleische, verjüngte sich; seit sie wieder mit jemanden tagelang schelten und keifen konnte, stärkte sie sich an Lunge, Leber, Herz, schien ein Fisch zu sein, der vom Trocknen wieder ins Wasser ge-

---

*) Bekanntlich ging die Schule Hegels in zwei Richtungen auseinander. Radikale Neu-Hegelianer sind beispielsweise D. F. Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer, Arnold Ruge.

kommen. Freilich mochte Speise und Trank, das behagliche Sein überhaupt auch etwas an ihrer Zunahme beitragen, was sie indessen nie eingestanden hatte, denn sie schimpfte von der Morgen- bis zur Abenddämmerung an einem Faden über das jetzige Leben, welches sie keinem Hunde gönnen möchte, und rühmte, wie froh und glücklich sie früher gelebt. Wenn dann zu solchen Reden die beiden Hunde bedenklich ihre grauen Häupter schüttelten, so bezog das Frau Grimhilde auf sich, bedachte nicht, daß die guten Hunde den ganzen Tag wackelten mit ihren Häuptern, und bedauerlich war es anzusehen, wie die alte Frau die alten Hunde mit der Peitsche züchtigte, daß sie laut heulend aus der Halle wackelten. Der alte Herr von Oenz sandte viel nach Koppigen, aber wer es in Empfang nahm und damit hantierte, das kümmerte ihn nicht, und wenn ihm Agnes klagen wollte, wies er die Tochter an den Mann und sagte, er mische sich nicht gerne in fremde Hauswesen, er habe daheim einstweilen an der Brigitte genug; übrigens solle sie es machen wie er, damit komme sie am besten fort, die Sache nicht gemütlich nehmen, denken, es sei eine Krankheit, und gute Miene zum bösen Spiele machen, tun, als habe sie weder Augen noch Ohren, dabei brauchen, was ihr wohltue, nicht mehr machen, als sie möge, ein besseres Leben gebe es ja nicht auf der Welt. Dieser väterliche Balsam war eben auch nicht heilsam für eine junge Frau, ihr wundes Herz wollte nicht heilen, und es würden wohl wenig junge Weiber auf der Welt zu finden gewesen sein, welche in den ersten Jahren der Ehe eine solche Schwiegermutter und solchen Trost dazu zu verwinden imstande gewesen wären.

Die Weiber sind nicht alle gleichen Schlages, fast möchte man glauben, sie seien nicht von gleicher Materie; in einem Verhältnis wie Agnes war, werden die einen gemütlich zerrieben, in Tränen aufgelöst bald zu Staub und Asche, andere werden darin gehärtet wie Stahl und Eisen im Feuer, noch andere geläutert und verklärt dem Golde gleich. Zu welcher Sorte

Agnes gehöre, wußte man lange nicht; sie würde für den kundigsten Fachmann schwer zu sortieren gewesen sein; sie war jung ins Leben getreten, ihr Gesicht, zart wie Milch und Blut, schien weich und schnell durchfurcht von Tränen, und eine Weile ging's, bis der innere feste Kern sich zeigte, den das Leben nicht zerreibt, sondern härtet und poliert. In dem Maße, als ihr Wesen fester ward, versiegten die Tränen, in gleichem Maße wurde ihr Wille bestimmter, und was sie wollte, wußte sie zu sagen. Es war beinahe, als nehme Frau Grimhilde die Gestaltung ihrer Schwiegertochter mit Behagen wahr, ungefähr wie ein Metzger, der mit Freuden Sohlen an seinen Stiefeln bemerkt, welche sich nicht alsobald ablaufen, oder einen guten Stahl am Gürtel, der sich, er mag mit seinen Messern daran herumfahren wie er will, nicht alsobald abwetzen läßt. Eine, welche der Frau Schwiegermama förmlich die Stange hielt, ward natürlich Agnes nie, dazu fehlte ihr das Bösartige, Giftige, welches in Grimhilde hervorstach. Agnes war gemütlich, barmherzig, konnte lieben, konnte geben, wozu Grimhilde nie fähig gewesen war; aber jemehr Agnes sich härtete, desto stärker gab es Feuer.

Daß es nicht angenehm ist, die Finger zwischen Stahl und Stein zu haben, ist jedem Kinde bekannt, aber noch etwas ganz anderes ist's, zwischen Mutter und Frau zu stehen, wenn diese Feuer geben; nun hatte Kurt gewissermaßen ein weiches Gemüt; wenn er ein Gesicht machte, daß eine siebenhundertjährige Eiche ein zartes Aussehen dagegen hatte, so war es eben nur, um darunter etwas Zartes zu verbergen, daß es niemand merke; wäre er ein rechter Holzbock gewesen, wie man zu sagen pflegt, so hätte das Weibergezänk ihn so wenig berührt, als das Mühlrad im Schlafe den Müller stört, kaltblütig hätte er sie tschädern (klappern) lassen nach Belieben. Nun aber, weil er eben kein Klotz war, plagte ihn der ewige Krieg; es war ihm nichts peinlicher, als wenn er bald der einen, bald der andern Recht geben sollte, keine mit ihm zufrieden war, weil er sie

nicht unbedingt im Recht fand, die Mutter ihn ausschimpfte, das Weib mit ihm schmollte. Die geistige Kraft, welche bei solcher Sachlage Ordnung schafft, hatte er nicht, er machte sich daher aus dem Staube, nahm die Flucht, d. h. er war je länger je weniger daheim, sein Haus war seine Marterkammer. Das ist aber ein böses Mittel, das Fliehen, es hilft gar nichts, und am Ende gehen dabei Mann und Haus zu Grunde, und trotzdem wird dieses Mittel so oft angewandt. Es war Kurt leid und bange, wenn er einmal einen Tag daheim sein sollte, sein Schlößchen kam ihm so eng und unheimlich vor, daß ihm der Wald im wildesten Schneesturme ein viel anmutigerer Aufenthalt war.

Doch hatte Koppigen ein anderes Aussehen gewonnen, die Torflügel waren eingehängt, ordentliche Tische, wo man sie haben mußte, eine ziemliche Wirtschaft, ein anständiger Haushalt war wieder da, Vieh brüllte in den Ställen, bebaute Äcker gab es wieder, der Keller war nicht ganz leer, auch Speise für den morgigen Tag fand sich gewöhnlich vor, die Edelfrauen mußten nicht mehr mit eigenen Händen den Fischen das Genick eindrücken, die wilden Vögel rupfen und den Braten am Spieße drehen. Es war ein ordentlich wohnlich Haus geworden und doch war niemanden wohl darin, denn es sind nicht die Räume, welche ein Haus wohnlich und heimelig machen, der Hausgeist ist es, der dieses macht. Das war eben auch Ursache, warum der Herr von Oenz nur selten einsprach, wenn er auch etwas im Keller fand, die Hunde nicht mehr die Tische umwarfen und eine ägyptische Finsternis anrichteten in der Halle; er mochte das immerwährende Klagen auch nicht leiden, er glaubte auf der Welt zu sein, um lustige Tage zu verbringen, so viele er konnte, deren waren keine mehr in Koppigen zu finden. Selbst Kurt machte ihm ein grob Gesicht und gab ihm kein freundliches Wort; Kurt betrachtete nämlich sein Schicksal als ein unglückliches und den Schwiegervater als den Stifter desselben, denn die Menschen haben zuweilen sehr seltsame

Ansichten; sein Schlößchen kam ihm alle Tage kleiner vor, seine Heirat alle Tage dümmer, er glaubte seine Bestimmung verfehlt zu haben, und daran war eben der Alte die alleinige Ursache; Kurt glaubte sich eben berufen zu hohen Dingen, wenn er in der Welt geblieben wäre, weiß Gott, was er schon wäre; hätte ihn nur der Alte in Langenthal liegen lassen, so wäre er dort zu sich selbst gekommen, hätte das verfluchte Nest zu Oenz nie gesehen, hätte ihn nur noch dort der Alte ziehen lassen, statt ihm eine Tochter anzuhängen, so wäre noch nichts versäumt gewesen, und weiß Gott, an welchem Hofe er jetzt wäre als Graf oder Freiherr.

So kalkulierte Kurt; er hätte noch jetzt gehen können, noch jetzt war daran nichts versäumt, aber es hieß ihn niemand gehen, zeigte ihm niemand den Weg, und das mußte bei Kurt sein; zu welchen hohen Dingen er sich auch bestimmt glaubte, zu einem war er doch nicht bestimmt, sich nämlich selbst zu bestimmen, die bestimmende Kraft mußte außer ihm liegen. Er litt, wie man heutzutage sagen würde, grausam an Zerrissenheit; was er hatte, war ihm nicht recht, und was ihm recht gewesen wäre, das hatte er nicht, er dachte an hohe Dinge und tat desto niedrigere. So fuhr er herum jagend, fischend, streitend, trinkend unter allerlei Volk, machte Bekanntschaften aller Art, vertrieb sich bei ihnen die Zeit je nach ihrer Weise, ob sie recht, schön, edel sei oder das Gegenteil, das kümmerte ihn nicht. Er spekulierte auf den Tod des Schwähers, hätte er einmal dessen Güter, stecke er die beiden Schwägerinnen in ein Kloster, wolle dann zeigen, wer er sei und sich aufblasen im Lande, so kalkulierte er.

Spekulationen auf Schwägerinnen geraten jedoch nicht immer, denn diese haben manchmal eigene Gedanken und spekulieren ganz anders als der Herr Schwager; als einmal die Agnes aus dem Hause war und man sah, wie freigebig der Alte Kurt auf die Beine half, so gefiel dies andern auch, und in der Runde gab es so viele hungrige Junker, als es hungrige Fledermäuse im Frühjahre gibt. Ein Junker von Inkwyl faßte

die Kunigunde, einer von Riedwyl nahm, was übrig blieb, die Brigitte, setzte sich dafür so gleichsam zur Schadloshaltung ins Nest und blieb zu Oenz. Wie das Kurt gefiel und daß es seine Zerrissenheit nicht heilte, kann man sich denken, aber er konnte es nicht ändern, er konnte bloß zerrissener werden, sein Los immer unerträglicher finden, und je unerträglicher er sein Los fand, desto unerträglicher ward er selbst.

Da starb der Herr von Oenz und zwar gerne, denn seit er einen Tochtermann im Hause hatte, hatten seine Tage an Lustigkeit nicht zugenommen. Jetzt stürzten sich alle auf das Erbe, jeder hätte am Ganzen zu wenig gehabt, man kann sich denken, wie ihm der dritte Teil des Ganzen vorkam. Wo viel zu wenig ist, entsteht desto mehr Streit; jetzt verficht man solchen Streit mit Advokaten, damals mit Schwert und Faust, beides kommt in Beziehung auf Gewinn auf eins heraus, der Unterschied ist bloß der, daß, während man ehemals mehr an Blut vergoß, jetzt desto mehr Galle überläuft, und man ist noch wohler dabei, wenn man etwas Blut verliert, als wenn man zuviel Galle ins Blut bekommt. Die Herren Schwäger rauften sich also mörderlich; Kurt und der von Inkwyl hielten begreiflich zusammen, wollten den von Riedwyl übers Nest hinauswerfen. Dieser ließ sich helfen durch den Herrn von Wangen, hatte Hilfe von seinen Brüdern, klopfte die Schwäger tapfer aus und machte Miene, selbst an ihre Schlösser hin zu wollen; sie suchten daher auch Hilfe, der von Flumenthal ward ihr Spießgeselle und einer von Alchenstorf. Der Streit zog sich in die Länge; ans Leben kam man einander nicht, schädigte einander desto mehr, stahl, verdarb einander, soviel man konnte, ward darob allseitig arm; das Erbe ging darauf, nichts hatte man davon, als eben viel Haß und dadurch verbitterte Gemüter, denen nirgends wohl war als im Streit und wüstem Leben, Gemüter, welche für häusliches Glück gerade so empfänglich waren, als ein Gotteslästerer für Gottes Wort, und denen in ihren Häusern so wohl war, als einem durstigen Saufbruder in einer Kirche.

Die Herren Schwäger hatten es fast wie die Hühner, welche sich erst die Federn ausrupfen, gerupft aber gute Freunde werden. Als an keinem von ihnen mehr etwas Besonderes zu rupfen war, wurden sie Bundesgenossen und kehrten ihre Schnäbel gegen andere. Wie Spieler, je mehr sie verlieren, desto mehr wagen, das Verlorene wieder zu gewinnen, so wurden sie immer rücksichtsloser, wagten immer Wilderes, aber das Glück wollte ihnen nicht. Kurt besonders hatte eine unglückliche Hand, nicht bloß daß er immer am wenigsten erbeutete, wenn er auch am stärksten zuschlug, sondern auf ihn fiel immer der erste Verdacht, ihm wurde der größte Teil des Frevels zugeschoben; er hatte von Jugend auf einen anrüchigen Namen, und wo etwas getan wird, dessen Urheber nicht offenkundig werden, schiebt man es ganz gelassen auf die Rechnung dessen, der bereits die größte und gröbste Rechnung hat. Es ist die menschliche Gesellschaft ein absonderliches Gebilde, eigentlich ein organisches Ganze. Wie ein lebenskräftiger Körper Krankheitsstoff absondert und ausstößt, langsam freilich oft, gerade so macht es die menschliche Gesellschaft unwillkürlich: sie schiebt das Faulende mehr und mehr hinaus, bis sie es endlich draußen hat und über Bord werfen kann. Besitzt ein Körper diese Kraft nicht mehr, vermag er den Krankheitsstoff nicht mehr zu verarbeiten, ihn zu entbinden, vermag das Gesunde sich nicht mehr Platz zu schaffen, da erkrankt dieser Leib mehr und mehr, das Gesunde wird vom Kranken verzehrt, der Zustand wird rettungslos, die Fäulnis erhält die Oberhand, löst bald das ganze Gebilde auf. Der höchste Grad der Korruption oder Verderbnis tritt ein, wenn dieser Zustand der Fäulnis als Gesundheit angesehen und ausgegeben, durch die Gesetzgebung legitim gemacht, sanktioniert, von Obrigkeits wegen allem Gesunden der Krieg gemacht und unter dem Scheine des Rechts durch Schufte am Gerichte alles Gesunde zum Tode verurteilt, aus dem Leben ausgestoßen wird.

Als Kurt lebte, war es eine wüste, wilde Zeit, indessen

hatte die Gesundheit die Oberhand. Kurt ward mehr und mehr hinausgestoßen aus allen Kreisen, wo Recht und Ehrbarkeit etwas galten, kam daher immer mehr in das wüste wirre Treiben hinein, an dessen Ende der Schlund ist, dem alles verfällt, was ausgestoßen wird aus den gesunden Lebenskreisen. Als Kurt geheiratet hatte, heimgekehrt war als ritterlicher Junker, standen ihm die Burgen des hohen Adels offen, er ward dort nicht ungern gesehen seines einfachen tüchtigen Wesens wegen: jetzt hütete er sich, eine zu betreten, er fürchtete die Bekanntschaft mit den tiefen Löchern in den Türmen. Er trieb sich mit seinen Spießgesellen in verdächtigen Herbergen herum, zuweilen zog einer dem andern nach auf seine Burg, wenn man wußte, daß dort Vorrat war, und oft waren sie alle verschwunden, als wie von der Erde verwischt, und Tage lang hätte kein Mensch sagen können, ob sie noch lebten, geschweige wo sie lebten.

Ein solches Leben befördert begreiflich weder häusliches Glück noch häuslichen Wohlstand. Frau Grimhilde und Frau Agnes verstanden das Haushalten, doch mit dem Unterschiede, daß Frau Grimhilde bloß festhielt, was sie zwischen ihre fünf Finger bekam, während Frau Agnes zu schaffen, zu pflanzen, zu produzieren wußte, würde man heutigen Tages sagen. Aber Halten und Schaffen half all nichts bei dem Treiben von Kurt; er machte wohl Raub und Beute, aber je mehr er raubte, desto ärmer ward er zu Hause, im Raube schien ein verzehrender Fluch zu liegen. Wie den Pferden das Ungeziefer folgt, das Blut ihnen absaugt, sie ihm nicht entrinnen mögen, wie rasch sie auch laufen, bei jedem neuen Walde zu den alten Bremsen, welche die Pferde mitgetragen, nachgezogen, immer neue Scharen sich gesellen, so ging es auch unseren adeligen Strauchdieben. Sie trieben ihr Handwerk wohl auf eigene Faust und für eigene Rechnung, aber wie den großen Raubtieren kleinere folgen, so waren sie umschlichen von gemeinem Diebsgesindel. Dasselbe stellte sich wohl dem Hunde gleich, der die vom Herrn benagten Knochen auffängt und für abgefallene Brosamen

dankbar ist. Wenn sie schon für geleistete Dienste, namentlich für ihre Kundschaften, welches jedenfalls im Handwerk eine bedeutende Stelle einnimmt, wie man bei einer Meute Hunde durchaus einen oder zwei gute Aufstecher (Aufstörer) haben muß, wenn man ordentlich jagen will — keinen besondern Lohn forderten, keinen bestimmten Anteil an der Beute, so taten sie sich dabei doch am gütlichsten, kriegten den besten Teil der Beute und, was die Hauptsache ist, behielten ihn auch. Es waren vor allem die Dirnen, welche um die adeligen Herren schwärmten, welchen der schönste Teil zufiel, denn an die Weiber daheim dachten die Herren schon damals oft nicht; es war das Verschleppen des geraubten Gutes, das Handeln und Schachern damit, welches einen andern Teil in ihre Hände brachte; den letzten Dritteil endlich erhielten sie ebenfalls, denn dieser wurde in ihren Herbergen verspielt, verschlemmt, verpraßt, und wenn alles vertan war, machten es die Herren, wie es der Löwe macht, wenn er hungrig ist und das letzte Tier gefressen: er geht aufs neue auf Raub aus, legt am geeigneten Orte sich auf die Lauer.

Kurts Handwerk trug also dem Hause nichts ein, aber er verschleppte auch noch aus dem Hause, was ihm dienlich war. Die besten Männer waren in seinen Lumpenfehden ihm erschlagen worden, Roß und Vieh dahingegangen, das Land wieder schlechter bearbeitet worden und immer schlechter, je mehr Menschen und Vieh fehlten.

Das neu auftauchende Elend brach Jürg sein altes Herz. Gegen Rauben und Morden hätte er durchaus nichts gehabt, im Gegenteil es von Herzen gern gesehen, wenn durch dasselbe des Hauses Glanz und Macht gehoben worden wäre. Nun, da das Gegenteil stattfand, jede Aussicht auf Besserung verschwunden war, da der junge Herr kein Ohr mehr für ihn hatte, weil er sich ihm entwachsen glaubte und ihn für kindisch hielt, neigte er sein Haupt und wollte sterben. Darüber aber ward Frau Grimhilde gar grimmig böse, denn sie behauptete, dies

sei bare Bosheit, er tue das nur der schlechten Frau, d. h. der Agnes zu Gefallen.

Der alte Jürg war nämlich der einzige, welcher aus angestammter Gewohnheit Grimhilde für die alte Rittersfrau hielt, ihr Achtung und Gehorsam zeigte. Das junge Geschlecht kannte sie bloß als die alte, grimmige, aber arme Frau, hatte sich daher Agnes angeschlossen, welche nicht böse war und wenn sie schon nicht viel helfen konnte, doch den Willen zeigte zu helfen, wenn sie es hätte, und dieser Wille wird oft wie die Hilfe selbst geschätzt. Starb Jürg, war Grimhilde verlassen, stand allein; es war also sich nicht zu verwundern, daß sie dem alten Jürg sein Sterben so übel nahm. Jürg entschuldigte sich bestmöglichst, sagte, er wollte wohl selbst gerne länger leben, aber daran machen (ändern) könne er nichts, müsse sich fügen, wenn der Tod komme. Er sei ein Tropf, sagte Frau Grimhilde, braute ihm Tränke, welche so herrlich rochen, daß tagelang weder Krähe noch Spatz sich auf dem Dache sehen ließen, brachte sie Jürg und trinken sollte sie der, und wenn er's tue, werde er sehen, was der Tod zu befehlen hätte. Der Alte gehorchte, wollte trinken, aber schon die Nase brachte er kaum zum Topf, es schüttelte ihn, als wenn er das kalte Fieber hätte; als er endlich den Mund daran hinzwängte, die Lippen an den Topf hing, fuhr er zurück, es drehte ihn um und um, es war, als ob man einen Handschuh umkehre. Da sehe er, sagte dann Frau Grimhilde, wie ihr Zeug angreife; in drei Tagen wäre er gesund, wenn er ihr zu Gefallen einmal einen Topf voll austrinken wollte. Wenn dann Jürg beteuerte, er brächte keinen Tropfen mehr über die Lippen, er fühle schon beim Riechen, wie seine Seele im Leibe herumfahre und ein Loch suche, um daraus zu fahren, wie die Tauben, wenn ein Habicht oder Marder in den Taubenschlag kommt, so sagte Frau Grimhilde: „Wenn du das nicht willst, so mußt was besseres haben," und braute noch etwas viel Verfluchteres, daß man hätte glauben sollen, sie wäre den Hexen, welche in Schottlands Heiden Tränke kochen, zu Ge-

vatter gestanden oder hätte ihnen ein Kochbuch hinterlassen. Sie braute dann, daß die Fische aus dem Schloßgräblein sprangen und gerne Fürio und Mordio geschrien hätten, wenn sie einen Laut hätten von sich geben können, daß Frau Agnes mit den Kindern Reißaus nahm, hinterdrein die Mäuse und die Ratten und selbst die Kröten in den Kellern mannshoch an den Mauern hinaufsprangen. Sie selbst lebte wohl an solchen Gerüchen, von wegen ihre Nase war mit Sohlleder gefüttert; etwas Feineres drang nicht durch, während so etwas, von dem eine hundertjährige Kröte sagte, was Verfluchteres sei ihr noch nie vor die Nase gekommen und doch sei viel davor gewesen, ihr vorkam wie Rosenöl oder Jasmin. Der arme Jürg konnte sich nicht davonmachen, die Beine trugen ihn nicht mehr, und seine Nase ertrug Grimhildens Lebenstrank ebenfalls nicht. Ein gehorsamer Knecht streckte er wohl die Hand nach dem Topfe aus, aber dann streckte er auch alle Glieder — und tot war er.

Die Bosheit, gerade jetzt zu sterben, wo er, wenn er einen einzigen Schluck hätte trinken wollen, lebenslang gesund geworden wäre, machte auf Grimhilde den tiefsten Eindruck. So weit, sagte Grimhilde, habe Agnes es getrieben, daß sie ihr den letzten Menschen, welchen sie gehabt, aufgewiesen und verführt, denn wenn sie nicht gewesen wäre, er hätte getrunken und liefe jetzt herum wie ein Zwanzigjähriger. Jetzt begehre sie auch nicht länger dabei zu sein, sie begehre nur noch eins zu erleben: daß es nämlich der schlechten Frau gehe wie dem Jürg, daß sie ans Sterben käme, daß sie beide Hände nach solchem Tranke ausstrecke, mit Heulen und Zähneklappern einen wünsche, um einen bitte, dann wolle sie einen brauen, einen noch viel kräftigern, daß das Laub im Walde sich entfärbe darob, dann wolle sie mit dem unter die Türe kommen; da werde die junge Wüste (das Mensch, würde der moderne Ausdruck der Kulturfüßigen sein) erst die eine Hand danach ausstrecken, dann die andere auch, nach den Händen die Zunge, dann alles, was sie strecken könne. Da unter der Türe wolle sie stehen bleiben,

keinen Schritt tun, nicht vor-, nicht rückwärts, bis endlich alles gestreckt sei, wie sie es ihr schon lange gegönnt; dann wolle sie sich gerne auch legen und strecken, einmal werde es doch sein müssen, sei es gescheit oder nicht, einem recht oder nicht. So begehrte die alte Frau, gewesene Gräfin, auf, nahm sich durchaus nicht in acht, wer es höre, selbst vor dem nicht, dessen Ohr offen ist über allen Menschenkindern, der die Haare zählt auf dem Haupte des Menschen, sie festigt oder ausfallen läßt nach seinem Belieben. Aber wie sie meinte, ging es nicht; ehe ihr Wunsch in Erfüllung gegangen, ward sie zu den Vätern versammelt, welche ihre liebe Not mit ihr gehabt haben werden. Der Zorn, daß Jürg ihr zum Trotz gestorben, Agnes ihr zum Trotz nicht sterbe, untergrub ihr felsenhartes Gebein, bis es zusammenbrach, fast möchte man sagen, auseinanderfiel.

Kurt nahm dies kaltblütig, wie er überhaupt an allem, was im Hause vorging, gar kein Interesse hatte, weder am Tode der Mutter, noch an der Geburt eines Kindes; es war, als ob ihn dieses alles nichts anginge. Es nahm ihn bloß ein Fund in Anspruch, welchen man bei Grimhildens Tode machte; eine Menge vergilbter, zusammengehäufter Dinge sonder Zahl und Namen, Sachen aus Kurts früherem Räuberleben, Sachen aus ihrer Jugend, Sachen, welche sie der Agnes abhanden gebracht, kurz, es mahnte ihre Hinterlassenschaft auffallend an das Nest eines alten Raben, der in einem öden, unbesuchten Turme gehaust. Was etwas wert war, verschleppte Kurt, dem Haushalt kam es nicht zu Nutz; den Frieden zwischen den Eheleuten förderte der Alten Tod nicht und störte ihn weiter nicht. Kurt hatte Gewohnheiten angenommen, welche über seine Natur gingen, und Agnes nahm es, wie es war, und gewöhnte sich Tag um Tag mehr, ihr Leben so zu ordnen, daß es ohne Kurt bestehen, wenn auch arm, so doch daß die Kinder darin fortkommen konnten.

Kurt hatte besonders mit beiden Schwägern und dem Junker zu Flumenthal und dem Junker von Landshut das

Handwerk getrieben. Der Junker von Landshut hatte sein Schloß nicht da, wo das gegenwärtige Landshut steht, sondern auf dem linken Emmenufer, der Hammerschmiede von Gerlafingen gegenüber. Die Stelle, wo die Burg stand, welche ungefähr hundert Jahre später in einer Fehde mit Solothurn von den Bernern verwüstet wurde, sieht man noch in dichtem Walde in dem sogenannten Altisberg. Da, wo das heutige Landshut steht, jetzt ein stattliches Landhaus, aber in der altertümlichen Form eines Schlößleins, umgeben von einem wasserreichen Burggraben, sah man nichts als einen öden Felsen in bebuschtem Sumpfe. Er sah fast aus wie ein alter Wartturm, von welchem aus man eine weite Ebene, wie man in der westlichen Schweiz sie selten sieht, überluegen konnte. Diese Ebene war teilweise bebaut, ein bedeutender Teil mit Wald bewachsen, von großen Bächen durchzogen, zu beiden Seiten der Emme viel Sumpf, von welchem das sogenannte Fraubrunnenmoos noch jetzt ein stattlicher Rest ist.

Hinter diesem Felsen nördlich, mutmaßlich wo jetzt ein Sägewerk surrt und zischt, in Sumpf und Busch versteckt wie eine braune Schnepfe in braunem Laube, die selten ein Auge sieht, bis sie aufflattert dicht vor den Füßen, fand sich eine niedere aber umfangreiche Hütte oder Haus, wie man lieber will. Niemand hätte da eine menschliche Wohnung gesucht, und ungesucht auf sie zulaufen, war ein halbes Wunder, denn ein Zugang zu derselben hatte seinen Anfang im Bette der Emme, und der andere Zugang bildete einen Bach, welchen man eine lange Strecke hinauf durchwaten oder reiten mußte, ehe man zum Hause kam. Wer am Tage auf dieselbe gelaufen wäre, hätte kaum etwas Verdächtiges an derselben gesehen, und wenn ihm die Größe derselben aufgefallen wäre, so war sie leicht dadurch zu erklären, daß mehrere Fischer in den äußerst fischreichen Wassern diesen trocknen Fleck sich auserlesen und darauf eine gemeinsame Wohnung sich erbaut. Im anderthalb Stunden entfernten Solothurn, in den vielen Klöstern darum herum,

im Kloster Fraubrunnen war reicher Absatz für Fischer. Hätte jemand nachsehen wollen, ob es wirklich so sei, dem wäre es sehr schwer geworden, vielleicht unmöglich geblieben: die einzige Türe der Hütte war immer fest verschlossen, und sehr oft hätte er stundenlang dran klopfen können, es hätte sie ihm niemand geöffnet; im günstigen Falle wäre sie endlich nach langem Warten aufgegangen, und froh wäre er sicherlich gewesen, er hätte nie geklopft. Wenn er scharfsichtig gewesen, so hätte er leicht wahrgenommen das Eigentümliche, Unnennbare in jeglichem Gegenstande, welches sagt, da sei es nicht geheuer, er wäre plötzlich umgekehrt, aber zu spät schon, wenn sein Äußeres irgendwelche Beute versprochen hätte; ehe er sich versehen, wäre er niedergeschlagen gewesen oder in einen Bach geworfen und darin ertränkt.

Wer aber das Glück oder vielmehr das Unglück gehabt hätte, wirklich hineinzukommen, hätte eine Bevölkerung gefunden, welche weder dem Umfang noch dem innern Raume entsprochen hätte, nämlich drei einzige Personen. Die Hauptperson war ein Mann, welcher groß gewesen wäre, hätte er nicht ein lahmes oder krummes Knie gehabt, so daß er nicht bloß stark hinkte, sondern gebeugt war, mehr als er dem Alter nach hätte sein sollen. Sein Haar, welches sehr schwarz gewesen, war noch nicht weiß, sondern bloß gespregelt (gesprenkelt), weiß und schwarz, seine Haut im Gesicht war fast schwarz, ob von Natur oder weil sie nie gewaschen ward, blieb schwer zu ergründen; wahrscheinlich griff beides ineinander. Das Vorderhaupt war kahl, stark gebogen, die Nase ebenfalls, ja das ganze Gesicht, selbst das Kinn schien zurückgekrümmt; unter der Nase stach der Mund hervor, seltsam bissig anzuschauen. Er redete zwar sehr viel, wenn er dazu kam, doch ging es ihm schwerfällig von Handen, als ob es am Räderwerk fehle, nicht so war es beim Essen: der Mund war offenbar mehr zum Beißen als zum Reden eingerichtet. Es war eine Gestalt, zum Räuber geboren, eine von denen, in deren Nähe es einem unheim-

lich wird, man unwillkürlich vom Gefühl beschlichen wird, man sei in der Nähe eines gefährlichen Tieres; ob es eine Schlange sei oder ein Tiger, weiß man nicht, aber ängstlich sieht man nach allen Seiten, von welcher es kommen wolle, und wenn nirgends was sich rührt, so bleibt das Auge haften auf dem Menschen, welcher da sitzt, als wenn dieser Mensch das Gebüsch wäre, aus welchem das wilde Tier brechen müsse. — Die zweite Person stellt eine Frau vor mit sieben Kröpfen rings um den Hals, schwammigem Gesicht, plumper Gestalt, Schweinsaugen im Gesichte, eine viereckige Nase darunter und darunter ein Maul weit geschlitzt und tief, fast hätte man ein einspännig Fuhrwerk darin wenden können. In solch widerwärtigen, viereckigen, schwammigen weiblichen Gestalten mit Schweinsaugen wohnt gewöhnlich eine grausame, erbarmungslose Seele. — Die dritte Person war schlank und hoch, gelblichblaß das Gesicht, Augen darin, von denen man selten recht wußte, wollten sie Feuer sprühen oder Tränen weinen, einen festgeschlossenen Mund unter einer geraden Nase. In der ganzen Person war etwas Fremdartiges, als ob sie als eine Art Meteorstein durch den Rauchfang herabgefahren wäre, und doch war es die Tochter des oben beschriebenen Ehepaares, welche mit ihren Eltern hier hauste und Fische verkaufte in Solothurn, wo man etwas Gutes von jeher liebte, besonders wenn es nicht viel kostete, und noch mehr liebte, wenn es gar nichts kostete.

Wenn irgend ein Platz in der lieben Eidgenossenschaft (welche damals freilich noch keine war) zu einer Diebsherberge oder einem Lauerloche geeignet war, so mußte es dieser sein. Er hatte nichts Auffallendes und war doch schwer zu finden, und Unbekannte nahten nie unbemerkt und wunderselten ungestraft. Dagegen konnten die Befreundeten, mit Steg und Weg Bekannten entfliehen unbemerkt, wie sie nur wollten, aus dem weitläufigen Hause in Sumpf und Busch, gebaut mit Ausgängen, welche kein uneingeweihtes Auge sah, welche auf Wege führten, die jähen Tod brachten jedem, der mit ihnen

nicht sehr genau bekannt war. Diese Stelle war ungefähr der Stelle gleich zu achten, auf welcher eine große Kreuzspinne sitzt, um gehörig alle Fliegen zu belauern und abzufangen, welche ihrem Netze sich nahen und hängen bleiben darin. Hier konnte man Kundschaft erwarten über alles, was von Bern nach Solothurn, von Solothurn nach Burgdorf, was den Gau hinabging und hinauf nach Biel und Büren. War die Tat vollbracht, stäubten die Gesellen auseinander wie Spreu, in welche der Wind fährt; die Verfolger wurden irre, die Spuren verloren sich. Geschah es wohl zur Seltenheit, daß hart auf den Fersen die Verfolger blieben, so sprang der Verfolgte vom Rosse, ließ frei es laufen, Roß und Reiter fanden bekannte Fährten durch Sumpf und Busch und am Ende ihre Herberge; die Verfolger versanken im Moor, verwickelten sich in die Büsche, in die für Pferde so schrecklichen Brombeersträuche und schätzten sich glücklich, wenn sie mit heiler Haut und ganzen Gliedern einen Ausweg fanden. Der Ort war zehnmal sicherer, als irgend eins ihrer Schlößlein; es war eine wahre Freistätte für die adeligen Räuber vor allem, dann aber auch für das bessere Lumpengesindel, d. h. die hübscheren Dirnen, die schlauesten Gaudiebe, die wildesten Räuber.

Sami, der Alte, der Herbergvater, gab sich mit den auswärtigen Angelegenheiten wenig mehr ab, wegen seinem lahmen Knie machte er nicht mehr den Palmerston *), er tat, als sei er der Junker untertänigster Knecht, hätschelte sie, schmeichelte ihnen, dagegen war er des Lumpengesindels Freund nach dem Sprichwort: gleich und gleich gesellt sich gern. Wenn aber einer der Junker ihm nichts mehr eingebracht hätte oder gar lästig gewesen wäre, so hätte Sami ihn sich ohne Bedenken alsbald vom Halse geschafft, freilich auf seine Weise, d. h. durch andere Hände. Laut der Naturgeschichte fressen die bedeutenderen Tiere der gleichen Sorte sich sonst nicht, höchstens

*) Der englische Premier zu Gotthelfs Zeit.

ein Schwein seine Ferkel und ein Kater die Kinder seiner Liebsten. Nun gehören die Menschen alle zu der gleichen Tiersorte, seien sie schwarz oder weiß, so gut als Schimmel und Rappen Pferde von der gleichen Sorte sind trotz der verschiedenen Farbe. Nur scheinen die Menschen durch die verschiedenen Stände in eben so viel verschiedene Tiersorten sich zu gliedern, von denen die eine die andere auszubeuten oder zu verzehren sucht. So steht der Arme gegen den Reichen und umgekehrt, der Vornehme gegen den Gemeinen und umgekehrt, die Herrschenden zu den Dienenden und wiederum umgekehrt. Und wenn schon namentlich ein Niederer einem Höheren sehr nahe steht, so gleichsam an seiner Brust zu liegen scheint, so werden doch bei gegebenen Fällen unter zehn acht den Höheren verraten, ihn mit Fußtritten regalieren, an ihre Sorte sich wieder anschließen; ähnlich treibt es aber auch die höhere Sorte mit den unteren Sorten und opfert Stück um Stück derselben, besonders wenn das Standesinteresse mit ins Spiel kommt. Gelingt es auch einem aus den Unteren, an die Höheren sich anzukleben, dort festzuhalten, daß er ihresgleichen scheint und als solcher wirklich auch behandelt wird, so wird es ihm doch nie vergessen, woher er gekommen; fort und fort muß er merken, daß man es ihm nicht vergessen, und bei der ersten Gelegenheit stößt man ihn wieder hinunter.

Wird der Mensch ein Christ, so gestalten die Verhältnisse freilich sich anders, aber das Christentum war in dieser Hütte ein unbekanntes Ding. Desto mehr andere Dinge barg diese Hütte; was alles, wußten nur die beiden Alten, vieles kannten des Wirts Genossen von der niederen Sorte, das wenigste die junkerlichen Räuber. Es war eine sehr geistreiche Einrichtung; man konnte da erscheinen und verschwinden, sein und nicht sein, akkurat wie in einem Zauberschlosse. Mit näherer Beschreibung desselben wollen wir uns jedoch nicht abgeben, sondern es der Einbildungskraft der geistreichen Leser überlassen, sich dasselbe selbst auszudenken. Weit und groß war

die Küche, welche zugleich das Salon- oder Gesellschaftszimmer vorstellte; in der Mitte derselben, wie noch jetzt in uralten Häusern, war der Herd, auf welchem das Feuer selten erlosch, und eben so selten war es, daß über demselben an eisernem Haken nicht ein Kessel hing, in welchem in saftiger, kräftiger Brühe Fleisch weichgekocht ward. Die Brühe war um so kräftiger und saftiger, da der Kessel nie ganz geleert wurde. Drohte das Fleisch zu weich zu werden, so zog man entweder das Holz unter dem Kessel weg und ließ bloß die Kohlen liegen, oder man drehte ihn durch eine Vorrichtung bei Seite; durch diese Vorrichtung waren die Bewohner der Hütte vor der Ungeduld ihrer Gäste geschützt, die groß und grob war. Wer kam, hatte nicht auf das Essen zu warten, nahm etwas langes und spitziges zur Hand, gabelte damit ein währschaft Stück auf und steckte es an. Mit Geschmack und Geruch nahm man es begreiflich so genau nicht, wenn es nur gegen den Hunger gut war und das Herz vor dem Hinunterfallen schützte. Die Räuber waren eben keine Diplomaten, die nehmen es genauer, die warten gerne sieben Stunden, leiden gerne höllischen Hunger, wenn sie dann nur etwas Feines und Gutes kriegen, von wegen Diplomaten haben Geduld, haben sie aber auch nötig. Für vorrätigen Wein mußte ebenfalls gesorgt sein; diesen tranken sie gerne so gut als möglich, hatten aber auch Kehlen, daß, wenn nicht besserer zu haben war, sie solchen tranken unbeschadet, den sie nicht in die Schuhe hätten schütten dürfen, weil es alsbald Löcher gegeben hätte. Zu solcher Lauge kam es indessen selten; der Alte hatte eine Quelle, aus welcher bessere Sorten flossen. In einem besondern Verhältnis stand er mit einem Pater Kellermeister in einem Kloster zu Solothurn. In diesem Kloster aß man die allerbesten und schönsten Fische, so daß man auf einen Tauschhandel hätte schließen können. Wir glauben allerdings, es sei so was gewesen, aber nicht eigentlich zwischen Wein und Fischen, sondern Sami, der Fischer, verbarg dem Kellermeister Sünden, und der Kellermeister vergab Sami

Sünden, leisteten sich gegenseitig große Dienste, waren sich treu unverbrüchlich, von wegen einer hatte den andern in der Hand. Wenn Sami auch kein Christ war, wie vorhin gesagt wurde, so hatte er doch großen Respekt vor dem Teufel, zu dem wollte er lieber nicht. Er hatte einen großen und starken Glauben, aber nicht zu Gott, sondern an Zaubertränke und Zaubersprüche, und gerade wie er an derselben Macht und Kraft glaubte, glaubte er auch an den Pater Kellermeister, daß er den Teufel so gleichsam im Gütterli habe und Macht, ihn darin zu behalten oder ihn loszulassen und zwar auf wen er wolle, so gleichsam wie man einen Hund von dem Stricke läßt und ihn jemanden an die Beine hetzt.

Hinter dem Herde nun, gegen den Hintergrund des Raumes hin stand ein großer Steintisch, man hätte ihn fast für einen Altar nehmen können; es war eigentlich auch einer, aber er trug die Opfer eines bösen Gottes. Hier wurden die Würfel geschüttelt und geworfen; was man gewonnen mit dem Einsatze seines Lebens, das ward hier auf die Würfel gesetzt, ward verloren, gewonnen, dann an Dirnen, welche sich immer einfanden nach einem Raube, so wie Bienen, welche sicherlich am Morgen dahin fliegen, wo Honigtau gefallen ist während der Nacht — verschleudert oder verschachert um nichts an das Gesindel, welches ihnen immer nachzog wie der Schweif dem Kometen. Schließlich erhob sich nicht selten ein wilder Streit, es setzte Wunden, und feucht von Blut ward die Küche. Die wildesten der Leidenschaften brausten hier, ungehemmt durch Sitte und Scham, wild durcheinander. Leidenschaften kennen weder Vater noch Mutter, machen keinen Unterschied zwischen Freund und Feind, sie kennen den eigenen Herrn nicht, drehen gerade ihm am liebsten den Hals um. Leidenschaften sind eben Geister des Abgrundes; heraufbeschworen aus dem Abgrunde, gelöst aus ihren Banden treiben sie Zerstörung rund um sich, zerstören das Haus, in welchem

sie wohnen, den Körper, welcher sie beherberget, richten den eigenen Herrn zugrunde, die Seele, welche sie heraufbeschworen aus den Tiefen; kehren erst wieder zurück in den Abgrund, wenn ihr Werk vollbracht ist, zerstören die Stätte, wo sie weilten, zerstören Leib und Seele dem, der sie herbergete.

In diesem wilden, wüsten, höllischen Treiben war Kurt der beste, ward aber immer zum besten gehalten, er war der, welcher das meiste tat, das wenigste davonbrachte, der Riese, den die Zwerge narrten. War Kurt der Sturmbock gewesen beim Raube, hatte er die Püffe, welche allen galten, allein aufgefangen, so übervorteilten ihn seine Freunde auch bei der Teilung. War das vollbracht, trat man zum steinernen Altare, trieb das trügerische Würfelspiel, schwemmte es tapfer ein aus mächtigen Bechern. Der Junker von Flumenthal handhabte die Würfel künstlerisch, so daß sie ihm zu Diensten stehen mußten, sie mochten wollen oder nicht. Der saubere Schwager von Inkwyl stand mit ihm im Bunde, half die Federn teilen, welche den andern ausgerupft wurden. Blieb Kurt zuletzt noch etwas übrig außer dem Rausche, den er sich angetrunken, so borgte es ihm der Landshuter ab. Der war der liederlichste unter allen, wenn Grade unter ihnen stattfanden, hatte Weib und einen Haufen Kinder daheim und in jedem Walde eine andere Dirne. Bei ihm zu Landshut war die Armut noch viel größer als bei Kurt und oft der Hunger im Hause; Wald und Wasser waren nicht so reich als in Koppigen, und des Landshuters Frau war keine Agnes, fand den Rat nicht in sich, und wenn jemand ihr einen gab, so wußte sie nicht, was damit machen, das ist fatal. Am meisten betrog Kurt der alte Sami und dessen Weib; sie kauften ihm die Beute ab, nicht um das halbe Geld, versteht sich, und immer wohlfeiler als allen andern. Dafür aber waren sie auch gegen ihn ganz besonders untertänig, krochen um ihn herum wie Hunde um ihres Herrn Füße; daraus schloß Kurt wie noch viele andere Junker bis auf den heutigen Tag auf

ihre Gutmeinenheit und Ergebenheit, traute ihnen unbedingt. Wenn Kurt einmal hätte hören können, was hinter seinem Rücken über ihn gesprochen wurde, er wäre vielleicht andern Sinnes geworden, vielleicht auch nicht, denn Vorurteile, die einmal fest gefaßt sind, sind zäher Natur, weichen sehr oft den unmittelbaren Eindrücken auf alle fünf Sinne nicht; aber Kurt hatte einen viel zu schweren Tritt, um je unbemerkt in die Nähe und hinter ein solches Gespräch zu kommen. So war Kurt ringsum verraten und gerade von denen, welche er für seine Freunde hielt, und die, welche es im Grunde ihres Herzens allein gut mit ihm meinte, die floh er fast wie die Pest, sah sie oft mehrere Wochen lang nicht; so geht es ebenfalls noch oft in der Welt.

Frau Agnes hatte es um nichts besser, doch war sie eben nicht eine von denen, welche dem Unglück sich feig ergeben und bei der ersten Not die Waffen strecken, sondern sie zog Hosen an und kämpfte im eigentlichen Sinne ritterlich. Ihren wenigen Leuten, welche sie besaß, war sie lieb, sie half, wo sie konnte, und wenn jemand krank war, schmeckten ihm die Tränke viel besser als die der alten Grimhilde; sie hatte auch gute Worte im Vorrat, welche um so besser wirkten, je ungewohnter sie waren, denn Frau Grimhilde hatte deren nie besessen. Daher stand man ihr auch bei nach Vermögen, so daß ihre Küche nie leer war, die Hände nie fehlten, wenn sie etwas brauchte, welches in ihrer Leute Bereich war. Es ging also noch bei ihr ohne eigentliches Hungerleiden, in manchem Burgstall oder Schlößchen ging es zur selben Zeit viel elender zu; es war eben keine Zucht im Lande, dieweil kein rechter Kaiser war und jeder tat, was ihm wohlgefiel. Solche Zuchtlosigkeit führt gar manchen Mann ins Unglück und bringt Not und Elend in die Häuser, über die Familien, und bis hinein ins dritte und vierte Geschlecht reichen die Strafen, welche auf solche Unzucht folgen. Vor allem drückte Agnes eins: sie konnte niemanden alles klagen, was sie drückte. Mit ihren

Schwestern war sie verfeindet, mit Ebenbürtigen stand sie nicht in Verbindung, und bei Untergebenen mochte sie mit Herzensergießungen sich nicht abgeben. Sie vermißte endlich recht sehr ihre Schwiegermutter, dieselbe hatte mit ihrem Keifen den Dienst geleistet, welchen der Wind den großen Wassern leistet, da er sie lebendig erhält durch die Bewegung, in welche er sie bringt, und ließ sie mal mit Keifen nach, so konnte sie mit ihr reden, konnte ihr klagen, konnte sie fragen; sie stellte doch noch jemanden vor, der Anteil an ihr nahm und mit dem sie von des Hauses Nutzen und Schaden reden konnte. Wenn Weiber über etwas reden können, ist's immer ein großer Trost für sie, es wird ihnen um das Herz, als sei die Sache schon halb gemacht.

Der Winter war wieder gekommen über das Land herb und streng. Der Winter war für Frau Agnes keine schlimme Zeit. Das Holz brauchte sie nicht zu kaufen für achtzehn Franken das Klafter, und in solchen Wintern war um Koppigen herum bei den warmen Quellen, welche nie einfroren, Wild genug und zwar Hornvieh und Federvieh, über deren größere Nützlichkeit jüngst im Kanton Bern sich ein sehr spitziger Krieg erhoben hat. Für damalige adelige Strauchreiter war es eine schlimme Zeit, eine Art von Fastenzeit. Im Winter und bei den damaligen heillosen Verbindungsmitteln stockte der Verkehr. Fuhren waren nicht auf den Straßen, Wanderer selten und noch seltener solche, bei denen etwas zu erjagen war. Im Winter zudem sind Fährten sicherer zu verfolgen, wenn jemand Lust zur Jagd hat, Wildschweinen und räuberischen Junkern ist's möglich aufs Fell zu kommen. Die Herren lebten also sehr knapp, und mißmutige Gesichter machten sie in ihrem Räuberschloß. Im Kessel war zwar immer Fleisch und eine dicke Brühe darum, der Wein war auch noch nicht ausgegangen, aber zu verdienen war nichts, es waren eben schlechte Zeiten, wie man zu sagen pflegt. Märkte gab es nicht, sie mußten sich an Meierhöfe machen oder Klosterhäuser, aber dabei setzten sie sich der

größten Gefahr aus, denn wenn das Volk gegen sie in Harnisch kam, so waren sie alsbald verraten und ausgekundschaftet. So kam Weihnacht heran, aber in dichte Nebel gehüllt, wie sie üblich sind in wasserreichen Gegenden. Die Sonne scheint erloschen, nur noch ein Funke derselben scheint zu kleben am Ende des Dochts. Was man Tag nennt, ist Dämmerung, der Nebel ist so dicht, daß man glaubt, ihn nicht bloß mit Löffeln schöpfen, sondern mit Messern schneiden zu können.

In der Hütte sah es aus wie üblich. Das Feuer brannte, auf demselben saß der Kessel, neben demselben die Alte und machte ein böses Gesicht. Die Herren waren gegenwärtig nicht einträgliche Gäste, forderten viel und brachten wenig. Sie hatte, wie gesagt, von Natur eins, welches bereits böse genug gewesen wäre, sie machte es aber jetzt mit Absicht viel böser noch und ließ es so recht leuchten im Scheine des Feuers einer ihr gegenüber sitzenden Figur. Diese schien lang zu sein, streckte magere Beine aus, hatte ein schmal Gesicht, einen spitzen Bart, eine hohe Stirne, weil sie bis in die Mitte des Kopfes, wo keine Haare mehr waren, zu gehen schien; das ganze Gesicht hatte etwas Spitzbübisches, doch sah man an der Kleidung und den Sporen an seinen Füßen, daß er nicht zum ganz gemeinen Lumpengesindel gehöre, sondern zum herrschaftlichen: es war der Flumenthaler Junker, der schäbigste von allen, der seine Beute zu machen wußte und zu Neste trug. Er plünderte die andern, ließ sich aber durch Sami und seine Gesellen nicht plündern. Er war der Dirne erster Liebhaber gewesen, hatte sie aber nie durch Geschenke verderbt, darum war ihre erste Liebe nicht bloß erkaltet, sondern in Haß übergegangen. Überdies saß er am meisten in der Hütte, aß das beste aus dem Kessel, trank Wein für drei, ließ es sich behagen am warmen Feuer, während die andern nach einem Stück Wild trachteten oder nach einer Beute schnappten draußen in hartem Frost und unter Preisgebung ihres Leibes. Ihren Haß zeigte ihm die Dirne auch unverhohlen, höhnte bitter sein Nichtstun, sein

Zehren von anderer Beute, sprach offen von seinen Betrügereien und übrigen Schlechtigkeiten, aber das kümmerte ihn nichts, er behandelte die Dirne, wie man einen Hund behandelt, welchem die Zähne ausgebrochen sind. Heiter war also die Gesellschaft in der Hütte eben nicht, und langsam schien die Zeit zu schleichen, und immer öfter sah die Dirne nach, ob niemand kommen wolle.

Der erste, welcher die Gesellschaft vermehrte, war der alte Sami. Bart und Haare starrten voll weißen Reifes, und noch weiter als sonst bog sich die Nase vor aus dem gekrümmten Gesichte. Er war dem Fischfang obgelegen, brachte einen schweren Lachs oder Salm, wie man sie in dieser Gegend nennt, heim, den er mit dem Ger (Speer) geworfen, und prächtige Forellen, welche er in eigentümlichen Netzen, welche man Wartlef nennt, in der Nähe ihrer Laichgruben gefangen hatte. Obschon die Beute gut war, war doch seine Laune schlecht, denn das Fischen in dieser Jahreszeit war eine kalte Sache und Sami nicht mehr in den Jahren, in denen man sich aus der Kälte nichts macht. Überdem mochte er denken, bei der schmalen Beute und den vielen und hungrigen Gästen trügen ihm die Fische eben nicht sonderlich viel ein. Mürrisch tat er dem Flumenthaler, der ihm seinen Becher reichte, Bescheid: er wolle nehmen, während noch da sei, der Wein werde hier, wenn es nicht anders komme, bald eine rare Sache sein, setzte er hinzu.

Der Flumenthaler ließ sich durch diese Bemerkung weder in seinem Trinken noch in seinem Behagen stören, doch ward ihm nachgerade die Zeit auch lang, da keiner der Spießgesellen kommen wollte und die Nacht in der Hütte die draußen einbrechende Abenddämmerung verkündete. Unheimlicher noch ward es drinnen, giftiger flogen die Worte hin und her. Es schien ein verlorener Tag werden zu sollen, der nichts brachte, als aus den Herzen herauf auf die Zunge den allerbittersten Bodensatz. Endlich wieherte draußen ein Roß; vorsichtig öffnete der Alte. Draußen stand Kurt, weiß von Schnee, und quer über das Roß schien nackt und tot ein Mensch zu hängen. Da

ward der Alte noch giftiger und fragte, ob sie nichts mehr zu fangen wüßten als Leichen und ob sie fürohin mit Menschenfleisch ihren Hunger stillen müßten. Da ließ Kurt den vermeintlichen Leichnam vom Pferde rutschen, dem Alten vor die Füße purzeln, daß der, obgleich sonst nicht erschrockener Natur, weit in die Hütte zurückfuhr. Der Flumenthaler kam herbei, und da fand es sich, daß es kein Mensch, sondern ein abgestochenes, großes, zahmes Schwein war. Nun gab es Spaß, und einige Sonnenblicke fuhren über die Gesichter. Kurt erzählte, wie der Landshuter, der Jukwyler und er hungrig umhergeritten seien, ohne etwas aufzustechen. Schon seien sie rätig (einig) geworden, beim Pfaffen zu Kriegsstetten einzusprechen und ihm mit guter Manier zu Ader zu lassen. Da er zwar sehr herrschsüchtig sei und gewalttätig, jedoch seine bedenklich schwachen Seiten hätte, hätten sie gedacht, sie könnten dies probieren ohne große Gefahr. Schon hatten sie ihr Vorhaben ins Werk gesetzt, als ihnen der reiche Müller von Subigen in die Hände fuhr, er wollte mit zwei schweren Müllerschweinen und viel Mehl von allen Sorten nach Solothurn. Wohl war der Pfaff von Subigen sein ordinärer Beichtiger. Aber so ein Müller von Subigen hatte soviel Gelegenheit zu extraordinären Sünden, daß er alle Jahre um Weihnachten in die Stadt fuhr und dort bei den Kapuzinern gründlichen Ablaß suchte. Er wollte seiner Sache sicher sein und sie nicht so ungefähr haben, denn sagte er, schlechter würde sich im Fegefeuer niemand ausnehmen, als ein weißer Müller, denn bis er schwarz gebrannt wäre, wie die andern von Natur seien, müßte er Höllenqualen leiden. Dem Dinge wollte er also zuvorkommen und sorgte freigebig dafür. Sie warfen ihn also nieder, was ein schwer Stück Arbeit war, fanden bei ihm noch einen schweren Beutel, in welchem Geld war, machten sich damit fort, verscharrten im Walde, was sie nicht auf ihren Pferden fortschleppen konnten, und suchten auf verschiedenen Wegen ihre Herberge, wo also Kurt der erste war, die andern kamen jedoch bald nach. Nun,

es war also der Tag nicht eitel gewesen, sondern etwas zum Teilen da, was alsbald zur Hand genommen, doch nicht ohne Zank vollbracht ward.

Manch hartes Wort mußte der Flumenthaler hören über seine Faulenzerei am warmen Feuer, schuldig blieb er die Gegenrede nicht, sondern warf ihnen vor, daß sie die Abrede nicht gehalten, er sie an dem bestimmten Orte nicht gefunden, nicht in der Irre habe umherreiten wollen, sich zum besten halten lassen usw. In Zorn hinein redeten sie sich, im Zorn aßen sie, was unterdessen bereitet war, im Zorn traten sie an den Tisch zum Spiel. Da verging der Zorn erst nicht, sondern ward alle Augenblicke heißer, denn beim Spiele ging es wie üblich, dem Flumenthaler zugunsten fielen fort und fort die Würfel. Bald war der größte Teil der baren Beute sein, und je zorniger Kurt ward, desto höhnischer grinste der Flumenthaler ihn an; sein spitzer Bart schien boshaft geradeaus zu stehen und in zwei Hälften gesondert Rübchen zu schaben.

Da fuhr Kurt der Zorn ins Haupt wie eine Feuerflamme durch ein Strohdach, er faßte den steinernen Krug, der neben ihm stand, und warf ihn nach des Flumenthalers spöttischem Gesichte. Diesem hätte sein Lebtag kein Zahn mehr weh getan, wenn der Krug sein Ziel erreicht, aber mit Kurt so gut bekannt, als mit seinen Würfeln, war er auf seiner Hut, beugte aus und stieß mit dem Dolche nach dem auf ihn einstürzenden Kurt, aber traf ihn eben auch nicht. Ein plötzlicher Stoß von der Seite her ließ ihn taumeln weit durch die Hütte hin, daß er Mühe hatte, auf den Beinen zu bleiben. Die Dirne hatte das getan, sie sah den Streit voraus und rüstete sich dafür zu sorgen, daß der Vorteil nicht auf des Flumenthalers Seite sei, wie es bei seiner Tücke und Kurts Ungestüm schon mehr als einmal der Fall gewesen war. Kurt, einmal im Zorne ein wütender Löwe, wollte ihn fassen mit seinen gewaltigen Händen, hätte ihn erwürgt damit. Da warfen sich die andern dazwischen, wollten mitteln wahrscheinlich. Aber niemand stiftet leichter Streit

als halbtrunkene Vermittler. Schwerter wurden blank, Hiebe wurden gewechselt, gebrüllt ward von allen Seiten, mit einem Feuerbrand fuhr die Dirne unter die Streitenden, dem Flumenthaler nach dem Gesichte, der hielt den Dolch entgegen, Blut floß, Leben wären geflohen, denn die Vermittler waren die zornigsten Streiter geworden. Der Alte fuhr mit einem langen Ger daher, als er das Blut seiner Tochter sah.

Da krachte es über ihnen, und mitten unter sie hinein stürzte plötzlich ein dunkler Körper. Wohl, da fuhren sie auseinander, wie Funken aus glühendem Eisen fahren von der Schmiede schwerem Hammer getroffen, oder wie schwatzende Weiber auseinander fahren würden, wenn mitten unter sie eine Bombe fiele. Das hereingeplatzte Wesen war wie zu einem Klumpen gerollt am Boden, akkurat wie es der Teufel machen soll, wenn er wie vom Himmel herab unter die Leute fällt und sich den ausersieht, mit welchem er davon fahren will. Es war auch keiner unter ihnen, der ihn nicht für den Teufel gehalten hätte. Das Plötzliche ist es, was heraufsprengt das Eigentümliche in den Tiefen der Seelen, und dies ist bei den Ruchlosesten und scheinbar Ungläubigsten zumeist der dickste Aberglaube.

„Sami, dein Dach mußt neu machen, es hält ja keine Krähe mehr, geschweige einen Menschen,“ so sprach endlich das dunkle Wesen mit kläglicher Stimme und rieb sich die Beine. Da erhob sich ein lautes Gelächter rings aus allen Ecken der Hütte, wohin die Erschrockenen sich geflüchtet, sie erkannten die Stimme des vermeintlichen Teufels, sie gehörte Xaveri, dem Erzschelm. Lachend und spottend umringten sie den gefallenen Teufel, und Lachen und Spotten wollte nicht enden, bis Xaveri endlich zornig ward und sagte, es sei ihm leid, daß er hier lauter Narren finde, er wolle weisere Leute suchen, um ihnen die Nachricht, welche er habe, mitzuteilen. Potz Kuckuck, wie rasch verstummte das Gelächter, näher drängte sich jeder, das Wichtige zu vernehmen, und Wein und Zorn und Angst, alles war verschwunden, und nur der Raubinstinkt streckte die Fühlfäden

aller fünf Sinne aus als wie die fünf Finger, um die wichtige Nachricht zu hören.

„Heute war ich in Solothurn," sprach Xaveri, „um einigen Fräulein, welche gerne Männer hätten, zu weissagen, ob sie welche bekämen und was für welche? Das wäre ein gut Geschäft, sie geben was sie haben, wenn man ihnen sagt, sie kriegten einen, haben aber leider nicht eben viel zu geben. Hatte dann bei einem Domherrn viel zu tun, er hat Hühneraugen, die Köchin Hühner, diese Hühner mußte ich das Legen lehren, welches sie bisher nicht konnten trotz Hafer und Grütze, welche an ihnen nicht gespart wurden. Die Köchin war sehr beschäftigt, ich wußte lange nicht warum, vernahm endlich, es würde diesen Abend ein Zug von geistlichen Herren und einigen reichen Familien von Solothurn nach Fraubrunnen aufbrechen, um dort die Weihnacht würdig zu feiern, den Dienst der Kirche zu versehen und die verwandten Schwestern, Fräulein aus den vornehmen Geschlechtern, zu besuchen. Da wäre Beute, dachte ich, das Beste, was jeder hat, zieht er an, und mit leeren Händen geht keiner. Ich forschte nach dem Geleite und vernahm, daß es nur aus einigen Klosterknechten bestehen solle, mehr zum Dienste, als zum Schutze, denn an Gefahr auf dem kurzen Wege in befreundetem Lande denkt niemand. Da mache ich mich auf die Beine, renne her, es euch anzusagen zu rechter Zeit, klopfe, pfeife draußen, niemand hört mich, drinnen ist höllischer Lärm und Geschrei. Da krieche ich aufs Dach, will runter sehen und rufen, aber wie ich oben bin, bricht es ein; glücklicherweise bin ich nicht in den Kessel gefallen zum andern Fleisch; geschunden bin ich wohl, doch lieber geschunden als gesotten. Aber jetzt tut Eile not, wenn ihr was wagen wollt."

Wie die Katze vor dem Mäuseloch hatten die Bewohner der Hütte die Ohren gespitzt bei diesem Bericht. Zorn und Rausch waren verflogen wie abgejagten Hunden die Müdigkeit, wenn eine frische Fährte ihnen unerwartet vor die Nase kommt. Verwandelt wie durch ein Zauberwort war auf ein=

mal das Leben in der Hütte. Die Weibsbilder mußten in den sogenannten Stall, der eigentlich mehr ein Loch war als ein Stall; keinem vernünftigen Menschen wäre eingefallen, dort Pferde zu suchen, aber eben das wollte man, als man ihn einrichtete. Die Männer aber setzten sich ums Feuer, suchten neue Stärkung im Kessel und hielten Rat in aller Besonnenheit. Man sah, es war nicht die erste derartige Beratung, sie war rasch und kurz; alsbald war der Nagel auf den Kopf getroffen, zu Deputierten in erster oder zweiter Kammer oder gar zu schweizerischen Tagsatzungsgesandten hätten sie durchaus nicht getaugt. Es wäre, beiläufig gesagt, sehr wünschenswert, man würde, um den Wert einer Rede zu bestimmen, vom bisherigen Längenmaße abgehen und wieder die Schwere zum Schätzungsmittel nehmen, mit Zentnern wägen, statt mit Klaftern messen.

Der fürchterliche Nebel, in welchem man am hellen Tage nicht drei Schritte vor sich sah, machte die Nacht undurchdringlich, war eine bessere Deckung als Wald oder Berg. So konnten sie zum Überfall eine freie Stelle wählen, wo sie im Fall der Not nach allen Seiten auseinanderstäuben und ihren Schlupfwinkeln zureiten konnten auf ihnen allen bekannten Wegen durch Emme, Busch und Sumpf, denn zwischen ihrer Hütte und der Straße von Solothurn nach Fraubrunnen floß die Emme, welche in dieser Jahreszeit leicht zu durchreiten war, wenn man die Gelegenheit kannte, aber halsbrechend, besonders in Nacht und Nebel, für Unbekannte. Die passendste Stelle zum Überfall schien ihnen unterhalb Blätterkinden zu sein, im ebenen Lande, auf freier Heide, wo man einen Überfall am wenigsten erwartete, der Zug dann doch am leichtesten von allen Seiten zu fassen war und ringsum der Weg zur Flucht oder Rückzug offen.

Der beste Rat ward rasch und einstimmig angenommen. Diese Strauchritter, welche sich kurz zuvor ans Leben wollten, machten sich nicht mutwillig Opposition, nur um sich selbst geltend zu machen; was dem Zweck am besten diente, das ent-

schied. Waren halt weder Advokaten, noch sonstige Schreiber. So einstimmig waren die Pferde nicht; allen, das des Flumenthaler ausgenommen, welches geschont war und Ruhe gehabt, war der nächtliche Ritt zuwider, sie sträubten sich gegen neues Satteln und Zäumen, die Junker mußten selbst dazu sehen und ihre selbsteigene Autorität gebrauchen. Dieser unterzogen sich denn auch die Tiere, wenn auch mißmutig, ließen sich aus dem Loche ziehen, wenn auch langsam, als ob sie bei jedem Beine, welches sie heben sollten, erst überdächten, ob sie eigentlich wollten oder ob sie nicht wollten.

Solothurn, die uralte Stadt, war von je hochberühmt wegen vielen Dingen, berühmt wegen Fabrikation von Schwefelholz und Vogelkräzen (-käfigen), wegen Gottseligkeit und Frömmigkeit, wegen Fastenspeisen und Lustigkeit, wegen Treuherzigkeit und Behaglichkeit. Essen tat man, was man hatte und je besser, desto lieber, trinken ebenso, und wenn man im Zweifel stand, ob man hinreichend habe für sich, begehrte man keinen fremden Gast; die Erfahrung hatte sie zu der Erkenntnis gebracht, daß bloß Selbstessen fett mache. Man fastete dort nie länger, als man mußte; hatte man selbst nichts, suchte man was anderwärts, am liebsten was Gutes; Fasttage liebte man mehr als Arbeitstage, und bei hinreichenden Schnecken*) zu dienlichem Sauerkraut, ellenlangen Forellen, tellergroßen Fröschen und Krebsen wie alte Katzen hätte man sich eine Verlängerung der Osterfasten gefallen lassen.

Fraubrunnen war ein junges Frauenkloster, lag in der Mitte zwischen Bern und Solothurn, drei Stunden von jedem Orte entfernt, gehörte nicht zum strengsten Orden; aus den vornehmsten Familien beider Städte stammten die meisten Nonnen. Das Kloster lag in einer lieblichen und reichen Gegend, noch jetzt berühmt durch Korn und Stiere, Schnepfen und

---

*) Die noch heute in Süddeutschland viel gegessene Weinbergschnecke, Helix pomatia.

Fische, Reb- und andere Hühner. Mit beiden Städten war das Kloster in steter Verbindung, in freundschaftlicher und kirchlicher, denn zu feierlichem, würdigen Gottesdienste an großen Festen, wie Weihnachten z. B., bedurfte es auswärtiger Hilfe, in sich hatte es die Mittel nicht. Doch neigte sich das Kloster mehr nach Solothurn hin, hatte mit dieser Stadt den stärkeren Verkehr.

In Solothurn war von je der südliche Sinn, welcher große Kirchlichkeit nicht bloß, sondern auch große zeitweise Zerknirschung mit heiterem Weltsinn und fleischlichen Genüssen auf wunderbare Weise zu vereinigen weiß. Diese wunderbare Mischung fand schon damals in Klöstern und namentlich in weiblichen statt. Der Kampf des Fleisches mit dem Geiste wird bestehen, solange die Erde in ihren Angeln geht, und ebensolange wird die Vermittlung zwischen beiden gesucht, nach welcher ein inniges Sehnen ist. Die wahre Vermittlung geschieht durch Christus im Inwendigen, daß der neue Mensch aufersteht, die Zügel führt, dem alten Menschen seine angebornen Rechte läßt, aber keine mehr. Die falsche Vermittlung hat der Teufel in die Welt gesetzt, um abzulenken von der wahren; es ist eine äußere durch Zeremonien, äußern Dienst, zeitweise Züchtigung des Fleisches. Je größer diese Buße wird oder scheint, desto mehr wird dem Fleische zeitweise gestattet, desto kräftiger macht es seine Rechte geltend, weil es der Bezahlung sich gewiß glaubt. Diese Vermittlung hatte sich auch in manchem Kloster festgesetzt und thronte dort sichtbarlich und fiel, als in einem Orte auf viele zusammengedrängt, weithin in die Augen. Wahre Christen nahmen von je an dieser Vermittlung und solchen Klöstern, welche dieser Vermittlung sichtbare Repräsentanten waren, welche taten, als entsagten sie der Welt, jedoch nur, um sie desto besser und sicherer zu genießen, ihr Ärgernis.

Einem großen Teile der Welt waren damals solche Klöster willkommen; man fand dort die Vermittlung, welche der weltliche Sinn liebt und ein unerleuchtet Gewissen befriedigt.

Wenn der Mensch zum Selbstgötzen wird, dann scheint ihm jede Vermittlung unnötig, ja ein Majestätsverbrechen gegen seine Selbstherrlichkeit, dann haßt er alle Klöster, in welchen irgend eine Vermittelung, sei es die wahre, sei es die falsche, sichtbarlich oder gleichsam personifiziert in die Welt hineintritt, ja Steine hebt man auf gegen den hohen Vermittler selbst und will ihn steinigen mitten in dem, was seines Vaters ist. Seltsam war zur selben Zeit die Welt voll Furcht und Lust, voll Andacht und Wildheit, daher hoch beliebt die äußere Vermittlung. Wir wollen nun nicht sagen, die Berner seien der echten Vermittelung mehr zugetan gewesen als die Solothurner, und die Welt sei weniger mächtig über sie gewesen, sondern bloß das wollen wir sagen, daß die Berner für Wünsche der Klosterfrauen weniger Sinn gehabt; der Ehrgeiz war mächtig in ihnen, und in dessen Dienste ging ihnen Anstrengung über Genuß, sie entschuldigten sich daher gar zu oft bei anderweitigen Ansprüchen mit Mangel an Zeit und wichtigen Geschäften; freilich war es selbst dazumal bloßer Vorwand, indem sie an einem bequemen Behagen viel wohler lebten, als an einem Genusse, der etwelche Bewegung erforderte. Der Berner, welcher nach dem fünfzigsten Jahre noch den Narren mit Tanzen macht, ist ein rarer Vogel und muß stark blonde Haare haben.

Wenn an andern Orten im Lande der Nebel einem Erbsmus gleicht, so ist er in Solothurn akkurat wie eine Schokoladecreme, Geruch und Geschmack ausgenommen. Ein solcher Nebel ist keiner Reise förderlich, sondern macht schwerfällig, legt sich wie Blei über jede Bewegung, lähmte sogar die Köchinnen, welche die Vorräte bereiteten, welche die edlen Herren mitzunehmen gedachten. Es war nämlich nicht ein Ritt hungriger Ritter, welche wie Heuschrecken über ein Kloster herfallen wollten und, einmal eingebrochen, nicht abzogen, bis der letzte Bissen gegessen, der letzte Tropfen aus dem Keller getrunken war. Es waren geistliche Väter und leibliche Verwandte, welche den jungen Schwestern Geschenke aus der Welt bringen und ihnen

nicht lästig fallen wollten, denn wie gesagt, das Kloster war jung, hatte zu leben, war aber nicht reich, wurde es erst später. Als man in den dichten Nebel vor die Türe kam und abreiten wollte, trat noch mancher ältliche Herr zurück, versah sich mit währschafteren Tüchern, doppelten Pelzen und versäumte darob sich länger, als er dachte. Ohnehin geht's, wenn viele zusammen reisen und alle dem letzten warten wollen, oft eine Ewigkeit, bis endlich dieser letzte da ist und vom Lande gestoßen werden kann.

Endlich waren die dicken Herren alle auf ihre Pferde gekugelt; die mageren saßen längst oben und taten ungeduldig, mochten nicht erwarten, bis sie als Nebelspalter voraufreiten konnten. Einige Mütter und einige Brüder, welche Schwestern im Kloster hatten, schlossen sich an, und hinterdrein kamen einige Saumrosse und zuletzt einige Knechte, bewaffnet wie bräuchlich. An Gefahr dachte man übrigens wie gesagt durchaus nicht, wenn auch alle, die geistlichen Herren nicht ausgenommen, bewaffnet waren. Wer nichts hatte, sich zu wehren, mußte darhalten (herhalten) vor allen andern, so war es schon damals; freilich sagte man damals ebenfalls auch schon: „Wehr dich nicht, es schickt sich nicht!" So war es finster geworden in Solothurn, ehe man abritt. Gasbeleuchtung hatte man damals noch nicht in Solothurn, indessen war die Straßenbeleuchtung gut wie jetzt, wenn der Mond schien, und noch besser, wenn die Sonne schien, aber wenn der Nebel ist wie ein Wollhut und Nacht dazu, was helfen da Laternen, und wären es Pariser? Mit Not fand man die Brücke über die Aar, die Aar selbst sah man nicht, hörte sie bloß rauschen.

Da hielt man jenseits, die Knechte mußten die Fackeln anbrennen, die Herren stärkten sich durch einen tüchtigen Schluck bei der Herberge innerhalb dem Tore; die Damen nahmen zwei Schlücke, freilich etwas kleinere, sie vertrugen die Schlücke schon damals recht gut, begreiflich: es ist kein Boden, welcher so viel Nasses schluckt und so leicht verbrennt, wenn das Nasse

fehlt, als der Kalkboden, aus welchem bekanntlich die Solothurner gewachsen sind. Es war eine merkwürdige (romantische würde man heutzutage sagen) Fahrt: ungefähr drei Dutzend Reiter von allen Arten, mehr als ein halbes Dutzend Fackeln, rabenschwarz die Nacht, soweit die Fackeln den Nebel nicht blutrot färbten, voll weißen Reifes die sonst schwarzen Tannen, hie und da rosenrot angehaucht von blutrot gefärbtem Nebel, dazu viel Lachens und Schwatzens, hie und da ein lauter Aufschrei, wenn ein Pferd einen Satz tat, ohne daß ein Mensch wußte warum, und dann allen einfiel, wie die Pferde gewahrten, was den Menschen verborgen bleibe. So zogen sie durch den langen wüsten Wald, Hügel ab, Hügel auf, waren in Lohn, ehe sie daran dachten, und ließen sich von dem gastfreien Pfarrherrn, der sie erwartete und über dem Warten fast erfroren war, trefflich erquicken. Dann ging's unter manchem Stolpern den jähen Berg ab durchs sumpfige Tal hinauf in den schauerlichen Altisberg, in dem verirrte Römer schlummern sollen den Tag über und nachts den Weg suchen nach dem schönen Lande Italien hin, ohne ihn finden zu können. Suchen und immer suchen zu müssen, ohne je finden zu können, ist schauerlich. Allen ward es unheimlich, und dichtgedrängt ritten sie; die Römer ließen sie in Ruhe, sie kamen glücklich aus dem Walde, glücklich über die Brücke des trügerischen Moosbachs, Limpach genannt, wahrscheinlich Lehmbach ursprünglich, da hier Lehm und Lehmart überall die Hauptrolle spielt in den Äckern und in den Herzen.

Im freien Lande schwand das Bangen, und rascher ging es dem sich nahenden Ziele zu; seltsam glühte der Nebel, es war, als wenn der Straße entlang derselbe zu Gestalten sich geballt, welche lautlos hielten und gleichsam Spalier bildeten, wie Soldaten an der Straße, durch welche der König zur Messe schreitet. Plötzlich fährt ein gellender Pfiff durch den Nebel, fährt Mann und Roß durch Mark und Bein, lebendig wird der Nebel, wilde Gestalten zu Fuß und zu Roß werfen sich von

allen Seiten über den Zug, werfen die Reitenden von den Rossen, ehe sie sich aus den warmen Gewändern gewickelt, die Waffen blank gemacht oder die Pferde gewendet, das Heil in der Flucht gesucht. Wenigen gelang diese, fast der ganze Zug war zusammengeworfen, ehe man ein Vaterunser hätte beten können; auf die Niedergeworfenen warfen sich die Plünderer, wälzten sich mit den Widerstandleistenden am Boden; Geschrei und Fluchen, schlagende Pferde und blutrot glimmende Fackeln, welche besonnen die Räuber brennend erhielten, es war ein wildes greuliches Bild. In der Mitte dieses Bildes war ein grimmiger Kampf: wild schlugen die Reiter, wild bäumten die Pferde sich, Jammergeschrei ringsum von den von wilden Hufen Getretenen, Geschlagenen. Zwei wilde, kampfgewohnte Junker hatten ihre Mütter geleitet, wollten ihre Schwestern besuchen; Gibeli hieß der eine, Gäbeli der andere. Der Anprall hatte sie nicht niedergeworfen, an Flucht dachten sie nicht, ihre Schwerter hatten sie freibekommen, gebrauchten sie mit Macht, und mehr als eine der seltsamen Gestalten, welche aus dem Boden hervorgewachsen, aus dem Nebel geballt schien, sank heulend zusammen. Kurt und der Landshuter ließen die Beute, warfen sich ihnen entgegen, während die andern die Tenne fegten und in Sicherheit brachten, was sie errafft. Der Kampf war hart, die Junker waren keine Milchbärte, schienen im Feuer gehärtet, waren gut gerüstet, machten den beiden Strauchrittern heißes Blut, heiß rauchte es aus mancher Wunde in die kalte Winternacht hinein; zweifelhaft war das Ende. Da floh windschnell der Flumenthaler, der Fliehende gegen Fraubrunnen hin verfolgt hatte, vorüber, rief dem Landshuter was zu, führte im Vorüberjagen einen scharfen Hieb, traf Kurt statt einen Junker und verschwand im Nebel. Der Landshuter hob sich hoch in den Bügeln, schmetterte sein Schwert mit aller Kraft auf seines Gegners Haupt, daß dasselbe betäubt sich bog bis auf den Sattelknopf herab, sprengte dann dem Flumenthaler nach, der Emme zu. Vom Flumenthaler getroffen, doch nicht schwer, war Kurt

plötzlich zwei Gegnern gegenüber allein; da erfaßte ihn eine ungeheuere Wut, was in der Hütte so rasch erloschen, loderte jetzt doppelt so wild wieder auf; er hieb sich frei, stürmte den andern nach in den Nebel hinein. Sobald die Waffen schwiegen, hörte er von Fraubrunnen her wilden Rosseslauf einer ganzen Schar schon ganz nahe; da erst ward ihm klar des Flumenthalers Verrat, der ihn den Feinden in die Hände liefern wollte. Tief in seines Rosses Leib fuhren seine Sporen, und ehe sie an der Emme waren, hatte er die andern erreicht, hieb den Flumenthaler vom Rosse, stürzte sich auf den Landshuter, aber hinter ihnen schnaubten Rosse, die Sorge für ihre Sicherheit trieb sie auseinander und über die Emme.

Es waren nämlich in Fraubrunnen mehrere Edle aus der Umgegend eingeritten, um bei dem glänzenden Gottesdienste im Kloster die heilige Nacht zu feiern; auch von Bern waren einige gekommen ihren Verwandten zu Lieb und Ehre. Als die von Solothurn immer nicht kamen, als es längst Nacht geworden war, bangte man, es möchte ihnen etwas zugestoßen sein, und die Herren wurden rätig, ihnen entgegenzureiten. Daß die Gegend unsicher sei, war zwar bekannt, aber daß die Strauchreiter die Tollkühnheit haben sollten, über einen solchen Zug herzufallen, daran dachte man nicht.

Bei allzulangem Ausbleiben von Freunden entsteht ein allgemeines Bangen, und in hunderterlei Gestalten stellt sich das Unglück dar, welches ihnen, wie man glaubt, begegnet sein muß, bis sie wohlbehalten vor einem stehen oder von etwas betroffen, an das man eben gar nicht gedacht. In der kalten Winternacht ritten die Herren scharf, und gut war's, denn noch waren sie oberhalb Bätterkinden, als die Flüchtlinge sie ansprengten und Kunde brachten vom Überfall. Da spornten sie die Rosse zum schnellsten Lauf, verjagten die Räuber, und wer der Gegend in etwas kundig war, jagte dem Geräusche der Fliehenden nach; sie fingen jedoch niemanden, denn die Räuber kannten die Gegend doch noch besser, und bei Nacht

und Nebel durch Sumpf und Busch, Fluß und Wald Fliehende verfolgen, ist ein schlimmes Unternehmen, welches man aufgibt, sobald man kann. Da die Verfolger so nahe hinter ihnen waren, ritt Kurt um der allgemeinen Sicherheit willen nicht auf die Hütte zu, sondern hielt sich rechts weiter hinauf. Die Rache kochte in seinem Herzen, blutig sollte sie sein, das nahm er sich vor, und noch in dieser Nacht wollte er sie vollziehen.

Die verfolgenden Feinde blieben zurück; Kurt ließ ab vom harten Jagen, und in dem Maße, als sein Hengst langsamer ging, kühlte sich sein Blut ab, kehrte die Besonnenheit zurück, rascher als vielleicht vor einigen Jahren noch. Aber es bringen allgemach die Jahre dem Menschen, der nicht ganz hirnlos ist, die Besonnenheit, welche die Kräfte wiegt und den Erfolg ermißt. Es war ja möglich, daß Hinterhalt gelegt, die Hütte gesucht, gefunden, umstellt wurde, und war das alles nicht, was sollte er allein unter den andern, allein, wo alles gegen ihn, niemand für ihn sein würde? Denn wenn schon das Gesindel, welches sich sicherlich auch einfand, ihm am besten wollte, weil es den größten Nutzen von ihm zog, so würde es doch in diesem Falle es mit der Mehrzahl gehalten haben, wie üblich damals und jetzt. Müde und wundenmatt nahm er sich vor, heimzukehren und einen andern Tag zur Rache zu erwarten.

So ritt Kurt langsam über das Feld, auf welchem jetzt Utzenstorf so unendlich lang sich ausstreckt, ritt dem Walde zu, hinter welchem sein Schlößlein lag. Je langsamer er ritt, vor Verfolgung sicher und um das Roß zu schonen, desto schneller wirbelten ihm die Gedanken, welche ihm sonst so langsam kamen und gingen, durch den Kopf. Die Rache brütete Pläne, der Stolz des Geschlechts stieg in ihm auf, die Scham, daß er nichts anderes geworden als ein Räuber, dazu die Stichscheibe der andern regte sich; die Frage: und jetzt, was willst du? stand wie ein schwarzes Gespenst vor ihm in dem dicken schaurigen Nebel. In seine Gedanken versunken, ließ er sein Roß nach Belieben schreiten durch Nebel und Schnee, und da auf dem weiten Felde

keine besondern Merkmale standen, welche anzeigten, ob man weiter oben oder weiter unten sei, so kam er viel weiter unten an den Wald, als es sonst zu geschehen pflegte, gerade unten an dem einzigen Hügel, welcher auf dem großen Felde und am Walde liegt, der Willenrain geheißen; an demselben merkte er, wo er war. Er hielt nun aufwärts südöstlich, ritt zwischen mächtigen Eichen dem Bachtelenbrunnen zu, wollte unten an der Bürglen durch den nächsten Weg nach Koppigen. Daß es die heilige Nacht war, daran dachte er schon nicht mehr, viele Gedanken auf einmal barg er in seinem Kopfe nicht; hätte er noch daran gedacht, er hätte sicherlich den Bachtelenbrunnen und Bürglen gemieden, denn daß es dort in der heiligen Nacht nicht geheuer war, das war ihm gar wohl bekannt. Es war eine rohe wilde Zeit, roh und wild war zumeist, was im Leben sich zeigte, daneben mochten wohl in vielen Herzen herrliche Gefühle blühen, der Friede Gottes sich wölben, ein hehrer Geist durch viele Häuser wehen, denn große Taten sah man hie und da ins Leben treten, die einen tiefen Grund haben mußten, nur von hoher Kraft geboren waren. Roh wie seine Zeit war Kurt: das Zeichen des Kreuzes machte er wohl in Notfällen, aber dessen Bedeutung kannte er kaum; an den Teufel glaubte er ebenfalls, wie wir gesehen, und aus diesen beiden Stücken allein mochte seine Religion bestanden haben.

Im Walde herrschte ein schauriges, unsichtbares Leben: über den Eichen schwirrte mit ihrem greulichen Rufe die Wiggle (Steineule), es rauschte in den Büschen, wilde Schweine schnauften vorüber, hungrige Wölfe heulten durch die Nacht, jagende Füchse kläfften langsam und furchtsam hier und dort. Kurt achtete nicht darauf, es waren ihm gewohnte Dinge; an irgend einen Fang dachte er nicht, er war zu abgespannt dazu. Matt und vorsichtig schritt sein Hengst durch den Wald, seit ihn die Sporen nicht mehr trieben; er hatte einen gar zu strengen Tag gehabt.

Auf einmal begann er unruhig zu werden, warf hoch auf den Kopf, drängte zur Seite, schnoberte gar wunderlich in

die Nacht hinein, zuckte zusammen mit dem ganzen Leibe, weckte Kurt, daß er achtsam ward, fest in den Sattel sich setzte und mit Kunst und Gewalt das Roß zusammennahm und vorwärts drängte. Anfangs glaubte Kurt ein wildes Tier in der Nähe, vor welchem das Roß scheute, aber von einem solchen war nichts zu merken, es erfolgte kein Angriff, er hörte kein verdächtiges Geräusch, und doch je weiter er in den Wald hineinkam, desto heftiger schlotterte das Roß, drängte rückwärts, bäumte sich, drehte sich rundum auf den Hinterbeinen. So etwas hatte Kurt nie erlebt; er brachte sein Roß mit Angst und Not hinaus bis auf den Platz, in dessen Mitte der Bachtelenbrunnen quillt, und ward dabei selbst angesteckt von des Rosses Angst und Beben. Es war ein gar vortreffliches Roß von edlem Blute, ein vielbewährtes, das einzige Geschöpf, welches Kurt ordentlich am Herzen lag und dem er seine Aufmerksamkeit schenkte; draußen auf dem Platze stellte es seine Beine vorwärts, stemmte sie mit aller Gewalt gegen den Boden, als ob sie wurzeln sollten in demselben, nicht Sporn, nicht Schlag, nicht Fluch brachten es mehr weiter.

Es wurde Kurt nicht geheuer im Sattel, er spähte, ob nicht etwas im Wege liege, ein grimmiger Wolf, ein toter Mensch oder sonst ein Wesen, welches Pferde scheuen. Er spähte umsonst; blank war der Schnee, und stille war es hier, keine Eule ließ ihren Ruf ertönen, kein Wolf heulte durch die Nacht; da schien es ihm, als verdichte sich vor ihm der Nebel zur schwarzen Wand und langsam klaffe diese wieder auseinander, es wölbe sich ein ungeheures Tor, hinter demselben sei grause Finsternis, ein unendlicher Abgrund. In dieser Finsternis begann es zu brausen und zu toben, und näher und näher tobte es, wie aus des Berges Bauch der Bergstrom tobt. Es war, als rolle aus dem Abgrund herauf ein fürchterlicher Knäuel wirrer Töne, im Heranrollen entwirrten die Töne sich, Hundegeheul erscholl, Jagdgeschrei wütender Jäger, des Waldes Tiere alle heulten durcheinander wie in Todesangst. Wie der Blitz durch den

Himmel fährt, der Gedanke durch die Seele, vom Auge ins Herz hinab die Angst, brauste durchs schwarze Tor auf ihn ein die wilde, die wütende Jagd; gräßlich schrie sein Hengst auf, wandte sich in wütendem Jagen zur Flucht.

Da schien es Kurt, er schrumpfe mit seinem Rosse zu einem Tiere zusammen, es war ihm, als sei er das Wild geworden, hinter ihm her rase die wilde, die wütende Jagd; war er zum Schwein, war er zum Hirsch geworden, er wußte es nicht, aber jedes Haar auf seinem Felle sträubte sich, jedes Haar ward zum Auge, und jedes der tausend und tausend Augen schickte Todesangst und Höllenpein ins Herz hinein; jedes Auge sah andere Greuel, eigene Schrecknisse, jedes füllte das Herz mit unsäglicher Angst, trieb zu schnellerem Laufe. Hinter sich her sah Kurt die schrecklichen Jäger, sah ihre Augen voll hundertjähriger Glut, Flammen aus hundertjährigen Bärten, sah sie Speere schwingen, Bogen spannen, sah hinter ihnen drein, schwarz wie die Nacht, den Herrn der Jagd. Nacht war sein Roß, sein Gesicht, ein glühender Ofen, war einer schwarzen Wolke zerrissener Schoß, der Strahlengarben sprüht auf die bebende Erde. Kurt an den Fersen saßen die Hunde mit Höllengeheul und Menschengesichtern zahllos, gräßlich, und mit seinen zahllosen Augen sah er jeden Hund, jeden Zug in allen Gesichtern, und er kannte sie alle. An seinen Fersen zunächst hing sein Vater, ein schrecklicher Wolfshund mit blutigem Maule, mit diesem um die Wette schnappte nach ihm eine wütende Dogge, der Kopf eines Krokodils saß auf ihrem Rumpfe, aber er wußte, es war sein Großvater; nebenbei jagten schäumend und zähnefletschend Großmutter und Mutter, die schreckliche Grimhilde, hinterdrein die Ahnen allzumal, die Verwandten alle in großen Scharen, verstorbene Freunde, Bekannte mit grausem Geheul und aufgesperrtem Rachen, ein schreckliches Höllenheer. Rings in Busch und Wald sah er hundert und aberhundert Gesichter, und die Gesichter kannte er alle. Es waren die Gesichter aller, welchen er Leid zugefügt im Leben, sie geschlagen,

niedergeworfen, beraubt, erschlagen; alle jauchzten zur wilden Jagd, riefen: Hatz, Hatz! Ho Sassa! Ho Sassa! und gellend jauchzte vor allen und klatschte und hetzte ein mageres gelbes Gesicht, und Kurt kannte es wohl: es war das Gesicht des Hausierers, des ersten Menschen, den er meuchlerisch erschlagen. Wilder heulte dann die Meute ihm nach, gieriger stürmten die Hunde auf ihn ein, hieben in sein Fleisch die Zähne; aus Busch und Wald brachen andere Tiere, verrannten ihm den Weg, bäumten sich ihm entgegen, und er kannte auch diese Tiere: es waren Rosse, welche er mißhandelt, grausam hatte hinschmachten lassen oder mutwillig sie verstümmelt; es waren zahllose Tiere des Waldes, denen er unnötig Pein verursacht, dem erlaubten Tode unnötige Marter beigefügt. Ja, die Vögel des Himmels, welchen er boshaft die Nester zerstört, mutwillig sie geängstigt und gelähmt, umflatterten sein Haupt, schlugen mit den Flügeln ihm ins Gesicht, suchten ihn zu blenden; ja die Tiere der Tiefen: Fische, Frösche, Aale, Schlangen, die er schrecklich zu Tode hatte schmachten lassen, wälzten sich auf seinen Weg, drängten sich unter seine Füße, damit er gleite, falle, den Höllenhunden zur Beute werde. Immer grimmiger ward die Jagd, immer höllischer heulten die Hunde, wütender, näher brausten hinter ihm her die Jäger, wilder, zorniger umdrängten ihn die Tiere von allen Sorten, und in den Büschen mehrten sich immer noch die Gesichter, riefen hitziger, jauchzender ihr Hatz und Huß, ihr Ho Sassa! Ho Sassa! in die rasende Meute.

Kurt kannte den Wald, der zur höllischen Wildbahn geworden, gar wohl, war er doch kaum eine halbe Stunde von Koppigen und keine Ecke darin, in welcher er nicht irgend ein Jagdstücklein verübt hätte. Den Wald war er hinaufgetrieben worden auf der Utzenstörfer Seite, bald durch lichtere Waldung, bald durch das dichteste Gebüsch; war er in einer Lichtung, so bog er ins Gebüsch, im Glauben, es hemme die Jagd, aber weder Wald noch Busch hielt das wilde Heer auf, keine Hemmung war für die schrecklich luftigen Gestalten. Als er oben

im Walde war, wo das Feld gegen Kirchberg hin wider beginnt, da wandte er sich, und wie der Fuchs, hart gedrängt, seinen Bau sucht, um vor den nachjagenden Hunden sich zu sichern, so strebte Kurt instinktmäßig nach der Waldseite gegen Koppigen hin in seiner Todesangst. Immer blutiger umbrauste ihn die wilde Jagd, in die Ohren hatten sich Mutter und Großmutter verbissen, hinten schlug der Vater seine Zähne ein, die ganze Verwandtschaft hing sich in sein Fleisch; da konnte er nicht mehr fort, er war gestellt, heran brausten die schrecklichen Jäger, voran der Ritter auf dem Rosse der Nacht mit dem Gesichte flammend wie Höllenglut. Der Ritter stieß ihm den Speer in den Nacken, er fühlte, wie sein Leben durchschnitten war, der Knoten zerhauen, der die Seele festhielt im Leibe. Aber er starb doch nicht, Höllenschmerz flutete ihm durch Mark und Bein; Glied um Glied zischte, und wie abgebrannt durch höllisches Feuer fiel es vom Körper, schien ein eigenes Leben zu erhalten, zu einem besondern Wesen sich zu gestalten, und als die Glieder alle abgefallen waren, da traf ihn der Reiter auf dem schwarzen Rosse mit grimmigem Peitschenschlage, daß ein Wehgeheul ihm aus dem Munde fuhr. Plötzlich war er zum Hunde geworden, zum alleinigen Hunde der Jagd, zum Höllenhunde; die andern Hunde waren verschwunden oder saßen hoch zu Roß unter den Jägern.

Nun brauste auf ihn Jagdgeschrei mit Holla und Hussassa, mit Speer und Peitsche hetzten sie den einzigen Hund zur neuen wilden, wüsten Jagd; mit gräßlichem Geheule jagte er dem Gewilde nach, das vor ihm dahin stob. Es waren seine eigenen Glieder, zu seinem Weibe und Kindern hatten sie sich gestaltet, sein eigen Weib und seine Kinder waren es, die er jagte als Höllenhund mit gräßlichem Geheule; weinend und schreiend liefen, purzelten sie vor ihm her, er hinter ihnen her mit höllischem Geheule, hinter ihm her die schrecklichen Jäger, mit Peitsche und Speer ihn treibend zur schrecklichen Jagd, zum fürchterlichsten Geheule. Näher und näher kam der Hund dem Ge-

wilde, markdurchdringender ward dessen Gewimmer, und grimmiger und glühender trieben ihren Hund die Jäger zu immer rascherem Laufe, zu immer gräßlicherem Geheule, immer wehlicher tönte des Wildes Gewimmer, immer näher kam der Hund. Zurück hinter den andern blieb das jüngste der Kinder, schrie immer wehlicher (kläglicher), herzdurchschneidender, je näher der grause Hund ihm kam; der Hund zögerte, hemmte den Lauf. Da, Funken sprühend, fuhren der schrecklichen Jäger glühende Peitschen ihm ins Fleisch, laut aufheulend, daß stundenweit die Menschen aus dem Schlafe fuhren, streckten seine Glieder sich zu weitem Sprunge, ein Wehschrei des Kindes durchschnitt die Lüfte bis hinauf zum Himmel. Da wandte die Mutter sich um, riß auf ihren Arm das Kind, floh den Kindern voraus in gedoppelter Eile weiter, nach ihren Kräften flohen die Kinder ihr nach. Da ward wieder das jüngste der andern das letzte, der Zwischenraum zwischen den vordern immer größer, der Raum zwischen dem schrecklichen Verfolger immer kleiner, immer herzzerreißender des Kindes Gewimmer, immer gräßlicher des nachjagenden Vaters Höllengeheul; die glühenden Zähne im schwarzbraunen Rachen wuchsen dem Kinde nach, immer wilder hinterdrein die Jäger, zorniger sausten die Peitschen. In der Hölle Grimm und Angst schnappte er auf, nach dem Kinde fuhren seine Zähne; ein Schrei, der den Reif von den Bäumen schüttelte, das Wild aus den Lagern jagte, die Fische in den tiefsten Grund, rief der Mutter; sie warf sich zurück und auf den zweiten Arm das Kind, warf sich wieder voraus in gedoppelter Hast. Aber wieder blieb der Kinder eins hinter dem andern, lauter und lauter, herzzerreißender tönte dessen Wehgeschrei, höllischer fuhren in Fleisch und Bein die Peitschen dem Hunde, je näher dessen Schnauze dem Kinde kam, schon klaffte sie dicht hinter demselben weit auseinander; ein gräßlicher Notschrei entfuhr dem Kinde, mit glühenden Speeren stachelten die Jäger den Hund, er sprang ein auf das Kind, aber er faßte es nicht. Vor ihm stand die Mutter, welche die beiden Kinder abgeworfen,

fuhr ihm mit dem Arme in den Rachen, hielt mit nackter Hand seine glühende Zunge fest. Da floß es weich, kühl und leise ihm durch die Glieder, der Brand erlosch, ein süßes Mattsein, wie dem Müden vor dem Schlafe, kam über ihn; matt schlug er die Augen auf, und es war, als stünde nicht mehr seine Agnes, sondern ein hehres Frauenbild vor ihm in himmlischer Schöne, von blondem Lockenhaar umwallt wie von einem goldenen Mantel. Alsbald sanken ihm die Augen wieder zu, er streckte die Glieder; Nacht ward es über seine Seele, es war ihm, als stürze er in eine Kluft, stürze immer fort, aber um das Ende des Sturzes wußte er nicht mehr, sein Bewußtsein war ausgehaucht.

Wie es doch verschieden zugeht in der Welt in der gleichen Stunde! Wie feierlich geht es wohl zu in der heiligen Nacht um die mitternächtliche Stunde im hohen Münster, wenn gefeiert wird die Ankunft des Sohnes aus der Höhe auf Erden, wenn angebetet wird in der Krippe das neugeborne Kind, zu dessen Füßen gelegt werden soll die erlöste Welt samt den Fürsten der Welt, das kleine Senfkorn, das zum weltbeschattenden Baume werden soll; wie wild ging es zu zur selben Stunde erst auf der Bätterkinder Heide, dann im Utzenstorfer Wald, als hinter Kurt her jagte die wilde Jagd, als Kurt die eigenen Kinder hetzte, verleugnete sein eigen Fleisch und Blut, von der ganzen Hölle verfolgt, gepeinigt, getrieben in Pein, Not und Wehe zum Fraße der eigenen Kinder!

Wie freundlich und lieblich ist's, wenn im friedlichen Stübchen der Weihnachtsbaum brennt zu mahnen, wie es licht ward auf der dunkeln Erde mitten in dunkler Nacht und das Kindlein erschien, das für die Kinder kam und zu Gottes Kindern machen will alle die, die zu Lichtes Kindern werden und an das wahre Weihnachtskindlein glauben, und die Kindlein überrascht die Hände zusammenschlagen, freudig aufjauchzen über das helle Licht und die bescherte Herrlichkeit und auf Erden sich im Himmel glauben!

Wie anders ist's, wenn zur selben Stunde Kinder im Finstern sitzen und hungrig, es ihnen zu kalt ist zum Weinen und zu trocken ums Gemüt zum Beten, sie so dasitzen in Schlotter und Elend, und es poltert zur Türe herein oder an die Türe ein wilder böser Vater, oder es pocht an die Türe, und vor derselben liegt auch eine Bescherung: ein bewußtloser Vater, den man hineintragen muß als Weihnachtsbescherung mitten unter die Kinder, die im Dunkeln sitzen und in Schlotter und Elend. O, wie so anders geht es zu auf der gleichen Erde und zur selben Stunde!

Verschieden gehen auch die heiligen Tage über die Erde hin: einmal leuchtet am klaren Himmel die Sonne, lieblich ist's, Erdbeeren gelüstet es zu blühen, und aufs neue lieb wird dem Menschenkinde die mütterliche Erde; ein andermal ist verhüllt der Himmel, die Stürme brausen, oder harter Frost zieht das Herz zusammen, unheimlich ist's draußen, es flieht das Menschenkind und sucht eine künstliche Heimat, ein warmes Gemach, und sehnt sich nach einer besseren Heimat, wo es so rauh nicht ist, wo solcher Wechsel nicht ist, es nicht so unheimlich ist, wo ein freundliches mildes Wohnen ist in unveränderter Klarheit.

Der Weihnachtstag, von welchem wir reden wollen, trug einen dichten trüben Schleier, Tag schien es nicht werden zu wollen, und als es Tag war, wollte es doch nicht Tag werden, bis wieder die Nacht kam. Auch in Frau Agnes Herz schien die Weihnachtssonne nicht. Es war eine tüchtige (praktische würde man dato sagen) Frau, aber die höhere Weihe fehlte ihr doch: sie stritt mit dem Unglück, und das war recht, aber im Streite suchte sie nicht die Hilfe von oben, und wenn das Unglück stärker war als sie, wußte sie nichts vom einzigen Troste, und das war unrecht. Es war auch Nebel in ihrem Herzen, sie dachte nicht an Weihnachten und ihre Segnungen; sie dachte an ihre Kinder und ihre Not, an ihren Mann und ihre Verlassenheit, kämpfte mit Zorn um Rat, wie sie sich aushelfen wolle in dieser herben Zeit. Noch war es nicht Tag, als sie

von ihrem Lager sich erhob, das Rad des Tagewerkes in Bewegung zu setzen. Eigenhändig schloß sie das Tor, welches doch noch ganz war, auf, um eine Magd nach frischer Milch zu senden. Es schien eingefroren das Tor; als sie mit Macht es aufstieß, fiel ein schwerer Körper ihr zu Füßen, als sie niedersah, erblickte sie Kurt bewußtlos. Sie schrie nicht hellauf, dazu hatte sie zu harte Nerven, aber ein mächtiger Schrecken ergriff sie doch, man kann es sich denken; sie glaubte ihn tot, erschlagen oder erfroren, hierher geschleppt von den Mördern oder aus den Händen derselben hierher geflüchtet. Als sie noch Leben in ihm fand, rief sie nach Hilfe; er ward an die Wärme getragen, und in der Heilkunde nicht fremd suchte sie nach des Zustandes Ursache. Erfroren war er nicht, zerhauen war sein Körper, Wunden fand sie, aber unbedeutende; aber ein schreckliches Fieber, welches ihn erfaßt hatte und mit seinem Leben rang, bemerkte sie.

Kurt war in treuen Händen, in treueren, als er es verdiente. Frau Agnes werweisete nicht (war nicht unschlüssig), was ihre Pflicht sei und was nicht, was sie ihm noch schuldig sei und wie wohl es ihr eigentlich ginge, wenn das Fieber Meister würde. Frau Agnes tat, was sie glaubte, das gut sei und was ihr möglich war; aber lange wollte der Tod nicht von der ergriffenen Beute lassen, setzte von neuem an, trieb Kurt in Fieberhitze und Angst herum, ärger noch als im Utzenstorfer Walde, daß Frau Agnes oft Hilfe nötig hatte, den unbändigen Kranken festzuhalten auf seinem Lager.

Allmählich wich der böse Geist, aber langsam; zum Bewußtsein erwachte Kurt wieder, aber unendlich schwach war er, und wenn die letzten Ereignisse, welche er erlebt zu haben glaubte, wieder vor seine Seele kamen, so kam auch das Fieber wieder und warf seine Gedanken untereinander. Doch allmählich verglomm die Glut, lichtete sich das Bewußtsein, die hellen Augenblicke wurden häufiger, länger, die Gedanken zusammenhängender, die Vergangenheit kam wieder ins Gedächtnis stückweise aber umsonst mühte er sich, sie zusammenzuknüpfen mit der

Gegenwart. Er fragte nach seinem Hengste, aber niemand wußte etwas von ihm, nie ward wieder eine Spur von ihm gefunden; dann fragte er, wer ihn hergebracht, und mehr als hundertmal mußte Agnes erzählen, wann, wo und wie sie ihn gefunden; aber wie er dahin gekommen, ward nie ergründet, nie begriffen. Die lange treue Pflege hatte Agnes ihrem Manne wieder näher gebracht; er lag da so weich, so matt, daß die Kinder sich ihm näherten, daß sie ihn wieder fragen durfte um sein vergangenes Tun und Treiben, fragen, wo er gewesen und was ihm zuletzt bei vollem Bewußtsein begegnet.

Kurt erzählte, was er wußte, sein Herz war dem Weibe wieder offen. Dies freute Agnes sehr, und darin lag die Versöhnung, für sentimentale Zärtlichkeiten und Herzensergießungen fehlte beiden der Verstand; dazu kam noch bei Agnes das Erbarmen mit dem armen Kurt, der erst von seinen Freunden verraten, dann so Schreckliches hatte ausstehen müssen. Kurt war es, als sei ihm ein Brett vor den Augen gewesen und jetzt abgefallen; er sah nicht bloß das Heillose seines Lebens vollständig ein, sondern auch daß er der Narr aller gewesen und von seinen sogenannten Freunden und Bekannten es niemand gut mit ihm gemeint, als vielleicht die Tochter in der Hütte; seine alte Verblendung war ihm rein unbegreiflich, denn jetzt sah er alles so klar und ganz anders. Er konnte sich das durchaus nicht anders erklären, als daß er durch Trank oder Spruch verzaubert und verhext gewesen, wie ja bis auf den heutigen Tag der Glaube an Tränke, wodurch das Innere des Menschen umgewandelt, in Liebe oder Haß entflammt werden könne, geblieben ist.

Der gute Kurt wußte so wenig als viele Menschen noch heutzutage, wie wandelbar der Menschen Herz ist, wie abhängig von äußern Eindrücken, wie leicht es umschlägt von einer Übertreibung in die andere, heute verflucht, was gestern sein Lebensglück geschienen, wie über Nacht einem Menschen ganz andere Augen wachsen können, daß er am Morgen schwarz

sieht, was am Abende ihm weiß gewesen, und rot, was er grün gesehen, wie not es ihm daher tut, daß er etwas habe, welches fest bleibt, an dem er sich halten kann, wenn es wirbeln will im Gemüte und draußen wechselt die Welt, wie auch der Taucher, welcher Perlen fischt auf des Meeres Grund, festgebunden bleibt und wieder sich nach oben ziehen läßt, wenn unten ihm vergehen wollen Sinn und Gedanken, um frischen Atem zu schöpfen und neue Kraft zu neuem Fischen, oder wie der Mensch einen ewig klaren Spiegel haben muß in der Welt, darin sich täglich zu beschauen, wo ihm dann offenbar wird jeglicher Wandel in seinem Gemüte, sowohl zum Bessern als zum Schlimmern, und jedes Verhältnis im wahren Lichte.

So ward es wieder traulich in Koppigen, und die alte Liebe kam wieder in Kurt und Agnes, sie wußten nicht wie. Wie gesagt, mit besondern Herzensergießungen von Gefühlen über die Vergangenheit und Vorsätzen über die Zukunft gaben weder Kurt noch Agnes sich ab, trugen einander auch gar nichts nach, sondern ließen sich von Herzen wohl sein beieinander. Kurt fühlte zum ersten Male, wie wohl es dem Menschen in seinem eigenen Hause sein könne, die rechte Behaglichkeit nur im eigenen Hause wohne; es schauderte ihn ordentlich, wenn er in seiner Schwäche daran dachte, hinaus zu müssen in die Kälte, zu jagen, zu fischen, zu streiten, und wenn es so recht stürmte und sauste draußen, so stellte er wohl eine kurze Betrachtung an über den Unterschied, am warmen Feuer sitzen zu können oder draußen im Schneesturme reiten zu müssen; er fühlte zum ersten Male, wie bequem dem Manne ein verständiges, sorgliches Weib komme, und wie gut das seine eigentlich sei, und wie gut er es daheim haben könnte. Der Verstand, dies einzusehen, kam ihm erst, als ihm das Bedürfnis kam, daß jemand zu ihm sehe, für ihn sorge — in den ersten Jahren seiner Ehe wußte er davon nichts; auch trieb ihn jetzt kein Keifen und Zanken fort, den Krieg zwischen Grimhilde und Agnes hatte der Tod beendigt und Friede war im Hause, denn Agnes war eine starke

Frau, deren Obergewalt man sich willig fügte; bloß wo Schwäche ist, ist auch beständiger Aufruhr, ein ewiges Zanken um Macht oder Freiheit. Auch empfand Kurt eigentlich zum ersten Male Vaterfreuden und Vaterstolz; bei seinem unsteten Leben hatte er sich um seine Kinder weder gekümmert, noch kannte er sie, er wußte nichts von ihren Eigenschaften und Eigentümlichkeiten, wußte also nichts von ihrer Entwicklung, hatte keine Freude zuzusehen, wie in ihnen aufging bald dies bald jenes, wie zur Frühlingszeit in der Natur alle Tage etwas Neues. Ebensowenig kannten die Kinder ihren Vater, sie hatten weder Freude, wenn er heimkam, noch hingen sie an ihm, wenn er daheim war; sie flohen ihn vielmehr, er war ihnen mehr der Böllimann (schwarze Mann), mit dem ihnen gedroht war, wenn sie nicht gehorchten, als der Vater. „Schweig, oder er nimmt dich! Gehorche, oder der Vater muß es wissen, wenn er heimkommt!" so hieß es. Jetzt waren die Kinder seine Kurzweil, die Bücher, mit welchen er sich die Zeit vertrieb und jeden Augenblick etwas Neues lernte. Erst jetzt wurden ihm die Kinder lieb, da er sah, was an ihnen war, und jetzt hingen die Kinder am Vater, er war ihnen kein Böllimann mehr, sondern in ihrem einsamen Winterleben war er ihr Mittelpunkt, recht eigentlich ihr Glück, dessen sie sich alle Tage von ganzem Herzen freuten.

Da Kurts Krankheit nicht rasch vorüberrauschte, langsam nur die Kräfte kamen, die Schwäche langsam wich, sein Leben außerhalb abgebrochen, nichts ihn draußen zog, daheim es ihm so wohl war, so ward das Daheimsein ihm lieb, er schlug Wurzel im Hause, in das Leben des Hauses ward er aufgenommen, wurde ein Teil desselben, so daß des Hauses Leben auch sein Leben war. Solange Winter und Schwäche Kurt ins Haus bannten, nahm er sich der Kinder an, lehrte sie Netze stricken, Schlingen flechten, Fallen machen, unterrichtete in den kleinen Kniffen in Feld und Wald, in Sumpf und Bach, in allem, was Jürg ihn gelehrt, was er jung meisterlich getrieben. Was das

dann für eine Freude war bei den beiden ältesten Buben, pausbäckig, stämmig und doch rasch und gelenkig, ganz Schweizerschlag, mehr in sich tragend, als man ihnen äußerlich ansah — wenn sie auszogen mit ihrer neuen Gelehrsamkeit und neuen Netzen und Schlingen, und welche Freude, wenn alles sich bewährt hatte und mit reicher Beute sie wiederkehrten! Sie hatten lange gestümpert und doch gemeint, was sie könnten und wieviel sie vermöchten; umsomehr nun staunten sie den Vater an, der alles unendlich besser wußte und konnte, und freuten sich kindlich auf die Tage, wo er mit ihnen ausziehen wollte, wie er verheißen hatte. Er lehrte sie Waffen machen und Waffen brauchen, und was das für ein Jubel war, wenn sie mit den selbstgemachten Armbrusten schossen, und wie sie den Vater bewunderten, der auch hier aller Meister war. Das alles flocht eben aller Leben in eins zusammen mit unzerreißlichen Banden.

Eine trübe Bescherung war es zu Weihnachten gewesen, als der bewußtlose Vater der Mutter auf die Füße fiel, aber ehe der Frühling kam ins Land, war diese trübe Bescherung zur reichsten geworden, die es geben konnte, zu einem wahren göttlichen Gnadengeschenke: es war der Vater, der verloren war, wiedergefunden, welcher der kräftige Mittelpunkt eines neuen freudigen Lebens ward, ja durch welchen nun alle Kräfte belebt und geleitet wurden. Was kann aber einem Hause Herrlicheres werden, als ein solcher Mittelpunkt, der das Zerrissene bindet, der Tote belebt, alles lenkt zum Besten und zu aller Wohl? Agnes wurde nicht eifersüchtig auf ihres Mannes neue Stellung, es freute sie herzinniglich, daß es so war; sie sprach nicht darüber, aber sie ward alle Tage hübscher, ihre Bewegungen rascher, ihre Mienen freundlicher, kurz, sie ward ganz wie jung; man sah es ihr wirklich an, sie hatte verwunden alle Bitterkeit, hatte vergessen, was dahinten war, freute sich dessen, was jetzt war, verkümmerte sich dasselbe nicht durch Zagen und Zweifeln, ob es so bleiben werde, sorgte bloß dafür, daß es nicht anders werde durch ihre Schuld.

Als endlich die Sonne höher stieg, ihre Kraft den Frost brach, den Schnee schmolz, den Schoß der Erde aufschloß, die Zugvögel durch die Wälder strichen, die aufgefrorenen Wasser sich belebten, die Fische der Oberfläche sich näherten, da erst ging in Koppigen ein neues Leben an, den Kindern ein neuer Frühling auf. Kurt war so weit erstarkt, daß er an sonnigen Tagen ins Freie durfte, einige Stunden darin aushalten konnte. Was das nun für eine Freude war, wenn der Vater mit seinen Buben auszog, teil nahm an ihrem Treiben, sie die wilden Enten fangen lehrte, das Ausspüren ihrer Nester, sie Schlingen legen lehrte den Schnepfen und den Fang der Füchse und Dachse, ihnen zeigte die besten Stellen zum nächtlichen Anstand, zur Lauer auf das Wild, welches zur Tränke wollte oder auf die Weide, sie lehrte die großen Fische stechen oder werfen mit dem Ger (Speer) oder sie fangen an großen Angeln, die man an Weiden band und über Nacht im Wasser schweben ließ! Welcher Jubel dann am Abend, wenn man reich beladen wiederkehrte, so viel Neues nun wußte, so viel Zuversicht zu der eigenen Kunst und Kraft jedes gewonnen hatte! Kurt selbst hatte die größte Freude und besonders an der Buben Anstelligkeit und Gelehrigkeit; aus den kleinen Anfängen schloß er auf großes in der Zukunft, nach der gewöhnlichen Weise der Väter.

Wenn Kurt dann abends zu Hause war, kam eine große Müdigkeit in seine Glieder, er war oft noch matt zum Sterben — dann schwanden auch aus seinem Gemüte Freude und Heiterkeit, und das alte Leben trat ihm vor die Augen und vor allem desselben grausiges Ende; doch nicht daß es ihn gelüstet hätte, in dasselbe wieder zurückzukehren und neu es aufzunehmen; im Gegenteil, es graute ihm mehr und mehr davor, er konnte nicht begreifen, wie er ein Leben habe führen können in lauter Streit und Zorn, ein Leben, wo man erst das Leben einsetzte, um zu rauben, dann es noch einmal einsetzte, um des Raubes wieder los zu werden. Es plagte ihn die Reue mehr und mehr, alle kamen ihm vor, welchen er Übels

getan oder gar sie erschlagen, und wenn er alles schon nicht nach dem heutigen Maßstabe maß, so hatte er doch so viel auf seiner Seele, daß es auch auf einer damaligen Wage schwer ziehen mußte. Da war dann sein Trost eben die schauerliche Nacht im Walde; er dachte, das sei nicht von ungefähr geschehen, sondern es hätte für ihn eine absonderliche Bedeutung; der Teufel habe ihn nehmen wollen, dachte er, und verdient hätte er es; nun aber sei er demselben entrissen und gerettet worden, also dem Teufel solle er nicht werden, sondern für jemanden besseres aufbewahrt, dachte er. Aber was Kurt eigentlich gerettet, das begriff er nicht; er dachte an ein silbernes Kreuz, welches sie an selbem Morgen dem Müller abgenommen, das er zu verspielen vergessen und noch bei sich getragen hatte. Dieser Talisman schützt bekanntlich und wirklich vor dem Teufel; wer das wahre Kreuz bei sich trägt, über den hat der Teufel keine Macht, aber das wahre Kreuz ist weder eins von Silber noch eins von Gold, sondern es ist der Sinn, der willig und mit Dank trägt, was ihm Gott auferlegt. Mit dem Kreuze ward viel Unfug getrieben von je, doch wohl nie größerer als jetzt von denen, welche das Kreuz in jeder Form und wo sie es finden verhöhnen und verspotten (ärger als ehedem die Juden Jesum am Kreuze verhöhnten) und jeglichen Kreuzesträger verhöhnen und mißhandeln, während sie jeden Missetäter und jeden Übeltäter hoch loben und preisen. Dann dachte Kurt wieder an die Gestalt, in welche seine Agnes zerflossen, als sein Auge ihm brach, an das wunderbare Frauenbild mit dem goldenen Lockenmantel. War das ein von Gott gesandter Engel, der seiner Pein ein Ende gemacht und ihn vor seines Schlosses Pforte getragen?

In solchem Sinnen und Schauern schlief Kurt ein, erwachte am Morgen neu gestärkt und ging mit seinen Buben an irgend ein munteres Tagewerk. Der Bachtelenbrunnen unten im Walde, wo oberhalb das verfallene Bürgeln liegt, in dessen Nähe nicht gerne jemand des Tages kommt, ge-

schweige in der Nacht, seit die sieben Brüder vom Teufel geholt worden waren, weil sie ihr schönes Schwesterlein mit armen Kindern und Weibern eben am Bachtelenbrunnen erschlagen, der Bachtelenbrunnen war der beste Wildstand rund in der Gegend, aber aus erklärlicher Scheu hatte Kurt denselben bisher gemieden, ihn seinen Buben nicht gezeigt. Bei den gewaltigen Eichen, unter welchen die schöne Quelle aus der Erde quillt und, gleich zum schönen Bach geworden, sanft und ruhig durch die Gebüsche fließt, sah es in hellen Nächten aus wie im Paradiese: Tiere von allen Arten gingen zur Tränke, plätscherten im Wasser, spielten unter den Eichen. Wie schrecklich es aber dort auch sein könne, hatte Kurt erfahren in der heiligen Nacht; kalt rieselte es ihm durch die Glieder, wenn er daran dachte, darum floh er den Ort. Und doch hatte er es wiederum wie ein Kind, welches bei Märlein und dunkeln Geschichten an Leib und Seele zittert, in die finsterste Ecke sich birgt und doch gerade zu solchen Geschichten mit unwiderstehlicher Gewalt immer wieder hingezogen wird, nicht satt sich hören kann an ihnen. Es zog Kurt nach dem Bachtelenbrunnen hin, er mußte immer denken, wie es dort sei, ob wohl Spuren zu sehen von dem schweren Tore und Pferdehufe eingedrückt im weichen Boden um den Brunnen. Und wieder schauderte ihn, wenn er unwillkürlich dem Brunnen näher kam, und er eilte weiter. Es war in Kurt eben der wunderbare Zug im Menschen, der eine wunderbare Lust empfindet an der Angst und dem Zittern, welche über den Menschen kommen, wenn er im Geiste das Nahen der Geister fühlt, das Rauschen der geheimnisvollen Geisterwelt vernimmt. Der Zug nach dem Brunnen ward endlich, wie es gewöhnlich geht, mächtiger als das Grauen davor.

An einem sonnigen Frühlingstage streifte Kurt mit dreien seiner Jungen unterhalb Koppigen durch Sumpf und Feld nach Beute; er war durch seine Krankheit gezimmert worden, von üppiger Kraft strotzte sein gewaltiger Körper nicht mehr,

seine Erscheinung hatte nicht mehr das Rohe, Übermächtige wie ehedem, doch hätte er jetzt den meisten besser als früher gefallen; stattlich war sein Körper noch immer, männlich sein Wesen, auf seinem Gesichte war das Wilde verschwunden, hatte einem ernsten, besonnenen Ausdrucke Platz gemacht. Desto wilder taten die Buben; wie junge Hunde in lustigem Gampel (Gegaukel) um die Mutter, wenn sie zum ersten Male mit ihnen zu Felde geht, tanzen in weitern und engern Kreisen, so umgaukelten die Jungen den Vater, flatterten dem Wilde nach oder schlichen leise ihm nahe, sprangen lustig daher mit gewonnener Beute oder suchten Pfeile wieder, welche nicht getroffen, lachten sich aus und balgten sich, taten übermütig oder schämten sich je nach dem Erfolge ihrer Taten. Gewild war beständig in ihrem Gesichtskreise. Es war nicht wie jetzt, wo man drei Tage wandern muß, ehe man ein Eichhörnchen sieht oder einen Häher, und sieben Tage, ehe man die Spuren eines Hasen findet, der vor acht Tagen da durchgelaufen. Wie man jetzt bei jedem Schritte auf Kinder und Bettler stößt, traf man damals bei jedem Schritte auf Tiere: Tiere waren auf den Bäumen, sie liefen im Felde, sie wimmelten in den Sümpfen, des großen Heerlagers, des Waldes, nicht zu gedenken. Der Vater schritt gedankenvoll weiter, näher und näher dem Brunnen zu, mischte sich in die kleinen Fehden der Jungen nicht, aber wenn einer einen guten Schuß getan auf einen Reiher im Sumpf oder ein Eichhörnchen, das neugierig seine Nase hinter einem Baumstamme hervorstreckte, flog es hell über sein Gesicht und ein gutes Wort kriegte der Junge. Noch waren die Eichen nicht belaubt, die selten sich findenden Buchen röteten sich in den Ästen wie Mädchen in der ersten Liebe, es grünte im niedern Gebüsche, mit kläglichem Geschrei trieben eifersüchtige Häher sich in den Eichen herum, in süßem Verlangen ruggete (gurrte) und girrte eine zärtliche Taube von hoher Tanne her, in stiller zarter Liebe hüpften die kleinen Vögel durch das niedere Gezweige, und schwarze Amseln koseten süß und schossen dann

rasch über den Boden weg von Tannenbusch zu Tannenbusch. Je näher Kurt dem Brunnen kam, desto seltsamer ward es ihm zumute; das wollüstige Grauen strich in reichen Strömen durch ihn hin, und zögernd setzte er seinen Fuß vorwärts. Die Jungen, welche die Sage kannten und gehört, was der Vater hier erlebt, drängten sich um ihn, doch wenn eines der Getiere ihnen zu nahe kam, hielten sie sich nicht, sondern brachen aus, und als sie von weitem den gelben Glanz sahen, der von den schönen gelben Frühblumen, hier Bachtelen, woher auch der Brunnen den Namen trägt, andern Orts Glockenblumen (Narcissus pseudonarcissus) genannt — durch die Bäume schimmerte, jubelten sie laut auf, vergaßen was sie wußten, stürzten sich auf das, was sie sahen, wie es oft geht in der Welt. Aber ernst rief sie der Vater zusammen, und alsbald drängten sie sich wieder um ihn her.

In stillem Frieden und hellem Sonnenlichte lag der Platz, mit goldenen Blumen dicht besetzt, wie mit silbernen Sternen der Himmel. Wie war es so ganz anders hier als in jener Nacht, wo hier das Tor der Hölle stand vor Kurt, wo aus demselben der Hölle grimmigste Gebilde quollen und auf Kurt einbrachen mit unerhörten Schrecknissen. So wechselt nicht bloß dieser Platz seine Gestaltung, so wechselt das Leben Gestalt und Farbe, und dieser Wechsel, der alle Tage wiederkehrt, bleibt doch wie ein Fremdes dem Menschen, an das er nie Glauben faßt, wohl ein sicheres Zeichen, wie in seiner innersten Natur der Glaube an das Ewige, Unveränderliche lebt, seine innersten Triebe nach dem Ewigen, Unveränderlichen gehen. Da liegt die Torheit, daß er auf Sand ein festes Haus bauen will, daß er im Vergänglichen das Unveränderliche sucht.

Lange stand staunend Kurt am Rande über der Quelle unter einer weitästigen uralten Eiche, welche noch ganz andern Wechsel gesehen als Kurt; auf einmal sah er mitten unter den Blumen ein Wesen sitzen, golden wie die Blumen, aber größer, die hohe Königin unter ihren niedern Dienerinnen. Es war,

als ob das Wesen sein geharret, denn sobald sein Auge es erschaut, erhob es sich; es war der Engel im goldenen Mantel, welcher ihm im schrecklichsten Augenblicke entgegengetreten, den Bann gelöst, ihn gerettet hatte. Es war ein wunderherrliches Frauenbild, als es aufgerichtet vor Kurt stand, goldene Haare flossen in nie gesehener Fülle, einem goldenen Mantel gleich um die hehre Gestalt, mild leuchtete im Angesicht gleich freundlichen Sternen ein blaues Augenpaar. Kurt bebte; sollten die Schrecknisse wieder beginnen? Da machte die Frauengestalt das Zeichen des Kreuzes über sich, über Kurt und seine Kinder und sagte: „Ich harrte dein, wohl dir, daß du kommst! Dir vertraue ich diesen Brunnen an, wahre ihn mir rein und heilig; sorge dafür, daß Ruhe um ihn sei, daß kein Blut ihn röte von Menschenhand vergossen, keine Waffe die Eiche treffe, an welcher du jetzt stehst, alles Wild hier sicher sei, eine sichere Freistätte hier sei vor des Menschen blutigem Sinne. Dienst du mir so, wahrst du mir diese Stätte, dann soll dein Haus gesegnet werden, an dir und Kind und Kindeskindern reich vergolten, was du mir getan.“ Da neigte sich Kurt und gelobte den Willen zu erfüllen so viel an ihm, und als er sich erhob, war der Engel verschwunden; Kurt hätte dies für ein Traumbild gehalten, geglaubt, eine täuschende Blendung erfahren zu haben im gelben Blumenglanze, aber seine Knaben hatten die Erscheinung auch gesehen, die Worte gehört. Jedem der Knaben war sie anders verschwunden: der eine sah sie versinken in die Blumen oder in den Brunnen, er wußte nicht bestimmt in welches von beiden; der zweite sah sie in die Eiche gehen; der dritte sah ihr goldene Flügel wachsen, sah sie schweben zum Himmel auf. Sie sahen nie wieder sitzen am Brunnen den goldenen Engel, wie oft sie ihn auch suchen mochten, aber hold und lieblich, in unverwischtem Glanze leuchtete jedem die holde Erscheinung im Gemüte, solange er lebte. Frau Agnes klagte oft, daß sie das Bild nicht gesehen und hoffte lange auf dessen Erscheinung, aber umsonst, sie sah es nie.

Was Kurt versprochen, hielt er; der Platz ward ihnen zum heiligen Platz, geweiht mit hohem Kreuze. Hier wurde kein Bogen mehr gespannt, kein Speer geworfen, keine Falle gestellt, kein Netz ausgeworfen, kein Tierlein ward hier gestört im Spiel unter den Eichen, im Trinken am Bache, im Gaukeln durch das klare Gewässer. Aber Blumen sammelten im Frühjahre die Kinder, schmückten mit großen Sträußen die Häuser, und im Herbste sammelten sie auf dem Platze die Rekholderbeeren (Wachholderbeeren), Kranken zur Erquickung, allen zur Stärkung; nirgends waren die Glockenblumen goldener, die Rekholderbeeren kräftiger als auf des goldenen Fräuleins geweihtem Platze.

Aber von derselben Stunde an ging auch des Fräuleins Verheißung in Erfüllung. Kurt ward gesegnet: seine Äcker trugen wieder, kein Mißwachs ward auf ihnen gesehen, sein Vieh mehrte sich, keine Krankheit verzehrte es, seine Jagd war reich, was er unternahm gelang, seine Dienstleute hatten Glück in allen Dingen und hingen an ihrem Herrn von nun an mit Leib und Seele.

Mit seinen alten Genossen hatte Kurt für immer gebrochen. Anfangs dachte er an Rache, aber er gab sie auf, er war zu glücklich und zu besonnen, um selbst wieder sein Glück zu stören. Der Flumenthaler war tot, die andern Spießgesellen suchten Kurt einige Mal auf, hätten gern wieder das alte Leben mit ihm fortgesetzt, aber er fertigte sie ab, daß sie ihn fürder in Ruhe ließen; konnten sie ihn nicht töten, so hatten sie Ursache ihn zu schonen, denn er wußte zu viel von ihnen. Eines Morgens stand eine wilde schwarzbraune Dirne vor dem Tore und bat um Einlaß. Es war des alten Samis Tochter; er und die Alte waren gestorben, die Dirne hatte die Hütte angezündet, alles verbrannt, was darin war, und suchte nun Schutz bei Kurt; sie ward aufgenommen und wurde der Frau Agnes treueste Magd.

Als Kurt ein ehrbarer Haushalter wurde, welcher dem Seinigen treulich vorstand, wurde er ebenfalls wieder ein ge-

achteter Junker, den nicht bloß seine Leute liebten, sondern auf den auch noch andere etwas hielten. Es ist kurios, aber die wahre Achtung geht immer vom Hausvater aus, in den höchsten und in den niedrigsten Ständen, unter Heiden, Türken, Mohammedanern und selbst unter den Juden, wie sehr die auch am Fleische hängen. Paulus sagt nicht umsonst: „Wer seinem Haushalt nicht Vorsorge tut, ist ärger als ein Heide!" — Auch unter den Edlen gewann Kurt seinen Platz wieder, er ward ein Mann, zu dem man Vertrauen hatte, und allenthalben war er ein gern gesehener Gast. Die Verlegenheit, wie mit Ehren in die Welt kommen, in welcher er und Jürg gewesen war, plagte ihn nicht in Beziehung auf seine Kinder: einem Ehrenmanne öffnen sich ehrliche Wege in die Welt und durch die Welt, das ist frommer Eltern Segen, der den Kindern Häuser baut. Kurts Söhne lernten in edlen Häusern das Waffenhandwerk und übten es unter ehrenwerten Bannern. Kurt ward Bürger zu Bern und sein Stamm erlosch daselbst; seine Güter kamen an das verwandte Thorberger Haus, mit Thorberg ward nach der Sempacher Schlacht 1388 auch Koppigen gebrochen und seither nicht mehr aufgebaut. Als der letzte Thorberger Peter zu Ende des Jahrhunderts die berühmte Kartause zu Thorberg stiftete, schenkte er ihr auch die Güter zu Koppigen. Auf dem Hügel, wo das Schlößchen stand, das Bühl genannt, stehen jetzt stattliche Bauernhäuser, der Bauer ist's, der das Land besitzt und zwar mit Recht; er hat nicht bloß Brief und Siegel dafür, sondern durch Fleiß und Verstand ist er des Bodens natürlicher Herr geworden, er zwingt denselben zu großem Ertrage. Der Boden, der ehedem Frau Grimhilde und Jürg nebst zwei alten Hunden dürftig nährte, erhält jetzt nicht bloß über tausend Menschen, sondern gab manchem noch einen Reichtum, zu welchem Frau Grimhilde in ihren schönsten Träumen sich nie verstiegen hatte.

Wie Christen eine Frau gewinnt.

(„Elsässische Neujahrsblätter“ 1845.)

Vor einem großen Hause saß auf der Bank gegen die Straße eine stattliche Frau und rüstete Bohnen; der Ochse über ihr auf verwettertem Brette zeigte an, daß hier ein Wirtshaus sei und sie wahrscheinlich die Wirtin darin. Das Haus lag hoch, vor ihm in freundlichem Boden (Talgrund) ein kleines Kirchlein, ein heimelig Pfarrhaus in üppigen Bäumen. Darüber weg sah man schöne Alpen, und hinter ihnen erhoben die Schneeberge ihre königlichen Häupter; in den königlichen Purpurmantel, den alle Abende neu die Sonne um sie wirft, waren sie gehüllt. Es war ein schönes Luegen (Schauen) übers liebliche Land hinweg ins hehre Gebirge. Aber die Wirtin sah es nicht; sie war fleißig hinter ihren Bohnen, sonderte sie gut, die zarten von den harten, die kleinen von den großen; sie mußte das im Griff haben, denn es waren dunkle Wolken auf ihrem Gesichte, schwere Gedanken mußten dahinter sein, oft seufzte sie tief auf.

Da kam langsam mit krummem Rücken, am langen Stabe, ein altes kleines Weib; auf dem Rücken hatte es eine Hutte (Tragkorb), zu oberst am Stabe baumelte ein großer Bündel Schwamm; der Wirtin zu lenkte es seine kurzen Beine. „Guten Abend geb' dir Gott, Anni!“ sprach die Kleine zur Wirtin, die hoch auffuhr bei dem Gruße, denn Bohnen und Gedanken hatten ihre Sinne gefangen gehalten. „Was erschreckst du mich so, Grit? aber sei doch Gottwilchen (Gottwillkommen). Kommst vom Himmel oben runter, daß ich dich nicht gemerkt, bis du auf mir oben warst?“ „Den Weg komme ich, wo andere Male,“ antwortete die Kleine; „mein', wenn ich einmal oben wäre, ich käme nicht wieder herunter. Aber so reiche Weiber haben oft gar tiefe Gedanken und müssen sich fast zu Tode sinnen, wo sie mit dem Gelde hin wollen, wohin mit Garn und Flachs.

Kisten und Kasten sind voll, und in den Spycher (Speicher) mag auch nichts mehr. Doch was ich habe sagen wollen: mangelst etwas, Anni? Schwamm oder Seife oder Schmöck(Riech)-wasser?" „Muß luege (zusehen), Grit," sagte die Wirtin, „wird aber nicht so pressieren; komm, sitz ab, wirst doch wollen hier über Nacht bleiben?" „Gern," sagte Grit, „aber bei Anni, nicht bei der Wirtin; einen Batzen Schlafgeld vermag ich nicht." „Hab' dir auch noch nie einen gefordert, oder?" „Nein, nein," sagte Grit, „wenn alle Weiber so wären wie du, es wäre noch dabei zu sein (zum Aushalten); aber es sind deren, die alle Tage wüster werden und einem die Haut über den Kopf zögen, wenn sie nicht an den Zähnen hängen bliebe."

„Wo kommst her?" fragte die Wirtin. „Unten herauf aus den Dörfern," sagte Grit. „Wollte dort eine alte Schuld einziehen, haben es verflümert (verflucht) wüst gemacht; denen will ich es eintreiben, hab' es ihnen aber auch gesagt, sind erschrocken, haben mich heißen zurückkommen, aber was halt Grit gesagt hat, das hat es gesagt." „Haben sie es dir abgeleugnet?" fragte die Wirtin. „Nein, das nicht," sagte Grit; „es ist von wegen einer Heirat gewesen. Das sind wüste ungereimte Leute, Kuderjoggis sagt man ihnen, aber reich und haben einen einzigen Sohn, es völligs Fülli (Füllen) von Kalberochtigi (Ungeschlachtheit in Manieren). Der hätte heiraten sollen, aber keine hat ihn wollen; wenn ihn eine hat kommen sehen von weitem, so ist sie geflohen oder hat dem Vater gerufen, er solle doch der Gottswille ihr zu Hilfe kommen. Das haben die Leute nicht erleiden mögen; es hat sie fast töten wollen, daß keine ihren Sohn hat wollen. Endlich kommen sie hinter mich, halten mir an, was sie mögen, daß ich ihm zu einer Frau verhelfe, und versprachen mir vier Kronen. Zwei haben sie gleich auf der Hand gehabt und zwei mir versprochen, wenn die Heirat vorbei sei. Ich habe ungern die Hände darin gehabt, aber was habe ich machen sollen? Unsereiner muß den Kreuzer nehmen, wo er ihn findet; aber so dumm hätte ich

nicht sein sollen, den halben Lohn stehen zu lassen bis nach der Hochzeit, weiß man doch, wie es geht, wenn die Leute einmal haben, was sie wollen! Wie hat es der reiche Bauer zu Taubeligen gemacht, als der Habermehler (Grützmüller) ihm die Dublonen nachgefordert hat, welche er ihm versprochen, wenn er ihm z'best rede bei seiner reichen Frau? Beide Beine hat er ihm krumm geschlagen, daß er ja jetzt noch so wunderlich laufen muß. Aber so geht es einem, wenn man ein gutes Herz hat und meint, allen Leuten helfen zu müssen! Ich wußte ein Mädchen, ein hübsches, nicht das listigste (gescheiteste), aber werchbar (arbeitsam) und das grusam gern einen Mann gehabt hätte. Es ist alleine bei seiner Großmutter gewesen; die hielt es schrecklich eingeschranket, ließ es nirgends hin; das erleidete (paßte) dem Mädchen übel, und etwas Vermögen war auch noch da. Hierhin gehe ich, rühme der Großmutter die Leute und den Kerli, daß es mir wahrhaftig manchmal vor den Atem gekommen ist; gewiß nicht bloß für zwei Kronen habe ich gerühmt, sondern für viel Dublonen. Es ist aber auch nötig gewesen, nicht bei dem Mädchen — das ist hoch aufgesprungen vor Freude, als es gemerkt hat, daß es um einen Mann zu tun sei — aber bei der Großmutter. Die war eine gar mißtreue (mißtrauische) Frau und ließ das Mädchen ungern von sich, und doch hat sie ihm nicht ganz vor einem Manne sein wollen; die war lang genug in der Welt, um zu wissen, was das kann (bedeutet), wenn man einem Mädchen vor dem Mannen (Heiraten) ist. Sie hat grusam g'fragt und fein, aber endlich hat sie sich b'richten (belehren) lassen. Aber wo sie den Kerli gesehen, so wäre beinahe alles in Krebsgang gekommen, er hat ihr in Gotts liebe heilige Name nicht gefallen wollen, und was ich da habe müssen reden und rühmen und an die Sache tun, bis sie endlich doch vom Brett gegangen, es glaubt es kein Mensch. Vor vierzehn Tagen war die Hochzeit. Gestern mache ich mich auf den Weg und will das Eingestellte (Abgemachte) holen, aber wohl da kam ich wlist an, und zuletzt mußte ich Gott danken, daß ich eine ganze

Haut davonbrachte; um die zwei Kronen war ich geprellt. Die Alten haben mir wüst gesagt, was ich ihnen für ein bös Mensch ins Haus gebracht. Der Bub, wo jetzt ein Mann sein sollte, hat mich prügeln wollen, weil ich ihm ein so dummes Mensch aufgeschwatzt, und sogar die Junge ist mir mit dem Besen nachgelaufen und hat mir alle Schande nachgebrüllt, weil ich schuld sei, daß sie in zwei Wochen schon dreimal geprügelt worden. Und was vermag ich mich doch dessen, warum tut das Babi (einfältige Ding) nicht witziger? Das ist mein Dank gewesen für soviel Mühe; aber es geschieht mir recht, habe ich doch gewußt, was das für Unflät sind, warum habe ich ihnen getraut und sie nicht gezwungen, mir alle vier Kronen gleich zu geben; sie hätten es gerne getan, es ist ihnen zu sehr angst gewesen um ein Söhnisweib (Schwiegertochter), aber so geht es einem, wenn man ein gutes Herz hat. Aber wohl, denen habe ich nicht für zwei, sondern für mehr als hundert Kronen Sachen angewünscht: das ist der Trost, wo ich habe bei der Sache. Jetzt habe ich mich verredt und verschworen, in solche Sachen hätte ich meine Finger nicht mehr; zuerst muß man reden, daß man sich fast ein Gewissen daraus machen muß, und zuletzt bekommt man nichts dafür, als vielleicht noch Schläge."

„Ja, ja," sagte die Wirtin, „es gibt heutzutage wüste Leute, aber alle sind doch nicht so. Gottlob! Wo warest über Nacht?" „Auf dem Kabisgrat. Das sind auch noch gute Leute, b'sunderbar brave, wie man sie selten antrifft in dieser bösen Zeit; den armen Leuten gönnen sie die Sache noch, und für so eine alte Frau, wie ich bin, haben die noch ein Bett und heißen sie nicht in den Stall hinaus, es mag Wetter sein, wie es will und Sommer oder Winter. Sie haben es aber auch, einen solchen Hof und Ausgeliehenes, es weiß kein Mensch wieviel, und dazu so gar nicht hochmütig, so g'mein und niederträchtig (leutselig) mit jedem Menschen, daß es eine rechte Freude ist. Und was die werchen (arbeiten), man glaubt es nicht, einen solchen Hof und fast keine fremden Leute!"

„Sie werden öppe (eben) keine haben und behalten können,“ sagte die Wirtin.

„B'hütis (Behüt uns Gott), was denkst du, Anni?“ sagte Grit, „Leute mehr als genug; sie laufen ihnen fast das Haus ab. Denk' doch auch, gute Leute und gutes Essen, wer wollte da nicht gerne sein. Und das Essen ist haupttändich (ausgezeichnet) brav, ich muß es sagen. Öppe (etwa) bei dir und ein paar andere Orte ausgenommen, trifft man es nirgends so an. Z'viel ist nicht an die Sache getan, öppe so unvernünftig Anke (Butter) oder Schmutz (Schmalz), wie es nicht einmal gesund ist, ist nicht daran, sondern ebenrecht, aber sie mögen sich die Mühe nehmen, zur Sache zu sehen und verstehen es b'sunderbar wohl. Das ist die Hauptsache.“ „Sie werden öppe (eben) nicht viel anderes machen als das,“ sagte die Wirtin, „und wenn man einen ganzen Tag dazu nimmt, so ist es wohl möglich zu kochen, daß es die Leute essen mögen, aber viel ausgerichtet ist damit nicht, die Sache muß doch erst gepflanzt sein, ehe man sie kochen kann.“ „Du bist läz daran (schief gewickelt), Anni,“ antwortete Grit, „es ist dann nicht, daß das Weibervolk nichts macht als kochen. B'hütis, das macht die Mutter alleine, und auch sie sieht man noch oft im Pflanzpläz (Gemüseland), öppe aufs Feld geht sie nicht mehr, selb ist wahr; aber für so viele Leute zu kochen, heißt etwas. Die Mädchen, die sind draußen von früh bis spät und rühren das Wüstest ((Unangenehmste) alles an. Gestern kam ich spät hinauf; da sind die Mädchen noch draußen und b'schütten (begießen), statt so ums Haus herum zu höckle (sitzen), wie an manchem Orte nach dem Feierabend der Brauch ist, und wo ich heute morgen vors Haus komme, da ist Eisi schon in der Matte und worbet (zerwirft) das Emd (Heu), wo doch an den meisten Orten das die Mägde machen und zwar erst nach dem z'Morgenesse, und noch nicht fünfe war's. Wenn ich einen Bub hätte, das wollte ich zum Söhnisweib (Schwiegertochter) und kein anderes. Leibshalb (was den Körper anlangt) sieht man kein braveres; werchen (arbeiten) kann es wie ein

Knecht, das braucht man nie zu heißen, und dann gegen die Mutter ist es b'sunderbar ein gutes; ich habe noch nie eins so angetroffen, was es ihr an den Augen absieht, tut es ihr, legt ihr die Hände unter die Füße, und nicht das kleinste Unantwörteli (Widerrede) habe ich je gehört, daß es ihr gegeben hätte. Und wegen 'm Vermögen hätte es dann öppe (eben) nicht manche zu fürchten im Kanton; einmal zwanzigtausend Pfund*) kriegt es von daheim und vielleicht noch einmal so viel, wenn sein Götti (Pate) stirbt, der hätte ihm seine Sach' ganz verschreiben lassen, wie man sagt."

„Häb nit Müh," sagte die Wirtin, „mit Rühmen verdienest du da nichts, Grit; die donnstigs (Donners-) Leute sind mir zu gut bekannt, gerade die sind es, die mir Kummer machen Tag und Nacht, daß ich nicht mehr essen mag, nicht mehr schlafen kann. Sie werden dich nicht umsonst gesandt haben, aber schweig mir davon; hier verdienst du nicht einmal zwei Kronen, geschweige dann vier."

„B'hüütis (Behüt Gott), Anni, was denkst? Ich gesandt deretwegen zu dir! Nein, da wollte ich doch mein Lebtag lieber Dornen spinnen, als dich irgend an einem Orte hineinsprengen, (-legen), die beste Frau, wo ich habe auf der Welt! Nein, aber was denkst du auch? Gesagt habe ich schon hundertmal, wenn Anni z'Tanne nicht wäre, es freute mich nicht mehr zu leben, es wisse kein Mensch, wie es mir schon manchmal gegangen wäre und wo ich über Nacht hätte bleiben müssen, wenn Anni z'Tanne nicht gewesen wäre. Aber sag mir doch, was haben dir die Leute z'wider dienet (getan), daß du sie so auf dem Strich hast und Kummer hast ihretwege? Öppe (eben) viel bin ich nicht dort, aber brave Leute scheinen sie mir und wo ich hinkomme, haben sie den Ruhm. Prozediert ihr etwa miteinander, öppe (etwa) wegen einem Testament?"

„Hör', Grit," sagte Anni, „wenn du einen Narr haben

---

*) Imaginäres Berner Geld, einen halben Gulden wert.

willst, so mach dir einen hölzernen, aber laß mich ruhig. Glaubst du, ich solle meinen, du wissest nicht, daß mein Christen auf den Kabisgrat zu deinem v—Eisi geht, das wissest du nicht, wo im ganzen Kanton kein Huhn ein Ei legt, was du nicht weißt. Sie locken ihn auf alle Weise; sie wissen, daß ich es nicht tun will; darum haben sie dich gesandt, um gut Wetter zu machen. Wieviel haben sie dir versprochen, wenn du die Sache könntest z'weg reise (zurechtbringen)?"

„Glaub es mir oder glaub's mir nicht, von der Sache habe ich gar nichts gewußt; ich wohne zu weit da weg und komme zu selten auf den Kabisgrat und in die Umgegend, als daß ich wissen sollte, wer zu jedem Mädchen geht, und geredet mit ihnen über solches habe ich erst nicht. Sie werden einem solchen alten Kratten (eigentlich Korb), wie ich bin, solche Sachen anvertrauen, ja wolle!" antwortete Grit. „Ich kenne sie weiter nicht, aber daß sie brave Leute seien, habe ich geglaubt, von wegen ich habe nie etwas anderes von ihnen gehört; und du hast mich ja gefragt, wo ich über Nacht gewesen, sonst wäre mir ja nicht einmal in Sinn gekommen, von den Leuten anzufangen."

„Gib ab (laß ab), Grit! Hörst, wir kennen einander zu lang und wissen, wenn Trumpf g'spielt wird. Selb b'richtet mich niemand, daß du nicht wissest, wie sie auf dem Kabisgrat auf dem Trocknen sitzen. Ja, vorzeiten sind das reiche Leute gewesen; aber 's Großtun hat ihnen die Auszehrung angehängt. Wenn die Buben von Hause gingen, so hat der Vater gesagt zu ihnen: ‚Buben, wehret euch brav und wenn es tausend Pfund kosten sollte, so macht es nichts.' So etwas braucht man wilden Buben nicht zweimal zu sagen, sie lassen es sich gesagt sein; sie schlugen, daß Fetzen davon fuhren, daß es manchmal nicht bloß tausend, sondern zweitausend Pfund kostete, Schmerzengeld und Kosten, die Hälfte der Söhne immer bannisiert (landesverwiesen) war und da ebenfalls ein Höllengeld verputzte. Nein, Grit! da wollte ich das Vermögen nicht mehr teuer (kaufen); das ist ein ausgedrückter Schwamm, es scheint

noch der gleiche Schwamm, aber es ist nichts mehr darin, wenn man genauer luegt."

„Ja," sagte Grit, „von den Buben habe ich wohl schon gehört, denn solche Sachen kommen weit herum, aber etwas Schlechtes ist das nicht; es heißt ja: das gäbe die brävsten Bauern, wo die tollsten Schläger gewesen. Aber von den Meitlene (Mädchen), da habe ich gar nichts gehört. Es ist möglich, daß sie nicht so reich werden, wie ich geglaubt, aber werchbar (arbeitsam) sind sie und b'sunderbar wohl verstehen sie alles; das ist am Ende für eine Bäurin doch die Hauptsache. Wenn man einen großen Kohlwagen von Dublonen hätte, was hilft's einem, wenn man ein Babi (einfältiges Ding) zur Frau hat, die vom Halben nichts versteht und das andere Halbe lätz (unrichtig) macht, keine Suppe, keine Rösti (Bratkartoffeln), nicht einmal einen Eiertätsch (Pfannkuchen) machen kann. Und werchbar sind die auf dem Kabisgrat, b'sunderbar anschlägig; von ihnen habe ich immer nur Gutes gehört, und daß sie solche Brüder haben, dessen vermögen sich doch die armen More (Tröpfe) von Meitlene nichts."

„Jetzt, Grit, schwyg, jetzt hab' ich's satt, schäm dich! Hast nicht ein besser Herz für mich, gönnst mir solche Menscher zu Söhniswybern (Schwiegertöchtern)! Wenn selb ist, so kann ich es auch machen ohne dich; öppe Schwamm hat man allenthalben."

„Nein aber, Anni, wird' mir nicht bös, bin wäger (wahrhaftig) aufrichtig wie ein ung'tauft Kind gegen dich, und im Himmel und auf Erden habe ich nichts Lieberes, wäger hab' ich nicht. Aber was ich nicht weiß, weiß ich nicht, und was ich nicht gehört habe, habe ich nicht gehört."

„Sei das wie es wolle, Grit! so schweig mir von den Menschern," sagte die Wirtin. „Wenn ich ein Söhniswyb kriegen sollte, das auf allen Tanzplätzen d's G'spött ist, hier betrunken war und wie eine Sau sich im Kote wälzte, dort den Buben im Schoße saß oder sie um den Hals nahm, ich drehte ihr den

ersten Tag den Hals um, und wenn ich's nicht vermöchte, so drehte ich mir selbst ihn ab."

„Nein aber," sagte Grit, „sövli (so viel) schlecht, und hab' ich das nicht gewußt! Aber bist du nit lätz (falsch) b'richtet, Anni? Man sagt gar vieles in der Welt, die Leute sind gar schlecht heutzutage." „Ja, Grit," sagte Anni, „selb ist wahr, und wer einem ein X für ein U machen kann, hat seine Freude dran, die besten Leute nicht ausgenommen; aber was ich weiß, ist wahr, selber gesehen hab' ich's nicht, aber Leute haben es mir gesagt, die nicht lügen, und selbst Christen hat nichts dawider gehabt, als ich es ihm vorgehalten, und der Lausbub hat keinen Abscheu an solchen Dirnen, das ist was mich am täubsten (zornigsten) macht." „Das ist das beste Zeichen," sagte Grit, „daß er nur den Narren mit ihnen treibt; darum hab' nicht Kummer, Ernst macht er nicht aus der Sache." „Das weißt du nicht, Grit," sagte die Wirtin, „solch dr Narretreiben hasse ich verflümert (verflucht), zuletzt muß doch der der Narr sein, welcher andere dafür halten will; wie oft auch der Fuchs der Falle entrinnt, zuletzt gibt (packt) es ihn doch, es ist keiner so schlau, er findet am Ende eine noch schlauere." „Weißt was, Anni," sagte Grit, „weis' ihn an eine andere hin im Ernst, so vergehen ihm die Flause mit Eisi auf dem Kabisgrat." „Weißt öppe eine anständige, ein braves Meitli wo Geld hat und eine Hausmutter gibt? Es sollte dein Schade nicht sein, Grit," sagte die Wirtin. „'S ist bös," sagte Grit, „es sind ihrer viele, die mannen möchten und wo man meinen sollte, wie gut man es mache, wenn man sie anstelle (anpreise), und hat man's getan, so kommt einem das Rechte erst in die Augen und man möchte sich die Finger abbeißen. Ung'fraget mische ich mich in solche Sachen niemals, aber schon manchmal habe ich gemeint, ich wolle auch nicht mehr B'scheid und Antwort geben, wenn man mich fragt. Wie gut man es meint, so sollte man doch immer alleine schuld sein, wenn's nicht gut geht, und dann kann man auch öppis Lätzes (Falsches) meine, hab's ja g'rad erst erfahren. Aber weil

du es bist, so will ich dir in Gott's Namen sagen, was mir gerade jetzt in Sinn gekommen ist, ich zweifle zwar, daß es viel abtragen wird."

„Anni, Anni!" schallte es um des Hauses Ecke. „Wirst wohl warten, bis ich komme," sagte unwillig die Wirtin. „Was ist dir in Sinn gekommen, Grit? Sag's geschwind." „Anni, Anni, komm doch recht (rasch), 's isch jemand da, sie wollen öppis z'esse," rief es. „Die können warten, werden wohl d'r Wyl (Muße) haben, und aus der Haut ist noch niemand gefahren, wenn nicht gleich da gestanden ist, woran sie gedacht haben." Da kam der Stimme nach ein rüstiges Mädchen und sagte: „D'r tusig Gott'swille (um tausend Gottes willen) komm! Es ist einer da, ich glaube es sei der Amtsschreiber, und noch einer ist bei ihm, e wüste aber grusam so e stolze und herrschelige (herrenmäßiger), vielleicht ist's gar der Landvogt, die wollen was essen und Zapfenwein, sie seien pressiert, sagen sie, komm doch recht auf der Stelle." „Ich wollte, sie wären an d's Tüfels Kilbi (Kirchweih)! Was ich doch das donnstigs (Donners-) Herrengeschmeiß hasse, wo nichts kann als befehle und gränne (sauer sehn) über alles, was man ihm aufstellt. Sie haben die Art, immer da zu sein, wo sie nicht sein sollen, und kommen immer, wenn es einem am unbequemsten ist, wenn man sonst alle Hände voll zu tun hat, die Donnstige! Aber sag' mir nur noch geschwind, Grit, wen meinst?" fragte die Wirtin, indem sie ihren breiten Schoß von Bohnen und Bohnenfaden säuberte.

„Guten Abend, Frau Wirtin, guten Abend!" kam es um die Ecke, „ich muß sehen, wo Ihr stecket; wir möchten etwas essen, ein Fischlein oder sonst etwas Gutes, wie man es bei Euch findet, aber wir sind pressiert, der Bruder von unserm Junker Landvogt ist bei mir, er ißt gern etwas Gutes.—Was lebet Ihr geng (immer), my liebi Frau Wirtin?" So sprach eine kleine säbelbeinige Figur, blatternarbicht und schwarzgelb im Gesicht und eine Schnupdrucke (Schnupftabaksdose) in der Hand. „So, so, Herr Amtsschreiber," sagte die Wirtin, „so wie wir es gewohnt

sind, es geht immer, wie es will, und nie wie wir wollen," und machte dazu ein Gesicht, wie wenn sie des Herrn Amtsschreibers Schnupfdrucke schlucken sollte. „Pardieu," sagte der Herr Amtsschreiber, „klaget nicht; wem die Fische in die Bähre (Reuse) laufen ungejagt wie Euch, soll nicht klagen. Wollte wohl gerne mit Euch tauschen." „Ihr vexieret, würdet Euch wohl noch besinnen, und von wegen den Fischen hat der Herr Amtsschreiber nicht zu klagen, die fettesten und größten jagt man in seine Bähre, und wenn schon hie und da ein Hürlig (junger Barsch) sich zu uns verirrt, so ist's ebe nur e Hürlig, e klyni Krot (kleine Kröte) und nur Grät statt Fleisch. Aber von wegen den Fischen, wie wollt Ihr sie? Gebacken oder an einer Sauce?" setzte die Wirtin rasch hinzu, um der Antwort auf ihren Hieb zuvorzukommen. „Beider Gattig (Art), Frau Wirtin," sagte der Amtsschreiber, indem er eine Prise nahm, „wenn Ihr nämlich schöne große Forellen habt und nicht nur Hürlig. Zuerst etwa ein halb Dutzend von den schönsten — habt Ihr pfündige? — an der Sauce und nachher eine Pfanne voll gebacken. Ihr macht sie ganz vortrefflich, man ißt sie nirgends so, nur waren sie das letztemal etwas zu wenig gebacken, ein bißchen röster (stärker geröstet) diesmal also; der Oberst ist ein Gourmand, und ich habe ihn expreß hieher geführt. Er hatte behauptet, wir essen hier wie die Schweine, ich habe ihm gesagt, ich wolle ihn an einen Ort führen, wo man etwas kriege, was er weder in Holland, noch in Frankreich gefunden, darum wendet an, Frau Wirtin. Und apropos! in die Fischsauce vergesset nicht ein gut Glas Wein, das Brot brav geröstet und brav Zwiebeln; so einer alten Kriegsgurgel muß man die Sache stark machen, denn die sind von starkem Leder. Und apropos! das letztemal haben die Fische noch geblutet bei den Köpfen, eine Idee zu wenig waren sie, gebt also etwas weniges zu, von wegen die großen muß man etwas länger über dem Feuer haben als die kleinen." „Wißt Ihr was, Herr Amtsschreiber," sagte die Wirtin, „kommt und kocht selbst, Ihr versteht das sicher viel besser als ich, Ihr könnt

es dann punktum machen, wie es Euch recht ist, nüt für ungut." „Potz, Frau Wirtin, potz, schon höhn (böse)! Ihr müßt mir das nicht für übel nehmen, es ist mir nicht wegen mir, und wenn ich nicht wüßte, wie Ihr eine vortreffliche Köchin wäret, so hätte ich den Oberst nicht hierher bringen dürfen. Aber eben wegen ihm möchte ich, daß alles perfekt wäre, daß er gar nichts auszusetzen fände, nicht ein Körnlein Salz zuviel, keins zu wenig. Es ist mir wegen der Ehre, daß er mir bekennen muß, man esse hier nicht wie die Schweine, sondern exquisit, Holland und Frankreich z'trotz. Und schicket uns doch zwei Flaschen 1795ger Lacôte, Ihr wißt wohl, von welchem ich meine, der Wein ist noch jung, aber er macht sich vortrefflich; zu dem Gebackenen dann schickt uns zwei Flaschen Neuenburger vom älteren, er ist besser zu gebackenen Fischen als der Lacôte. Es ist mir daran gelegen, daß der Oberst heute eingesteht, wie einseitig und ungerecht er gewesen. Nicht wahr, Frau Wirtin, Ihr helft mir dazu und wendet an, was möglich ist? Es ist wegen der Ehre!" Sch— auf die Ehre, dachte die Wirtin bei sich, sagte es aber nicht, sondern fragte: „Also nichts als Fische?" „Nein, gar nichts," sagte der Amtsschreiber, „möglich, daß dann später noch ein Stück guter Emmentaler nicht bös ist zu besserer Verdauung." „Uersi, bring mir das Schlüsseli zum Fischtrog und den Herren zwei Flaschen 1795ger." „Excusez, Frau Wirtin, wir wollen kommen und sehen, wie Ihr die Fische aus dem Troge nehmt, das ist immer eine Sache, die mich sehr interessiert, Ihr glaubt es nicht." — „Oberst," rief er zum Fenster hinein, „kommt zum Fischtrog, sie wollen die Fische herausnehmen!"

Der Wirtin Gesicht ward wie eine glühende Kugel. „Jetzt glaube ich bald auch, es sei kein Teufel mehr oder er sei afe (nachgerade) alte und nichts mehr nutz, sonst hätte er das Herreg'schmeiß genomme, ehe es hieher gegabelt (geschlendert)," brummte sie bei sich und schoß mit Schlüssel und Bährli (Fangnetz) fort, wie es ihr bei ihrer Dicke niemand zugetraut hätte.

Der Herr Oberst, eine steife Figur, aber glatt rasiert, wie

sie damals noch waren, und der Amtsschreiber vermochten ihr nicht nachzubeinlen (nachzueilen); schon war der Trog offen und das erste Opfer gefallen, als sie ihre Nasen in das Dunkel des hoffnungsreichen Troges stoßen konnten, in welchem die Wirtin wieder mit kundiger Hand ihr Bährchen (Fangnetz) spazieren ließ; ein schöner Fisch lag schon im größeren Teller, den Uersi nachgebracht hatte nebst einem kleinern Teller für die Backfische. „Das sind miserable Fische," sagte der Oberst, als die Wirtin das Bährli mit mehreren Fischen herauszog, vor sich hinlegte, während sie nach einer mächtigen Forelle griff und mit starkem Daumen ihr das Genick brach, „miserable Fische sind's. In Holland hat man sie ganz anders, zwei Schuh lang hat man sie und zwanzig Pfund schwer, solche miserable Kreaturen sieht niemand an. Das werden die fürs Backen sein." „Au contraire," sagte der Amtsschreiber, „das sind die für en sauce, Ihr glaubt nicht, was die für zartes Fleisch haben, Colonel, ganz anders als so zwanzigpfündige Klötze. Ich war auch in Holland und weiß, was das für grobes Fleisch ist bei solchen Fischen, es hat Faden wie bei uns das gröbste Stierenfleisch." — „Gerade das ist das beste," sagte der Oberst, „es scheint nur grob auf dem Teller, im Munde aber ist's fein und zart wie ein blanc-manger." — „Du tout, Colonel, probiert erst das Fleisch, dann werdet Ihr anders reden. Aber Frau Wirtin, ihr leset wirklich nicht gut aus," sagte der Amtsschreiber, dem es angst ward, „seht dort die zwei in jener Ecke, das sind zwei prächtige Stück, die nehmt, das sind wahrhaftig pfündige oder mehr." Aber kurios war's, die Wirtin konnte diese Prachtstücke nicht fangen. Sie fuhr wie wild im Troge herum, zog heraus, sagte: „Das wird ihn sein," brach einer stattlichen Forelle das Genick, ehe der Amtschreiber rufen konnte: „Wartet, wartet, das ist keiner von den zweien, dort sind sie ja noch!"

So ging es, während der Oberst über die Miserabilitäten schimpfte und erst Holland rühmte, dann Frankreich noch mehr, bis wirklich schon sechs Opfer auf dem Teller lagen und der

Amtsschreiber noch immer rief: „Da, da, Frau Wirtin, da sind sie noch die rechten, gebt mir doch die Bähre, es nimmt mich doch wunder, ob die nicht zu fangen seien.“ — „Aber, Herr Amtsschreiber, es sind schon sechs da,“ antwortete die Wirtin. — „Und wären es zwölfe, das ist jetzt gleich,“ sagte der Amtsschreiber, „gebt mir die Bähre,“ griff darauf und fuhr damit rasch ins Wasser, wild darin herum, aber von seinen zwei Fischen konnte er keinen fangen, sie fuhren herum wie Blitze, und Blitzen nachzufahren lernt man bekanntlich in Schreibstuben nicht. Der Herr Amtsschreiber kam in Gusel (Hitze), spritzte sich, achtete es nicht, da fiel ihm die Perücke ins Wasser, wie das zuging, konnte er nie begreifen, aber im Eifer wie er war, drückte er sie erst recht hinein, ehe er sie herausfischte mit dem Bährli. Der Colonel lachte nicht wenig und meinte, das sei wahr, weder in Holland noch in Frankreich sei ihm ein solcher Fisch vorgekommen; die Wirtin sah kichernd der Betrübnis zu, mit welcher der Amtsschreiber seine Perücke betrachtete, meinte aber, es gehe gerne so, wenn man Sachen machen wolle, die man nicht könne.

„Können oder nicht können!“ sagte der Amtsschreiber und griff aufs neue nach dem Bährli. „Nit, nit!“ sagte die Wirtin, „so geht man nicht mit den Fischen in einem Troge um, sonst hat man sie morgen alle tot. Seh, gebt mir das Bährli (Fangnetz), vielleicht gerät es mir jetzt.“ Und richtig, in einem Griff hatte die Wirtin der großen Fische einen gefangen, rief aber sogleich Uersi und sagte: „Nimm die aus, während ich die andern fürs Backen fange, sonst werden wir heute nicht fertig.“ „Aber, Frau Wirtin, und den andern?“ sagte der Amtsschreiber, „Ihr habt erst einen.“ „Sieben große Fische und ihrer zwei,“ sagte die Wirtin, „und dann noch zwei Dutzend gebackene darauf, es dünkt mich, Ihr könnet es machen. Habt Ihr dann nicht genug, so sind schnell noch andere z'weg, aber zuviel auf einmal trägt nichts ab.“ Und sie hatte ihren Willen, die Frau Wirtin trotz Amtsschreiber und Colonel, mit sieben Fischen mußten sie sich

begnügen. Sie waren aber auch gut, die Sauce kräftig und eben recht, daß der Colonel selbst sagen mußte, die seien recht passabel, er hätte es wirklich nicht geglaubt. Auch die gebackenen waren sehr gut, trotz dem Zorne der Wirtin, die mit jeder Minute zorniger ward, weil in jeder Minute ihre Neugierde wuchs, wen Grit meine, während sie dieselbe nicht befriedigen konnte, denn in der Küche ließen solche Verhandlungen sich nicht fortsetzen.

Je zorniger sie ward, desto besser gerieten die Fische, und je mehr die Wirtin über die donnstigs Freßhüng (Donnersfreßhunde) pülverte (loszog), desto besser lebten diese, bis endlich der Oberst sagte: „Ma foi, Amtsschreiber, ich mache Euch mein Kompliment, es ist wahrhaftig keine Kleinigkeit, ein solches Wirtshaus in der Nähe zu haben, ich habe wirklich, solange ich heim bin, noch nie so gut gelebt und auch der Wein läßt sich trinken, er ist vom besten.“ Der Amtsschreiber ward ganz glücklich. „Sag' doch der Wirtin, daß sie gleich herein komme!“ rief er dem aufwartenden Mädchen zu. „Ihr könnt,“ wandte er sich zum Oberst, „ihr es selbst sagen, wie gut Ihr Essen und Trinken findet, es wird sie freuen, sie nimmt das auf die Ehre, von wegen die Leute sind reich und wirten eigentlich mehr der Ehre als des Geldes wegen.“ (Man sieht, der Amtsschreiber verstand sich wahrscheinlich auf Kontrakte besser als auf die Wirtschaft.) Aber die Wirtin kam nicht, was das Mädchen für eine Antwort erhielt, sagte es nicht, sondern bloß, sie hätte zu tun und nicht wohl Zeit. Aber der Herr Amtsschreiber ließ sich nicht so abfertigen, und was ihm mit dem Fisch nicht gelang, versuchte er an der Wirtin, er ging in eigener Person in die Küche, um ihrer habhaft zu werden. Und wie sie sich sperrte, bald das Fürtuch, bald die Hände vorschützte, sie mußte in die Stube und war in einem Zorn, daß sie hätte verspritzen (platzen) mögen, und mußte ihn doch verwerchen (verarbeiten), denn an einem Amtsschreiber und an eines Landvogts Bruder den Zorn auszulassen, ist einer Wirtin nicht zu raten, und damals

war es noch weit gefährlicher als jetzt. Sie mußte sich sogar neben den Herrn Amtsschreiber setzen, mußte sich ein Glas Neuenburger einschenken lassen, mußte dem Colonel Bericht geben, woher sie den Neuenburger bezögen und wie sie die Fische fingen, mußte da sitzen und draußen saß Grit und wußte etwas, das die Wirtin noch nicht wußte und was sie zehntausendmal mehr interessierte, als was der Amtsschreiber und der Colonel zusammen zu sagen wußten oder was sie ihnen sagen mußte. Und gäb wie (wie auch) es sie an allen Haaren zog, mußte sie da sitzen, bis endlich der Colonel nach der Uerti fragte und von Aufbrechen sprach.

Leicht ward es ihr ums Herz, als sie die Uerti machen konnte, obgleich sie keine leichte machte; indessen die Herren waren glücklich, hatten einmal wohl gelebt, fanden sie sehr billig, gaben sogar sechs Kreuzer in die Küche und zogen nach freundlichem Abschied in glücklichem Bewußtsein von dannen, wie die guten Leute jetzt von ihnen reden und wegen der Ehre und der Freundlichkeit und den sechs Kreuzern ihres Lobes voll sein würden. „Ma foi, es ist nichts leichter, als mit diesen Leuten nachzukommen, aber man muß sie zu nehmen wissen, c'est la chose," sagte der Colonel. Hinter ihnen sagte die Wirtin: „Was ich doch froh bin, daß die beiden alten Stürmine (Schwätzer) endlich fort sind; mein Lebtag habe ich die Herren nirgends lieber gesehen als am Rücken. Wenn sie einem das Haus z'unteroben gekehrt und am Ende drei Kreuzer Trinkgeld gegeben, so meinen sie, was sie gemacht, auf den Knien sollte man ihnen dafür danken und sein Lebtag dankbar sein für die Ehre und die drei Kreuzer. Es ist gut, muß man sie nicht alle Tage haben, aber wohl, denen wollte ich das Kommen am Ende doch verleiden."

Tief unten war die Sonne, die Nacht war Meister geworden, doch schwarz war sie nicht, nicht graulich gespensterhaft, sondern sternenreich und voll ahnungsreichem Säuseln, doch das faßten die Leute, welche eben von einem langen Tische aufstanden, nicht, sie stolperten schläfrig hinaus und suchten,

ohne um Sterne und Säuseln sich zu kümmern, ihre Betten. Es war das Hausgesinde, welches diesmal ungewöhnlich lange aufs Essen hatte warten müssen, da das Feuer gerade zur Zeit, als das Essen gekocht werden sollte, den Fischgelüsten der beiden Herren dienen mußte. Als alle hinaus waren bis auf einen schlanken Burschen, der sich auf den Ofentritt legte, rief die Wirtin Grit herein. Grit hatte unterdessen vor dem Hause gesessen, hatte manches interessante Wort mit Vorübergehenden gewechselt und die Einladung der Magd, mit ihnen am Tische zu essen, wie es manchmal auf Geheiß der Wirtin geschah, ausgeschlagen. Es wolle warten, sagte es, bis sie fertig seien, bleibe dann noch etwas übrig, so nehme es dasselbe gerne, es wolle nicht sagen, daß es nicht hungrig sei. So ist es nämlich Sitte mit den sogenannten Übernächtlern, sie warten draußen auf die Reste, den Abhub der Tafel.

Grit war nicht dumm, es wartete gerne länger, bis die Wirtin es rief, kriegte es da vielleicht nicht bloß, was das Gesinde hatte, sondern etwas von der Herrschaft; Grit wußte, was mit Demut und Bescheidenheit, zu rechter Zeit vorgekehrt, zu gewinnen ist. Es wissen das noch mehr Leute als Grit, doch bei weitem die meisten verstehen sich nicht darauf. Grit hatte sich nicht verrechnet. Die Wirtin brachte noch ein Möcklein (Stücklein) Fleisch hervor aus dem Kuchischaft (Küchenschrank), selbst ein Fisch in der Sauce erschien; wie hungerig die Herren auch getan, alles hatten sie doch nicht bezwungen. „Aber nein," sagte Grit, „noch gar Fisch, du bist immer die beste, nein wahrhaftig! Fisch ist nicht für unserer Gattig (Art Leute), iß du ihn selbst." „Mag nicht," sagte die Wirtin, „frage dene Gräte nichts nach, Speck ist mir lieber. Aber sage du mir jetzt, an wen hast du gesinnet? Es hat mich fast versprengt vor G'wunder (Neugierde)." „He!" sagte Grit, „ich habe seither gesinnet, ich sollte es nicht sagen, denn es könnte vergebene Mühe geben, und wenn es auch geraten tät, es sind brave Leute, aber ein wenig wunderlich und altväterisch, und es ging' nicht

gut, so müßt' ich schuld sein und hätt' so beidweg schlechten Dank." „So red' doch, Grit, und mach mich nicht taub (zornig), es mag gehen, wie es will, dein Schade soll's nicht sein, und die Schuld wollen wir haben." „Ja, das ist wohl gut," sagte Grit, „aber vergiß nicht, was du gesagt hast, und sinn dann daran, wenn es Zeit ist, ich meine nicht dich, nein b'hütis, aber Leut' gibt's, die leugnen einem haarklein alles weg, und haben's vergessen, was sie einem bei den höchsten Namen versiegelt und vernagelt (unbedingt sicher hingestellt haben) haben." „Du wirst uns doch nicht zu solchen zählen," sagte die Wirtin. „Hast's ja gehört," sagte Grit, „wie manchmal muß ich dir es sagen, daß du meine beste Frau seiest?" „So red'," sagte die Wirtin, „oder ich werde taub (zornig)".

„He nun," sagte Grit, „wenn du's witt g'hebt haben (erzwingen willst), so hör': im Trubertal oben ist ein grusam reich Bauernort, die Sonnhalde heißt er, den Leuten sagt man der Kürze z'lieb nur d's Sunnebure. Dort sind drei Kinder, ein Sohn und zwei Töchter, die eine ist verheiratet, die andere noch ledig." „Von denen hab ich schon gehört," sagte die Wirtin. „Es ist mir lieb," sagte Grit, „so weißt du, daß ich dir nicht lüge. Das sind also grusam reiche Leute, der Bauer ist von sich selber reich, und von der Frau hat er, es weiß kein Mensch wieviel; wo sein Schwäher starb und sie zum Erben kamen, teilten sie das Geld mit dem Määß (Tonnenmaß). Jetzt soll jedes Kind wenigstens achtzigtausend Pfund bekommen, dem Tochtermann hat er zehntausend Pfund Ehesteuer gegeben, was noch nie erhört worden ist. Und dann ist's nicht, daß sie dem Vermögen nach Staat machen und nicht werchen (arbeiten), potz, die sind früh und spät, und keine Magd tut's ihnen gleich." „Gleich wie auf dem Kabisgrat," sagte die Wirtin. Es zuckte über Grits Gesicht, da es aber eben am Fisch war, sagte es kaltblütig: „'s wird sein, wenigstens haben sie den Ruhm, so weit man kommt, selbst gesehen habe ich es nicht. Aber d'Sach hat einen andern Hacken." „Deppe (etwa) ungesund", fragte die Wirtin, „oder

geraten sie gerne z'Narren in der Familie?" „Was denkst, Anni!" sagte Grit, „würde ich dir von einer reden, wo der Gattig (Art) z'schüche (scheuen) wär? Nein, aber es wollen viele Leute sagen, die, wo noch ledig sei, Stüdi (Christine) heißt sie, hätte im Sinn, ledig zu bleiben. Die einen sagen, sie hätte eine Liebschaft, es wisse aber niemand, mit wem; andere meinen, sie könne das Mannevolk nicht schmöcken (riechen) und hätte die Freude daran, alle zum Narren zu halten." „Warum glaubt man das?" fragte die Wirtin. „He denk'," sagte Grit, „schon vierundzwanzig Jahre alt, e sellige (solche) Reichtum und nüt z'schüche, und no ledig." „Es hat öppe niemand sich dürfen melden," sagte die Wirtin. „Was denkst, Anni," sagte Grit, „so blöd' sind unsere Buben nicht, sie haben's ja wie die Metzger, wo die was Feißes (Fettes) vernehmen, da haben ihrer ein Dutzend die Nasen im Stalle. Ganze Haufen haben sich herbei gemacht und an Samstagen abends war manchmal die Hofstatt so voll, daß die Bäume kaum mehr Platz hatten, und dann nicht etwa nur so Schachengeschmeiß (Proletarier) oder Geißenbauern (Ziegenbauern), die vornehmsten und reichsten machten sich herbei, aber einer wie der andere erhielt seine Abferggeten (Abfertigung)." „Also mit niemand hat sie sich angelassen?" „Wohl freilich," sagte Gritt, „das ist eben der Gugger (Kuckuck), daß man nicht weiß, wie es gemeint ist. Schon ein paar Mal glaubte man, die Sache sei richtig, und plötzlich war alles aus. Des Müllers Sohn zu Brastigen hatte eine Zeitlang den Fuß im Hafen, daß alles meinte, jetzt, jetzt lassen sie verkünden; alle Wochen war er oben, und wo was ging, hielt er sie z'Gast und ging mit ihr heim. Da gehen sie an den Signaumarkt (Markt zu S.), der Müllerssohn führte sie zum Mittagessen und ließ aufwarten, was der Tisch hat tragen mögen und von allem, Voressen und Braten, Turten (Torten) und Mandeln, kurz was in der Wirtschaft zu haben war, und lauter angemachten Wein (Gewürzwein) dazu. Darauf muß es getanzt sein, er befiehlt selbander. Du kannst denken, daß

das ihm zu Signau nicht anging, die Höchstetter und Konolfinger sind nicht mit Stroh ausgestopft, es gab Feuer, aber zweimal leerte er die Stube, wieviele Löcher im Kopfe hatten, weiß man nicht, aber sieben lagen in die Leistung (ärztliche Behandlung), die Ausmacheten (gütliche Entschädigung) soll mehr als zweitausend Pfund gekostet haben, aber damit war auch der Handel aus. Selb Nacht hat er noch mit Stüdi heim können, aber von da an hat es ihm nie mehr aufgetan, ihm nie Bescheid getan, er hat es ihm bringen mögen so oft er wollte, und doch war der ganze Handel nur Stüdi z'Lieb, denn sonst hat man nicht gehört, daß der Müller apart händelsüchtig sei. Gleich ist es d's Burensohn im Heuboden gegangen. Da hat man gemeint, es könne nicht fehlen, und gesagt hat man, ob's wahr ist, weiß ich nicht, die Hochzeitkleider seien schon bestellt gewesen. Er hat getan mit ihm wie ein Narr, hat ihm die Hände unter die Füße gelegt, ist mit ihm an alle Orte gefahren, wo es lustig ging, und kramet (geschenkt) hat er ihm, was ihm schön schien und Stüdi wohl anstand. Einmal fuhr er mit ihm ins Nütigenbad, und wo sie dort waren, kam ein Hausierer, der hatte schöne Sachen und strengte (lockte) die Leute an, daß sie kramen sollten. Mein Baurensohn, nicht faul, schlägt die Neutaler herum, daß es gestoben hat, kramet Stüdi, was Schöns gewesen, gäb wie es (wie es auch) abwehrt und sagt, es begehre es nicht und er solle denken, man fände die Neutaler nicht auf der Gasse aufzulesen. Wo die seien, seien noch mehr, sagte der Heubodensohn, es solle nicht Kummer haben, und wenn man zuviel aufeinander habe, so graueten (schimmelten) sie nur, und märtete (handelte) aufs neue um ein schön Halstuch, wie in sieben Kirchenmeinden keins zu finden gewesen wäre, und mehr als ein Dutzend Mädchen standen umher, das Wasser lief in ihrem Munde zusammen, und jedes dachte: „O wenn doch der Heubodensohn mein wäre samt dem Halstuch!" Stüdi aber sagte: „Hör doch, kauf's nit, du machst eine grauene Sach" (Sache, die du bereuen wirst). Des Heuboden-Bauern Sohn aber lacht

und sagt: „Es hat mich noch nie etwas gereut; da, Krämer, hast Geld, und was z'viel ist, ist's Trinkgeld, b'halt's!" Und d's Halstuch ist seins gewesen, er hat es Stüdi gegeben, das hat es genommen und nichts mehr dazu gesagt; es ist mit ihm heimgefahren, aber der Handel ist aus gewesen. Stüdi tat ihm nie mehr Bescheid, tat kein einzig Mal mehr ihm auf, gäb wie nötlich (dringend) er tat und sich hintersinnen (verrückt werden) wollte. Den Kram könne er zurückhaben, wenn er wolle, sagte es, aber seinetwegen brauche er ihm nicht mehr unter die Augen zu kommen. Seither hat es noch mancher probiert und jeder umsonst, so daß es den jungen Burschen erleidet und man anfängt, dies und jenes zu sagen. Ich für mich glaube nichts davon, aber was dem Meitschi im Kopfe steckt, weiß ich doch nicht, allweg ein wenig wunderlich wird es sein, selb zweifle ich nicht daran."

Die Wirtin fragte, was bei solchen Umständen zu fragen ist, nach Nachbarschaft, Lebensweise usw. Sie setzten zusammen, verglichen die Sachen untereinander, brachten aber nichts heraus, als daß das eine Sache sei und zwar eine kuriose. Die Wirtin erkannte, allweg müsse man da luegen (zusehen), und Grit erbot sich fernern Bericht einzuziehen und gelegentlich Annis Haus und Sohn zu rühmen und z'best z'reden, daß man wisse, daß es geredet (schon davon gesprochen sei) sei.

Als alles wohl abgeredet war, fragte Grit nach seinem Lager. Die Wirtin erhob sich ihm niederzuzünden (leuchten); im Vorbeigehen sahen sie Christen auf dem Ofen liegen. „Lue," sagte die Wirtin, „wie der aber da liegt und schnürfelt (schnarcht); wenn die Sterne vom Himmel fielen, er hörte es nicht. Das kommt von dem nächtlichen Herumfahren, vielleicht ist er gestern doch auf dem Kabisgrat gewesen und liegt mir jetzt da wie ein Stein. Seh," sagte die Wirtin, die sich in Zorn gesprochen hatte, „steh' auf und mach' dich ins Nest, dahin g'hörst und nicht auf den Ofen!" Diese Worte begleitete sie mit einigen wohlangebrachten Rippenstößen. Die kräftige Ermahnung verfehlte

ihre Wirkung nicht. Christen fuhr z'weg, dehnte sich und stieg brummend und gähnend seinem Gaden (Schlafkammer) zu. So wie von ungefähr ließ Christen im Laufe der Woche fallen, er hätte Mut am Samstag z'Alp zu gehen, er sei lange nicht auf den Bergen gewesen und es nehme ihn wunder, wie es ihrem Füllen gehe, das sie dicker Beine wegen z'Berg getan.

Christen, der Wirtin einziger Sohn, war nicht bloß ein hübscher, sondern auch ein schlauer, listiger Junge, kannte seine Mutter aus dem Grunde, und gäb wie diese über ihn brummte und balgete (schalt), machen mußte sie doch, was er wollte, aber sie merkte es nicht. Nun wußte er, daß die Mutter immer zuerst allem widersprach, was er sagte, immer alles abschlug, was er wünschte, jedoch am Ende immer einwilligte, ja sogar seine Wünsche in Befehle umschuf, wenn Zeit genug zwischen dem Lautwerden solcher Wünsche und ihrer Ausführung lag. Es hatte diese Eigenheit aber nicht bloß Christens Mutter, es besitzen dieselbe noch heutzutage viele Weiber, und vortrefflich fährt mit ihnen, wer dieselbe wie Christen berücksichtigt. Der sagte also, was er im Sinne hatte, beizeiten, so daß die Mutter Zeit hatte aufzubegehren und ihm abzuputzen (ihn herunterzumachen). Den folgenden Tag war er stumm wie ein Fisch, machte ein verdrießlich Gesicht; am dritten Tage fing die Mutter selbst von der Sache an, am vierten sagte sie: „Seh, Christen, du weißt, wie ich das Drehen und Dreißen (Säumen) hasse, seh, mach dich z'weg, mach daß du fortkommst, wenn man etwas will, so muß man kuraschiert daran hin."

Akkurat so ging es auch jetzt. Am Dienstag kanzelte die Wirtin ihn tüchtig ab über die Dummheit, jetzt z'Alp zu wollen, keinem vernünftigen Menschen fiele gerade jetzt so etwas Dummes ein. Am Donstag sagte sie, wenn er es zwingen wolle zu gehen, so solle er nicht vergessen Brot mitzunehmen, er wisse ja, wie das Füllen es so gerne habe. Am Freitag sagte sie, es nehme sie selbst wunder, wie es dem armen Tierchen gehe, es wäre sonst so ein schönes und verständiges; sie hätte schon lange daran

gedacht, es sollte jemand gehen und zusehen, aber sie habe gefürchtet, man lache sie aus. Christen solle aber früh fort in der Kühle, sie wolle selbst auf und ihm z'Morgen machen.

Am folgenden Morgen vor der Sonne war die Wirtin auf, weckte den Sohn, kochte das Frühstück und wartete ungeduldig dabei, bis er endlich kam. Als er kam, kam er nicht recht. „Er komme ja daher," sagte sie, „nicht viel besser als ein Knecht; warum er die neue B'kleidig (Anzug) nicht anhabe, die sie ihm zu Ostern habe machen lassen? So lasse sie ihn nicht gehen." Christen war allerdings nicht in vollem Staate, seine Kleidung war reinlich, aber nur von Halblein und abgetragen; bloß eine schwere silberne Uhrkette und ein mächtiger Schlagring von gleichem Metall am kleinen Finger deuteten an, daß wahrscheinlich auch Silber in der Tasche sei. Er wollte sich nicht anders anziehen, gäb wie (wie auch) die Mutter aufbegehrte, wie sie sich schämen müsse, wenn ihr Sohn im Lande herumlaufe fast wie ein Fötzel (Lump) und gar nicht besser als ein Taunerbub (Tagelöhnerssohn). Die andere Kleidung sei ihm zu warm, sagte er, und sie reue ihn, von wegen er wisse ja nicht, wo er über Nacht sein müsse, ob im Heu oder Stroh, und öppe (etwa) kennen da im obern Emmental werden ihn nicht viele Leute, und wo er herkomme, brauche er ja niemand auf die Nase zu binden.

Die Mutter mußte sich zufrieden geben und Christen ziehen lassen wie einen Taunerbub.

Der ging lustig und pfeifend vom Hause weg; mit mütterlichem Glanze in den Augen sah ihm die Mutter nach, sah wie einige hundert Schritte weiter Christen einem Knaben begegnete, sich bei ihm stellte und ihm eilig etwas gab. Der G'wunder (Neugierde) kam sie an, was das sei; sie wartete, rief dem Knaben, ließ sich das Gegebene zeigen: es war ein neuer schöner Batzen. „Was Tüfels hat der Bub im Sinn," sagte sie, „daß er für gut Glück einen Batzen gegeben?" Denn das sah sie alsbald, daß Christen des Knaben Begegnen für eine gute Vorbedeutung

bei einem bedeutenden Unternehmen nahm und dafür ihn belohnte. Sinnend ging sie ins Haus, und den ganzen Tag dachte sie nichts anders als: dä Tüfelsbub, was will er wohl? Die gute Mutter hatte es wie viele Mütter, sie hielt ihren Sohn für ein halbes Kind und ganz dumm ohne ihren Rat und Beistand, sie hätte ihm noch das Essen eingegeben, als ob er einjährig sei, wenn er es im geringsten gewünscht hätte; daß er ein durchtriebener Schalk sei und sehr selbständig, davon hatte sie nicht die mindeste Ahnung.

Das gute Kind, der Christen, hatte wohl gemerkt, daß seine Mutter mit Grit noch was Apartes wollte, er lag nicht umsonst auf dem Ofen, aber an Schlafen dachte er nicht. Er hörte der Mutter und Grit sehr gerne zu, aber aus ihren Reden nahm er, was ihn gut dünkte, und handelte gerne ohne weibliche Einmischung; er liebte die Souveränität. Auf dem Kabisgrat trieb er nur Spaß und nicht bloß mit Eisi, sondern so halb und halb auch mit seiner Mutter; er zog, wie ein schlauer Feldherr durch falsche Wachtfeuer den Gegner täuscht, der Mutter Blicke dorthin, um unbemerkt von ihr anderwärts um so sicherer zu manövrieren; denn weiben wollte er, das hatte er sich vorgenommen. Aber noch fischte er bloß so im allgemeinen, etwas besonderes hielt ihn nicht fest; darum hörte er Grits Reden gerne, sie erweiterten seinen Gesichtskreis und waren anschaulicher als mancher Anschauungsunterricht.

Wie nun Grit von Sonneburen Stüdi erzählte, dachte er gleich bei sich: da mußt du es auch probieren, und je schwerer Grit die Sache machte, desto leichter kam sie ihm vor, desto sicherer war er seiner Sache. Es ging ihm wie beim Rätselauflösen; manchmal zerbricht man sich Tage lang den Kopf und nichts errät man, und manchmal gibt der erste Blick den klarsten Aufschluß, man weiß nicht wie. Da er nicht gerne etwas an die Pfanne backen (anbrennen) ließ und, wie gesagt, fremde Einmischung nicht liebte, wie gerne er auf fremde Reden hörte, so stand alsobald sein Entschluß fest, aber die Mutter

sollte es nicht wissen, nicht angsten und kummern um ihn, darum schob er das Füllen vor und ging dem Meitschi (Mädchen) nach.

Es war ein schöner Sommermorgen, als Christen auf den verhängnisvollen Gang sich machte; das Bübchen, das ihm als erste Person begegnet war, hatte ihn seiner Sache gewiß gemacht, und lustig wandelte er seinen Weg. Er pressierte nicht, denn vor Abend wollte er an der Sonnhalde nicht eintreffen nach wohl überdachtem Plane, jedoch nicht wie bei Kiltbuben (Buben, die fenstern gehen) üblich, nach eingebrochener Nacht, sondern noch bei hellem Sonnenschein. Er wanderte daher bedächtig die Täler auf, besah sich alles wohl, und so ein Bauernsohn mit heiterm Auge und verständigem Sinn sieht gar viel, was keines Herrn Auge, ja was kein Weltweiser von der neuen Sorte sieht, und wenn er hundert Brillen übereinanderschnallen würde. Er freute sich des dunkeln, üppigen Emmentaler Grüns in Wiesen und Wäldern, ein Grün, wie man es sonst nirgends findet, des trotzig aufrechtstehenden Kornes, das seiner Reife entgegenging, ohne daß es ihm weder in die Hosen (Scheide) noch in die Blüte geregnet, der von Obst starrenden Bäume. Hier und da dachte er: Wenn ich da Bauer wäre, so müßte mir das anders sein, und jene Matte würde ich ebnen und diesen Bach tiefer legen und jene Wassergräben hätten des Räumens (Reinigens) übel nötig. Für jeden Begegnenden hatte er einen Gruß, und war's ein Mädchen, so entfloh ihm ein Witz und aus einem wurde in rascher Gegenrede ein Dutzend. Waren die Mädchen auf Kirschbäumen, so ward das Reden erst recht flott, und mehr als ein Mädchen verließ die Leiter und bot dem schmucken Burschen, wenn er auch nur daherkam wie ein Taunerbub (Tagelöhnerssohn), seinen Kratten (Korb) voll Kirschen zur Labung an und versuchte mit Worten und Blicken die wunderbare Kette zu flechten, die kein sterbliches Auge je gesehen, die aber so viele Sterbliche festgehalten, daß sie nicht mehr von der Stelle konnten und zeitlebens gebunden blieben in der Gewalt derer, welche die Kette

geflochten. Diesmal gelang es jedoch keiner, wie emsig und ängstlich sie flochten und fochten. Christen kam glücklich gegen Mittag auf Langnau, wo damals noch nicht so viele schöne Häuser waren wie jetzt, das jedoch immer ein respektierter Ort war, wo die Leute überaus ehrliche Gesichter hatten, dahinter aber nicht dumm waren, fast klug wie die Schlangen, ob wirklich auch ganz ohne Falsch wie die Tauben, das wird unser Herrgott wissen; der hat es aber auch zu wissen nötig, unsereiner soll nicht g'wundrig (neugierig) sein. Dort kehrte Christen ein und ließ es sich wohl sein, ließ sich nicht nur so um einen halben Batzen Suppe und für drei Kreuzer Fleisch aufstellen, sondern ein recht ordentliches Essen. Sie sollten ihm öppe geben, was sie hätten, sagte er, öppis Apparts begehre er nicht, aber er sei hungrig, und wenn man nicht recht gegessen, so sei man nur ein halber Mensch.

So eine Rede hört eine Wirtin gerne; sie klingt ihr ganz anders als eine, die ganz kurz lautet: Nur öppis Wenigs, für einen Batzen Fleisch öppe (etwa), Kraut begehre ich keins, davon haben wir daheim selbsten! — Ein Gast, der einer Wirtin manierlich ein ordentliches Essen bestellt, wird ihr auf der Stelle lieb; sie kriegt eine Zuneigung zu ihm, und wenn es sich irgend tun läßt, so sitzt sie bei ihm ab, fragt, woher? wohin? und gibt ihm Bericht, soweit sie kann. Damals hatte man noch keine gedruckten Konversationslexika, desto mehr lebendige; fast jede Wirtin war eins, und wenn auch nur einbändig, so war dieser eine Band gewöhnlich um so umfangreicher. So geschah es auch hier. Christen gab Bericht, die Wirtin ebenfalls; jedes vernahm, was es wollte, so daß sie in großer Zufriedenheit voneinander schieden, die Wirtin ihm ausdrücklich eindingete (zur Bedingung machte), wenn er hier durchkomme, so solle er ihr nicht vorbei, ohne einzukehren. „Du hast neuis (etwas) im Sinn, ich merke es dir wohl an, mach nur, daß es gerät, ich mag dir's gönne, nit grad Eim besser,“ sagte sie.

Christen hatte von Sonnebures bestätigen gehört, was Grit gesagt, daß sie brave Leute seien, gegen die Armen und

die Diensten b'sunderbar gut, wie nicht grad an einem Bauernorte besser, daneben aber sehr huslich und auf die alte Mode; auf dem heutigen hätten sie (gäben sie) nicht viel. Man könne noch einmal sehen, was das für einen Austrag (Ausgang) nehme, sagten sie, gut könne das nicht kommen; wie reich sie seien, wisse niemand, und wer bei Stüdi z'Platzg (einen Stein ins Brett be-) komme, der sei ein glücklicher Mensch und nicht nur wegem Geld, sondern auch wegen der Person, von wegen Stüdi sei es Mönsch, es hübschers sehe man nicht bald und dazu gutmütig gege de Tiere und gege de Lüte.

Herzhaft, aber bedächtig schritt Christen das Tal hinauf, das enger und enger ward, weil die Berge näherrückten, höher wurden, steiler ihre Wände, während vorlaut und immer lärmend die wilde Ilfis zu ihren Füßen rauschte. Halb oben in fruchtbaren Einschnitten oder Absätzen sah man zu beiden Seiten große Bauernhöfe, deren Besitzer in vielen Beziehungen ebenso stolz sind, als die Adeligen es waren, deren steinerne Schlößchen auf unfruchtbaren Felsenspitzen klebten. Etwas klopfte Christen doch das Herz, als er von weitem den Steg über den Fluß sah, bei welchem er rechts abbeugen mußte, um zur Sonnenhalde zu kommen, die am Fuße des Berges lag, vor sich und zur Rechten und zur Linken prächtiges Land und hinter sich prächtigen Wald, der aber damals einer Goldgrube glich, deren Besitzer sie wohl besaß, jedoch ohne sie auszubeuten, weil er ihren Wert nicht kannte.

Christen verlor aber den Mut nicht; er war schon gar manchmal dabei gewesen, wo Kaltblütigkeit not tat, wo man aushalten mußte, wenn man nicht zugrunde gehen wollte, die Hand nicht abziehen durfte, und allemal war er glücklich davongekommen, weil er immer den Mut festhielt und nie den Glauben verlor, daß ein guter Austrag (Ausgang) in seiner Hand liege. Wer im Winter mit vier raschen Rossen an eisigen Halden Holz schleift, mit schwerem Wagen oder Schlitten steile Hohlwege niederfährt, der lernt den Mut behalten.

Jenseits des Steges besah er sich die Gelegenheit: das Volk (Gesinde) arbeitete seitab, im Hause rauchte es; es war Vesperzeit, es war, wie er es haben wollte. Rasch bog er in den schmalen Weg ein, der zum Hause führte und voll Steine war und dem die Löcher nicht fehlten; man sah es ihm an, daß er nicht bloß Wagen trug, sondern auch Wasser führen mußte der wilden Ilfis zu, wenn es wetterte in den Bergen. Als er dem Hause zukam, erhob sich drüben beim Volk der Ringgi (Haushund), begann zu bellen in abgemessenen Tönen; er zeigte an, er sei da, und es möge geben, was es wolle, könne man auf ihn sich verlassen, und in würdevollem Schritt, aber mit aufgehobenem Schwanze näherte er sich dem Hause, so daß, als Christen an der Haus- oder Küchentüre klopfte, Ringgi an der obern Ecke des Hauses stand und zusah, was es geben solle.

Vom Herde weg kam eine rundliche Frau mit stattlichen Armen und behaglichem Gesicht und fragte: „Was hättest welle (wollen)?" „Hätt' neuis (etwas) mit dem Meitschi welle, wenn's daheim wär," antwortete Christen. „Es wird nicht weit sein," sagte die Frau; „komm herein, wenn d' neuis wotst (willt), hab' die Milch ob dem Feuer und kann nicht davon." — Christen ließ es sich nicht zweimal sagen, trat zu der Frau an den Herd und gab manierlichen Bescheid auf die Fragen: „Wem bist? Woher kunst?" Neben der Milch stand noch ein Hafen mit Kartoffeln über dem Feuer, in welchem das Wasser gewaltig brodelte und dicken Schaum trieb neben dem Deckel herauf. Wenn's erlaubt wäre, sagte Christen, so nähmte er einen Erdäpfel aus dem Hafen, er wär neue hungrig. „He," sagte die Frau, „ich wollte warte, du kannst mit uns essen. Es ist nicht, daß ich sie dir nicht gönne, aber sie werden noch nicht lind sein." Er wolle ihr Anerbieten mit Dank angenommen haben, sagte Christen, aber wenn sie nichts darwider habe, so nehme er doch afe (einstweilen) einen, das Tau sei ihm neue (irgendwo) von dem Magen; wenn man so lauf', so werde man neue hungrig, und all' Schritt einzukehren, sei ihm z'wider, b'sunderbar an einem

heiligen Werktag, an einem Märit (Markt) oder einer Musterung müsse öppe jeder machen, was der Brauch ist. „Aber die Mutter sagt immer, wenn ich fortgehe: ‚Bub, nimm Geld soviel als du willst, aber z'unnutz bruch's nit, und je mehr du heimbringst, dest lieber ist's mir.'" —

So redete Christen und nahm einen Erdäpfel aus dem Hafen, verbrannte sich die Finger halb, warf ihn von der einen Hand in die andere, und je nachdem es ihn brannte, lüpfte er bald das eine, bald das andere Bein, wie die Störche es machen auf dem Moose (Moor), schälte ihn mit zugespitzten Fingern und aß ihn unter schauerlichen Gebärden so heiß als möglich. Als er ihn glücklich hinunter hatte, sagte er, wenn es erlaubt wäre, er nähmte noch einen, er wäre ganz ernüchtert gewesen, es hätte ihm schon viel g'wohlet (wäre ihm schon viel besser). „Du kannst mich fry duren," sagte die Frau, „nimm doch soviel du magst; aber wir essen bald z'g'rechtem (regelrecht), und da nimm nit z'viel diesen Weg (jetzt), sie sind allweg noch nicht gut." Damit ging sie hinaus eine Strecke gegen den Acker hin, auf welchem das Volk arbeitete; unterdessen stellte der Ringgi (Hofhund) ungeheißen sich mit den vorderen Beinen auf die Küchenschwelle und sah schweigend zu, wie Christen seinen Erdäpfel von der einen Hand in die andere warf und mit den schauerlichsten Gebärden sich ans Essen machte. Christen war klug, verließ sich nicht auf das Fortgehen der Frau, um mit der Kartoffel zu machen, was ihm gelüstete, er wußte, daß die Wände Spälte haben, und daß man im eigenen Hause vor Verrätern selten sicher ist, geschweige denn in einem fremden.

Von ferne schon winkte die Mutter der Tochter; die kam, und auf freiem Felde, wo ringsum kein Horcher unbemerkt sich nahen, sich verbergen konnte, sagte die Mutter: „Stüdi, Stüdi, es ist einer da, der wird für dich sein, traue ich; er g'fallt mir b'sunderbar wohl, so ein Huslicher und Manierlicher ist noch keiner gekommen. Komm bald heim und mach' dich ein wenig z'weg (zurecht), ehe du dich zeigst." Stüdi sprang vor Freuden

weder die Wände auf (was ihm übrigens auf freiem Felde eine Kunst gewesen wäre), noch machte es die Spröde und tat zimpfer (zimperlich); es benahm sich kaltblütig wie eine, die gerne heiratet, wenn sie es gut machen kann, und dessen kein Hehl hat, es aber auch füglich lassen kann, sobald eben nichts Anständiges sich bietet. „Wie ist's einer, und woher kommt er?" fragte es. „Es ist e tolle (tüchtiger) brave Bursch, von den Brävsten einer, und ist Wirts-Sohn bei der Tanne; ich habe schon von ihnen gehört, brave Leute sollen es sein; der Vater ist gestorben, er ist einziger Sohn, und er ißt die Erdäpfel aus dem Hafen und kehrt an einem heiligen Werktage nicht gerne ein. Komm bald und lueg selber, aber wenn's jetzt nichts gibt, so traue ich fast, es wolle sich nicht schicken, daß du einen bekommst, der dir anständig ist." „Me chah luege (man kann sehen)," sagte Stüdi, ging wieder zum Volke zurück, arbeitete noch eine kleine Weile, sagte dann, es wolle vorab heim, noch Samstag machen, die Mutter balge (schelte), wenn man an einem Samstag nach dem Feierabend noch arbeite. „Du kannst mitkommen," sagte es dann zu einer Magd, die, wenn nicht seine Freundin, so doch seine Vertraute war, denn es war ihres Hausmanns Tochter, und sie waren miteinander unterwiesen worden.

Unterwegs sagte Stüdi zur Magd: „Schick dich mit der Sach und zähl nicht auf mich, es soll einer da sein, die Mutter hat neuis (etwas) davon gesagt." „He nun so dann," sagte die Magd, „aber nimm dich in acht, es gibt sie heutzutage gar schlimm, die Welt ist ase (jetzt) bös." „Häb nicht Kummer," sagte Stüdi, „ich kenne das Kraut neue ase (bereits), bi nimme hütig (von heute)." „He nun so dann," sagte die Magd, „aber vergiß nicht, daß schon oft der schlausten Katze eine Maus entronnen ist." „Allweg," sagte Stüdi, „aber geschehen tut es auch, daß, wer am nötlichsten (eiligsten) tut, ganz hinten abkommt." „Ja, ja," sagte die Magd, „z'mitts dure (durch) wär wohl am besten." — Somit ging Stüdi hinterm Haus durch zum Brunnen, die Magd dagegen zur hintern Türe hinein, stellte ihr Werk-

holz wie üblich im Gang ab und ging der Meisterfrau zu, ihre Befehle zu vernehmen. Christen meinte, es sei Stüdi, und trat einen Schritt vor zur Begrüßung. Da sagte die Bäurin: „Häb nit Müh, es ist numme d'Jumpfere (Magd).“ Christen hatte einen Spaß auf der Zunge, aber er fesselte ihn; er wußte wohl, daß Späße mit Jungfern zu Majestätsverbrechen werden in vielen Häusern. „He ja, ja,“ sagte er, „an Orten, wo es recht zugeht, alles werchet (arbeitet) und man doch keine Fötzeln (Lumpen) begehrt und die Leute recht hält, ist am Werchtag öppe (eben) kein großer Unterschied: es ist bei uns auch so, und wenn sich jemand verschießt (irrt), so hat es niemand ungern, wenn es schon etwas zu lachen gibt.“ „He ja,“ sagte die Bäurin, „öppe an rechten Orten geht es so, aber nicht allenthalben.“ „He ja,“ sagte Christen, „es wird bei euch sein wie bei uns, es gibt allenthalben zweier Gattig (Art Leute), aber wo am Werchtag alles in den Fötzeln ist und am Sonntag alles glitzeret und glänzt, ußefert (auswendig) alles in der Hoffart ist, und wenn man sich in Acht nimmt (aufpaßt), alles halbbatzig (wenig dauerhaft) ist und ungewaschene Rustig (Zeug), bis zu oberst an's Göller (Halsschmuck), daß kein Unterschied ist, am Sonntag nicht, am Werchtag nicht, da gruset es einem, man hält vorume (weicht aus).“ „Du visitierst d'Sach gut mit Schyn (anscheinend), Bürschli,“ sagte die Bäurin. „O,“ sagte Christen und machte ein schalkhaftes Gesicht, „viel hört man reden, wenn man sich achtet (aufpaßt), und junge Bursche haben öppe (eben) nicht immer die feinste Nase, alles riechen sie nicht, sie müssen es erst greifen. Da zeigt sich dann der Unterschied, wem es darab gruset, geht nebe ume (um), wer d'Art hat, scheut sich nicht und hat Freude daran.“

Die Antwort gefiel der Bäurin b'sunderbar wohl; das sei einer, dachte sie, der d'Sach schmöck (rieche), aber sie doch für das halte, was sie sei, und d'Nase abseits dreh'. Sie konnte gar nicht begreifen, wo Stüdi blieb, und wurde ungeduldig, hatte aber nicht Ursache dazu. Stüdi übertrieb es mit der Toi-

lette nicht: es war zum Brunnen gegangen, hatte Hände und Gesicht gewaschen, Hemd und Fürtuch waren rein und weiß, wie man sie zu tragen pflegt, wenn man aufs Feld vor der Leute Augen geht (wäre wohl gut, wenn man immer daran dächte, daß alles rein sein sollte, was vor Augen kommt, und nicht bloß vor der Menschen Augen, sondern auch vor die Augen, die dahin sehen, wohin noch keine Sonne geschienen, keines Menschen Auge je gedrungen ist). Mit den nassen Händen strich es sich nun die Haare zurück, was ganz geschwind sich machte, denn Schmachtlocken, wie die heutigen Meitschi (Mädchen) sie tragen, hatte es nicht. Die Schuhe zog es aus, klopfte die Erde aus, welche darin war, machte mit einem Knebel (Stecken) oberflächlich die ab, welche darum hing, schlüpfte wieder hinein, und fertig war Stüdi.

Unbefangen trat es in die Küche, ließ weder am Ringgi (Haushund) seine Verlegenheit aus, noch verbarg es sie hinter einem andern Gegenstande, sondern als Christen zur Mutter sagte: „So wird doch das das Rechte sein," und hinzusetzte: „Grüß Gott und einen guten Abend geb' dir Gott!" sagte es: „Grüß Gott dich wieder; schön warm hat es gemacht heute!" „Ja," sagte Christen, „das hab ich auch erfahren, besonders da unten das Loch herauf; bei uns oben zieht immer etwas der Wind, da unten aber war's wie in einem Käskessi (Käskessel), ich habe fast geglaubt, es müsse geschieden sein und ich müsse voneinander, der eine Teil wolle z'Käsmilch (Quark) werden, was der andere wolle, darüber kam ich noch nicht recht, etwas Wunderlichs allweg (jedenfalls), wie ich habe mögen merken." Das lächerte Mutter und Tochter, und die letztere sagte: „Öppe (eben) viel rar's wär's wohl nicht gewesen, wenn du bist wie die andern." „Ho," sagte Christen, „rühmen apart will ich mich nicht, es trägt nichts ab, d'Wahrheit muß immer an Tag, man mag es anstellen, wie man will, und sollte es hundert Jahre gehen. Aber etwas Schlechtes wird man kaum von mir vernehmen, und wenn ich auch vor meinem Herrgott

ein großer Sünder bin, so ist's doch nicht, daß ich meine, ich müsse alles mitmachen, was die andern machen. Einer hat seine Freude den Weg, der andere diesen Weg; mir gefällt es daheim am besten, wenn man im Frieden sein kann und alles gut geht, wie an einem Schnürchen."

Die Rede gefiel Mutter und Tochter b'sunderbar wohl, aber sie sagten nichts darauf. Die Mutter hieß die Tochter zum Essen rufen, dasselbe hineintragen, Christen hineingehen; er werde müde sein und froh, abzusitzen (sich setzen zu können), hier sei er ihr nur im Wege. Das wunderte Christen, daß er in die Stube, wo das Volk aß, gehen solle, aber es gefiel ihm; er hatte es sonst schon erlebt, daß man ihn in einem Hause sorgfältig verbarg in irgend einem Gemache, in welches kein Uneingeweihter den Fuß setzen durfte, und ihm das Essen heimlich zubrachte, wie einem Staatsgefangenen. Diese Öffentlichkeit gefiel ihm, nur hätte er gerne gewußt, war sie Haussitte oder ein Zeichen besondern Wohlgefallens, eine Aufnahme in des Hauses traulichen Kreis. Das sah er wohl, die Leute wiesen ihn nicht von der Hand; sie schienen ihn erheblich, näherer Untersuchung wert zu finden, nicht ungünstig für ihn gestimmt zu sein. Während Stüdi den Tisch z'weg machte, redete er ein vernünftiges Wort mit ihm, und als der Vater kam, hieß dieser ihn Gottwilchen (Gottwillkommen) und gab ihm die Hand.

Beim Essen tat Christen bescheiden, betete etwas länger als die andern, langte aber seltener in die Milch, redete wenig, machte sich dagegen tapfer an die Erdäpfel, und als das Brot umging, gab er es weiter, ohne abzuhauen. „Willst nicht Brot?" sagte Stüdi und reichte dasselbe ihm wieder. „Nehme nie, wenn wir Erdäpfel haben, Erdäpfel sind mir das Liebst'," antwortete er. Christen hatte aber Takt; da die Diensten mit am Tische saßen, so setzte er hinzu: „Die andern nehmen immer Brot daheim, derentwegen, weil ich keins nehme, meine ich nicht, die andern sollten es auch so machen, da läßt man ein jedes machen, wie es ihm beliebt. Wer recht werchen (arbeiten)

soll, muß auch recht zu essen haben, sagt die Mutter, und mir ist's auch so."

„He ja," sagte ein alter Knecht, „es wär so, aber an allen Orten ist's nicht so. Als ich hierher kam, war es mir ungewohnt genug, daß jedes Brot nehmen konnte, soviel als es wollte, denn ich war früher an einem Orte, wo wir nur halb genug zu essen hatten. Anken (Butter) und Schmutz (Schmalz) kamen nicht viel in ihre Pfannen, die Kellen (Rührlöffel) mochten das Kochen nicht ertragen, keine dauerte länger als acht Tage, sie wurden so dürr und spröd, daß sie brachen wie dürre Grasstengel. In der Suppe sah man selten ein Schnefeli (Schnittchen) Brot, mehr als ein Dutzend Schnittchen kamen selbst an einer Kindstaufe nicht hinein. Am Tage vorher, ehe ich fortging, da trieb ich ihnen es ein. Die Schuhmacher waren dazu noch da auf der Stör. Sobald wir gebetet hatten, nahm ich den Löffel, fuhr in der ganzen Schüssel herum wie wild; sowie ich ein Schnittchen Brot auf dem Löffel sah, nahm ich es geschwind, hielt es dem Nebenknecht dar und sagte: G'schwind, g'schwind, häb mr's (halt mir's), häb mr's, ich will hurtig noch ein anderes fangen, wenn's noch möglich ist. Es hat noch lang nachher alles g'lacht. Sie haben es öppe ungern genug gehabt." — Das war die Heldentat des alten Knechtes, die er zu erzählen liebte bei jedem Anlasse, und verübeln tat es ihm niemand, war es doch die einzige Heldentat, die ihm das Bewußtsein gab, daß er etwas sei und etwas könne. Christen sagte nicht viel dazu, er kannte den Boden, auf dem er stand, zu wenig, um sich vom Stamme weg weit hinaus auf die Äste zu lassen.

Lange aß man nicht, darum konnte man auch nicht viel schwatzen; wer viel schwatzte, kam zu kurz mit dem Essen, denn länger als die andern am Tisch zu sitzen, dessen schämten sich auch die, die sonst gerne viel schwatzten. Als wieder gebetet worden, alles aufstand und die Diensten zur Tür hinaus waren, sagte Christen, er hätte fragen wollen, ob er da über Nacht bleiben könne. „Sag' du, Hans," sagte die Frau. „Hab' aparti

nichts darwider," sagte Hans. „He nun, so sollt ihr Dank haben aufs allerhöchst und vergelt's Gott," sagte Christen.

Darauf ging Christen mit Hans in den Stall hinaus zum Examen, das gerne der Bauer die bestehen läßt, die zu Tochtermännern geraten möchten. Dieses Examen ist so leicht nicht, als man vielleicht wähnen möchte. Wohl gibt es auch da Sympathien und Antipathien, aber bei solchen Examen sind keine Halunken, welche die Sache karten (abkarten), für oder gegen, zum voraus, und ebensowenig Halunken, welche dem Examinanden die Antworten in Mund oder Feder legen. Was aber dieses Examen besonders schwer macht, ist die Kunst, alle Tiere recht zu würdigen, ohne die Eigenliebe des Besitzers zu verletzen, kein Roß zu hoch zu schätzen, aber ohne die Fehler, welche den Wert verringern, besonders hervorzuheben oder aufzudecken.

Das Ding ist nicht ganz leicht, aber Christen bestand gut, bestand auch am spätern Abend, als er mit der Familie allein in der Hinterstube bei einer Maß Wein saß, gut, redete verständig über seine Lage, ohne mit der Tür ins Haus zu fallen, sagte, wie seine Mutter alte und wie er ihr z'Lieb und z'Ehr heiraten möchte, aber nicht, daß sie es böser bekomme, sondern besser; sie hätte ihm, seit der Vater gestorben, b'sunderbar gut g'huset, und er möchte, daß sie in ihren alten Tagen recht gut hätte, d'Sach brauchen, wo sie gelüste, und d'Arbeit an jemand anders lassen. Er hätte schon manche haben können, aber die eine, so er möchte und wie er sie der Mutter wegen mangle, hätte er noch nicht gefunden; es sei neue afe (jetzt) bös mit der Religion und öppe (eben), was recht sei, sinne man nicht. Kurz, Christen kaufte sich ein, und sie kriegten ein b'sunderbar Vertrauen zu ihm; wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, er sei selbe Nacht bei Stüdi z'Kilt (fenstern) gewesen, und als er am nächsten Morgen fortging, wußte er, daß er sie am nächsten Langnauer Markt um die Mittagszeit beim Bären daselbst antreffen würde. Meine Alte wird luegen und Augen

machen, dachte er und konnte kaum ein Jauchzen bändigen, das man zu Berg und Tal gehört hätte; er bändigte es zwar weislich, aber es wollte ihm fast die Brust versprengen.

Er hinterließ ein gutes Andenken. „Wie gefällt dir der?" fragte am Morgen die Mutter. „Gut," sagte Stüdi, „es dünkt mich fast, ich möchte ihn, wenn er nur nicht wie die andern ist; ich glaube, ich plärete (heulte), was ich noch bei keinem getan." „Ja," sagte die Mutter, „erleidet bist du mir nicht, es geht niemanden übler als mir, wenn du mannest, aber wenn ich dir etwas zu raten habe, so nimm den, wenn d' einmal mannen willst. Der Reichst ist er nicht mit Schyn (anscheinend), aber Sachen genug habt ihr, und einer, der huset, hat geschwind noch einmal soviel, als einer, der d's halb reicher ist, aber nichts weiß als zu brauchen."

Die Mägde konnten sich nicht enthalten, ihn ebenfalls zu rühmen, öppe einen Hübschern und Töllern (stattlicheren) sehe man nicht bald, er wisse b'sunderbar styf (wohl) zu reden, tue nicht so wie ein Kalb, wenn es aus dem Hälsig (Halstau) sei, wie so mancher reiche Sohn tue, weil er meine, das gefalle den Leuten. Und hochmütig sei er nicht, mit einem jeden habe er geredet und die Zeit gewünscht; brav sei er daher gekommen, aber doch nicht so narrochtig (närrisch), wie es heutzutage der Brauch sei. Sie fanden alles an ihm rühmenswert, und jede war der Meinung, wenn sie je einen möchte, so wäre es der; es sei nur eins läz, daß es ihm nicht auch so sei.

Wenn alles einander hilft, so kann es nicht fehlen, und wenn alles blaset, so muß ein Feuerfunken zur Flamme werden, so ging es Stüdi. Es mochte den Langnauer Markt kaum erwarten, und doch ward ihm so angst dabei, daß es fast nicht ohne Weinen daran denken konnte. Wenn es wieder fehlen täte! mußte es immer denken.

Vom Fülli (Füllen) wußte Christen der Mutter nicht viel zu sagen, hingegen b'richtete er desto mehr von Küherfäuen, die er gesehen und wie die ihm gefallen, so schöne, glatte, lange,

auf kurzen Beinchen, aber mit geringelten Schwänzchen hätte er noch nie gesehen. O, wenn doch die Mutter die sehen könnte, wie würde die luegen, hätte er immer denken müssen. Sie seien noch zu klein gewesen, sonst, glaube er, er hätte sich unterstanden und zwei heimgebracht, ungefraget und ungeheißen. Sie hätten ihm aber gesagt, sie kämen damit auf den Langnauer Markt, und jetzt müsse die Mutter mit ihm dorthin, sie möge wollen oder nicht, die Schweinchen müsse sie sehen, und wenn sie sie sehe, so kaufe sie dieselben auch. So redete er alle Tage von diesen Schweinchen, daß die Mutter sagte, er solle doch aufhören mit dem G'stürm (Gerede), es erleide ihr (sei ihr zuwider), sie wisse gar nicht, wie das gegangen, daß ihm jetzt auf einmal nur Schweine im Kopfe seien, er hätte sich ja deren sonst gar nicht geachtet und sich ihrer nicht annehmen wollen. Sie müsse sagen, sie fange bald an zu glauben, es sei ein schön Küchermeitli (Tochter eines Kühers), das ihn ziehe, und nicht junge Säuli. Aber sie müsse sagen, deren eine begehrte sie nicht, vom Pflanzen verstünden die nichts, und wenn die nicht alle Tage frischen Anken (Butter) und süßen Zieger hätten, so lägen sie auf dem Rücken und meinten, es müsse gestorben sein. „Mira (meinetwegen)," sagte sie, „fahr, wenn du doch den Narren gefressen hast an deinen Küchersäulene, du weißt ja, daß ich nie d's Langnau z'Märit (Markt) gewesen; was würden doch die Leute lachen, wenn ich in meinen alten Tagen anfing, in der Welt herum zu fahren? Sie würden öppe ein Gelärm haben, es sei mir gegangen, wie es den Wittweibern sonst allen geht, d's Manne sei mich angekommen, und jetzt müsse ich auch noch den Märiten nach, d'r Narr z'mache."

Trotz diesem Reden, diesem Sträuben saß doch die Wirtin aufs Wägeli früh am Tag, als Langnauer Märit war; der Verdacht wegen der Küherstochter hatte sich bei ihr eingegraben. Dem Lumpenwerk wollte sie ein Ende machen und dem Lumpenmensch die Sache verleiden, dachte sie. Christen, der Schalk, hatte diesen Hebel rasch erkannt und nichts getan, ihn aus der

Mutter Gedanken zu entfernen, im Gegenteil, wenn sie über das Küjervolk pülverte (schimpfte), nahm er es in Schutz, behauptete immer, Schweine, wie d i e hätten, gebe es keine in der Welt, und wenn eine Frau sich auf die Schweine wohl verstünde, so sei es ein gewonnener Handel in einer Haushaltung.

Es war ein schöner Morgen im Heumonat, als Mutter und Sohn nach Langnau fuhren. Was doch so eine Wirtin, welche zugleich Bäurin ist und selten von Hause kommt, alles zu sehen und zu bewundern hat, wenn sie in dieser Jahreszeit durchs Land fährt! Freilich weder Tinten noch Gruppen, weder die Färbung noch der Vordergrund oder gar der Hintergrund fallen ihr auf, und doch nehmen ihre Ausrufungen kein Ende. „Nein aber, sieh mir aber doch den Kornacker, jede Ähre gleich hoch wie die andere, wie wenn man ihn mit der Schere geschoren hätte; nein, aber was das für ein Bohnenplätz ist, das müssen fremde Bohnen sein, wenn ich doch deren auch hätte; sieh doch dort die Flachsere (Leinpflanzung), noch keine Bluest (Blüte) und schon anderthalb Ellen hoch; schön's Werch (Hanf) ist dort, doch unsers ist dicker und eben so hoch; sieh doch dort das neue Haus, das ist afe (einmal) es brav's, müssen reiche Leute sein, kennst sie?" — So ging das fort in einem Zuge bis nach Langnau, wo ihr erst wieder die Schweine und das Täschli (Weibsperson), die Küherstochter, in Sinn kamen.

„Wo sind sie jetzt, deine Küjersäu," fragte sie, „es wird sich wohl der Mühe lohnen, ihretwegen einen Tag zu versäumen und noch Kosten zu haben, es weiß kein Mensch wieviel?"

„He, das wird sich zeigen, Mutter!" antwortete Christen. „Beim Bären wollen wir einstellen, denke ich, von dort wird es wohl nicht weit sein auf den Säumärit (Saumarkt)."

Es war ein böses Fahren bis zum Bären, der enge Weg vollgepfropft von Menschen, Vieh und Wagen, Christens Roß wild und ungeduldig, die Wirtin des Fahrens ungewohnt, ängstlich und alle Augenblicke einen Schrei oder wenigstens einen Seufzer lassend. Als sie endlich beim Bären glücklich

landeten, konnte es einem Schiffbrüchigen, der auf schmalem Brette auf den Meereswogen treibend endlich durch die Gnade Gottes ans feste Ufer getrieben wurde, nicht anders zumute sein, als es der Wirtin war. Recht wäre es ihnen geschehen, wenn sie Arme und Beine gebrochen hätten, so zu fahren sei Gott versucht; sei sie aber einmal glücklich wieder da weg, so bringe sie kein Mensch mehr an so einen Ort, und wenn ein Bauernhof davon abhinge, geschweige denn nur so ein paar Ketzere von (verdammte) Küherfäulene mit geringelten Schwänzchen, sagte sie. Sie fanden sich nicht einmal auf dem Säumärit, obgleich sie ihn zweimal auf- und abgingen, in alle Bütten ihre Augen warfen, alle Färech (Pferche) die Musterung passieren ließen. Mehr als einmal sagte Christen, er glaube, das seien sie. Sowie Christen das sagte, sah die Mutter nach dem Kühermädchen; wenn dann ein alter Schweinhändler oder Küher dabei stand, so wohlete es ihr und mit Begierde sah sie nach den geringelten Schwänzchen. „Aber, Christen," sagte sie dann, „was hast du auch gesehen, du verstehst dich doch auch hell nichts auf die Säu, ich schäme mich fast deiner. Sieh doch nur, was das für verrebelte (halb krepierte), verraxte (verkümmerte) Tierchen sind und eine schlechte Art haben. Gesprengt (genarrt) hast du mich, umsonst versäumen wir einen Tag und haben Kosten, ich hülfe (riete) gehen." „Mutter," sagte dann Christen, „die sind es nicht, wo ich gesehen, aber ich hulf noch besser sehen, oder vielleicht, daß sie dieselben unterdessen verkauft haben. Wenn wir sie nicht finden, so ist's mir recht fort, aber zuerst wollen wir doch noch etwas essen. Es wird dich auch wunder nehmen, wie sie aufwarten an einem andern Ort und was sie für Uertene (Zechen) machen." „Hast recht," sagte die Mutter, „es nimmt mich Wunder, wenn wir nur Platz finden." „Häb nit Kummer," sagte Christen, „am Ordinäri*), wo unser Gattig

*) Das aus sechs bis zehn Gerichten bestehende Mittagessen der wohlhabenden Bauern an Markttagen im Wirtshaus.

(Art) Leute hingehen, ist immer Platz; in den Gaststuben da würde es schwer sein, unterzukommen." „Mira (meinetwegen)," sagte die Mutter, „aber lang bleiben will ich nicht, und mit mir heim mußt du, ich dürfte nicht alleine fahren. Du kannst dich danach rangieren." „Das versteht sich öppe (freilich)," sagte Christen, dem es nun doch Angst zu machen begann, wie er die Bekanntschaft einleiten solle zwischen der Mutter und d's Sunnebure, und er wurde fast reuig, daß er die Mutter nicht eingeweiht in den Handel, sondern hinter ihrem Rücken manövriert hatte, wie sie hinter dem seinigen. Er wußte wohl, daß seine Manöver ihr nicht recht gewesen wären, und gerne vermied er, wenn's tunlich, den Widerspruch; das Ziel — das wußte er — war ihr erwünscht, und wie herrlich dann, wenn er unerwartet daran stand und sagen konnte: Lue (sieh) Mutter! und diese dann sagte: „Du donnstigs (Donners-)Bub du, du bist doch immer der nütnutzigste Kerli, ja wolle, was du bist!"

Es war daher Christen merklich nicht recht wohl, als sie dem Bären zugingen, und Operationsplan konnte er keinen entwerfen, denn er wußte nicht, wo er d's Sunnebure anträfe, ob sie nach ihm oder vor ihm kommen würden. Langsam ging er hinter der Mutter die Treppe auf, der großen Kammer zu, in welcher das Ordinäri serviert wurde. Brauch ist es, daß man bei solchen Gelegenheiten unter der Türe steht und rekognoszjiert, einigemal den Kopf hineinsteckt und wieder hinauszieht, ehe man hineingeht. So tat natürlich auch die Mutter, und über ihren Kopf weg sah Christen d's Sunneburen bereits drinnen und der Platz neben ihnen noch leer. „Wer ist das?" fragte die Wirtin, indem sie den Kopf zurückzog. „Weiß es nicht," sagte Christen, „aber es nimmt mich selbsten Wunder, mit dem Meitschi (Mädchen) habe ich schon getanzt, will doch fragen." Unbegreiflich schnell kam er mit dem Bescheid zurück, es seien d's Sunnebure da oben im Tal. „Donnstig (Donner)," sagte die Wirtin, „g'schwind hinein und sitz nebem Meitschi ab, mach nit Flause, g'hörst? Tu öppe wie's d'r Bruch ist."

Rasch die Wirtin voran, segelte der Sonnenbäurin zu, und mit dem Spruch: Es wird erlaubt sein? legte sie sich an ihrer Seite vor Anker. Christen aber ging Stüdi zu, sagte ganz unbefangen: „E grüß Gott, das ist schön, daß du auch da bist!" längte (reichte) ihm die Hand, dann Vater und Mutter ohne weitere Bemerkung und Andeutung der Bestellung; von so etwas redet man in keinem Wirtshause, auch nicht auf das leiseste. Die Wirtin wunderte sich, daß Christen Vater und Mutter die Hand gab, als ob er sie schon kenne. Mit dem könnte er warten, bis sie auseinander gingen, dachte sie, das sei nur zu nötlich (dringend) getan, sie könnten ja meinen, das sei ein angelegt Spiel von ihnen, und sie hätten ihnen abgepaßt, um neben sie zu kommen.

Daneben sonst führte Christen sich zu ihrer großen Verwunderung anfänglich sehr verständig auf, hatte keine Späße und redete, wie es einem hundertjährigen Bauer wohl angestanden wäre, über das Vieh, die Preise von allem und sonst diesem und jenem. Der Löhl (Pinsel), dachte sie aber, tut wie ein Großätti (Großvater) und weiß nicht, daß die Meitscheni einem nichts darauf halten, wenn man nicht mit ihnen d'r Narr macht; einschenken tut er ihm auch nicht. Dä donnstigs Lappi (Waschlappen), er war immer einer und wird sein Lebtag einer bleiben. Sie mischte sich nicht gern laut hinein, sie führte mit der Sonnenbäurin interessante Gespräche über ihre Haushaltungskünste und hätte recht kurze Zeit haben können, wenn der Lappi gegenüber nicht gewesen wäre. Sie blickte ihm, und als er das nicht merkte, suchte sie unter dem Tisch seine Füße, trappete (trat) ihn, und als das nichts half, stüpfte (stieß) sie ihn an die Beine; aber wie hart sie anwendete, Christen verzog keine Miene, änderte seine Weise nicht. Wär's möglich gewesen, die Wirtin wäre aus der Haut gefahren, die aber war währschaft (dauerhaft), und die Schranken des Anstandes sind auf dem Lande aus hartem Eichenholz gezimmert und halten ebenfalls fest; so wußte sich die Wirtin am Ende nicht mehr zu helfen,

als zu sagen, der Wein dünke sie nicht gut, sie glaube, er sei geschwefelt und keinen Tropfen der Gattig (Sorte) könne sie trinken, wenn sie am folgenden Tag nicht Kopfweh haben wolle zum Sterben, sie hülfe andern kommen zu lassen, öppe eine Halbe guten Roten. Ihm sei der Wein recht, sagte Christen, vom Schwefel merke er nichts, darneben wolle er ihr nichts befohlen haben, sie solle nur kommen heißen, wenn es sie gelüste, es sei ihm ganz recht.

Dä donnstiggs Lappi, dachte die Wirtin, und stüpfte ihn unwillkürlich ans Schienbein, daß Christen für gut fand, die Füße unter seinem Stuhl zurückzuziehen. Sie bestellte roten Wein, aber guten, vom rechten, befahl sie, und als sie ihn erhielt, versuchte sie ihn; es sei vom rechten, sagte sie, wie sie glaube. „Seh du," sagte sie zu Stüdi, „mach (trink) aus: ich möchte dir auch einschenken, es kommt afe (nachgerade) lustig, wenn die alten Weiber den Meitschene einschenken müssen, seh mach aus." Stüdi mußte sich einschenken lassen, sowie der Sonnenbauer und Bäurin, obgleich die letztere sagte, sie liebe den roten nicht apart, sonst hätte sie auch eine Halbe kommen lassen können. Als sie endlich auch Christen sagte: „Seh, häb dar (halt her)!" sagte er: „Dankeigist (hab Dank), Mutter, ich will bei dem bleiben, zahlen müssen wir ihn allweg, und ihn stehen lassen und andern trinken, wär' g'schändet (Verschwendung), und er dünkt mich nicht bös. „He nun," sagte die Wirtin, „wenn du ihn magst, so mag ich dir ihn wohl gönnen, mach wie du willst," und machte dazu Augen fast wie Pflugsräder. Stüdi gefiel das aber sehr wohl; es ward ihm leicht ums Herz; es tat recht freundlich mit Christen, der sich ganz gelassen gleich blieb, daß es die Wirtin fast auffsprengte. Hat denn der Lappi (Tropf) keine Augen mehr, dachte sie, wenn er nur die Hand ausstreckte, so hätte er das Meitschi, und hocket da wie ein Pfund Schnitz (Dörrgemüse).

Endlich sagte sie, es dünke sie, sie höre den Geiger, ob sie nicht einen miteinander haben wollten? „Mutter," sagte

Christen, „du hast gesagt, du wollest bald fort, und wenn man einmal mit Tanzen anfängt, so weißt wohl, man weiß nie, wann man fortkommt.“ Das war der Mutter zuviel, eines so einfältigen Sohnes schämte sie sich, sie konnte nicht mehr an sich halten; sie sagte: „Wirst dich fürchten? Daß du so e Leide (Schwächling) bist, e Höseler (Feigling), habe ich nicht gewußt.“ „Mutter,“ sagte Christen, „so einer fürchtet sich nicht,“ und damit nahm er Haselnüsse vom Teller und zerdrückte sie mit den Fingerspitzen, als ob es Erdbeeren wären. „Wenn du dich nicht fürchtest, warum gehst du denn nicht, kannst etwa nicht mehr tanzen, oder hast kein Geld für den Geiger, so will ich dir geben.“ „Mutter, aber Mutter,“ sagte Christen, „nehmt es nicht für ungut, ihr vergeßt, daß wir nicht daheim sind, und ob dem Meitschi eine Schlägerei so eines fremden Burschen wegen anständig ist, weiß ich nicht; mancher wär's recht, aber witzig dünkt's mich nicht, darneben mira (meinetwegen).“ Für kein Geld, sagte Stüdi, würde es gehen, es wüßte, wie ihre Bursche wären und was das (geben) könnte. „Schämst dich seiner?“ sagte die Wirtin. „Wüßt nicht warum,“ sagte Stüdi, „aber wenn's einem nicht anständig ist (paßt), was herauskommt, so muß man den Anfang nicht machen.“ „He, so geht zusammen auf den Markt, wenn du dich seiner nicht schämst, es gibt vielleicht etwas zu kramen (einzukaufen); geht miteinander,“ sagte die Wirtin, der es war, wenn Christen ihr nur ab (aus) den Augen käme mit seinem dummen Tun.

Dagegen hatte Christen nichts einzuwenden, und Stüdi verstand sich bald dazu, da seine Mutter sagte: „He gang (geh), aber komm bald wieder.“ Christen ging voran und wählte vorsichtig einen Weg, der nicht ins Gewühl führte, sondern an eine einsame Ecke, wo ein Wort im Vertrauen zu reden war. „Zürn doch recht nicht,“ sagte Christen, „von wegen der Mutter, sie ist grusam eine gute, aber sie sieht, wie bei uns die Mädchen tun, und meint, sie seien alle gleich. Ich habe es dir aber den ersten Augenblick angesehen, daß du nicht bist wie die andern,

und deretwegen bist mir gleich so lieb geworden. Deinetwegen reut mich kein Geld, aber es z'Unnutz ausgeben für nichts und wieder nichts und nicht wissen, ob du die Sache brauchen kannst und ob sie dich freut, das dünkt mich einfalt und dumm, und ich weiß nicht, ob du mir etwas darauf hättest (gäbest) oder nicht. Wenn's selb' wär, so sag's. Sieh, da habe ich eine doppelte Bernerduplone; damit du siehst, daß das Geld mich nicht reut, nimm sie; hast etwas nötig, so kauf's, sonst behalt sie, irgend wann wird sie wohl gut zu brauchen sein. Ein Ehepfand soll sie nicht sein, nimm sie nur, ich will deretwegen kein Recht; nur damit du siehst, daß mich deinetwegen das Geld nicht reut. Aber so die Neutaler herumzuwerfen, nur um sich groß zu machen, das ist eine Sünde, das menschelet nicht (ist nicht menschlich), das ist kalberochtig (kälbermäßig)." „Du hast recht," sagte Stüdi, „gerade so ist mir's auch." „So nimm sie," sagte Christen. „Eine schöne ist's," sagte Stüdi, „recht luege (anschauen) möchte ich sie gerne, und hier schickt es sich mir nicht, ich will sie mitnehmen; wenn du Langeweile danach kriegst, so komm und hole sie." „He nun," sagte Christen, „das ist guter Bescheid, und d's Blangen (Sehnsucht) wird mich bald ankommen, wenn du nichts darwider hast?" „Was wollte ich?" sagte Stüdi, „komm, wann du willst." „So syg's (sei's)," sagte Christen und bot Stüdi die Hand, und Stüdi legte die seine hinein und hatte die Augen voll Wasser. Habe ich den Rechten gefunden, dachte es, oder bin ich der Narr im Spiel? Als sie zu den Alten zurückkamen, die hinter einer neuen Halbe Rote saßen und kein schlecht Gefallen aneinander gefunden hatten, fragte die Wirtin: „Nun, wo ist der Kram? Möchte ihn auch sehen." „Haben nichts gefunden," sagte Christen, „das uns anständig gewesen wäre, was Lumps (lumpiges) habe ich nicht mögen, und was rechts war nicht da; ein andermal treff's öppe besser, haben wir gedacht." Der Wirtin Gesicht lief auf wie altes Leder in siedender Butter; es mußte brennen in ihr; endlich ließ sie einen tiefen Seufzer los und sagte bloß: „Ich hulf (riete) wir wollten fort;

gewöhnlich sind an diesem Abend Leute über Nacht bei uns, und wenn ich nicht daheim bin, so geht's nicht." Wie sie befehl', sagte Christen; wenn sie noch eine Halbe befehlen wolle, er hätte Durst bekommen, so wolle er unterdessen heißen anspannen. „Es wird d's best sein, wo du machen kannst," sagte die Mutter sehr verächtlich. Von der letzten Halbe, sagte die Wirtin, möge sie nicht, während dagegen Christen herzhaft und fröhlich trank, heiter Abschied nahm, während der Mutter die Wehmut zuvorderst war, daß sie fast nicht sagen konnte, es würde sie freuen, wenn sie zusprächen bei ihnen, wenn sie einmal dort vorbeikämen, und sie hätte recht Freude gehabt, sie anzutreffen, hätte schon viel von ihnen gehört, aber sie noch nicht gekannt. Und wenn sie etwa gefehlt, so sollten sie es nicht für ungut haben, sie seien gar grob gewöhnt, und b'sunderbar heute hätte Christen getan wie ein Kalli (Kalb), er wisse doch sonst so grob ane (oberflächlich), was der Brauch sei. In höflicher Gegenrede erwiderten die andern. Die Sonnenbäurin sagte, sie hätte b'sunderbar kurze Zyti ((Unterhaltung) gehabt, und Stüdi gab der Wirtin gar freundlich die Hand und sagte, wenn es öppe (etwa) gefehlt, so solle sie es nicht zürnen; expreß hätte es es nicht gemacht, es hätte es öppe (eben) nicht im Brauch, jemanden zu beleidigen, und sie dann gar nicht. Eine Dublone wollte sie geben, wenn sie auf freier Straße wäre, sagte die Wirtin, als sie aufs Wägeli stieg, und bis auf verschiedenen Wegen die Menge auseinandergelaufen, das Gedränge nachgelassen hatte, konnte sie nichts sagen, als: „Lue, lue (paß auf), häb Sorg, häb (halt) d'r tusig Gottswille nebe us (nebenaus)!"

Als es endlich ruhiger wurde auf dem Wege, sagte die Wirtin: „Was du mir für einen Verdruß gemacht hast! Wenn ich nicht krank werde, so werde ich es nie mehr, es hat mich fast zerreißen wollen! Da trohlet (kollert) dir das Glück um die Füße herum und du machst d'r Lappi (Tropf) und streckst kein Glied danach aus — kann man auch! Die Kabisgrattäsche (Dirnen) werden

dir im Kopf stecken, aber wohl! die will ich dir austreiben und sollte ich expreß Kapuziner müssen kommen lassen dafür."

„Mutter," sagte Christen, „zürn doch recht nicht, aber ich habe ein Bestelltes für nächsten Sonntag an der Sonnenhalde bei der Tochter, wenn du nichts darwider hast; das Meitschi hat mir erlaubt zu kommen." „'S ist nicht möglich," sagte die Wirtin, drehte sich um auf dem Sitze, daß er ganz über Ort (an die unrechte Stelle) kam, und schlug die Hände ineinander. „Wohl, wohl, Mutter!" sagte Christen; „und ich habe gute Hoffnung, öppe (eben) grusam habe ich nicht anhalten müssen." „Du bist doch d's g'felligst Tüpfi (der größte Glückspilz), wo auf Gottes Erdboden lebt," sagte die Wirtin. „Schenkst dem Meitschi nicht ein, tanzest nicht mit ihm, kramest ((schenkst) ihm nicht, machst nüt d'r Narr und z'letzt doch ein B'stelltes für den nächsten Sonntag, jetzt verstehe ich mich nicht mehr auf die Welt und auf die Meitscheni erst nicht; das ist doch zu meinen Zeiten anders gewesen!" „Nein, Mutter," sagte Christen, „das ist immer so gewesen, es ist mit den Mädchen gerade wie mit den Fischen, für jeden muß man was Apartes an der Angel haben: wo die Forelle beißt, da beißt die Barbe nicht, und wo die Barbe beißt, da sieht die Nase (Chondrostoma nasus) nicht eben ume (kümmert sich nicht drum) — und wo die Nase beißt, spaziert der Ahlet (Eltfisch, Döbel, Squalius cephalus) vorbei; und dazu muß man sich noch wohl achten der Jahreszeit: im Frühling will z. B. die Forelle zarte Würmer und Steinkärtel (Libellen), gegen Herbst verachtet sie dieses Zeug und will nichts als Heustüffel (Heuschrecken). Gerade so ists bei den Meitschene; sie beißen auch nicht alle ans gleiche, da muß man nun erfahren, was jedes liebt, und was für Zeit es ist, das ist die Kunst, und wer die kann, dem beißen alle."

Da lachte die Wirtin, daß sie den Husten kriegte und lange nicht sagen konnte: „Du bist e donnstigs Kerli (Donnerskerl), e Spitzbub bist. Aber was hast du dann dem dargehalten, daß es dir gebissen hat?" „Ja, lue, Mutter," sagte Christen, „das

kann ich dir noch nicht sagen; wenn einer etwas weiß und er plaudert es aus, ehe die Sache richtig ist, so ist's auch aus mit dem Glück. Darum laß mich machen, d'Sach kommt gut, ich will wetten mit dir." „Wetten will ich nicht," agte die Wirtin, „e Spitzbub bist, g'hörst? Ich sag's dir noch einmal. Aber es dünkt mich, der Mutter könntest du das doch sagen, ausbringen (ausplaudern) würde ich es dir doch nicht." „Darf nicht, Mutter," sagte Christen, „nicht einmal unserm Herrgott würde ich es sagen, wenn er es nicht schon wüßte. Ich weiß wohl, Mutter, expreß brächtet ihr mir es nicht aus, aber ung'sinnet (ohne daß man's merkt) entrinnt einem manchmal etwas, man merkt es nicht, bis es draußen ist. Und noch eins: Grit sage gar nichts von dem, was heute begegnet ist, das ist eine Klappertäsche (Klatschbase) und meint es immer mit denen am besten, bei denen sie zuletzt ist, die wäre imstande, die ganze Sach in Krebsgang zu bringen und einen Lärm zu machen, daß mir von allen Seiten z'böst geredet würde. Ihr wißt ja, wie es geht, wenn zwei zusammen wollen, da leert d'r Tüfel d'Höll' und schickt all' Tüfle us für z'lüge und z'verlümde (verleumden)."

Trotz ihrer Freude konnte die Mutter es fast nicht verwerchen (überwinden), daß Christen ohne ihre Hilfe zu einer Frau kommen solle. „Du wirst die Sache gewiß noch verkegeln, du wirst's erfahren, wie es dir geht, wenn dir niemand ratet," sagte sie, so oft sie dazu kommen konnte. „Und wie wolltest du das so gründlich kennen, was das Meitschi liebt, kennst's ja nicht?" „Häb nicht Kummer, Mutter," sagte Christen, „wo du und das Grit mich verhandelt haben, hat mich euer Reden geweckt, und da habe ich vernommen, was mir nötig war." „Spitzbub, was du bist! Aber es kommt dir doch nicht gut, zähl darauf," sagte die Mutter.

Aber der Mutter Wahrsagen erwahrete sich nicht (ward nicht Wahrheit); Christen ebnete immer mehr die Wege, blieb sich gleich, aß tapfer Erdäpfel und brachte es dahin, daß sie ihm versprachen, zu ihnen z'Dorf (zu Besuch) zu kommen auf d'G'schaui

(Brautschau), wie man bei solchen Anlässen zu sagen pflegt.

Als Christen der Mutter die Nachricht brachte, schlug sie die Hände über dem Kopfe zusammen und sagte: „Nein aber auch, keinem Menschen hätte ich es geglaubt, und wenn mir es der Pfarrer selbst gesagt hätte, daß du so etwas z'weg brächtest, aber e Spitzbub bist, g'hörst?"

Große Mühe hatte Christen, die Mutter zu verhindern, aus allen Kräften aufzuwarten und alle ihre Kunst zu einer Mahlzeit zusammenzuraffen. Öppe (eben) was üblich sei, solle sie geben, aber nichts Übertriebenes, so wie es in einem braven Bauernhause üblich sei, wenn Dorf komme, aber mehr nicht, die Wirtin solle sie nicht lassen hervorgucken, sonst komm's nicht gut, sie werfe ihm den Heuwagen noch vor der Einfahrt um. Sie solle ihm doch glauben, wenn er es ihnen nicht treffen könnte, so hätte er die Sache nicht bis dahin gewerchet (gebracht). Die Mutter widersprach ihm natürlich bis auf den Tag vorher, dann tat sie akkurat, wie er es angegeben hatte. Wirklich lief auch alles vortrefflich ab; d's Sunnebure waren mit allem ausnehmend zufrieden, mit der Aufwart (Aufnehmung) nicht nur, sondern hauptsächlich mit der Einsicht (-nahme). Alles war in vortrefflichem Stand, alles Werkzeug doppelt und dreifach vorhanden, Hülle und Fülle in Spycher und Kästen; da hatte man nicht nötig, alles zu Geld zu machen, um den Schulden zu begegnen; daß sie derselben keine hätten, weder Weinschulden, noch andere, bewies die Wirtin zum Überfluß noch schwarz auf weiß. Kurz, die Sache ward richtig gemacht und die Verkündigung bestellt. Lang z'warte trage nichts ab, ward im Rate der Weisen erkannt, wenn man das Geld für die Hochzeit nicht zu leihen brauche und man zu rechter Zeit öppe an ein Trößeli (trousseau) gedacht habe.

Und richtig, sie hatten recht. Was das für einen Lärm gab, als die Welt vernahm, daß die reiche Tochter an der Sonnhalde Braut sei, ein weggefangen Bröcklein, und d's Wirts Christen

bei der Tannen sei Hochzeiter! Da ward's, als ob man mit einem Stecken das Wüsteste alles in der ganzen Welt aufrühre, alle Neidlöcher, alle Lügenlöcher, alle Tüfelsüchtige (Besessene) in allen Herzlöchern der ganzen Welt. Wie Bremsen an ein Roß sich hängen, das durch den Wald läuft, so stob es der Sonnhalde zu, stob der Wirtin zu von allen Seiten, und jedes, das gestoben kam, machte ein bedenkliches Gesicht und sagte, es habe doch noch kommen und sagen wollen, was es vernommen, es sei vielleicht noch nicht zu spät, aber es dürfe es fast nicht sagen. Es ging später die Rede, Eisi aus dem Kabisgrat habe sich selbst auf die Beine gemacht, in Bettlerkleidern, und das Grüslichste (Grausigste) an der Sonnhalde von Christen gesagt, so daß, wenn alles wahr gewesen wäre, man ihn wenigstens siebenmal köpfen und dreimal hätte hängen müssen. Anfangs wollte es fast kleben in den Ohren und die Sonnenbäurin und die Wirtin wußten nicht recht, was sie glauben sollten, und dachten der Sache nach. Als es aber so arg wurde, daß man die Lügen mit Pelzhandschuhen greifen konnte, da wurden sie wieder kaltblütig und ließen die Sachen liegen, wo sie lagen, und putzten (schimpften) den Leuten tapfer ab; es gutete (wendete sich zum Guten) alsobald.

Zudem tat Christen klug, er war viel oben an der Sonnhalde, und wenn man ihn merkte, so kehrten die, welche kamen, um ihn herunterzumachen, alsobald den Spieß um und rühmten ihn, daß die Schwarten krachten, daß man hätte glauben sollen, seit Vater Abraham sei keiner seinesgleichen auf Erden gewesen. Zudem hatte er immer an den Diensten Fürsprecher, die nicht genug rühmen konnten, wie manierlich er sei, allen behilflich und das Arbeiten verstehe wie keiner Land auf Land ab.

So vermochte die Welt nichts, vermochte nichts als ein Zeichen zu tun, wie viel Schlechtes sei in den verborgenen Löchern, das nur zuzeiten ans Tageslicht komme, wie vieles Ungeziefer nur dann sich zeigt, wenn Unwetter im Anzuge ist.

Ungestört und still ging die Hochzeit vorbei, ein großes

Wesen, wie es damals wohl noch üblich war, das drei Tage dauerte und woran zwei- bis dreihundert Gäste teilnahmen, wollten sie nicht machen, Christen drang nicht darauf, und im Sinne von Sonnebures lag es nicht. Verwandtschaft und die jungen Bursche stellte man sonst zufrieden, und weiter hatte niemand danach zu fragen.

Nach Landessitte blieb die junge Frau noch ein paar Wochen bei ihren Eltern, dann führte sie Christen heim, und die Mutter übergab ihr alsobald Schlüssel und Kellen und trat die Meisterschaft ab.

Am folgenden Mittag brachte die junge Wirtin eigenhändig das Erdäpfelkörbchen auf den Tisch und sagte: „Lue (sieh) jetzt, ob ich es hier auch kann und es dir treffe; angewendet habe ich, was ich konnte!" Christen nahm lächelnd einen, griff dann aber nach andern Dingen und ließ die Erdäpfel beiseite. „Hab' ich es dir nicht getroffen?" sagte die junge Frau; „ich habe doch gewiß gemacht, was ich konnte. Lue, die sind gewiß gut," und so las sie ihm ein halbes Dutzend der größten Erdäpfel aus. Da lachte Christen merkbarer und sagte: „Häb nit Müh', du gut's Fraueli, meine Erdäpfel habe ich vor der Hochzeit gegessen; jetzt denk' ich sie ein wenig in Ruhe zu lassen." Da war's fast, als ob die junge Frau zur Salzsäule werden wolle. „Hest mi b'sch . . . . (betrogen), hest mi a'g'führt?" fragte sie ganz blaß. „Nein, lieb Fraueli, das hab' ich nicht, aber gemacht für (um) dich zu bekommen, was ich gut glaubte mit Ehren, das habe ich, und das ist erlaubt, denk ich. Mancher Mann tut groß vor der Hochzeit und ist nachher ein Gyzhund (Geizhals) oder er kommt um seine Sache, und seine Frau hat beidweg bös bei ihm. Ich tat klein und armütig (ärmlich), weil ihr das gerne sahet; jetzt wollen wir nicht groß tun, aber weder geizen noch über nichts kommen, sondern uns die Sache gönnen, wie wir es öppe können und vermögen, und du sollst es gut haben. Mit dem z'Unnutz brauchen will ich dich nicht ärgern, mit Geizen plagst du mich nicht; zur Sache wollen wir beide sehen, wie wir

es vor Gott verantworten können, aber öppe übertreiben selb nicht; wenn man jung so anfinge, wie käme es im Alter heraus, solche Sachen mehren mit den Jahren."

„Aber angeführt hast du mich, b'sch . . . . , wenn man es sagen dürfte," sagte Stüdi, jedoch nicht mehr mit so kläglichem Gesichte. „Wäger (wahrhaftig) nicht, Fraueli," sagte Christen, „wenn einer buhlet, so wendet er alles an, was er meint, daß gut sei, macht d'r Narr bis äne use (bis zum äußersten), und niemand nimmt es ihm übel, wenn er nachher aufhört, d's Gegenteil, die Leute würden öppe lachen, wenn er d'r Narr sein Lebtag machen wollte. So habe ich auch ein wenig d'r Narr gemacht mit den Erdäpfeln, aber dich nicht angeführt, b'hütis nein; häuslich bin ich auch, aber reich genug sind wir, daß ich nicht bloß Erdäpfel zu essen brauche, d'r Narr damit zu machen mein Leben lang. Verzeih mir's, reuig sollst nicht werden dessetwegen, im Gegenteil, wenn Gott uns gesund erhält noch dreißig Jahre, so dankst du mir dann vielleicht noch und lachest allemal, wenn du daran denkest, daß du gemeint, d'Erdäpfel seien d'Hauptsach und nichts zu brauchen das Wichtigst' auf der Welt."

Und also geschah es auch, es gab ein glückliches Ehepaar, das gesegnet lebte und dessen Andenken im Segen blieb.

Der Besuch auf dem Lande.

(„Elsässische Neujahrsblätter" 1847.)

Es dämmerte auf Erden, am Himmel schwand ein Sternlein nach dem andern; zu sumsen und zu surren begann es in einem langen und schönen Gebäude wie in einem Bienenstocke, der stoßen (schwärmen) will. Grüne Männer traten in den grauen weiten Hof, der vor dem Gebäude lag und durch ein Gitter nach außen verschlossen war. Es war kein schläferiges, langsames Kommen, einer nach dem anderen, wo keiner

begehrt der erste zu sein, jeder augenscheinlich die versäumte Minute für gewonnen zählt; es war ein rasches Rennen, wo jeder vor dem andern sein wollte; es wollten die grünen Männer auch nicht zum Exerzieren gehen, es war der Morgen, wo eine in Garnison gestandene Scharfschützen-Kompagnie nach Hause ziehen konnte. Geschäftig schossen die Unteroffiziere herum, hatten aber nicht viel zu tun, denn diesmal stund jeder recht und hatte alles in Ordnung. Fourier und Feldwebel schwitzten freilich, was aber auch ganz natürlich ist, wenn alles auf ihnen liegt, was andere beschicken sollten. Die Offiziere fanden sich ein nach und nach, selbst der Hauptmann kam diesmal beinahe zu rechter Zeit. Indessen war die Kompagnie bereits in Reihe.

Trompeter und Hornisten stunden an ihren Plätzen, hatten die Lippen genetzt und spitzten aufs Kommando. Als flüchtig der Hauptmann das Seine getan, zog er den Degen, kommandierte, und noch war das „Marsch" nicht ganz in der Luft, als das lustige Blasen ertönte, die Kompagnie lebendig ward, wie eine grüne Schlange aus dem Hofe, aus dem Gitter brach, ins Freie sich wand. Wie so munter die Trompeten schmettern, so lustig die Hörner blasen, die Füße so rasch sich heben, als ging's zum Tanze, wenn Schützen ins Weite ziehen, sei es zum blutigen Treffen, sei es zu fröhlichem Waffenspiel! Aber wie lustig müssen die Herzen schlagen, wenn zur friedlichen Heimkehr die Hörner blasen, zum fröhlichen Wiedersehen, wo Vater und Mutter in des Hauses Ecke stehen, den ganzen lieben langen Tag nach dem Sohne sich umsehen oder ein treues Weibchen emsig auf den Beinen ist, aufs beste alles beschickt (besorgt), zum Empfang des Vaters die Kinder schmückt, Kind um Kind ausschickt, wie Noah Vogel um Vogel, zum Ausguck nach dem Vater? Oder ein lieb Schätzchen aus allen Fenstern sieht, verstohlen, wie es meint, daß es niemand merken sollte, und lauter das Herz ihm pocht, wenn draußen es klopft, und immer mächtiger die Tränen in die Augen

schießen, wenn es nicht der Schütze ist, sondern ein anderer, und endlich die Tränen zum Weinen werden, wie einzelne Tropfen meist in Regen übergehen, wenn der Abend kömmt, aber kein Schütze?

Wie rasch muß der Marsch nicht sein, wie hoch müssen nicht die Herzen schlagen, wenn vor der Seele der Heimziehenden solche Bilder schweben, immer heller, immer lockender und näher die Heimat kommt, sichtbar die Hügel werden, an deren Fuß ihr Dörfchen liegt, die Wälder sich zeigen, an deren Rand ihr Häuschen steht, und wenn endlich „Auseinander, Marsch" der Hauptmann kommandiert; sollte es da nicht sein, als ob die müden Beine zu raschen Flügeln würden?

Doch warum nun im grünen Zuge düstere Gesichter, unsichere Schritte, dumpfe Flüche, wildes Tun? Ja frostig, schauerlich weht es durch manche Seele; es hat sich der Garnisonsrausch gesetzt, ein düsterer Nebel über schwarzem See. Der schwarze See ist das Gewissen, und wie über Seen Winde wehen, schauert es ebenfalls fröstelnd vom Gewissen her. Die Garnisonstage stehen auf gleich Toten aus den Gräbern, schwanken gespenstig vor der Seele, zeigen das Geld, welches man nicht mehr hat, auch Schulden, welche man gemacht, zeigen einen wüsten, dunkeln Keim, aus welchem, wie sie oft gehört, die Menschen wachsen sollen, welche ein Ende nehmen mit Schrecken. Dieser Keim kam ihnen ins Herz wie ein Splitter in die Hand, sie merkten es nicht, sehen es jetzt. Wo über des Gewissens schwarze Gewässer eisige Garnisonswinde wehten und namentlich zum ersten Male, da klangen die Hörner anders wie sonst, nicht wie ein fröhlich Rufen zum muntern Schwertertanz oder zu den Spielen der Liebe, sondern dumpfverhüllt wie Grabesgeläute, wie ein Rufen vor Gericht. Wem so die Hörner hornen (tönen), der kürzt den Schritt, kömmt vorwärts wie ein Schiff, welchem Wind und Wellen entgegenströmen, während andere das Sehnen der Liebe vorwärts zieht, zu raschem Gange sie beflügelt. Denn solche, welche nach Vater und Mutter verlangen, nach dem lieben

Weibchen sich sehnen, die bewahrte Treue zum Schätzchen treibt, die keine Schulden quälen, die den treuen Menschen unvergiftet heimbringen, gibt es gottlob! immer noch. Daher marschiert es sich so ungleich an solchen Morgen, daher ist so schwer, eine Kompagnie zusammenzuhalten. Während die einen den Sturmschritt anschlagen, stolpern die andern einher wie alte Karrgäule; indem die einen jede Rast verschmähen, bleiben die andern in jeder Kneipe sitzen.

Unter der ausziehenden Kompagnie repräsentierten ihrer zwei diese widerstrebenden Richtungen ganz absonderlich, und doch war keiner von ihnen in irgend einem der gedachten Fälle; es waren ein Unterleutnant und ein Korporal. Jakobli Esau hieß der erste, des großen Herrn Esaus Sohn; der andere war Sämeli genannt, war Sime Sämelis, eines reichen Bauern, Einziggeborner, hieß bei Hause Sime Sämelis Sämeli. Herr Esau und Sime Sämeli waren nicht weit voneinander aufgewachsen und wenn auch nicht befreundet, so doch wohl bekannt. — Aber während Sime Sämeli auf seinem Hofe blieb, war Herr Esau, welcher keinen Hof besaß, in die Stadt gezogen, glänzte dort durch seine Talente, hatte sich der jungen Aristokratie angereiht. So waren sie äußerlich auseinander gekommen, während sie übrigens auch innerlich durchaus verschieden waren. Sime Sämeli war eine feste Eiche: trotzig, steif, spröde, die im Sturme bricht, Esau eine Weide, welche das Sumpfland liebt, dann rasch aufschießt, doch nicht hoch, welcher aber Wind und Sturm nichts tun; denn bekanntlich geben Weiden nach und beugen sich links und rechts mit gleicher Leichtigkeit und gleich tief, eben je nachdem der Wind geht stärker oder schwächer. Indessen waren sie in etwelchem Verkehr geblieben, welcher an Leben gewann, als beider Söhne in der gleichen Kompagnie sich fanden, der eine als Leutnant, der andere als Korporal. Wären jedoch nicht die Schnüren und Epauletten gewesen, so hätte man ihr Verhältnis eher umgekehrt geglaubt, denn offenbar hatte Jakobli, Herrn Esaus Sohn, viel mehr Respekt

vor Sämeli, Sime Sämelis Sohn, als derselbe vor ihm. Das hatte aber seinen natürlichen Grund. Sime Sämelis Sämeli hatte einen Hof zu erben und viel Geld im Sack, Jakob nichts als ein mager Pöstlein, freilich Hoffnungen auf den Kredit des Vaters, aber was sind Hoffnungen, wenn man kein Geld hat und der Vater nicht viel? Zu diesem natürlichen Grund zum Respekt kam ein noch viel natürlicherer.

Sime Sämelis Sämeli hatte zwei Schwestern, welche hübsch sein sollten, jedenfalls reich wurden, und diese hatte der Jakobli, der Leutnant, im Auge und ästimierte einstweilen den Bruder um der Schwestern willen sehr. Eine gute Partie, das Wort hat Klang, wird einstweilen nicht aus der Mode kommen und besonders bei denen nicht, welche magere Pöstlein haben, lockern Kredit, daneben kein Geld, aber grausam viel Wünsche und Bedürfnisse, Sehnsuchten von allen Sorten.

Nun war es Herrn Esaus Jakobli gelungen, eine Einladung von Sime Sämelis Sohn zu bekommen. Sie war Sime Sämelis Sämeli nur entronnen, er wußte, wie lieb seine Mutter solche Besuche hatte und wie grob sein Vater jedem Herrn und namentlich einem neuen einbrockte, wenn er einen vor den Mund kriegte. Jakobli, Esaus Sohn, war dagegen ganz glücklich, er hoffte fast zweifelsohne auf reiche Eroberung. Er strebte daher ungeheuer vorwärts, machte rasende Fortschritte, während sein Korporal, wenn nicht an jedem Zaunstecken, so doch in jeder Kneipe hängen blieb, daß Jakobli fast irre an ihm geworden, ihn für einen Finsterling und Jesuiten gehalten hätte. Indessen half alles Hindern und Hemmen nichts, endlich kam man doch an den Ort, wo die Kompagnie entlassen werden mußte, jeder heimwandern konnte.

Züsiwyl, in dessen Nähe Simi Sämelis Hof stand, war von dort noch eine Stunde entfernt, und der Korporal hatte durch den Müller sagen lassen, daß man ihm dorthin das Fuhrwerk sende. Aber es war kein Fuhrwerk da, was einige Mißstimmung in die Gemüter brachte, besonders bei Jakobli, dem

Leutnant, der seine schönsten Stiefelchen (er hatte nämlich zwei ganze Paare) d. h. die engsten angerissen (angezogen) hatte. Sämeli brummte etwas von P lügen und wie das nicht zu versäumen sei. Persche! (natürlich) sagte Jakobli, akkurat wie viele Gelehrte es machen, wenn ihnen was vordemonstriert wird, an dem sie auch nicht das Düpflein (Tipflein) begreifen.

Züsitwyl lag nicht romantisch, die Landschaft war nicht belebt, die Gebirge sah man nicht, die Bäche murmelten nicht, plätscherten nicht; mißmutig, fast wie schwermütig, schlichen sie durch die Ebene, aber die Matten waren feucht, die Wälder schön, der Boden gut, der Landmann reich, der auf dem Boden saß. Es war eine wahre Seufzerstunde, welche der arme Leutnant durchhumpelte, und als endlich Sämeli sagte: „Seht dort in den Bäumen das Haus, das ist das unsere!" war es Jakobli wie einem Missetäter, dem die Spießruten geschenkt werden. Der arme Jakobli wußte nicht, was man angesichts des Ufers noch alles erleben kann. Das Haus war weder ein schönes noch ein neues. Das Strohdach lag wie eine altersgraue Nachthaube über demselben bis auf die Fenster herab. Neben demselben stand ein sogenannter Stock (Wohnhäuschen für Altenteiler) mit angebauten Schopf (Schuppen) und bildete mit dem Hause eine Art von Hof, in welchem gar mancherlei lag oder stand, beides wie es sich eben schickte. Seitwärts stand der mächtige Düngerhaufen mitten im Wasser, fast wie ein umflossenes Schloß. Vom Wasser wußte man aber nicht, war es eine simple Jauchepfütze, war es ein Teich oder gar eine Art von Badeanstalt, ein Schlammbad oder eine Gelegenheit, wo der Bauer und die Bäurin sich im Schwimmen übten. Jakobli vergaß fast, was er eben unter der Presse hatte, seine armen Füße, hielt scharfen Ausguck, ob an keiner Ecke ein Mädchen stehe oder eine schöne Jungfrau beim Brunnen, um dem Ankömmling und dem Kamel, welches er mit sich führte, den Durst zu löschen.

Aber keine Rebekka war zu sehen. Wohl war durstiges

Vieh beim sprudelnden Brunnen, aber es bedurfte keiner freundlichen Mittlerin, sondern soff selbst nach Herzenslust und machte es sich sonst behaglich, während drinnen der Melker mit frischem Stroh reinliche Lager bettete. Plötzlich entstand, man wußte nicht wie und woher und ergründete es nie, eine schöne Bewegung unter dem saufenden Vieh, die Kälber schlugen hinten aus, die Kühe stießen und sprangen, die Wehre (Schranke) fiel, lustig brach der Haufe ins Freie, bockend die Kälber, kühn hochauf Kopf und Schwanz die Kühe, rannten ohne Rücksichten durchs ungemähte Gras, in großer Not standen die Bohnen, um den Kabis (Kohl) hätte kein vernünftiger Mensch mehr einen Kreuzer gegeben. Eine einzige Kuh blieb kaltblütig am Brunnen stehn, schaute mitleidig in die Bewegung hinein; sie mochte früher wohl mitgemacht, aber den Ausgang zu klar erfahren haben, um ferner mitzumachen.

„Wehrer, wehret (haltet auf!)," ward gerufen, und plötzlich ward es lebendig ums Haus. Aus allen Löchern stürzte Mannschaft und Weibervolk. Zu stumpfen Besen griff das letztere und schrie so mörderlich als möglich, zu Stecken, Geißeln, Gabeln die Mannschaft und sandte grimmige Donnerwetter vor sich her, ehe sie sich stürzte ins Gemenge. Während die einen sich verstellten (die Wege versperrten), begannen die andern ein wild verwegen Jagen. Unter der Küchentüre stand die Bäurin, Frau Sime Sämelene, mit aufgehobenen Händen und kommandierte schrecklich die Völker: „Peter, der Kabis, der Kabis, wehr, wehr; Hans, du Gstabi (steifer Mensch), spring, siehst den Kleb (rote Kuh mit weißem Fleck auf der Stirn) beim Mohn; Mensch, Marei, du faul Tier, rühr dich, siehst die Bohnen nicht, du Blindschleiche, was du bist. Den Melker sollte man abschlagen (abprügeln) wie einen Hund, aber wart der nur, was zu Schanden geht, wird ihm am Lohn abgezogen." Der arme Melker sollte an einem Ereignis schuld sein, welches in der Reihe der Dinge und von wegen des entschiedenen Fortschritts zur Notwendigkeit geworden war! Ein schlank schön Mädchen hatte, wie eine

Henne zu den Küchlein, zu Blumenstöcken sich gestellt, ein anderes kleineres aber runderes hatte ein Kalb erhascht, nun zerrten sie aneinander, zweifelhaft, wer dem Zuge des anderen werde folgen müssen. Zwei Mägde rannten mit aufgehobenen Besen schrecklich herum, doch eigentlich mehr unter den Knechten als unter den Kühen. Der Melker repräsentierte die Besonnenheit, er sprang nicht, sondern stand (trat) bloß vor das Dach hinaus, rief: Ho, ho, sä, sä, streckte die Hand aus, gefüllt mit Salz, und wenn nicht Mägde in blindem Eifer dazwischen rannten, so kam hier eine Kuh, dort eine schnobernd und schnaubend heran, ob aus Liebe zum Melker, ob aus Liebe zum Salz, war sie sich kaum selbst bewußt, ließ sich aber, durch das Salz besänftigt, gelassen bei den Hörnern fassen und dem Stalle zuführen. Neben dem Stalle aber stand ein langer, hagerer Mann, eine weiße Kappe auf dem Kopfe, kurze Hosen an den Beinen, eine leichte Geißel in der Hand. Wie am Horn der Melker eine besänftigte Kuh brachte, maß ihr der Mann einige tüchtige Hiebe auf, Denkzettel für die Zukunft.

Die einen schossen zitternd und stolpernd in den Stall, verfraßen den Schmerz an der vollen Krippe, andere machten kehrt, rannten mit aufgehobenem Schweif einstweilen wieder ins Freie. Drinnen fluchte der Melker über die unzeitige Züchtigung, welche später im Stalle weit sicherer und nachdrücklicher anzubringen gewesen wäre; doch fluchte er bloß leise, denn der lange Geißelmann war Sime Sämeli selbst, und der verstand nicht Spaß, nicht Widerrede, weder von Kühen noch Knechten.

Sime Sämelis Sämi, des Vaters würdiger Sohn, hatte sich gleich anfangs kühn ins Getümmel gestürzt, Jakobli dagegen war verblüfft stehen geblieben. Glücklicherweise versperrte er damit einen Gang ins Freie, und wenn eine Kuh ihn anrannte, rief er mit aufgehobenen Armen: Tschu! Tschu! Indessen faßte er doch allgemach den Standpunkt der Dinge, begriff, was die Kühe wollten und nicht sollten, und als er einen

großen Schwarzkleb (schwarze Kuh mit weißem Fleck) gegen eine hinter dem Hause liegende Hanfpflanzung sich stürzen sah, stürzte er vor, begann mit dem Schwarzkleb einen Schnelllauf, wie mit dem armen Hektor der wilde Achill. Es glückte ihm, er gewann den Vorsprung, er rettete die Pflanzung. Als aber der Schwarzkleb sich überholt sah, wandte er sich rasch und rannte vor dem Hause durch, rannte auf die Blumenstöcke ein, welche das Mädchen hütete, riß einige nieder trotz des Mädchens Geschrei. Als Jakobli, der hinter dem Schwarzkleb herrannte, den Schaden sah, schwenkte er links ab hinter den Gartenzaun, er fühlte, die Vorstellung durch den Schwarzkleb unter solchen Umständen möchte nicht zu großer Empfehlung gereichen. Aber der arme Jakobli! Gesehen war er worden, das Unglück mit den Blumentöpfen geschah vor aller Augen, seine Heldentat am Hanf hatte niemand gesehen, er war keiner, den Zufall und Glück begünstigen und heben. Als Scharfschütze kannte er etwas von gedeckt Marschieren, vom Standpunkt, von Visieren und Observieren. Als er hinter der Ladenwand marschierte, dann observierte, sah er im Baumgarten ein Mädchen stehen, offenbar die andere Tochter des Hauses. Das Mädchen hatte ein Kalb um den Hals gefaßt, es gestellt, aber ab Platz (von der Stelle) konnte es dasselbe nicht bringen, ja es war zweifelhaft, ob nicht das Kalb mit dem Mädchen dahin fahren werde. Hier gingen Jakobli die herrlichsten Aussichten auf, kühne Taten konnte er tun, zwei Würfe mit einem Steine, ein Kalb meistern, ein Mädchen erobern. Er stürzte ins Feld gleich einem Helden vor Troja, er stürzte dem Kalb um den Hals, mit schönen Händen im Bunde wollte er siegen. Aber o weh! Züsi, so hieß das Mädchen, ließ los, warum wußte es wahrscheinlich selbsten nicht; das Kalb aber erschrak wie natürlich, tat einen Satz, kriegte die Freiheit, feierte sie alsbald in lustigen Sprüngen mit munterm Blöken. Mit großen Augen sah Jakobli ihm nach; zornig sagte das Mädchen: „Hast du es scheu gemacht, so fang es wieder.“ Jakobli

schoß dem Kalbe nach, kriegte es endlich beim Schwanz, endlich beim Ohr, endlich konnte er es stellen, aber den Tschako hatte er verloren, und was sie jetzt miteinander anfangen wollten, er und das Kalb, war zweifelhaft; einstweilen war Stillstand, beide verschnauften.

Rundum war es stille geworden, das sämtliche Vieh war gebunden in den alten Stricken und von hinten hielt Sime Sämeli ein scharf Hochgericht. Die andern stunden unterm Dache und waren begierig zu sehen, was Jakobli und das Kalb miteinander beginnen wollten. Wir zweifeln, daß Jakobli und dem Kalbe positive Zwecke klar wurden; es ward vielmehr eine einfache, gegenseitige Negation fühlbar; stieß Jakobli hier herum, sprang das Kalb dort herum, riß Jakobli vorwärts, drängte das Kalb nach hinten, sprang es nach vornen, riß es Jakobli am Schwanz zurück, und höchlich ergötzten sich darob die Zuschauer und ihr hell Gelächter trug nicht zur Einigung der widerstrebenden Kräfte bei. Endlich hörte man eine Stimme, welche zu Sime Sämelis Sämeli sagte: „Geh doch und hilf, ich mag das nicht mehr sehen." Endlich stieg der Korporal wieder nieder ins Feld, aber mit Bosheit. „Halte recht," sagte der dem Freund, und hieb dann das Kalb, daß es vorwärts schoß wie eine Kanone und mit dem Leutnant am Halse hinauf nach dem Hause und mitten unter die Leute fuhr, fast wie die Gergesener unter die Schweine. Droben fuhr der Haufe mit Gixen und Gaggeln (Kreischen und Lachen) auseinander, die Bäurin lachte, daß ihr der ganze Vorderteil auf und nieder ging wie die Schlägel in einer Ölstampfe. So fand sich Jakobli unerwartet vorgestellt und eingeführt durch ein Kalb und konnte sich nicht fassen. Er vergaß den Gruß von daheim an Herrn Sime Sämeli und Frau Sime Sämelene, vergaß die Anrede an des Hauses schöne Töchter, drehte das Schnäuzchen (Schnurrbärtchen) nicht, rieb die Hände nicht, folgte wie ein Schaf der Bäurin, welche ihn hineinkommen hieß und vorangehend ihn in die Hinterstube führte. Jakobli war sehr undankbar; der

lustige Kampf mit dem Kalbe und die rasche Einführung hatten ihm den unfreundlichen Empfang erspart, welcher ihm sonst zuteil geworden und welchen der Korporal mit gutem Grunde erforget hatte.

Wenn die Bäurin die übliche Gastfreundschaft auf einige Stunden nicht ungern übte, so haßte sie doch bitterlich längere Besuche, welche den Gang der Haushaltung störten, die Arbeit hinderten. „Sitz ab," sagte die Bäurin, „wirst müde sein und noch weiter wollen?" Da hatte endlich Jakobli Gelegenheit zu sagen, daß er Jakobli, Herrn Esaus Sohn sei, seine Grüße auszupacken und zu bemerken, daß er so frei gewesen sei, seines Freundes Einladung anzunehmen und ihn hierher zu begleiten, da er schon lange Verlangen gehabt, ihre geehrte Bekanntschaft zu machen. „So," sagte Sime Sämelis Frau, „so, aus der Stadt kommt Ihr und seid einer von Esaus, so! Hätte Euch nicht gekannt. Die Großmutter wohl, der habe ich viel abgekauft, sie war zuweilen da, als sie noch hausierte mit allerlei. Auch Euern Vater habe ich gekannt, ehe er zu einem vornehmen Herrn geraten ist. Er war viel hier, aber daß ich ihn gar gerne gesehen, kann ich nicht sagen. Es schien mir, sobald der herumlaufe, gebe es was Ungereimtes, an was sonst kein Mensch gedacht hätte. Ihr werdet also dableiben wollen? He nun so dann, so sitzet ab (setzt Euch) und nehmt vorlieb, und ist's Euch nicht gut genug, so stecket einen Stecken dazu."

Nach dieser Herzensergießung ging Frau Sime Sämelene ab, und Jakobli wälzte schwere Gedanken in seinem Gemüte. Daß er unwert kam und sich lächerlich gemacht, begriff er, und viel hätte er gegeben, vielleicht sein Schnäuzchen selbst, wenn er daheim gewesen wäre. Doch bald kam die Frau wieder mit Brot und Wein, brummend über ihre Töchter, von denen eine nicht zu finden sei, die andre aber nichts tue als lachen und mit keiner Lieb zu bewegen gewesen sei hineinzukommen. Es werde wegem Kalb sein, meinte die Bäurin, es hätte sie selbst fast lächern wollen, wie sie beide dahergekommen seien, daß

man gar nicht gewußt, wer von ihnen vier Beine habe und wer nur zwei. Jakobli hatte es soweit in der Diplomatik seines Vaters gebracht, daß er etwas vom Ablenken wußte, wenn was Unangenehmes zum Vorschein kam; er fragte daher, wo wohl sein Kamerad stecke, daß er nicht hineinkomme. „Ja," sagte die Bäurin, „wenn der heimkömmt, so geht der nicht in die Stube, sondern in den Stall; es nimmt ihn nicht wunder (er ist nicht neugierig), wie es in der Stube ist, aber wie es im Stall aussieht, das nimmt ihn wunder. Und wenn nicht alles gegangen, wie er gedacht, so begehrt er auf, wie wenn schon alles sein wäre. Daneben habe ich das nicht ungern, so muß einer sein, wenn er ein Bauer werden will. Auf denen, welchen alles gleichgültig ist und welche so mir nichts dir nichts, für nichts und wieder nichts in der Welt herumlaufen, halte ich nicht viel, ich muß es sagen. Ich denke eben daran, daß unser Schwein dreizehn Junge geworfen, welche er nicht gesehen, b'sunderbar schöne, mit Ohren gerade, wie die hoffärtigen Mädchen das Haar kämmen, was ihnen so schlecht steht, und mit schön gedrehten Schwänzchen, viel schöner als Euer Schnauz (Schnurrbart) gedreht ist. Die muß ich ihm zeigen, er wird große Freude daran haben; hat er die Runde gemacht, so wird er schon kommen. Trinkt unterdessen und habt nicht lange Weile."

Draußen fand sie ihren hoffnungsvollen Sohn, wo sie ihn suchte, zeigte ihm die Ferkel, freute sich, als er sie schön fand; dann sagte sie: „Jetzt kannst dich hineinmachen zu deinem Maulaffen, welchen du mitgebracht. Ich hätte geglaubt, du seiest klüger und brächtest nicht solch Zeug (solche Leute) mit, welches nichts taugt, als daß man die Zeit darob versäumet und zum Dank brav ausgeführt und verhöhnt wird. Für eine Nacht mag es angehen, aber mach, daß er morgen aus dem Wege kömmt, sonst räuchere ich ihn weg, daß er abfährt, als ob er fliegen könnte." „Das mach nicht, Mutter," sagte der Sohn, „sonst müßte ich es entgelten. Z'fresse werden wir ihm wohl haben und verbrüllet (verschrien) in der Stadt möchte ich nicht werden.

Daneben kam er mir dort kommod, sein Vater hat viel zur Sache zu sagen, und was es aus ihm gibt, kann man nicht wissen. Jetzt ist er freilich nicht viel anders als ein Maulaffe, daneben ziehn ihm schon viele Leute den Hut ab, und wie es geht, weiß man, es kommt nicht auf die Weisheit an, sondern darauf, wen unser Herrgott zum Narren will geraten lassen. Wem er das gebeizt (vorherbestimmt) hat, an dem läßt er die Leute den Narren fressen, bis er zum Narren wird, dann haben ihn die Leute wieder für das, was er ist." „Das ist gestürmt (Rederei)," sagte Frau Sime Sämelene, „beizt oder unbeizt, so halte ich die Leute für das, was ich will, und machst du nicht, daß er abweg (fort) kommt, so mache ich ihm Füße, darauf zähle, und jetzt mache dich hinein. Daneben wüßte ich nicht, warum du dich jemanden viel zu achten haben solltest; gibst du nicht einen Hudel (Lumpen) ab, so hast du ungschmeichelt zu essen dein Lebtag."

Sime Sämelis Sohn machte sich der Hinterstube zu und polterte mörderlich mit seinen schweren und wohlbeschlagenen Stiefeln über die hölzernen Dielen. Er fand seinen Freund nicht in der besten Stimmung; derselbe wußte nicht, sollte er verlegen sein oder wirklich erzürnt, und machte dazu gar kein holdselig Angesicht. Sime Sämelis Sohn nahm aber davon nicht Notiz, sondern einfach ein Glas und sagte: „G'sundheit." Das Gespräch war eben nicht belebt. Sämeli munterte zum Trinken auf, aber mit Gründen, welche eben nicht höflich waren. „Trink doch," sagte er z. B., „dein Handel mit dem Kalb soll dich dürstig gemacht haben. Wunder hätte es mich genommen, wer von euch zuletzt Meister geworden wäre, wenn nicht fremde Intervention, wie man in der Stadt sagt, gekommen wäre." Jakobli war empfindlich und setzte begreiflich solche Gespräche nicht mit großer Lebhaftigkeit fort. Dazu ging die Bäurin ab und zu, fortwährend über die Mädchen schimpfend, die sturm an der Leber (nicht recht bei Trost) wären, zu nichts zu gebrauchen und wenn das Lachen sie heute nicht versprenge (zum Platzen

bringe), so geschehe es nie mehr. Jakobli wußte nicht was sagen dazu; moderne Bildung, d. h. Unverschämtheit genug, um solchen Anfällen würdig zu begegnen, hatte er nicht.

Endlich dröhnte draußen ein fester Schritt, die Türe ging auf, es erschien des Hauses Majestät, Sime Sämeli in eigener Person. Sime Sämeli war kein schöner Mann, aber auf den ersten Blick sah man, daß er ein fester, stolzer Mann war, in seinen Adern rollte wahrhaft souveränes Blut. Was diese Souveränität beeinträchtigte, haßte er von Herzensgrund, daher auch niemand gründlicher als Bettler und Regierung, beide weil er ihnen eben was geben mußte. Sime Sämeli war von je in der Opposition gewesen, hatte für einen Patrioten gegolten, für liberal, und jetzt wird er wohl radikal geworden sein mit sittlichem Halt und entschiedener Gesinnung: d. h. einen Mann, der Widerspruch weniger ertrug und über abweichende Meinung zorniger ward als Sime Sämeli, gab es wohl kaum im Schweizerland. Mit jeder Regierungsveränderung hoffte er in den vollen Besitz seiner Souveränität zu gelangen, nichts zahlen zu müssen und alles tun zu können, was ihm wohlgefiel. Was auch eine Regierung tun mochte in seinem Sinne, sobald sie etwas von ihm forderte oder wollte, haßte er sie und begann sie zu verfolgen, und dessen hatte er kein Hehl, und wenn er einem Regierungsgliede so recht auspacken konnte, so war das sein größtes Labsal. Reichtum hielt er als das Höchste, aber Geizhals war er keiner. Er konnte mit großem Behagen für seinen Sohn, der einen andern halb tot geschlagen hatte, hundert Taler zahlen und dabei sagen: „Wo die sind, sind noch mehr, und wenn ein andermal einer dich wieder so anläuft (angreift), so prügle ihn noch viel mehr und wenn es das Doppelte kosten sollte." Er konnte den liederlichsten Prozeß wagen, um etwas zu zwingen und mit der größten Kaltblütigkeit tausend Gulden eigene Kosten und tausend Gulden dem Gegner zahlen und sagen, diesmal hätte er's verspielt, verflucht ungerecht zwar, aber es mache nichts. Das nächstemal wolle er dafür sorgen,

daß es anders gehe, er wisse jetzt, wo das Salben (Bestechen) am meisten nütze.

Er und seine Anne lebten in holder Eintracht, er war stolz auf sie, sie auf ihn; wie sie beide lebe niemand zwischen Himmel und Erde, glaubten sie, nebenbei verachteten sie jedermann, der nicht eben so viel Kühe und Pferde hatte als sie. Sie kümmerten sich um keines Menschen Gunst oder Ungunst, sie hatten niemanden nötig, darum legten sie eine grenzenlose Rücksichtslosigkeit an den Tag, und ob sie jemanden wohl oder wehe täten, war ihnen durchaus gleichgültig; die Worte, welche ihnen in den Mund kamen, sprachen sie aus, schliffen sie nicht, hobelten sie nicht, noch weniger schluckten sie dieselben hinunter.

Vor ihrem Sohne hatten sie eine Art von Respekt, er war ja ihr Abglanz, der Nachfolger in der Souveränität; dabei hielten sie auch die Mädchen wert, gehörten sie ja auch zu ihnen, und wissen sollte es jedermann, wo sie daheim seien. Zu heiraten war einstweilen ihr Lebenszweck, dessen weder Eltern noch Kinder Hehl hatten, aber gut, d. h. reich heiraten, das wollte man; für Zinse und Dienstenlöhne zu angsten und zu sorgen, seien sie nicht gewohnt, hieß es. Liebhaber hatten sich wohl schon gezeigt, aber der Mutter war keiner recht gewesen, solch Lumpenzeug kriegten sie in hundert Jahren noch, sagte sie. Die Mädchen schienen derselben Meinung zu sein, überhaupt hielten sie zu viel auf sich, um ängstlich auf Männer zu fahnden. Bei den ländlichen Festen ließen sie sich spärlich sehen, putzten sich nie auffallend heraus, taten nie, als ob an selbem Tage zum Heiraten das beste Zeichen (die geeignetste Zeit) sei. Den Narren zu machen mit Kleidern und Tun schämten sie sich, sagten sie, es werde ohnedies jedermann wissen, wo sie daheim seien und wer Sime Sämeli sei.

Züsi, die Jüngere, glich der Mutter innen und außen, galt für die hübschere, war draller und blühender und praktischer als Anne Bäbeli, die Schwester. Es sagte ganz offen, daß es reich heiraten wolle; so ein Schuldenbäuerlein sehe es

nicht mit dem Rücken an, daneben wolle es sehen, daß es kein böser sei; über das Geld wolle es können, wann es wolle, und Butter- und Eiergeld solle ihm keiner nachzählen. Solche Reden nahm Züseli niemand übel, sondern man sagte, wer's Glück habe, das zu bekommen, der sei glücklich. Anne Bäbeli war größer aber blasser, hatte ernstere Mienen und war schweigsamer als Züseli, galt daher für stolzer. Wenn es von Heiraten sprach, so sagte es immer, auf das Geld allein sehe es doch nicht, es müsse ihm einer auch gefallen, daß es ihm sei: der und kein anderer. Dann lachte die Mutter, Frau Sime Sämelene, und sagte: „Narr, was du bist, der und kein anderer ja wolle! Ist doch ein Möff (gefühlloser, beschränkter Mensch) wie der andere, haben alle die Nase mitten im Gesicht, aber nicht alle sind reich, und wer reich ist, der hat nach allem andern nichts zu fragen.“ Dann sagte Anne Bäbeli wohl: „Aber Mutter, was hilft Geld, wenn man zum Mann einen Unflat hat?“ Dann sagte die Mutter: „Mußt ja nicht meinen, daß du ihn fressen müßtest, wer Geld hat, kann was anderes anschaffen.“ Daneben war Anne Bäbeli weder sentimental noch sogenannt gebildet, es las kaum alle Jahre den Kalender bis hinten aus, aber singen konnte es schön. Wenn es sang: Herz, mys Herz, warum so traurig, oder: Hah amene Ort es Blümeli gseh, oder: Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten, so ward Anne Bäbelis Herz voll und schwer, seine Augen wurden dunkel, es wußte selbst nicht, wie ihm ward.

Sime Sämeli fragte begreiflich Gästen auch nichts nach, sobald sie den Haustrapp (die Hausordnung) störten. Unterstund sich ein Bettler bei einer Magd oder einem Tagelöhner stehen zu bleiben, so kriegte er Donnerwetter auf den Hals, wenn Sime Sämeli es sah. Ja, kam ihm der Pfarrer zur ungelegenen Zeit, so hieß er ihn weder ins Haus kommen noch sonstwo absitzen, sondern machte ihm bestmöglichst den Verstand (gab ihm zu verstehen), seinen Stab weiterzusetzen. Diesmal jedoch war es fast, als ob er Freude hätte an dem un-

erwarteten Gast. So war es auch. Es freute ihn einmal so recht vaterländisch auspacken zu können, was er von der Regierung halte, und zwar so, daß es ihnen zu Ohren käme, wie hundsschlecht Sime Sämeli mit ihnen zufrieden sei. Sobald die üblichen Zeremonien, Gruß und Anstoßen, vorüber waren, brach das Wetter los mit der Frage, ob es jetzt für dieses Jahr genug der Narr gemacht sei, oder ob es noch irgendwo ein Lager oder eine Musterung absetze. Des Dings sei er satt. Seit man einen Milizinspektor habe, plage man die Leute zum Teufel. Geld koste es, daß einem das Liegen weh tue, und für was, wisse er nicht. Nichtsnutzer kriege man allemal seine Leute wieder, und wo sie mit andern zusammenkämen, seien sie allemal die schlechtesten und müßten an Schwanz (ins Hintertreffen bei der Arbeit). Das ist eine Regierung, daß Gott erbarm. Hat man die Leute am nötigsten, so steht ein Lumpenhund an der Türe und brüllet, daß morgen um Acht die Auszüger vom siebenundsiebenzigsten Bataillon am Lanshaag*) seien, alles wohl in der Ordnung!

Das werde Herrn Sime Sämeli nicht Ernst sein, sagte Jakobli, der Leutnant. Sein Vater sage: Schulmeister und Soldaten seien die Hauptsache in der Welt, Schulmeister von wegen der Bildung und Soldaten von wegen der Sicherheit. Sein Vater halte auf beiden viel; er sage, ohne Bildung und ohne Sicherheit sei der Mensch gleich einem Vieh, und für beides solle der Staat sorgen, dafür eben sei man ein Republikaner und frei.

Er glaube es beim Hagel, sagte Sime Sämeli, sein Vater hätte viel auf der Sicherheit von Staats wegen, doch nicht wegem Geld, sondern wegem Leben. Wenn sie drinnen Geld hätten, welches ihnen gestohlen werden könnte, so würden sie mit den Schelmen anders verfahren und nicht die Bauern schinden, um die Diebe mit Taggeldern zu mästen von Staats wegen. Von wegen der Freiheit möge er nichts hören, es sei niemand frei als

*) Fingierter Ort, Haag = Zaun.

die Schulmeister; die könnten lehren, was sie wollten, und daß alle vor dem Gesetz gleich seien, sei eine Lüge: wer müsse Bodenzinse zahlen als der arme Bauer, Herren an der Staatskrippe zahlten nicht einen faulen Heller. Und wer die Armen erhalten müßte? Er wüßte große Herren, die keinem Bettler einen Kreuzer gäben, geschweige sonst was für die Armen, das Land müsse sie erhalten, ja selbst die Diebe müsse man jetzt erhalten. Könne man die Finger nicht weit genug auseinander machen, um da durchzusehen, oder nicht stark genug blinzen, sondern müsse einmal einen zur Seltenheit beim Schopf nehmen, so gränze man ihn in die Gemeinde ein und lasse ihn dieser zur Last und Qual. Zudem habe man Schelmen- und Bettlerfabriken in den neuen Wirtschaften, das Land müsse sie nicht bloß erhalten, sondern dem Staat noch Gebühren zahlen dafür, welche derselbe vermustere (mit Heerschauen durchbringe) oder mit Straßen verblizge (mit Straßenbau verschwende).

Straßen seien sehr nötig, nach Soldaten und Schulmeistern das Nötigste, sage sein Vater, sie seien die Adern des Landes, wandte Jakobli bescheiden ein.

Davon verstehe sein Vater nichts, sagte Sime Sämeli. Wider Straßen am rechten Ort habe er nichts, aber daß man allen Großräten (Mitgliedern des großen Rats) die Straßen über ihre Kirschbäume führe, damit sie die Leitern ersparen könnten, und alle Fingerbreit eine Heerstraße mache, selb sei über das Bohnenlied. Wenn das so fortgehe, so müsse ihm ein Gesetz gemacht sein, daß man die Erdäpfel für die armen Leute auf den Köpfen der Großräte pflanzen dürfe.

Verzeiht, sagte Jakobli, mein Vater sagt, manchmal müsse man B sagen, wenn man bereits A gesagt und die Sache nicht gehörig untersucht gewesen, und manchmal erkenne man etwas (ordne man etwas an), weil die Ingenieure gründlich rapportiert hätten, aber wie es sich hintendrein ergebe, wunderlich, sehr wunderlich, so daß man eigentlich nicht wisse, was sie im Auge gehabt, ob das Gestein oder das Metall.

Das wird nicht sein, sagte Sime Sämeli, für was hätte man sonst Ratsherrn? Für solche Erkenntnisse wären Ratsbabeni (von Babi, einfältiger Bub) lange gut genug.

„Verzeiht," sagte Jakobli, „an allen Orten könne man nicht sein, sagt mein Vater, und alles verstehen ebensowenig, dafür habe man Experte, und wenn die leider nicht zuverlässig seien, so könne man halt nichts dafür."

„Schlechte Meister haben schlechte Knechte, und wer regieren will, muß wissen, was und wie er befehlen soll, und geht's nicht gut, so nimmt man den Meister beim Kopf, wißt Ihr's!"

„Verzeiht," sagte Jakobli, „mein Vater meint, das sei unmöglich und daher nie so gewesen, und ginge es nicht gut, so sei das Land selbst schuld. Wer in einer hohen Stellung sei, könne weder alles wissen noch alles sehen. Darum sollten die Leute es anzeigen, wenn sie glaubten, es gehe etwas nicht recht, dann könnte man untersuchen lassen und Berichte einfordern. Das tue man aber nicht, sondern räsonniere nur hinterrücks. Wenn so angesehene Männer und liberale, wie Sie sind, kommen und sagen würden: Hochgeachtete Herren, so und so ist d'Sach, mit der größten Freude würde man entsprechen und eintreten."

„Daß man doch ein Narr wäre, ihre Spione zu machen, sie haben so weit zu uns als wir zu ihnen, und daß man da vor ihnen auf die Knie fällt, dafür sind sie noch lange nicht gut genug, und zuletzt würden sie doch dem Lumpenpack, welches ihnen die Füße abläuft, mehr glauben als rechten Leuten. Sie sind bezahlt, es selbst zu wissen, und wunder nimmt es mich nicht (ich bin nicht neugierig), wie sie den Bauch z'weg strecken und auf die Zehen stehen," so sprach Sime Sämeli.

Das sei wahrhaftig nicht der Fall, sprach Jakobli, es seien doch wirklich viele, welche sich alle Mühe gäben, alle Tage gemeiner zu werden. Wenigstens von seinem Vater könnte er es versichern, von Hochmut wisse er nichts, und seine größte Freude sei, seine alten Bekannten zu sehen.

„Es kann sein," sagte Sime Sämeli, „solange man bei ihm ist. Was er macht, wenn man fort ist, weiß ich nicht. Daneben wüßte ich apart nicht, warum er hochmütig sein sollte; freilich sagt man, der Hochmut sei der niederträchtigste Halunk, sintemalen er in den schlechtesten Hudel (Lumpen) hineinschlüpfe."

Das war starker Tubak. Jakobli wurde wirklich rot und wollte eben fragen, das werde doch nicht auf seinen Vater gestichelt sein sollen, als Frau Sime Sämelene hineinkam als wie ein großes Schiff, wenn stark der Wind geht. Man sah, es brannte ihr im Kopf und zwar stark. Sie war schrecklich böse über ihre Töchter, welche nicht in die Hinterstube wollten. Kichernd war Züseli davongelaufen. Anne Bäbeli hatte nicht viel gesagt, sondern sich in der Stille abseits gedrückt. Von der eigentlichen Ursache ihres Zornes sagte sie nichts, was anderes mußte herhalten, wie es in solchen Fällen üblich sein soll bei den Weibern und laut vertraulichen Mitteilungen auch bei Staatsmännern, wie denn überhaupt nach den allerneuesten Naturforschungen eine höchst auffallende, geschlechtliche Ähnlichkeit zwischen Staatsmännern und Weibern sich herausbilden soll. Vorerst schoß sie Teller und Gläser herum, daß es ihnen fast übel ward. Dann schimpfte sie über den Melker, welcher einen Schaden angerichtet, es wisse kein Mensch wie groß, dann über den Mann, daß er den Melker nicht gleich fortgejagt, endlich über den Sohn, daß er im Militär sei, den Soldatenteufel im Leibe habe, und wenn er nicht in Garnison gewesen, so wäre das alles nicht begegnet. Das hätte man davon, und wieviel Geld er verklopfet (durchgebracht), das wüßten sie nicht und würden es wahrscheinlich nicht vernehmen!

Sime Sämeli und seine Frau verstunden einander sehr gut, hatten es nicht wie viele Eheleute, welche einander die Worte auflesen, um sie sich gegenseitig an den Kopf zu werfen. Wenn eins von ihnen in Eifer kam, so ließ das andere dessen Worte liegen, wohin sie fielen, half ihm manchmal so-

gar, benutzte zuweilen auch ein Wort, um den Zorn auf einen andern Gegenstand zu leiten. „Ja, ja," sagte Sime Sämeli, „viel Geld kostet es. Doch das macht nichts, wenn man es hat, aber wenn man eine Arbeit vor hat und alle Hände voll zu tun, und es brüllet so ein Maulaffe einem zur Türe oder zum Fenster hinein: Morgen um Fünfe sollen die Auszüger am Laushaag stehen, mit gepacktem Habersack und Ober- und Untergewehr wohl geputzt; selb stellt einem das Haar auf vor Zorn."

Nun zogen die beiden souveränen Eheleute an einem Seil und so stark los über Ordnung und Regierung, daß es selbst dem Sohn wohl stark vorkam, so daß er sagte, es mache so heiß da innen, er hülfe (riete) hinausgehen und ein Zigarrli rauchen. Jakobli war das sehr recht. Er hatte viel von dem heimeligen Abendsitzen vor den Häusern gehört, da hoffte er Gelegenheit zu finden, Bildung und Manieren zu zeigen, die Bekanntschaft gehörig einzuleiten. Aber kaum saßen sie mit ihren Zigarrlene zweg (da), so kam Frau Sime Sämelene und sagte, selb sei ihr nicht anständig, sie hülfe die Garbenknebel (Gartenpflöcke) aus dem Maul tun. Sie hasse das Tubaken ohnehin wie die Pestilenz, daß man aber gar noch das Feuer so nackt und bloß unter einem Strohdache herum trage, selb leide sie nicht, solange sie noch was zu sagen habe. Wenn sie witzig (gescheit) wären, so gingen sie zu Bette, hübscher als dort könnten sie heute wohl nirgends sein. „Wo liegt er?" fragte Sime Sämelis Sohn. „Wo wollte er liegen als bei dir. In deiner Allmend (eigentlich Gemeindetrift) hätten ja drei Platz, nicht bloß zwei," antwortete Frau Sime Sämelene, welche der Meinung war, daß, was in einem Bette Platz hätte, man nicht in zwei tue; von wegen das Waschen kostete sie nicht Geld, aber Zeit.

Sime Sämelis Sohn hatte sein Bett im Stock, d. h. in dem kleinen Gebäude ohne Scheuerwerk (Scheunen und Stall), welches bei so viel bernerischen Bauernhäusern steht. Es hat eine eigene Bewandtnis mit dem Stock. Es wohnen nicht

ungerne Söhne und Töchter in demselben, nächtliche Ausgänge und nächtliche Besuche können dort von Knechten und Mägden, welche im Hause schlafen, nicht beaufsichtigt werden. Aber wird der Sohn zum Bauer, so zieht er aus dem Stock, siedelt sich ins Haus hinüber, um wachen zu können über das Haus. Der rechte Bauer hat, wie der Hase die Augen, die Ohren offen im Schlafe. Er hört des Hundes Gebell, hört, wenn die Pferde rumpeln im Stalle, hört, wenn es rumpelt in den Gaden (Schlafkammern), hört, wenn verdächtige Schritte schleichen ums Haus oder von einem Gaden ins andere Gaden. Hat der Bauer seine Jahre durchgewacht, ist Großvater geworden und über ihn ist gekommen mit der abnehmenden Kraft das Sehnen nach Ruhe, so zieht er aus dem Hause und siedelt wieder im Stocke sich an, nun aber nicht alleine, sondern mit seiner Alten, welche mit ihm Lieb und Leid getragen und mit ihm gehütet und gewacht, und manchmal hängt ein liebes Großkind sich an, welches den Schatz großelterlicher Liebe entdeckt und sich denselben anzueignen gewußt hat. Sie ziehen aber nicht hinüber, um ungestörter der Welt nachschleichen zu können, sondern um leise von der Welt sich zu lösen nach und nach, zu ruhen von den Mühen der Welt, sich vorzubereiten auf den letzten Umzug von hier ins kühle Grab, wo das Tor sich öffnet zum ewigen Licht. Ein solcher Stock ist also zuerst das Gehäuse, aus welchem man hinaus sich schleicht in die Welt, und in welches die Welt hineinschleicht mit ihrer Lust; es ist aber auch die letzte Herberge des müden Wanderers, in welcher Leib und Seele Abschied nehmen voneinander, der Leib, um zu Grabe zu gehen und zu schlafen, die Seele aber, um die dunkeln Wege zu gehen, welche dem sterblichen Auge verborgen sind. Wohl dem Hause, dessen Stock eine heilige Stätte ist, von welcher weg muntere Kinder unbefleckt sich stürzen in den Strudel der Welt, zu welcher sie zurückkehren mit reinem Gewissen nach treu vollbrachtem Tagewerk, um in Glauben und Hoffnung zu harren dem Rufe dessen, der die Gaben austeilt mit reicher Hand und

wiederum die Empfänger ladet zur Rechnung über die empfangenen Gaben.

An des Stockes Bedeutung dachte indessen unser Jakobli nicht, sondern daran, daß er mit Sime Sämelis Sohn in einem Bette schlafen müsse, während ihm aller Zusammenhang mit den Schwestern abgeschnitten ward, und was frug er dem Bruder nach, wenn es ihm nicht um die Schwestern gewesen wäre? Er folgte schweigend seinem Korporal, stellte sich ans Fenster und verarbeitete innerlich einen großen Zorn. Da war er nun, und was hatte er davon? Spott und Grobheit und die Aussicht, in schwerem Bette mit Sämeli zusammen eine höllenheiße Nacht zu verschwitzen. Vor ihm lag das Bauernhaus und kam ihm vor wie ein großer Misthaufen, auf welchem zwei Röslein blühen. Für sein Leben gerne hätte er gewußt, wo sie zu suchen und zu finden wären; vielleicht hätte er noch einen Ausfall gewagt, aber er mochte Sime Sämeli das Wort nicht gönnen, wie eine Beißzange klemmte ihm die Ärgernis die Lippen zusammen.

Derselbe nahm aber von Jakoblis tiefsinnigen Betrachtungen keine Notiz, kleidete sich rasch aus, warf sich ins Bett, streckte lang sich und sagte: G—u—t—e— den Rest verschlang bereits der Schlaf. Da nun niemand seiner sich achtete, von Pfeifen und Singen Sämeli gar keine Notiz nahm, so wußte Jakobli am Ende nichts besseres, als ebenfalls ins Bett zu kriechen; er hoffte, da seinem Zorn am reiflichsten nachdenken zu können. Als er sich dazu so bequem als möglich zurechtgelegt hatte, da kommandierte ein anderer. Wer draußen an der Türe gehorcht hätte, hätte glauben müssen, da innen täten zwei werdende Trompeter liegen, denen in den Schlaf hinein das Trompeten nachgekrochen sei, ohne jedoch zu honorigen Tönen kommen zu können. Wer aber am andern Morgen ungefähr um sieben Uhr ins Stübchen geguckt hätte, der hätte ein stummes Menschenkind gesehen, sitzend im Bette, mit wunderlichem Haargehänge ums Haupt, einem schwarzen Strich unter der Nase, einem Schnauze

(Schnurrbart) ähnlich (ob einem, den Gott wachsen läßt, oder einem, wie sie jungen Leutnants und ungefiedertem Federvieh die Friseure liefern, das Stück zu sieben Batzen, wäre nicht zu unterscheiden gewesen mit Sicherheit), die Augen reibend, das Maul aufsperrend mit greulichen Gebärden, bald wieder in die Kissen tauchend, bald auffahrend, endlich aus dem Bette sich windend, fast wie weiland ein Drache, ein fabelhaft Tier aus seiner Höhle. Als das Menschenkind endlich saß auf des Bettes Rand, rieb es die Augen wieder, gähnte schrecklich, dehnte die Glieder, streckte fast sich wieder nieder und tat's doch nicht, sondern drehte sich rund um, ganz dumm; endlich schüttelte es die Mähnen mit langem Gähnen und stellte langsam sich auf die Füße, dehnte sich wieder, gähnte wieder, sah rundum kreuz dumm, merkte endlich im Stübchen ein Fenster. Am Fenster stund er lange, endlich schien ihm was einzufallen; er kam zum Bette zurück, schien was in demselben zu suchen, und als er nichts darin fand, machte er im Stübchen die Runde, sah hier und dort Kleider liegen, erkannte endlich seine Uniform, und als er sich noch einmal gedehnt und lange gegähnt, schien es ihm auch im Kopf zu dämmern (ins Stübchen schien die Sonne längst), das Bewußtsein zu erwachen und zu fassen, wo er sei. Er begriff aber nicht bloß dies, sondern auch, was in dieser Lage zu tun sei; er streckte langsam die Hand nach den Kleidern aus, zog langsam Stück um Stück an, und mit jedem Stück erwachte nicht bloß das Bewußtsein besser, sondern auch das Selbstbewußtsein, und als er das Beste am Leibe hatte, war er in einer Stimmung, Napoleon hatte sie vor der Schlacht bei Austerlitz nicht schöner. Indessen, der besonnene Held versäumt nichts, so tat auch Jakobli, als zweiter Unterleutnant ebenfalls ein Held, wenn auch erst ein angehender.

Er schritt ans Werk; er sah sich um, aber o Himmel, er sah kein Waschbecken, er sah keinen Nachtsack, in welchem er sorgfältigst seinen Toilettenapparat mitgenommen, selben aber, da etwas zu tragen unter der Würde des eigentlichen Menschen

ist, am Orte gelassen hatte, wo die Kompagnie auseinander gegangen war. Sime Sämeli hatte versprochen zu sorgen, daß derselbe nachkomme, und Jakobli vergessen nachzusehen, ob er da sei. Da stand nun Jakobli ungewaschen, ungekämmt, struppichter anzuschauen als ein ungestriegelt Roß, und machte eine Physiognomie, gegen welche die eines Ochsen am Berge geistreich könnte genannt werden. Wo war sein Nachtsack und wo war Sime Sämelis Sohn, der gestern mit ihm zu Bette gegangen, jetzt treulos nicht zu sehen war? Verrat und Bosheit sah er wieder rundum, er wußte nicht, daß Sime Sämelis Sohn beim Melken war, weil er wissen wollte, ob die Kühe an Milchertrag zu- oder abgenommen, und daß das große Waschbecken der Familie hinter dem Hause war, wo aus hölzerner Röhre ein reicher Wasserstrahl in den langen Brunnentrog lustig sprudelte. Hier war der Toilettentrog der ganzen Familie, und Frau Sime Sämelene hätte wunderliche Augen gemacht, wenn sie hätte Waschbecken zum Privatgebrauch liefern sollen. Wem so was eingefallen wäre, der hätte vernommen, daß, wo Großvater und Großmutter sich gewaschen, so ein Gabel- und Trampeltier sich auch waschen könne. Ansprüche konnte sie nicht leiden, die Frau Sime Sämelene!

Das Waschen hätte sich allfällig ersetzen lassen, aber das Kämmen und Frisieren ohne Kamm, wie ließ sich das tun? Ehedem waren die fünf Finger ein tüchtiges Surrogat des Kammes, aber jetzt bei den langen Haarbündeln, welche ums Haupt hängen, welche man so oft durch den Friseur muß glätten und schmieren lassen, wenn man einigermaßen einem zivilisierten Geschöpf und nicht einem Zottelbär ähnlich sehen will, jetzt sind die fünf Finger untauglich geworden. Trostlos stand er da, zuchtlos zottelten ihm die Haare ums düstere Haupt, die schönen Haare, auf die er sich so viel einbildete, in denen er eine bezwingende Kraft, dem Simson gleich, zu besitzen glaubte, unser zweiter Herr Unterleutnant.

Ratlos stand er da, neues fiel ihm nicht ein, genial war

er nicht, schaffen konnte er nicht, nur nachahmen, prächtig seine Haare schniegeln mit Kamm und Pomade, wie er es abgeguckt; aber ohne Kamm und Pomade war er halt nichts, war er rein verloren. Endlich fiel ihm was ein, er riß das Fenster auf. Ach Himmel, gegenüber stand Anne Bäbeli und fütterte die Hühner. Wie von scharfer Kugel getroffen, fuhr der arme, ungewaschene, zottige Jakobli zurück, flüchtete sich in des Stübchens hintersten Winkel, um sich zu bergen vor den schönen Blicken aus Anne Bäbelis tiefbraunen Augen. Wie kurios doch die Leute sind; das Licht dieser Blicke, in welchem er gestern abend für sein Leben gerne gestanden wäre, wie floh er es jetzt? Es weiß kein Mensch, ob er nicht noch dato in jenem Winkel stünde, wenn nicht eine grobe Stimme durchs Fenster gekommen wäre mit der Einladung, hinunter zum Frühstück zu kommen. Er rief bittend seinem Freunde, dem die Stimme gehörte, zu, heraufzukommen. Der meinte erst, Jakobli solle hinunterkommen, er könne ihm ja hier auch sagen, was er wolle, doch ließ er sich endlich erbitten und polterte die hölzerne Treppe auf.

Was der lachte, als er Jakoblis Not und Anliegen vernahm. Deswegen sollte er sich nicht plagen, meinte er, und nur kommen, sonst erkalte das Frühstück. Im Vorbeigehen könne er sich beim Brunnen waschen, und mit dem Kämmen nehme man es bei ihnen nicht halb so spitz (genau); wer einen nicht ungekämmt ansehen möge, der könne wo anders hin luegen. Als Jakobli aber gar schrecklich gegen diese Zumutung sich stemmte, rief Sämeli zum Fenster hinaus: „Anne Bäbi, bring ein Kacheli mit Wasser und einen Laufer (Kamm).“ „Aber nein,“ rief Jakobli, „was denkst, was machst! Was wird deine Jungfer Schwester denken?“ „Meinethalben was sie will, wenn sie nur geschwind macht, daß wir bald zum Essen kommen, ich bin hungrig.“ Da kam von unten herauf eine milde Stimme: „Komm und hol's.“ „Bring's,“ rief Sämeli rauh hinunter. „Es steht auf der Treppe,“ tönte es wieder. „Das ist mir immer das dümmste Mensch unter der Sonne,“ brummte Sämeli.

Züsi hätte seine Galgenfreude daran gehabt, zu kommen und zu sehen, wie der Herr Leutnant sich in einer Seelenangst in den Bettumhang eingewickelt. Anne Bäbeli hatte den Sinn, der ohne zu denken und zu abstrahieren jede Pein und jedes Weh fühlt, als ob es eigenes wäre. Deswegen kam Anne Bäbeli seinen Geschwistern so oft ganz kreuzdumm vor, weil sie solchen Sinn nicht hatten, darum auch nicht begriffen, und was man nicht begreift, das schreit man als dumm aus, und ganz besonders laut tut dies die junge Schule, wahrscheinlich, weil sie äußerst weise ist, daneben dann freilich unendlich viel nicht begreift. Ein ähnlich Urteil über sich hatte Jakobli sich zugezogen, seine Unbeholfenheit gegenüber dem Kalbe ließ ihn den guten Leuten dümmer als das Kalb selbst erscheinen, und sein quasi fein Wesen, welches sie nicht faßten, nahm ihnen dieses Vorurteil nicht.

Als der Schreck einer persönlichen Erscheinung Anne Bäbelis vorüber war, wickelte sich Jakobli aus dem Vorhang und begann zu waschen und zu kämmen, daß Sämeli ein ums ander Mal mahnen mußte, Jakobli solle doch absetzen; wenn man mit einem Roß so umgehen, es so striegeln wollte, er glaube nicht, daß dasselbe es aushielte und mit dem Leben davon käme. Indessen Jakobli traute seiner Natur, setzte nicht ab, bis das Düpflein (Tüpflein) auf dem i war, und als er den letzten Blick in den Spiegel tat, erglänzte sein Gesicht in voller Selbstzufriedenheit: Jetzt Courage, dann fehlt es nicht, sagte seine Seele zu sich selbsten.

Als sie endlich hinunterkamen, fanden sie Züsi unten, welches wahrscheinlich neugierig war, zu sehen, wie weit es Jakobli mit Lauser und Wasser gebracht. Jakobli begann ein langes Komplimentieren, so daß Frau Sime Sämelene sich genötigt fand, zur Küche hinauszurufen, sie hätte genug gewartet, sie hülfe (riete) abbrechen und endlich zum Essen kommen. Sämeli leistete Jakobli allein Gesellschaft, die andern hatten längst gegessen, wahrscheinlich auch Sämeli, denn die Mutter machte ihm das Kompliment, er und ihr Blaß hätten es akkurat

gleich, wenn es für sie sei, so nähmen sie den ganzen Tag, und kein Mensch sehe es ihnen an, daß sie schon was gehabt.

Züsi ging ab und zu, gab und nahm Gelegenheit mit Jakobli zu händeln (spaßen), und Jakobli schwoll das Herz in Freude. Er hielt dafür, er sei eben daran, Eindruck zu machen. Weit ließ es aber Frau Sime Sämelene nicht kommen, sie pressierte den armen Jakobli, der streng (stark) am Eindruck arbeitete und darob das Essen vergaß, mörderlich, bis sie endlich abtragen konnte. So eine Hausfrau ist in einem Bauernwesen das Hauszeit, die Hausuhr, sie ordnet die Zeit durch die verschiedenen Mahlzeiten, muß dafür sorgen, daß in den Zwischenzeiten das Gehörige geschehe, damit zu rechter Zeit Menschen und Schweine das ihrige kriegen. Eine rechte Bäurin, welche sich nicht helfen läßt, sondern alle Hände aufs Feld schickt, muß sich rühren und den Morgen gut zu Ehren ziehen, wenn sie zu rechter Zeit mit dem Mittagessen fertig sein will. Darum läßt sie sich am Morgen nicht gerne säumen (aufhalten), und wenn sie einmal auf jemanden gewartet hat, so mag der parlieren so interessant er will, eine geneigte Zuhörerin findet er nicht an ihr, sondern bloß eine Bäurin, welche auf alle mögliche Weise ihm ihre Ungeduld kundgibt und ihr Verlangen, abzuräumen und fertig zu machen.

Als endlich die Mutter zu ihrem Zwecke gekommen war, saßen die beiden Kriegskameraden um den leeren Tisch mit langen Gesichtern und schauten in einen langen, langen Morgen hinaus, der aussah wie eine afrikanische Wüste. Wie in einer solchen Wüste nicht Baum, nicht Haus zu sehen ist, nichts als öder Sand, so sahen sie in den Morgen hinein, sahen nicht Arbeit, kein Kaffeehaus, nicht einmal eine Speisewirtschaft, sahen nichts als unendliche Stunden, eine lange, lange Visite, und heimlich seufzte jeder: Ach, wenn's doch nur schon Mittag wäre! Endlich dehnte sich Sämeli grausam, gähnte schrecklich, daß ein Krokodil vor ihm Reißaus genommen hätte und sagte, er hülfe hinausgehen!

Draußen trappete (trabte) Sämeli, wie von ungefähr, dem Roßstall zu, und Jakobli trappete ihm nach. Hier machte (tauete) Sämeli auf. Der Anblick eines Pferdes wäre imstande gewesen, den Tod ihm, wenn nicht zu verscheuchen, so doch zu verzögern, während Pferde auf Jakobli gar keinen Eindruck machten. Ach, der Arme sehnte sich nach ganz andern Eindrücken, wußte aber nicht, wie dazu kommen. Sämeli begann bei jedem Roßstande einen Lobgesang über das Roß, welches darin stand, welche wir nicht wiederholen wollen, obgleich viel Poesie in denselben war, und nicht bloß Poesie, sondern auch hohe Gesinnung und tiefe Politik. Er schimpfte nämlich gewaltig auf die Machthaber, weil eins ihrer Pferde, nach seiner Meinung das schönste, welches auf vier Beinen stehe, keinen Preis erhalten hatte. In seiner Begeisterung band er es los, führte es hinaus, stellte es unter das Dach und sagte: „Ist das ein Staatsroß oder nicht?" „Es gäbe ein schönes Trainpferd," sagte Jakobli. „Ja, beim — die wären froh über ein solches Trainpferd, wie man über einen gescheiten Mann froh wäre, wenn einmal ein solcher in die Regierung käme! Aber hast du je ein schöneres gesehen?" Es gefalle ihm auch, sagte Jakobli, es sei schön braun; aber es scheine ihm zu groß und dick, wenn man in einem Fuhrwerke sitze und namentlich in einem Char à banc, so sehe man nicht, was gegen einem komme, und der Schweif sei zu lang und dick; wenn man weiße Hosen habe und darauf sitzen müsse, so werde man bei solchen Schwänzen ganz verspritzt, daß man sich gar nicht mehr zeigen dürfe, er habe das schon mehr als einmal erfahren. „Mit Schein (wie es scheint) verstehst du auch nicht viel," sagte Sämeli, „und weißt nicht, was für ein Unterschied ist zwischen einem Staatsroß und einem Schindgaul, wie ihr sie in der Stadt habt. Aber sieh mal, soviel wirst du doch verstehen, haben sie ihm nicht vorgeworfen, es habe zu gerade Beine. Sie haben zwar geweltschet (französisch gesprochen), aber die Tröpfe haben vergessen, daß noch andere Leute als sie weltsch können." „Das wirst du wohl falsch verstanden haben," meinte Jakobli, „so was

Dummes haben sie sicher nicht gesagt, denn das begreift ja ein Kind, daß man nicht zu gerade Beine haben kann. Steckengrade ist am schönsten, wem sollten hundertjährige Schneiderbeine gefallen?" Sämeli warf einen seltsamen Blick auf Jakobli. „Schreiberbeine werden kaum viel schöner sein im Alter," sagte er. „Aber sieh, wie es läuft. Der darf dem Erdboden trauen und stellt zu Boden (tritt auf), daß man eine Stunde weit glaubt, es erdbebne." Jakobli trat vor das Dach hinaus, um den Gang des Staatsrosses besser betrachten zu können, aber als Sämeli zurückkam, wußte er nichts zu sagen, nicht einmal was Dummes. Als er vor das Dach hinausgetreten war, da hatte er einen Eindruck gekriegt, er sah die Töchter ganz in der Nähe Erdäpfel hacken. Als einem jungen Mann von Bildung ging ihm begreiflich eine Brünette weit über einen Braunen. Der Anblick fesselte ihn so, daß er Sämeli, welcher das Staatsroß in den Stall führte, nicht nachging; ihm ahnte, welch köstliche Zeit er versäumen könnte, wenn aller Stoff, welcher noch im Stalle war, abgesponnen werden sollte, denn noch war von zwei Pferden nicht die Rede gewesen, von zwei Widdern, welche frei im Stall herumliefen, nicht, und hinten im Stalle war noch ein Verschlag, dessen Inhalt Jakobli noch nicht enträtselt hatte. Sollte das Mutterschwein mit seinen berühmten dreizehn Ferkeln darin sein, so war die Aussicht ziemlich sicher, daß vor Abend Sämeli seine Lobgesänge nicht zu Ende bringe.

Jakobli, der, wie bekannt, etwas von Diplomatie in Leib gekriegt hatte, hatte den Grundsatz, daß man immer ganz unverfänglich anfangen müsse und jedenfalls an einem Orte, der himmelweit von dem entfernt sei, zu dem man eigentlich gelangen möchte. Jakobli blieb also draußen stehen, stellte sich mit verschränkten Armen vor den prächtigen Brunnen und machte die geistreiche Bemerkung: wenn dieser Brunnen in Holland wäre, so wäre er unter Brüdern hunderttausend Gulden wert. Die Bemerkung interessierte Sämeli, er meinte, wenn Jakobli ihn nach Holland brauchen könnte, so könne er ihn für

tausend Gulden haben und neunundneunzigtausend Gulden Profit machen, für hundert Gulden könnten sie einen noch viel schöneren herbeileiten.

Während Sämeli noch den hunderttausend Gulden nachdachte, rückte Jakobli einen Schritt weiter, trat unter dem Dache hervor und fragte: „Bekommt Ihr Obst in diesem Jahre? Ich liebe das Obst gar sehr, besonders geküchelt (zu Kuchen verwendet). Kannenbirenküchli (Kannenbirnenkrapfen) sind ganz herrlich, besonders wenn man ein wenig Kirschenwasser ins Teigli rührt. Meine Mutter hat uns schon lange versprochen, Kannenbirenküchli zu machen, wenn einmal die Kannenbiren in einem billigen Preis seien, bis dahin hat es es aber noch nicht geben wollen. Habt ihr auch Kannenbirenbäume? Ja, dort sehe ich einen," antwortete er sich selbst und zeigte auf einen großen Baum, welcher zwischen ihm und dem Plätz stund, in welchem die Mädchen hackten. „Ich muß doch sehen, ob Biren daran seien." „Ein schöner Kannenbirenbaum," sagte Sime Sämelis Sohn, „ein Grauechbaum (Apfelsorte) ist es ja."

Jakobli nahm von dieser Bemerkung nicht Notiz, holte seine Zigarrenbüchse aus der Tasche und drehte sich mit kundschaftenden Augen dem quasi Kannenbirenbaum zu. Wenn du den Narren machen willst, so mach' ihn für dich, brummte Sämeli und drückte sich beiseite, wahrscheinlich dem Stalle, wo die Ferkel waren, zu. Jakobli ging mit hochgehobenen Beinen wie ein Storch, wenn er fröschen geht, seinem Ziele zu, suchte bedächtig Kannenbiren am Grauechbaum, dann machte er unvermerkt, wie Scharfschützen es lernen, eine Wendung, und ehe man es sich versah, stand er am Plätz (Beet), wo die Töchter hackten. „Fleißig, ihr Töchter, fleißig," sagte er, „wenn ich eine Haue hätte, ich wollte helfen." „Die wäre zu bekommen, sagte Züsi, oder wenn es ihm Ernst sei, so könne er sie ablösen und gleich bei ihr anfangen und bot ihm seine Haue dar. Jakobli mußte sie ehrenhalb ergreifen; da er aber sein Lebtag kein solch Ding in der Hand gehabt hatte, tat er begreiflich

kreuzdumm, so daß Züsi fast verspritzen (platzen) wollte, jedoch seine Haue wiedernehmen mußte, da Jakobli tapfer Erdäpfelstauden abhackte. Das war ein Glück für ihn, sonst hätte ihn Züsi gerne den ganzen Tag hacken lassen, um den ganzen Tag lachen zu können. Anne Bäbeli hatte z'erst auch mitgelacht, aber bald regte sich das Mitleid in seiner weichern Seele; es schob sich allgemach als Schild zwischen Züsi und Jakobli, begann dessen Ungeschicklichkeit zu entschuldigen.

Was man nie gemacht, dazu tue man anfänglich ungeschickt, dessen sei sich nicht zu wundern, er werde auch manches können, wo es viel Lachens geben würde, wenn sie es machen sollten, meinte Anne Bäbeli. „Allweg kann er was," sagte Züsi, „er kann den Herrn machen, und das ist allerdings eine Kunst, welche uns übel anstehen würde." Im Gegenteil, meinte Jakobli, es würde sich gerade niemand besser zu ihnen schicken als Jungfer Züseli; lauter Müßiggang sei nicht bei ihnen, sie führten ein sehr tätiges Leben und hätten viele Geschäfte.

„Glaub's," sagte Züseli, „Handschuh an- und abziehen, Schnäuzli drehen, Steckli (Spazierstock) suchen, Höseli bürsten, Stiefeli putzen, den Hemdekragen z'wegrupfen (zurechtziehen), die Stadt auf und ab wedelen, den Mädchen nachstreichen, den einen wegem Karessieren, den andern wegem Geld, Kutscher suchen, welche noch auf Borg fahren aufs Land hinaus, jemanden zu suchen, den ihr zum Besten haben könnt." „Jungfer Züseli, Jungfer Züseli," sagte Jakobli, „Ihr seid verzweifelt spitzig (spöttisch), so ist es doch nicht wie Ihr sagt. Den ganzen Tag muß ich auf dem Bureau sein, manchmal des Abends noch für den Vater schreiben. Wahrhaftig, ich bin sehr angebunden, habe selten einen freien Tag." „Selb sollte man nicht meinen," entgegnete Züseli.

Anne Bäbeli ward rot und sagte, daß die Herren was machen müßten, glaube es gerne, aber was ihr Weibervolk mache, welches nicht pflanze (Gemüse baue), für nichts Lebendiges zu sorgen hätte, das habe ihn's schon oft wunder genommen. „Das geht

verschieden," sagte Jakobli. „So was ganz vornehm ist, die Aristokraten, die tun nichts als spazieren, Visiten machen, zuweilen ein wenig weltsch lesen, aber nicht dick (viel), brodieren hie und da ein wenig an einem Nastuch, ziehen dabei aber nicht einmal die Handschuh aus, gehen nie ins Bett, stehen nie auf und wissen nie, was auf den Tisch kömmt." „Sie werden immer nur tanzen und in die Komödie gehen," meinte Züseli. „Nicht einmal," sagte Jakobli, „tanzen tun sie nicht wegem Schwitzen, und in die Komödie gehen sie nicht wegem Kosten."

„Herrgott, wie langweilig muß das sein, da möchte ich für mein Leben nicht in der Stadt sein," sagte Züseli. „Ja, Jungfer Züseli, so geht es gottlob! nicht allenthalben und bei uns, welche wir noch nicht vornehm sind, ganz besonders nicht. Bei uns geht's, wie es recht ist; es wechselt das Nützliche mit dem Schönen, die Beschäftigung mit dem Vergnügen, wir halten das Weib nicht für eine Sklavin, aber auch nicht für eine Zierpuppe; das Weib soll das Leben zieren und es selbst genießen. Alle drei oder vier Wochen haben wir eine kleine Wäsche im Hause, welche Mutter und Schwester besorgen und glätten (plätten), was geglättet sein muß. In der Zwischenzeit nähen und stricken sie und die Mutter macht dem Vater die Hosen; er sagt, er sei in keinen wöhler, als in denen von der Mutter. An den Markttagen geht man auf den Markt, macht seine Einkäufe, Kraut, manchmal ein Salätchen, im Sommer bringt die Mutter zuweilen Kirschen heim, besonders wenn man das Pfund für einen Kreuzer kriegt. Nach dem Mittagessen geht man ein wenig aus, guckt in die Buden hinein, macht manchmal selbst Emplettes (Einkäufe), manchmal bekömmt man Visiten, dabei kann man stricken, manchmal liest man, wir sind abonniert in einem Lesladen, wo sie die schönsten Bücher haben, Romane und andere Geschichten. Am Abend geht man spazieren oder sitzt auf dem Läubchen hinterm Hause gegen das Höfchen, wo einen die Sonne nicht plagt, oder geht z'Visite und hat Soireen. In den kurzen Tagen essen wir um sechs Uhr zu Nacht und

machen manchmal schöne Musik; die Mutter kann schöne Gellert-lieder, die älteste Schwester macht (spielt) auf dem Klavier, ich Klarinette, der Vater hört zu oder schlägt an den Dreiangel, das sind gar vergnügte Abende. Ja, manchmal gibt es Bälle, alle Jahre fährt die ganze Familie in einem Chaischen aufs Land, und wenn der Vater Freibilletts bekommt, so gehen wir in Konzerte oder gar in die Komödie." „Was sind das für Billette?" fragte Züsi. „Wenn man in einer Stellung ist, wo man sich für die Leute verwenden, ihnen z'best reden (sie loben) kann, bekömmt man oft solche, und mit denen kann man hinein ohne zu zahlen." „Die gefielen mir," sagte Züsi, „deren möchte ich auch. Wäre ich der Vater, ich wäre Tag und Nacht in der Stellung, wo es sie gibt." „Ja," fiel Anne Bäbeli ein, „so ein Leben scheint mich ganz freundlich an, das ist doch ein anderes als arbeiten und immer nur arbeiten von einem Sylvester zum andern."

Das war endlich ein Ton, der in Jakoblis Ohren himmlisch klang. Er wisse nicht, sagte er, ob er es hoffen dürfe, aber eine große Freude und Ehre wäre es ihnen, wenn die Töchter sie einmal in der Stadt besuchen wollten. Sie sollten versichert sein, es würde alles aufgeboten werden, um ihnen Freude zu machen, er sei versichert, es würden alle dazu helfen. Es sei schon lange die Rede von einer Partie auf die Bielerinsel gewesen, er sei überzeugt, wenn sie kämen, dieselbe würde alsbald arrangiert werden. Das wäre ihm! sagte Züseli. Es hätte schon lange davon gehört, wie es dort lustig zugehe, und gedacht, es möchte einmal dabei sein. Aber ins Schiff wolle es nicht, wie es gehört, daß die meisten täten, es wolle fahren oder zu Fuß laufen.

Da ward Anne Bäbeli rot und sagte: „Aber weißt du denn nicht, daß bei einer Insel ringsum Wasser ist?" „Warum sollte ich das nicht wissen, so gut als du," sagte Züseli, „aber weißt du nicht, daß man durch das Wasser laufen und fahren kann, so tief wird es doch wohl nicht sein, daß man nicht durchkömmt." Er möchte es nicht garantieren, sagte Jakobli, aber Angst sollten

sie deswegen nicht haben; wo er sei, da solle ihnen nichts begegnen, sie sollten sich nur auf ihn verlassen. „Und wenn ein Kalb käme oder gar ein Stier?" frug Züseli. „Bist doch immer das gleiche," sagte Anne Bäbeli. „Vor dem Wasser fürchte ich mich ganz und gar nicht, es kömmt mir so weich und lieblich vor, daß es mich oft dünkt, ein schöneres Bett gäb es nicht, als so ein schönes, kühles, klares Wasser." „Kind, was du bist," sagte Züsi, „ein gut Federnbett hat doch eine ganz andere Nase, als so kaltes nasses Wasser, in welchem man ja ertrinken kann, wenn man zu tief hinein gerät." Da kam, wie aus den Lüften her, plötzlich eine Stimme über sie und die rief: „Züsio, Züsio, hey cho!"

Als die Mutter eine Zeitlang gehaushaftet (heftig Hausarbeit besorgt) hatte, begann es sie wunder zu nehmen (ward sie neugierig), wo die beiden Burschen seien, da sie keinen Ton von ihnen hörte. Sie ging zum Brunnen, da war alles still; sie stand vor das Haus hinaus, da sah sie Jakobli bei den Mädchen stehen. Schade, daß der kein Jagdhund geworden, der kriegt, auf was er losgeht, weither in die Nase, sagte sie für sich selbst, Sämeli wird dem aber bald den Stand weiter geben. Eine gewisse mütterliche Unruhe ließ sie nicht leben in der Küche, sie stand wieder hinaus, sah, wie Jakobli mit der Haue focht, lachte herzlich und meinte: He nu, habt ihn nur recht zum Besten, es kommt ihm dann hoffentlich auch bald in die Nase, was Trumpf hier ist. Als sie zum drittenmal hinauskam, sah sie nicht mehr den Jakobli mit dem lächerlichen Katzenbuckel, sondern Jakobli mit verschränkten Armen bei den Mädchen stehen, diese auf ihre Hauen sich lehnen und vertraulich plaudern. Den Anblick ertrug sie nicht lange; die will ich auseinander geben und dem weiter zünden, sagte sie zu sich und rief: Züsi! Der Name klang lauter durch die Lüfte, und wenn was ging, war Züsi voran.

Züsi war ärgerlich, aber zu säumen war nicht, wenn die Mutter rief. „Du kömmst mit," sagte es zur Schwester, während es mit dem Fuß die Erde von der Haue machte. „Wüßte nicht warum, sie hat dich gerufen," antwortete Anne Bäbeli, „und für

was sie zwei daheim brauchen wollte, wüßte ich nicht." „Sie hat aber doch beide gemeint," sagte Züseli, „du weißt, die Mutter ruft immer so." „Und ich komme nicht," sagte Anne Bäbeli, „will mich die Mutter, wird sie schon noch einmal rufen." Wer schrecklich zornig ward, war Züsi, wem aber die Rede wohl tat, das war Jakobli.

Jakoblis Herz hatte noch nicht gesprochen. Es hatte sich freilich Züsi zugeneigt, weil es ihm zuerst holder schien, aber da beide Schwestern akkurat gleich reich waren, so neigte sein Herz sich ohne Anstrengung bei der schönen Gelegenheit auf die andere Seite und kriegte eine heftige Neigung für Anne Bäbeli. Das Blut schoß ihm armsdick ans Herz, tobte darin herum wie ein wilder Elefant im Pfahlwerk, in das er sich gefangen, einen starken Klamm (Beklemmung) fühlte er im Halse, ein Chaos brausender Elemente verarbeitete er in sich mit Allmachtskraft, der Atem war gepreßt, er seufzte lang, endlich sprach er: „Jungfer Anne Bäbeli — es macht warm." „O," sagte Anne Bäbeli, „heute macht es nichts, der Wind geht." „O, Jungfer Anne Bäbeli," sprach Jakobli weiter, „es macht also zuweilen noch wärmer? Dann müßt Ihr doch nicht draußen arbeiten?" „Allweg," sagte Anne Bäbeli. „Wer sich dessen gewöhnt hat, dem macht es nicht so viel, und wenn es einen drückt, so denkt man, es müsse sein." Das glaube er nicht, sagte Jakobli, Töchter, wie sie, könnten es anders machen. Und als er das gesagt hatte, da seufzte er lange. Anne Bäbeli mied die Klippe und sagte, was Hausbrauch sei, sei Hausbrauch, und besser als die andern zu haben, begehre es nicht. Aber in allen Häusern sei ein anderer Hausgebrauch, und der Mensch könne ändern, wenn es ihm beliebe, sagte Jakobli. „Jungfer Anne Bäbeli, dünkt es Euch nicht, es werde alle Augenblicke heißer und der Wind habe sich gelegt? Wie wäre es, wenn wir an den Schatten gingen? Dort unter dem Kannenbirenbaum wäre es so schön, und es ließe sich so heimelig schwatzen im schönen Grase." Anne Bäbeli wurde rot, und statt der Rede warf es einen seltsamen Blick auf den Jakobli,

vermutlich um zu sehen, ob er Spaß treiben wolle oder nicht bei Troste sei und verhürschert (wirr) im Gehirn. Aber ehe es ins Reine gekommen, kam wieder eine Stimme durch die Luft: „Anne Bäbi, söllist hey cho, enangerenah (sollst hineinkommen, sogleich).“

Anne Bäbeli packte alsobald auf, aber Jakobli machte ein dumm Gesicht, ungefähr so eins, wie ein Ochse machen wird, wenn er sich auf die Schienen einer Eisenbahn gelegt, auf ein ruhiges Schläfchen rechnend, und plötzlich saust und schnaubt ein Zug daher. So ungern gab er den Schatten unter dem Grauechbaum (Apfelbaum) auf, aber Anne Bäbeli war nicht zu halten. „So erlaubt mir doch, daß ich die Haue trage,“ sagte Jakobli galant, und als sie am Grauechbaum vorbeikamen, sagte er zärtlich: „Wollen wir nicht von dem schönen Schatten profitieren und ein wenig darin absitzen, da könntet Ihr Euch so schön erkühlen (erkälten), denn es ist doch wahrhaftig nicht gesund, so erhitzt ins kalte Haus zu gehen?“ „Wohl, da würde mir die Mutter das Erkühlen vertreiben,“ sagte Anne Bäbeli und wollte Jakobli die Haue wieder abnehmen, und Jakobli wollte sie nicht geben. Die liebe Haue, wie er sagte, mit welcher Jungfer Anne Bäbeli einen ganzen Morgen gearbeitet. Ach, wenn er doch selbst eine solche Haue wäre, seufzte er mit starken Gebärden.

„Das ist mir doch ein donnstig's Genarre (Donnersnarretei)! An einem heiligen Werktage schändet man die Zeit nicht mit solchen Faxen und Flausen!“ erscholl vom Hause her eine scharfe Stimme. „Rasch wasche die Kartoffeln, dann geh in Garten und nimm Salat.“ Es war die Stimme der Mutter, welche durch Züsis Bericht, wie Anne Bäbeli dem Maulaffen süße Augen mache, sehr stark in Harnisch gebracht worden war. Züsi hätte sich lieber eine Kröte in die Haare flechten lassen, als den Jakobli, der nichts hatte, der arm war, zum Manne genommen, aber die angenehme Unterhaltung und die süßen Augen des armen Burschen gönnte es der Schwester deswegen doch nicht.

Es hatte zum zweiten Ruf die Mutter begeistert, und als Anne Bäbeli neben ihr vorbei ins Haus geschossen war, sagte die Mutter mit großer Befriedigung: „Wohl, die habe ich schön auseinander gegeben (gejagt)!" Ach, die gute Frau Sime Sämelene wußte nicht, was so ein junger Eidgenosse für ein Ding ist und wie schwer loszukriegen von dem, an was er sich gesetzt, sei es nun ein Mädchen oder ein Bier- oder anderes Glas.

Verblüfft war Jakobli vor dem Hause stehen geblieben, und als er noch so da stund, kam Anne Bäbeli mit dem Erdäpfelkörbchen aus dem Hause und wollte zum Brunnen gehen. Da hängte sich Jakobli frisch an die Tochter des Landes, ließ nicht nach, bis er auch was vom Körbchen tragen konnte. Als dasselbe endlich im sogenannten Südeltrögli lag, griff Jakobli rasch nach dem dabeistehenden Besen, fuhr mit demselben so kühn und gewaltig darauf los, daß das Wasser hoch aufspritzte, Anne Bäbeli und ihm über den Leib fuhr, daß er bestürzt den Besen fahren ließ und nach seinen armen Beinchen sah in den ehemals weißen, jetzt nassen Hosen. Anne Bäbeli hatte den Augenblick benutzt, des Besens sich bemächtigt, arbeitete tapfer in den Erdäpfeln, aber schon hatte auch Züsi das neue Zusammensein gesehen und es der Mutter berichtet und bemerkt: „Mutter, das kömmt beim Hagel nicht gut!" Das schoß der Mutter ins Haupt, mit harten Worten musterte (wies zur Ordnung) sie Anne Bäbeli, die Erdäpfel zu bringen und ein andermal geschwinder zu machen. Anne Bäbeli machte keine Einwendung, trug im Bewußtsein seiner Unschuld gelassen die Vorwürfe und vorsichtig das Körbchen weit vom Leibe weg, damit es ihr nicht die Kleider netze, und betrübt blieb Jakobli am Brunnen stehen, in tiefe Betrachtung seiner nassen weißen Beinchen versenkt.

Drinnen setzte es eine mörderliche Kapitelten (Abkanzlung) ab, und wenn Anne Bäbeli sich entschuldigen wollte, es vermöge sich dessen nicht, wenn er ihm nachlaufe, fortjagen könne es ihn doch nicht, so ließ das die Mutter nicht gelten,

sondern meinte: „Mein Lebtag lief mir nie ein solcher Heustüffel (Heuschreck) nach; es hätte es aber auch einer probieren sollen! Und jetzt packe dich und hole Salat," so schloß sie. Anne Bäbeli war dessen froh, wollte zur Türe aus und zwar zu der gleichen, zu welcher es in die Küche gekommen war. „Ja wolle, ich wollte dir, da sieht man, wie du ihm immer unter der Nase durch willst. Marsch, Meitschi, zur andern aus, der braucht nicht zu wissen, daß du im Garten bist, und sehe ich euch heute noch einmal beisammen, so kriegst du deine Heiligen (Prügel), zähle darauf!"

Jakobli war in der Betrachtung seiner Umstände endlich zu dem Schlusse gekommen, daß die Sonne seinen Hosen wohl täte. Da nun das Unglück hinterm Hause an der Schattseite begegnet war, so trappete (trottete) er sachte der Sonne zu vor das Haus; dort lag auch der Garten, dort stunden Anne Bäbelis Blumenstöcke. Der Garten gehörte zu der mittlern Sorte, sowohl der Größe als dem Gebrauche nach, enthielt nicht bloß Kraut, nicht lauter Blumen, sondern beides zusammen. Die Blumenbeete waren mit Buchs eingefaßt, welcher das Scheren nötig hatte, die Wege waren eng und mit der häßlichen roten Gerberlohe bedeckt; hie und dort erhoben sich hohe Sonnenblumen, Dahlien, Rosenstöcke, üppig und groß, daß man gar trefflich im Garten Versteckens hätte spielen können.

Nun war Jakobli schon eine Weile an der Sonne herumgestanden, ohne daß er im Garten was anderes gesehen hätte als ganz gemeine Blumenstauden, welche ihn nicht im mindesten interessierten, als es ihm schien, hinter einer gewaltigen Sonnenblume rühre sich was Weißes. Er sah näher hin, sah Anne Bäbeli unter Salatköpfen kauern, wie eine Henne bei ihren Küchlein. Sein Herz schwoll auf wie ein Birenschnitz (getrocknete Birnen-Scheibe) in heißer Butter; es werde doch sein sollen, dachte er, stürzte in den Salat hinein, neben Anne Bäbeli nieder und sagte: „Denket doch, erst jetzt sah ich Euch,

nicht wahr, ich darf Euch helfen?" Und ehe er die Antwort hatte, stieß er die Hände in den Salat hinein und raufte unbarmherzig darin herum, wie vor alten Zeiten ein Schulmeister in Bubenköpfen. Anne Bäbeli wehrte ängstlich, sagte, es habe genug, erhob sich und ging. Da hing sich Jakobli wieder an, ergriff das Körbchen, zerrte daran herum, wollte es tragen, wollte rüsten helfen, dieweil er das wohl verstehe, da er ehedem zwischen der Schule der Mutter in der Küche habe helfen müssen. Da schossen plötzlich hinter der Sonnenblumenstaude zwei andere Hände hervor, rissen das Körbchen weg, und eine zornige Stimme sagte: „Gib, du sollest hinein!" Es war Züsi, welches mit dem erbeuteten Körbchen wie ein Wirbelwind dem Brunnen zu sauste. Wenn mal ein Mädchen ein Verhältnis in die Nase kriegt, welches ihm nicht anständig ist, dann kriegt es hundert Augen und zweihundert Ohren, und wo heimlich die Liebenden zusammenstehen, fährt es mit Sausen und Brausen zwischen sie.

Kaum hatte die Mutter Anne Bäbeli zu einer Türe hinaus in den Garten gemustert (abgeordnet), schoß Züsi zur andern Türe dem Brunnen zu. Es müsse doch sehen, was der Laffe jetzt für ein Gesicht mache, sagte es zu sich selbsten. Derselbe hatte aber bereits die Wendung nach der Sonne gemacht, trappete, ohne Züsi zu bemerken, dem Garten zu. Du Lumpenhund, sagte Züsi zornig, hast du es schon wieder in der Nase, wart aber, du Ketzer, und schoß in die Stube, von wo aus es den Garten übersehen konnte. Ob Jakoblis Herumtrappen verlor es fast die Geduld; als er endlich wie eine Spinne, welche eine Fliege entdeckt, zur Gartentüre hineinschoß, schoß Züsi zur Stubentüre aus in die Küche. „Mutter, denk, sie sind schon wieder beieinander!" rief es. „Wo?" rief die Mutter. „Im Salat!" rief Züsi, „soll ich sie auseinander geben?" „Wenn ich von der Pfanne könnte, ich wollte," sagte die Mutter hochrot vor Feuer und Zorn. „Geh, jag mir das Babi (dumme Ding) hinein, dem will ich die Läuse runter machen (gehörig abstrafen)!"

Jakobli stand wieder alleine; da er aber bedachte, wie es nicht gut sei, daß der Mensch alleine sei, trappete er dem Brunnen zu, wo Züsi den Salat rüstete, sagte dort seinen Spruch wieder her: „Erlaubet, Jungfer Züsi, das kann ich perfekt. Ich mußte zwischen der Schule der Mutter in der Küche helfen, ich bin eine halbe Köchin.“ Es ist kurios, aber es ist doch so, daß eine Schwester, wenn sie einen Knaben bei ihrer Schwester stehen sieht, außer sich gerät aus Angst oder sonst etwas und Himmel und Hölle zu Hilfe ruft, während sie den gleichen Knaben ganz kaltblütig neben sich duldet, von ferne nicht an Gefahr denkt. Es ist kurios das! So schrie Züsi nicht nach der Mutter, jagte ebensowenig Jakobli weg, aber es tribelierte und kujonierte ihn gräßlich. Was er abhieb mit se'nem dicken Feuerstahlmesser, war nicht recht, und was er nicht abhieb, war noch viel weniger recht. Ganz kurios ist's wieder, daß man selten zu rechter Zeit ins Klare kömmt, ob solche Kujonaden aus Liebe oder Bosheit kommen; denn Bosheit und Liebe können akkurat gleich kujonieren, und manchmal weiß es das Mädchen selbst nicht recht, welcher Kobold es stachelt. Scharfschützen nehmen bekanntlich solche Neckereien zumeist als Liebeszeichen, und Jakobli machte keine Ausnahme. Das Händeln mit Züsi schien ihm gar so süß, und Züsi brach es nicht ab, und beide waren darin so vertieft, daß sie hoch auffuhren, als über sie abermals eine Stimme kam und zwar mächtiger als nie. „Ist ein Narr wie der andere, und willst du an dem Salat rüsten bis drei Tage nach dem jüngsten? Packe dich hinein, den ganzen Morgen hatte ich nichts zu tun als zu mustern (Ordnung schaffen) und dessen bin ich satt. Züsi, daß du es nur weißt, du bist um kein Haar besser als das andere!“ „Verzeiht, Frau Sime Sämelene,“ sagte Jakobli halb ärgerlich, halb demütig, „es ist mir leid, wenn Ihr böse seid; ich wollte Jungfer Züseli nur zeigen, wie wir den Salat rüsten, es sei eine sehr kommode Manier, sagte meine Mutter.“ „Schmök (riech), ja

wolle, lehre den Salat rüsten! sagte Frau Sime Sämelene und hätte sicher noch mehr gesagt, wenn ihr Zorn nicht gar so dick gewesen wäre, daß er sich im Halse gesteckt hatte, und ging mit raschen Schritten dem vorausgejagten Mädchen nach.

Nun war Jakobli wieder alleine, er fühlte ein fatal Schwanken im Gemüte. Das Benehmen der Töchter hatte ihn mit Hoffnung erfüllt; ein ungestört Stündlein unter vier Augen, dachte er, und er wäre glücklich. Aber wie das machen, da die Mutter umherschoß wie eine erzürnte Henne, welche Krähen und Elstern verjagen will. Zudem sank ihm überhaupt der Mut zusammen, es ward ihm öde im Magen, er war z'Visite und wiederum alleine und wußte nicht, was anfangen. Vom Haus zum Garten trappen (laufen) mochte er nicht, der Brunnen gewährte ihm ebenfalls unangenehme Rückerinnerungen, und es hatte das Ansehen, wenn er dabliebe, als lauere er auf die Mädchen, wie eine Katze vor dem Mauseloch auf die Mäuse. Sime Sämeli hatte er heute noch gar nicht gesehen, Sime Sämelis Sämeli zeigte sich nicht mehr; daß seine Lage eben nicht kurzweilig war, wird jeder begreifen, auch wenn er nicht im Weltschland (französische Schweiz) gewesen ist.

Um von Brunnen und Garten wegzukommen, trappete er vom Hause weg, mied sorgfältig den Grauechbaum, zündete eine Zigarre an und schritt den Weg entlang, auf welchem Sämeli den Braunen hatte traben lassen. Da tönte von ferne her ein Mittagsglöcklein. Dieses Glöcklein ist eigentlich der berühmteste Volksredner und unterscheidet sich von den meisten Volksrednern dadurch, daß es seinen Ruf nicht bloß von Lichtmeß bis Fastnacht zu erhalten vermag, sondern seit Jahrhunderten gleich populär bleibt, so daß Tausenden, sobald sie seine Töne hören, das Herz aufgeht und es in die Nase steigt wie Zwiebelnduft, Mehlsuppe und sonst noch was. Jakobli kamen die Töne unendlich heimelig vor, er fühlte sich nicht mehr alleine auf dem Erdenrund, er

wußte, hinter den Tönen her kam ein Mittagessen, der beste Tröster für viele tausend Scharfschützen- und andere Seelen. Er zog seine Uhr und kriegte neuen Trost, sie war sechs und eine halbe Minute hinterdrein, er trieb sie der Zeit nach zu entschiedenem Fortschritt, steckte sie dann mit großer Befriedigung in die Tasche; er wußte, um sechs und eine halbe Minute kam er jetzt früher zum Essen, als er gedacht. Er hatte die Zeit gelernt, er hatte der Welt Wohl gefördert, sechs und eine halbe Minute früher, als er gedacht, konnte er essen! Kaum hatte die Glocke ausgetönt, kamen Leute vom Felde heim, neugierig ihn betrachtend. Stolz und ohne Gruß, die Zigarre staatsgemäß zwischen Zeige- und Mittelfinger, ging er an ihnen vorüber. Spöttisch, die Hauen auf den Schultern, sahen sie ihm nach, und wer ihnen nachgegangen wäre, hätte gehört, mit welchen Witzen über das Zigarrenherrlein sie ihre Erdäpfel gesalzen hätten. So ein Ding mit der Zigarre zwischen den Fingern gilt Leuten mit Hauen auf den Achseln sehr oft für eine lustige Komödie, welche nicht bloß Stunden, sondern Tage lang währt. Solche Herrlein lassen sich von solchen Witzen begreiflich nichts träumen. Bald darauf trabte ein Roß heran, hinter demselben sah er den Zipfel einer weißen Kappe. Es war Sime Sämeli selbst, welcher Korn hatte röneln (reinigen) lassen, um, ohne des Müllers etwas zweideutige Vermittlung, zu Spreue und Kern zu kommen. Sime Sämeli hielt das Roß an, sagte guten Tag und frug wo aus. Als er vernommen, Jakobli spaziere so bloß an der Sonne, so hieß er ihn aufsitzen, es sei Essenszeit, und seine Alte halte nicht viel auf Warten. Indessen Sime Sämeli mußte doch warten; als er in die Hinterstube kam, in gewisser Beziehung der Salon der Bauernhäuser, war kaum noch der Tisch recht gedeckt, geschweige denn, daß das Essen darauf stand.

Als Sime Sämeli sich sehr mißfällig darüber äußerte, sagte seine Alte: wenn er daheim gewesen wäre, so würde er sich über die Zögerung nicht wundern, und lieb wäre es ihr,

es würde, wenn fremde Leute im Hause seien, nicht alles davonlaufen und ihr nicht den Kummer alleine überlassen. Dessen sei sie einstweilen satt. Sime Sämeli lenkte ein und frug nach dem Sohne. Sie hätte genug zu tun gehabt, die Mädchen zu hüten, lautete die Antwort, zum Buben werde er sehen, habe sie gedacht. Als man von ihm sprach, kam derselbe eben daher und stellte den Vater zur Rede, warum dies noch nicht gemacht sei, warum jenes nicht, und wenn nicht dazu getan werde, so komme man mit allem hintendrein und einen Schaden hätte man, wie groß wüßte man nicht. Der Vater begehrte auf, wie es einem zuzumuten sei, alles zu machen, wenn alle Augenblicke der Bärentanz gepfiffen *) und die Leute an den Laushaag kommandiert würden. Er habe geglaubt, mit der alten Regierung bessere es, jetzt sei es zehnmal ärger, und es sei gerade, als ob man drinnen meine, Bauernsöhne seien die Kegel, mit welchen die Herren kurzweilen (sich unterhalten) könnten. Doch lag in seinem Aufbegehren nicht sowohl Zorn als eine gewisse Befriedigung, die väterliche Freude, daß während der Garnison in seinem Sohne der Bauer nicht gelitten. Der übrige Schaden kümmerte ihn wenig.

Endlich kam das Essen; diesmal versammelte sich um dasselbe die ganze Familie, aber schweigsam. Die Mädchen machten saure Gesichter, auf Frau Sime Sämelenes Stirne schwebte eine Donnerwolke, und wenn Sime Sämeli und sein Sohn hungerig waren, so griffen sie zu und ließen das Reden einstweilen sein. Das Essen war reich und gut, freilich mehr ihnen selbst als dem Gaste zu Ehren. Fleischsuppe eröffnete den Tanz, dann kam Fleisch, geräuchertes, gesalzenes, grünes, kam Kraut und gedörrtes Obst, Speck, kam Braten, Schinken samt dem bekannten Salat; Erdäpfel sah man dies-

*) Soll heißen: Zu einer eintägigen Übung einberufen — vielleicht Anspielung auf das Berner Wappen, den Bären.

mal keine. Jakobli ward von der Frau Gastgeberin gewaltig zum Essen genötigt. Nur nehmen sollte er, sagte sie, soviel er möge, sollte sich nicht eigelich machen (wählerisch sein). Es reue sie ja nicht, was einmal gekocht sei, müsse gegessen werden. Er solle doch essen, soviel er möge. Sie wisse wohl, wo man jeden Bissen kaufen müsse, esse man oft nicht halb genug. Was sie kochten, müßten sie nicht kaufen, sondern hätten es selbst, und da esse ein jedes, solange es möge. Man wisse es nicht, wie gut man es habe, wenn man in Spycher und Keller und Garten das Nötige holen könne und nicht für jedes Maul voll und für jede Lauserei die Hand im Sack haben müsse. Ja, wenn sie es so hätte, sagte sie, sie ließe sich die Kleider auch so enge machen, wie man sie in der Stadt hätte, das Mannsvolk müßte Hosenringgen (Hosenschnallen) haben und Fleisch würde man jahraus, jahrein wenig sehen bei ihnen.

„Ihr werdet aber auch pflanzen (Gemüse bauen) und Land haben," sagte sie zu Jakobli. „Nein," sagte Jakobli, „pflanzen tun wir nicht, es schickt sich nicht wohl." „Was, nicht pflanzen?" sagte Frau Sime Sämelene, „aber doch einen Kraut- und einen Baumgarten habt Ihr für das Nötigste." „Nein," sagte Jakobli, „die Losamenter mit Gärten sind gar teuer. In der Stadt macht man es am besten, wenn man Losamenter Schattseite nimmt, die sind die wohlfeilsten, und allweg hat man doch ein Höfli oder ein Läubli, wo man die Sonne sieht, wenn sie scheint nämlich." „Was," sagte Frau Sime Sämelene, „Ihr wohnt nur zur Miete, ach du mein Gott!" „Ja," sagte Jakobli, „das ist gegenwärtig die größte Mode, die Höchsten und die Gesandtschaften wohnen alle nur zur Miete. Der Vater sagt, man sei gar abhängig, wenn man ein Haus habe. Wenn was angerichtet werde, wo man lieber hundert Stunden weit davon wäre, so könnte so ein Haus einen in große Verlegenheit bringen." Er glaube es, sagte Sime Sämeli, besonders wenn man alles darauf schuldig sei. Das sei ihr

ein schöner Hudel- und Lumpenbrauch, sagte dagegen Frau Sime Sämelene. „Es tötete mich, wenn ich in einem Hause nicht Meister wäre, den Hauszins geben, alles kaufen müßte, vielleicht gar noch die Kartoffeln, oder esset Ihr etwa keine deren?"

„Ja freilich essen wir deren, absonderlich der Vater, der ist immer der erste in der Schüssel, der letzte draus und gibt das gute Beispiel." „Du mein Gott," sagte Frau Sime Sämelene, „und kauft sie; da werdet ihr sie wohl auch zählen wie die Seeländer *), ehe ihr sie in den Hafen tut. Aber ein Schwein mästen und metzgen werdet ihr doch, besonders wegem Abgang (die Speisereste, mit denen die Schweine gefüttert werden), oder esset ihr die gekauften Erdäpfel samt der Rinde?" „Nein," sagte Jakobli, wir schlachten nicht, für eine eigentliche Sau haben wir nicht Platz, aber jetzt ist stark die Rede davon, eine anzuschaffen. Vornehme Herren haben englische Schweine kommen lassen, welche wenig fressen und keinen Platz einnehmen. Nach einer solchen Sau gelüstet es die Mutter sehr. Aber wenn man schon kein Schwein hat, deswegen geht die Erdäpfelrinde nicht verloren, das ist eben das Kommode, daß so in einer Stadt nichts verloren geht. Es gibt Weiber, welche alles holen, auch das Waschwasser als Tränke für Schweine und zahlen gut dafür; es gibt ein recht artig Sackgeld für eine ledige Tochter."

„Pfi Tüfel, wer möchte solch Sackgeld!" sagte Frau Sime Sämelene, „und das wird mir doch ein Geld sein! Wieviel Erdäpfel braucht ihr denn im Jahr?" „O viel," sagte Jakobli, „wenigstens fünfzig Mäße (Metzen) und manchmal noch mehr, der Vater klagt immer, wieviel doch so eine Haushaltung koste." „Fünfzig Mäß macht sieben Säcke," sagte Frau Sime Sämelene, „an sieben Säcken hätte hier die schlechteste Bettlerhaushaltung nicht genug, soviel frißt eine Kuh alleine von Martistag bis Fastnacht." „Verzeiht," sagte Jakobli, „der Vater sagt immer,

*) Anwohner des Bieler, Murten- und Neuenburger Sees.

die Stadt nehme den Appetit: wenn er aufs Land komme, esse er immer noch einmal soviel als daheim, und die Mutter meint, nur dreimal essen sei sehr kommod, auf dem Lande esse man den ganzen Tag." „Ich glaube es, der Vater möge d's Halb (um die Hälfte) mehr auf dem Lande als daheim, wenn ihr nicht schlachtet und alles Fett und alle Kartoffeln kaufen müßt. Da wird es auch heißen, es sei besser eine Laus im Kraut als gar kein Fleisch, und staubicht (trocken) werden die gerösteten Erdäpfel sein wie ein alter Mehlsack, daß es ganz dunkel wird ums Gesicht, wenn man daran haucht. Da könnten mich die armen Kinder dauern, die werden das ganze Jahr durch den Husten haben," sagte Frau Sime Sämelene. „Nein, beim Schieß (zum Kuckuck), so möchte ich nicht dabei sein! Milch werdet ihr auch nicht selbst haben, vermag man kein Schweinchen, so vermag man noch viel weniger ein Kuhli."

„Natürlich," sagte Jakobli, „kaufen wir die Milch, man bringt sie uns ins Haus, von der besten wo es gibt. Der Küher, bei welchem wir sie nehmen, ist gut bekannt mit dem Vater und nimmt es für eine Ehre, sie uns geben zu können." „Ihr werdet sie nehmen von einer Kuh oder zweien, wenn man fragen darf?" sagte Frau Sime Sämelene. „Wir nehmen sie nicht nach den Kühen, sondern anders. Sind wir alle daheim und der Vater ist nicht eingeladen, so nehmen wir täglich für neun Kreuzer. Haben wir aber Visite, so läßt die Mutter Rahm holen vom besten, wo man fünf Batzen für die Maß zahlen muß." „Jetzt ist mir nicht mehr zu helfen," rief Frau Sime Sämelene, „für neun Kreuzer Milch für eine ganze Haushaltung und einen ganzen Tag! Was dünkt euch Mädchen, das wäre ein Glück, so dabei zu sein? Was würde unsere rote Sau sagen, wenn sie Ferkel hat und nur für neun Kreuzer Milch kriegte im Tag? Eine solche Haushaltung zu machen muß kurzweilig sein, da ist bald gegessen und bald abgewaschen, und hat man was gegessen, so kann man eine Weile warten, bis man wieder was kriegt, und braucht

den Schneider kaum, die Kleider zu erweitern. Was meinst, Anne Bäbeli, wäre da nicht lustig Köchin zu sein, die Erdäpfel wären bald gewaschen, und ob dem Salat würde man auch nicht viel Zeit versäumen?"

Da ward Jakobli rot und sagte: „Verzeiht, wir leben bei uns aber nicht von Milch und Kartoffeln, wie man auf dem Lande leben muß, das sind ganz nur so Nebenspeisen. In einer Stadt lebt man mehr von Fleisch und Gemüse, in die Metzg (Schlachterei) kann man alle Tage senden, und wenn kein grünes Gemüse mehr auf dem Markte ist, so läßt man Sauerkraut holen; für vier Kreuzer kriegt man eine ganze Schüssel voll, daß man dreimal daran zu wärmen hat. Am Sonntag läßt die Mutter Schweinefleisch holen, manchmal ein Dutzend kreuzerige (einen Kreuzer kostende) Schinkenschnittchen, sie sind ganz vortrefflich, besonders von Oberländerschinken. Und was die Mutter kocht, kocht sie gut, daß gewöhnlich kein Stäubchen übrig bleibt." „Es wird sein," sagte Frau Sime Sämelene und schoß spöttische Blicke rundum. „So gut kann ich es nicht, mir bleibt immer was übrig. Aber es ist nicht zu wundern; wenn man nur so kauft von der Hand ins Maul und den ganzen Tag die Hand im Sack haben muß, so glaube ich, es bleibe kein Stäubchen übrig, und Butter, Mehl und Eier werden auch angeschafft werden müssen?" „Eier," sagte Jakobli, „brauchen wir nicht viel. Die Mutter sagt, es sei ein gar teuer Essen. Zuweilen läßt der Vater eins oder zwei weich sieden, wenn er glaubt, es komme ihm dazu, e'ne Rede zu halten, aber die Mutter wird allemal böse und meint, es trage die Kosten nicht ab." „Mädchen, was meint ihr, da wäre ein lustig Kindbetten ohne Butter und Mehl; da würde wohl keine an der ersten Suppe ersticken, wenn es nämlich nicht eine wäre aus den sieben Säcken Erdäpfel," sagte Frau Sime Sämelene.

„Verzeiht Frau Sime Sämelene," sagte Jakobli gereizt, „ich habe bloß von den Eiern geredet, Butter und Mehl haben wir vollauf. Wir haben in der Küche ein Mehlfäßchen, dieses

läßt die Mutter alle vierzehn Tage füllen, und Butter holt man auch. Wir nehmen sie bei einer vertrauten Kellermagd, die macht sie selbst und ganz vortrefflich. Grasanken (Grasbutter) sagt man ihr, Sommer und Winter kommt sie nie aus damit (geht sie ihr nicht aus). Spöttische Blitze fuhren rundum, und Züsi platzte mit Tönen heraus, in welchen man sich gar nicht zurecht finden konnte. „Ja, ja," sagte Frau Sime Sämelene, „so wird's sein und mit dem Brot wird es auch so sein, das werdet ihr auch alles kaufen müssen, das würde mich am meisten drücken. Ich muß bekennen, ich glaubte, ich wäre der ärmste Hund, wenn ich nicht das Korn in die Mühle geben könnte, von welchem ich das Brot esse. Ach, mein Gott, wie wird es da schmale Bißchen geben." „Nicht für ungut, Frau Sime Sämelene," sagte Jakobli, „Brot haben wir vollauf, manchmal drei Tage lang das gleiche auf dem Tische, und wenn wir schon alles kaufen müssen, so ist doch immer noch für alles Geld dagewesen. Wenn die Jungfer Töchter mir einmal das Vergnügen schenken, uns zu besuchen, so sollen sie wahrhaftig nicht merken, daß wir alles kaufen müssen und selbst entscheiden, ob wir nicht das beste Brot haben, welches man essen kann. Wir haben einen ganz ausgezeichneten Bäcker. Der Vater in seiner Stellung hat Gelegenheit gehabt, ihm Gefälligkeiten zu erweisen; das kann er nicht vergessen und tut uns immer mehr Mehl in unser Brot als andern Leuten."

Da lachte Frau Sime Sämelene laut auf und sagte, ja, ja, es sei glaublich, daß sie drei Tage an einem Brote hätten, wenn mehr Mehl darin sei als in anderer Leute Brot! Jakobli, verdutzt über das Lachen, sagte, es sei auf Ehre so, übrigens könnten dann die Töchter selbst entscheiden, wenn sie ihnen das Vergnügen schenkten, sie zu besuchen. Sie zweifle, sagte Frau Sime Sämelene, daß es sie gelüsten werde. Allem Anschein nach hätten sie Kosten genug, und mit neun Kreuzern für Milch kömmt ihr nicht aus, wenn die Mädchen dabei sind. „Verzeiht," sagte Jakobli, „ich glaube es gesagt zu haben,

daß, wenn wir Besuch hätten, die Mutter Rahm holen ließe. Für fünf Batzen die Maß kriegt man vortrefflichen." „Schweigt mir von fünfbatziger Nidle (Rahm), damit kann man ja einen Hund vergiften! Es dünkt mich, ich hätte die geschabte Seife schon in der Nase, es dreht sich alles in mir um. Aber daß sie Euch gut dünkt, dünkt mich nichts anderes, wer zum Herren geraten will, muß zuerst zum halben Hund werden und fressen können, was selbst ein rechter Hund nicht mag, Schnecken und Kröten und weiß der Teufel was alles. Mein Mann hat auch einmal beim Schultheißen gegessen und hat mir die Sachen erzählt, daß es mir seither allemal wunderlich wird, wenn ich einen Herrn sehen muß von weitem, geschweige denn in der Nähe."

Das war denn doch selbst für Jakobli wohl starker Schnupf (Schnupftabak). Wenn er das gewußt hätte, so hätte er sie sicherlich nicht plagen wollen, und je eher er gehe, desto besser werde es sein mit Schein (anscheinend), sagte er. Er werde doch nicht meinen, sagte Frau Sime Sämelene, daß das auf ihn gestichelt sei, solche Narrenpossen werde er doch nicht im Kopf haben, daß sie ihn für einen Herren halte. Als sie noch daheim gewesen, hätte sie seine Großmutter genau gekannt, es sei ihr eine liebe Frau gewesen, manche Stunde weit herum habe sie alles gewußt, sie hätte ihr für manch schönen Batzen Schwefelholz abgekauft. Er müsse pressieren, sagte Jakobli, er möchte niemanden zur Last sein. Das solle er nicht denken, sagte Frau Sime Sämelene, sie müßten die Sachen nicht kaufen; sie würden sich schämen, wenn sie nicht vermöchten, ihn ein paar Tage zu erhalten, wie er sich wohl nicht gewöhnt sein werde. Wenigstens wolle sie ihm noch mit Rahm aufwarten, es nehme sie wunder, ob er einen Unterschied merke zwischen demselben und ihrem fünfbatzigen. Daneben wolle sie ihn nicht aufhalten, sie begreife, daß es ihm ums Verdienen sein werde. Wer nicht Vermögen habe, müsse mit der Zeit machen, was er könne, wenn er gelebt haben wolle.

Um das sei es ihm nicht, sagte Jakobli und warf sich in die Brust, aber es sei morgen Sitzung. Versäumen (aufhalten) wollten sie ihn nicht, sagte der Alte, obgleich es in einer Sitzung nicht viel gescheiter zugehen werde, sitze einer mehr oder weniger. „Aber, wenn Ihr meint, das Vaterland möge es nicht ertragen, so kann Sämi ein Stück mit Euch fahren. Der Ammann zu Hagenbuch will zwei Ferkel, wie er mir heute gesagt, die kann Sämi gleich mitnehmen. Für fünfundvierzig Batzen das Stück habe ich sie ihm erlaubt, er soll sie dir gleich bezahlen. Er hat gar ein kurz Gedächtnis, wenn er was schuldig ist, der Ammann zu Hagenbuch."

Als die Sache abgemacht, die Abreise Jakoblis entschieden war, da klärte sich plötzlich der Himmel in der Hinterstube auf und total umgeschlagen hatte die Stimmung, fast wie sie beim Volke umzuschlagen pflegt von einem Tage zum andern. Nun war auf einmal alles freundlich bis auf Anne Bäbeli, welches ein recht trübes Gesicht machte. Frau Sime Sämelene pressierte zum Essen, sie hätten's und gönnten's, der junge Sämi mit Trinken; Züsi war das Glas wie in die Hand gewachsen zum Gesundheit machen, und Sime Sämeli sagte, er lasse den Esau grüßen, und wenn er einmal vors Tor käme, so solle er bei ihm einsprechen. Es sei dann nicht, daß er keinen Unterschied machen könne und meine, ein Schelm sei wie der andere, er wisse wohl, Esau sei noch von den bessern. Aber er solle ihm nur sagen, wenn es nicht bald anders gehe, so pfeife man ihnen bald das letzte Gsätzlein (Lied), und wenn man drinnen frage, wer so etwas sage, so solle er nur sagen, Sime Sämeli habe es gesagt, und wer es nicht glauben wolle, solle kommen und ihn fragen, und wer nicht fragen möge, werde es erfahren. Sämeli sagte, das habe er drinnen hundertmal gesagt, und er müsse sagen, Jakoblis Vater hätte noch am meisten auf ihn gehört, er glaube wirklich, wenn sie drinnen keinen Kreuzer mehr wert seien, so würde Jakoblis Vater doch noch den besten

Teil davon ausmachen. „Sag es, wenn du fort willst, so gehe ich und schirre ein."

„Pressieren wollte ich nicht so," sagte Frau Sime Sämelene, „du weißt, wie der Kohli (schwarzes Pferd, Rappe) läuft. Er muß doch erst essen und trinken bis auch einmal recht genug. Ich könnte ihm den Schinken mitgeben, er gibt noch für manchen Sonntag kreuzrige Scheibchen, und ein Stück Käs, er wird auch selten sein. Wenn Ihr fahrt, so irrt's (geniert) Euch nicht, und wenn man Papier hätte, so könnte man ihn einmachen (einschlagen), dann würde es auch niemand sehen." Es habe ein alt Säcklein, um welches es nicht schade sei, sagte Züsi und wollte es holen. Jakobli wehrte sich gegen die Geschenke mit Händen und Füßen, aber es half nichts, sie hätten's und vermöchten's und hätten deswegen nichts desto weniger, sagten sie.

Aber solche Reden fielen diesmal nur flach, die zwei Ferkel, mit welchen er fahren sollte, lagen Jakobli schon auf der Seele, er meinte sich bedenklich schämen zu müssen. Er dachte, wenn er mit zwei Ferkeln in einem Fuhrwerk durch die Stadt fahren wollte, die sämtlichen Gassenjungen liefen ihm nach, und vor dem Café, wo er Stammgast war, vorbeizufahren, dazu hätte man ihn nicht gebracht, wenn er nicht bloß eine, sondern beide Töchter hätte heiraten können. Der gute Jakobli dachte nicht daran, daß er diesen Morgen mit dem Zigarrli zwischen den beiden Fingern hundertmal mehr ausgelacht worden, als er diesen Nachmittag mit den beiden scharmanten Schweinchen ausgelacht werden würde.

Die Begriffe der Welt über das Lächerliche, Anständige, Sittliche, ja sogar über das Vaterländische, welcher Begriff gegenwärtig mit eigener Malice gedroschen wird, als ob man ihn absichtlich zu leerem Stroh entgeistigen wollte, sind gar schrecklich verschieden. Wenn in einem Hause drei Stockwerke sind, in jedem Stockwerk eine andere Familie wohnt, so werden in den meisten Fällen in den drei Stockwerken die Begriffe aller Art durchaus verschieden sein, und in der Regel

wird jede Familie ihre eigenen Kreise um sich ziehen, jede ihre eigenen Handwerksleute haben, absonderlich ihren eigenen Schneider; Schlosser und Kaminfeger mögen allfällig noch passieren von unten bis oben ohne absonderliche Anstrengungen. Ach Gott, wenn aber so ein Schneiderlein in allen Stockwerken bügelrecht sein will, von der rechten Religion, d. h. allenthalben von dem eben in Mode seienden Farbenstrich, Himmelsackerment, was das an Schweiß und Niederträchtigkeit kostet! Wie er unten loben muß, was er in der Mitte verwirft, in der Mitte himmelhoch preisen, was er zu oberst verflucht dem Teufel eben, und dann wieder alles ganz umgekehrt, wenn er wieder von oben nach unten geht! Ach Gott, man glaubt nicht, was es für Künste braucht, um grundsätzlich niederträchtig (leutselig) zu sein und absolut der Rechte, d. h. in jeden Schuh gut und Trumpf Sau (As) allenthalben. Die Jugend bekanntlich nimmt in ihrer schönen Zeit alles absolut, hat nur ein Ideal, nur eine Wahrheit, nur eine Geliebte; Amtsweibel, Kammerdiener, Sekretär, Höfling und Volksmann (Nuancen im Fach der Speichelleckerei) muß man erst lernen, wo man auf die Höhe kommt, wo man das Nützliche dem Scheine vorzieht.

Der gute Jakobli stand noch nicht auf dieser Stufe, namentlich nicht in Beziehung auf das Lächerliche, und ängstigte sich daher in sehr torrechtem (törichtem) Kummer und war nicht weit davon, diese Fuhre als eine eigentliche abgeredete Bosheit anzusehen. Da indessen nichts Boshaftes in den Gesichtern war, sondern große Freundlichkeit und selbst Frau Sime Sämelene große Freigebigkeit erzeigte, so dachte er, Bosheit könne das nicht sein, sondern bloß Mangel an Sinn für das Anständige. Er war indessen sehr befangen beim Abschiede, eben wegen der Ungewißheit, in welcher er schwebte. Er dankte für die Aufnahme, lud wiederum ein, sprach von Konzerten, Schreiben, Insel und Vater und Mutter, aber alles gar nicht logisch, und wenn sich ein Faden durch das Ganze zog, so war es weder ein schwarzer noch ein roter, sondern bloß

der graue Faden der Verlegenheit. Die Antworten von Sime Sämeli und seiner Frau waren kurz: er solle glücklich heimkommen, Vater und Mutter grüßen, und sie sollten auch einmal kommen, an einem Sonntag, wo man beidseitig nichts versäume und sie sich nicht schämten, aufs Land zu kommen. Züsi machte Jakobli schöne Scharwenzel (Knixe), sparte jedoch die schönsten für Anne Bäbeli auf, aber Anne Bäbeli war nicht da und Sämeli rief oben vom Wägeli herab aus dem lieblichen Grunzen der Schweinchen heraus: „Z'Donner, bist nicht bald fertig? Der Kohl (Pferd) steht nicht mehr."

Jakobli pressierte nicht auf den Ruf, guckte immer noch nach Anne Bäbeli aus. Aber Sime Sämeli meinte, da sei kein Warten mehr, und mit einem raschen Ruck unter den Arm half er Jakobli aus seiner Unschlüssigkeit, und wie er halb oben Fuß gefaßt, ließ Sämeli Kohli los, der wie ein Byswind (Nordostwind) ins Freie schoß, so daß Jakobli mit Tschako und Käsmesser genug zu tun hatte und alle nachträglichen Grüße und Komplimente nach hinten, wie man sie macht, wenn man recht zärtlich gestimmt ist, fahren lassen mußte.

So fuhren in Saus und Braus die Jünglinge davon. Mit gewaltigem Brummen sah Sime Sämeli dem Jagen zu, und was er später seinem Sohne darüber sagte, wissen wir nicht. Was die Weiber machten nach der Abfahrt, geht uns nichts an, wir wissen bloß, daß der gute Jakobli unter ihnen zu einem Seidenplätze (Seidenlappen) ward, aber zu einem zähen und festen, an welchem man alle Tage rupft und zupft und doch nie fertig wird damit. Zu was für einer Stellung er in Sime Sämelis Hause kam, träumte Jakobli nicht, als er mit Sime Sämelis Sohn und den beiden Ferkeln davonfuhr wie der Tod mit der schönen Eleonore, er kam nicht zum Denken. Sämeli erwartete gerühmt zu werden über sein Fahren, wobei dem armen Leutnant alle seine Stadtbeinchen krachten, aber er mußte ihn daran mahnen, denn Jakobli konnte nichts, als sich grausam schämen von wegen den Ferkeln, welche so

mörderlich schrien, und von wegen dem Wägelchen, welches so schrecklich stieß und schlug. Was werden doch die Leute denken, sagte er bei sich selbst, wenn man es nur in der Stadt nicht vernimmt, wenn ich nur nicht dem Vater schade damit.

So dachte der gute Junge und wußte begreiflich nicht, daß keine Seele ihn bemerkte, daß man nur den jungen Sime Sämelis Sämi sah und betrachtete, fast wie eine Art von Kronprinzen, welche bekanntlich, bei nicht ganz verdorbenen Anlagen, weit beliebter beim Volke sind, als ihr Herr Papa. So ist der auch wieder heim, hab recht Langeweile nach ihm gehabt. Der fährt noch immer wie ein Utüfel (Unteufel). Wohl, wenn das der Alte wüßte, er würde ihm was sagen. Aber es heißt, eben viel fürchte er ihn nicht mehr und mache, was ihm in Sinn kommt. Nun, er hat recht, würde es auch so machen, nicht mein Lebtag Bub sein wollen. Aber fahre er wie er wolle, ein rechter Bauer wird er doch, nicht der Hundertste würde den Tag nach der Garnison mit Schweinen im Lande herumfahren, so sprach sich die Stimmung aus.

Von solchem Gesumme hatte begreiflich Jakobli keine Ahnung, er deutete die lächelnden Gesichter durchaus anders, und ihm wohlete es erst (ward ihm erst wohl), als sie zu Hagenbuch bei des Ammanns Hause vorfuhren, er ab dem Wägeli war und so weit als möglich von den Ferkeln stand. Es war akkurat, als ob er fürchtete, man könnte sie zusammenzählen. Alsbald kam ein rüstiges, festes Mädchen heraus, braun von Gesicht und Armen, aber übel stand es ihm nicht. Dieses half Sämeli die Schweinchen ab dem Wägeli nehmen und versorgen. Sämeli und es schienen nicht bloß recht gut bekannt miteinander, sondern ein bedeutend Wohlgefallen aneinander zu finden. Sämeli regalierte das Mädchen mit einigen derben Späßen, das Mädchen machte nicht böse Augen dazu, sondern sagte bloß: „Bist doch immer der gleiche, den Uflath (Unflat) wäscht dir der Rhein n'cht ab.“ Indessen vergaß Sämeli über der Liebe

sein Geschäft keineswegs. Er frug dem Alten nach, erörterte, daß ein Ferkel drei Gulden koste und er das Geld gerne hätte. „Das wird so sehr nicht pressieren. Komm im Heimfahren vorbei, der Vater kann es dir unterdessen rüsten," sagte das Mädchen. „Allweg komme ich wieder vorbei," sagte Sämeli, „muß die Bütte wieder nehmen, in welchem ich die Schweinchen gebracht. Aber das Geld sollte ich doch haben. Der Vater hat mir einen Konto mitgegeben, welchen ich bezahlen soll und hat dabei auf die sechs Gulden gerechnet." „Man sollte meinen, wie rar das Geld bei euch sei," sagte das Mädchen spöttisch, ging jedoch, den Vater zu suchen. „Daß ich ein Narr wäre zu warten; wenn ich wiederkäme, so wäre der Alte entweder nicht daheim oder hätte mir das schlechteste Geld aus allen zweiundzwanzig Kantonen ausgelesen. Ich kenne den alten Schelm, aber ich will ihm listig genug sein," sagte Sämeli zu Jakobli. Das Mädchen kam bald wieder und sagte: „Binde das Roß an oder tue es in den Stall und kommt in die Stube." „Selb wollen wir nicht machen," sagte Sämeli, „aber hast du nichts zu trinken, ich bin grausam durstig und das Wasser ist mir zu dünn und zu naß und macht mir nicht wohl." „Wein haben wir keinen mehr im Keller, aber wenn du Kirschwasser willst, so sollst haben, soviel du willst." „So bring'," sagte Sämeli. Das Mädchen ging. Jakobli meinte: „Bist doch so grob und unhöflich, nicht einmal: ‚Wenn du willst so gut sein' hast du gesagt." „Das wär' dumm, mehr an die Sache zu tun als nötig ist. Mit dem d'r Narr machen beim Weibervolk kommt man nicht weiter, als daß man für einen Narren gehalten wird, und wie man sie gewöhnt, so hat man sie," so lautete Sämelis Antwort.

Das Mädchen, Lisebethli mit Namen, brachte in der einen Hand eine große Flasche Kirschwasser mit einem Glase bedeckt, in der andern Hand ein gewaltiges halbes Brot, streckte Sämi das Brot dar und sagte: „Nimm!" „Mag nicht," sagte

Sämeli, streckte es Jakobli dar und sagte: „Nimm du es, ist auch viel Mehl darin." „Danke gar sehr," sagte Jakobli höflich, „bin nicht hungrig." „Was ist euch an dem Brote nicht recht," fragte das Mädchen zornig, „daß ihr das Gespött damit treibt. Es ist sauber und gut, hab' es selbst gemacht, es ist mehr als gut genug für solche wie ihr seid, die nicht wissen wo das Brot herkommt und längs Stück keins hätten, wenn sie es selbst verdienen müßten. Seh, nimm Brot," sagte Lisebethli zu Sämi. „Ich mag nicht, hast es ja schon gehört," sagte Sämi. „Hau ab (schneid ab) und nimm, oder du bekömmst kein Kirschwasser, ich lasse mir mein Brot nicht verachten. Wollt ihr von dem einen nicht, so müßt ihr auch vom andern nicht haben," sagte Lisebethli. „Das wäre lustig," sagte Sämi und wollte der Flasche sich bemächtigen. Aber Lisebethli war gewandt und stark. „O hä Bürschli, so geschwind geht das nicht, und brichst die Flasche, so hole ich auf meine Arme Teure (Seele) keine andere! Nimm Brot, wirst nicht zu vornehm geworden sein und gib's dem andern auch. Es macht mich niemand böser als zwei solche Maulaffen, wo, wenn sie eine Woche die Nase in die Stadt gehabt, nicht mehr wissen wollen, was Brauch und Recht ist, nichts mehr können als die Leute ausspotten und d'Sach verachten," sagte das Meitschi zornig.

„So wird's sein müssen, wenn du tust wie eine Katze," sagte Sämi. „O nein, es muß gar nicht sein," sagte Lisebethli, „wenn es dich ekelt ob meinem Brot, so lasse es sein, ich möchte nicht schuld sein, wenn du in einen Grausen kämest." „Gib," sagte Sämeli, hieb ein Schnittchen ab und reichte es Jakobli. „Merci," sagte dieser, „es wäre mir unmöglich." „Was ist das für ein Halbweltsch," fragte Lisebethli, „der nicht Brot will, hat der etwa sein Lebtag Lebkuchen gehabt?" „Verzeiht, Jungfer Lisebethli," sagte Jakobli. „Bin keine Jungfer," sagte Lisebethli zornig, „ein Meitschi, Tochter vom Hause bin ich und Lisebethli heiße ich. Willst oder willst nicht?"

Gar schön nahm nun Jakobli das Brot, das Mädchen schenkte ein, reichte Sämeli das Glas. „Warum bringst mir's nicht?“ schnauzte Sämi. „Mag nicht,“ sagte Lisebethli. „Magst du oder magst du nicht, so bringst du es mir,“ sagte Sämi. „Und wenn es dich dann ekelt wie ob dem Brot,“ entgegnete Lisebethli. „Willst oder willst nicht,“ sagte Sämeli. „Zwängring (Dickkopf), was du bist,“ sagte Lisebethli, aber nichts weniger als unfreundlich, „so soll es dir gelten,“ netzte die Lippen und bot es Sämeli. „Nimm, nimm,“ sagte dieser, „keinen Schluck hast du genommen, tue nicht so dumm!“ Lisebethli setzte noch einmal an, schüttelte sich dann: „Mag auf meine Arme nicht mehr,“ schenkte das Glas wieder voll, reichte es Sämi und sagte: „Bring's dem Merci-Herr, wenn er noch mag, ohngeachtet ich daraus getrunken.“ „Es gilt dir,“ sagte Sämeli zu Jakobli, tat einen mächtigen Zug, welcher das halbe Glas leerte und reichte es Jakobli. „O behüte,“ sagte dieser, „das ist viel zu viel,“ und tat recht zimpferlich. „Nimm was du magst, es ist dann schon jemand da, welcher den Rest nimmt,“ sagte Sämeli.

„Wo ist der daheim,“ fragte Lisebethli, „daß er tut wie eine Stadtjumpfere? Sonst wenn sie die Montur am Leib haben, meinen sie, sie müßten tun wie Kälber und saufen wie Kühe.“ „Das wird sollen gestochen (gestichelt) sein,“ sagte Sime Sämelis Sohn, den Rest im Glase austrinkend. „Schenke ein. Aber wo bleibt der Alte?“ „Das ist mir doch ein Pressieren,“ sagte Lisebethli, „wenn du nicht warten magst, so packe dich.“ „Meinethalben wäre es mir wohl genug hier, solange du Kirschwasser hast; aber der da will in die Post,“ sagte Sämi. Da kam der Gewünschte mit rotem Gesichte und wackelndem Bauche, wie es einem Ammann wohl ansteht. „Du pressierst, Bürschli,“ sagte der Alte, „meinst ich sei morgen nicht mehr gut genug für neunzig Batzen?“ Wegen dem sei es nicht, sagte Sämeli, aber er müßte für den Vater was zahlen, und da habe derselbe ihm gesagt, er solle das

Geld für die Ferkel dafür brauchen. „Wird kein anderes mehr gehabt haben, der arme Teufel. Er ist immer der gleiche, es ist gerade, als ob er Harz im Hosensack hätte.“ „Werdet einander eben nicht viel vorzuhalten haben,“ meinte Sämeli. „Häb dar (halt her),“ sagte der Ammann. Sämeli schob bedächtig die Pfeife in die Tasche, um die Augen frei zu haben, und streckte seine mächtige Pfote hin. Der Ammann zahlte ihm mit einem verdächtigen Zucken um den Mund zehn schöne Batzen in die Pfote, griff dann in die Westentasche, legte zwei schöne Päcklein, deren eins vierzig Batzen enthalten sollte, daneben und sagte: „So wird es recht sein, und die sind gut, habe sie erst heute selbst gemacht.“

„Man ist bald verschossen (man versieht sich leicht),“ sagte Sämeli, „und wenn ich zu wenig hätte, so würde mir mein Alter sagen: für was hast du Augen und Finger?“ Ohne weitere Komplimente grübelte (krabbelte) Sämeli ein Päcklein auf und zählte laut: „1, 2, 3, das ist ein Roter, 4, 5, 6, du wirst den für einen Ganzen gezählt haben, es ist aber nur ein Halber; 7, 8, 9, wieder ein Roter, 10, 11, 12, 13, das Sechskreuzerstücklein nimmt niemand; 14, 15, 16, das sind nur Schillinge und nicht halbe Batzen; 20, 21, 22, 23, wieder ein Roter und noch einer; 26, 27, 28, diese Kreuzer nimmt kein Hund; 30, 31, 33, 34, was Teufels soll das für ein Stück sein, ein solches hab' ich noch nie gesehn; 36, 37, 38, und ein Halber. Sechs Kreuzer zu wenig und solch schlecht Geld noch. Du wirst schläferig gewesen sein noch, als du sie machtest?“ fügte Sämeli bei. Der Ammann verlor aber weder die Fassung, noch zeigte er Ärger, er hatte halt probiert. „Ich werde verschossen sein (mich vergriffen haben),“ sagte er, „das sind Päcklein vom Müller von Krüschlige, sie liegen neben denen, welche ich gemacht. Mit Schein (wie es scheint) ist er immer der gleiche Schelm. Nun, der kann sie wieder haben, dir will ich anderes holen.“

Sämeli blinzte Jakobli an und sagte zu Lisebethli, welche dem Handel mit zugesehen hatte, mit selbstgefälligem Gefühle:

„Das Zählen macht durstig, hast noch einen Schluck!" Lisebethli schenkte ein, sagte aber: „Nimm dich in acht und mache es nicht zu gut, es könnte einmal zu viel sein." Die Rede konnte verschieden gefaßt werden, wie Sämeli sie nahm, wissen wir nicht. Der Alte kam diesmal mit kleinem Silbergeld. „Häb dar," sagte er und begann wieder zu zählen. „Halt, das ist nur ein Dreibätzler," sagte Sämi. „Wird ein Sechsbätzler sein," sagte der Alte und wollte fortfahren, aber Sämeli setzte nicht ab, bis der Dreibätzler konstatiert war. Hastiger zählte der Alte, ernsthafte Augen machte Lisebethli. „Achtzig," sagte endlich der Alte, „oder ist dir wieder etwas nicht recht," da Sämi die Stücke in der Hand mit dem Finger umrührte. Der Alte hatte wieder einen erblaßten Dreibätzler für einen Fünfbätzler eingeworfen und wußte es recht gut. Etwas mußte gehen, anders konnte er nicht. Als Sämeli immer rührte, sagte Lisebethli: „Stecke das Geld einmal ein. Suppe gibt es doch keine daraus, magst rühren wie du willst. Vater, du nimmst doch auch eins, kannst es ihnen dann bringen!" Als der Alte den Dreibätzler als Fünfbätzler in Sämelis Sack wandern sah, wurde er ganz hell auf, und auf eine Maß oder zwei Kirschenwasser kam es ihm jetzt nicht an, hatte er doch wieder einen überlistet. Sämi dagegen war übellaunig, gab schnöden Bescheid, trieb zum Aufbruch, und als Lisebethli sagte, er sollte ja nicht vergessen zu halten im Heimfahren, seine Bütte möge es ihm nicht hüten, sagte er, so werde sie meinethalb gestohlen. „Ist sie aber am Samstag noch da, so gib sie dem Fuhrmann, welcher beim Hause vorbeifährt," und sprengte davon, was der Kohli (Rappe) laufen mochte. Jakobli war redselig, Sämeli schweigsam. Jakobli begann zu reden vom Lisebethli, bedauerte, daß es so ein ungebildet Mädchen sei, sie hätte daneben schöne Anlagen und gefiele ihm gar nicht übel.

„So," sagte Sämeli, „gefiele dir die. Gib dir aber nicht Mühe, die ist schon versorgt." „Du wirst doch nicht selbst etwa Absichten haben?" fragte Jakobli verdutzt. „Du wirst doch nicht

etwa etwas dawider haben?" frug Sämeli spöttisch. Beklemmt sagte Jakobli: „Daran hätte ich keinen Gedanken gehabt, daß du der den Hof machest. Du tatest so unmanierlich mit der Tochter und warst so rücksichtslos gegen dem Vater, daß ich mich für dich schämen mußte." „Wäre nicht nötig gewesen," sagte Sime Sämelis Sohn. „Ausgelacht wird mich niemand haben. Dümmere Leute als solche Stadtbesen wie du gibt es d's Land ab d's Land auf nicht. Ihr meint, ihr hättet die Weisheit alle gefressen und wißt nicht, daß jede Geige einen eigenen Ton hat und jede Kuh ihre Art, und daß ein Affe ein Affe bleibt und für einen solchen gehalten wird, tue er auch wie ein Kalb oder wie ein Schaf." „Geht das auf mich?" fragte Jakobli. „Was brauchst du mir zu sagen, ich sei unmanierlich?" sagte Sime Sämelis Sohn. „Ich weiß besser als du, was feine Manier ist. Aber daß der alte Schelm mit dem Dreibätzler mich betrogen und daß ich es angenommen, selb macht mich böse. Aber warte du nur, dem brocke ich es siebenfach ein, mache das Mädchen meinethalben Augen wie es will." „Dann gibt er dir das Mädchen nicht," sagte Jakobli. „Mit Vater und Mutter muß man sachte umgehen, wenn man die Tochter will." „Das verstehst du wieder nicht. Meinst du, der alte Schelm gebe seine Tochter einem Löffel (Laffen), der sich betrügen läßt oder aus lauter Höflichkeit das Babi (den Tropf) macht. Und wenn er es wollte, so täte ich es nicht. Sime Sämelis Sämi hat nicht nötig, ein Meitschi zu erbetteln oder zu erheucheln, wenn er eine Frau will."

Das war starker Tubak, und ehe Jakobli ihn verarbeitet hatte, fuhr Sämeli beim Wirtshause vor, wo Jakobli die Post erwarten wollte. Dort wurde Sämeli vom Stallknecht, Stubenmagd und Wirt wie eine bekannte Notabilität empfangen, Jakobli aber gar nicht beachtet. Das ärgerte begreiflich Jakobli, er ließ es merken, daß er Herrn Esaus Sohn sei, damit gewann er nichts, als daß für eine Weile der Wirt das Gespräch über Korn und Roßhandel abbrach und gar lästerlich loszog

über die bestehende Ordnung der Dinge und jeden Satz mit den Worten schloß: „Und es ist mir ganz recht, wenn sie es vernehmen, es ist gut, wenn sie es einmal wissen, wie man auf dem Lande gesinnt ist und was man denkt.“ Sämeli pressierte fort, ob der Dreibätzler oder das Mädchen ihn fortzogen, wissen wir nicht; aber er fuhr nach kühlem Abschied von dannen, wie einer, der eine schwere Last abgesetzt hat und leicht und unbeschwert von dannen fährt. Das mühte Jakobli sehr, und da weder Stubenmagd, Stallknecht oder Wirt sich um ihn kümmerten, er drei Stunden auf die Post warten mußte, so hatte er Zeit zum Meditieren.

Das war aber sehr trübselig, und er ward ganz klein im Gemüte. Gestern zog er aus von hier mit kühnen Erwartungen, er hoffte mit Cäsar sagen zu können: veni, vidi, vici, und vierundzwanzig Stunden später rückte er wieder hier ein, total klein gemacht, fast wie ein gebadeter Hahn. Rundum waren ihm die Federn niedergepreßt worden, der Kamm mit scharfer Lauge gebrüht, so ein gar nichts war er gewesen vierundzwanzig Stunden lang, er, Herr Esaus Sohn, und hatte sich zu einem Garnichts machen lassen ohne Gegenwehr, akkurat wie ein Schaf, das auch nichts zu machen weiß, wenn man es zur Schlachtbank führt. Er, der doch was galt in seinem Kreise, in seinem Bureau und namentlich als Herr Esaus Söhnelein, war urplötzlich vierundzwanzig Stunden lang nicht bloß ein Tropf geworden, gleichbedeutend mit einem Tropfen Wasser, sondern eine Art von Vogelscheuche, welche die Vögel gar nicht fürchten, sondern ihren Mutwillen damit treiben. So gleichsam einen schrecklichen Traum zu erleben vierundzwanzig Stunden lang, nach Verfluß derselben plötzlich zu erwachen und nun in Einsamkeit drei Stunden lang meditieren zu müssen über Sein und Nichtsein, ob es gewesen oder nicht gewesen, was man gerettet, was man verloren, was man gesagt und nicht gesagt, hätte sagen sollen und einem leider nicht in Sinn gekommen, es ist fatal, es ist mehr als fatal, es

ist gräßlich und namentlich für einen jungen Eidgenoß mit Selbstgefühl und Schnauz (Schnurrbart); es ist mehr als gräßlich, es ist eigentlich wirklich zum Sterben. Indessen können wir sämtlichen Lesern und absonderlich den lieben Leserinnen die Versicherung geben, daß die Post den guten Jakobli noch lebendig fand, mitnahm, und daß derselbe sich mit jedem Zug gegen die Hauptstadt erholte, das Bewußtsein wiederfand, und daß, als er zu dem Tore einfuhr, er vollständig bei sich selbsten war und nach einigen Tagen vollständig der Alte wurde, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß es ihn nach einem Besuche auf dem Lande nicht mehr gelüstete. Er begriff, daß das Land etwas anderes ist als die Hochschule, daß der Besuch desselben Vorstudien fordert.

Der Notar in der Falle.

(„Elsässische Neujahrsblätter" 1848.)

Kleine Städtchen sind in der Regel ganz allerliebst. Gewöhnlich liegen sie an einem Bache, dem es so wohl im Städtchen ist, daß man nicht weiß, läuft er nach Westen oder nach Osten; sie sind statt mit Wällen und Graben mit kleinen Scheuern und großen Düngerhaufen umgeben, wenn man es nicht vorzieht, dieselben mitten im eigenen Schoß, d. h. im Städtchen selbst zu behalten. Die Menschen darin sind allerliebst, nicht über eine Form geschliffen, sondern jeder trägt sein eigen Gepräge, allgemein ist bloß, daß die Mädchen zumeist zärtlich sind und guten Herzens, die jungen Herren aber etwas hölzern und nicht fein gehobelt, haben aber auch schrecklich viel Liebe im Leibe, heiraten daher gewöhnlich sehr jung; tun sie es nicht, so müssen sie von morgens früh bis abends spät schrecklich viel Flüssiges in den Leib gießen, um nicht zu verbrennen. Manchmal gießen sie als Ehemänner die doppelte Portion sich ein, wahrscheinlich damit die Frau an

ihrer Liebe nicht verbrenne. Das Städtchen, von welchem wir reden wollen, lag aber nicht an einem Bache, sondern an einem Flusse, aber die Mädchen waren deswegen nicht weniger zärtlich, die Herren nicht gehobelter und weniger durstig. Das Städtchen hatte eine wunderschöne Lage, mancher Düngerhaufen hatte einem schönen Hause Platz machen müssen, auf die schönen Häuser tat man sich viel zu gut, der Natur daneben frug man wenig nach, ausgenommen, wenn sie sich essen und trinken ließ oder sonst was eintrug. Ganz herrliche Spaziergänge fanden sich ums Städtchen, waren allerdings auch sehr gesucht und geschätzt. Bekanntlich gehen zärtliche Mädchen gern mit jungen Herren spazieren, da werden auch die hölzernsten warm, der Liebe Gold wird flüssig, und wie manches zärtliche Herz wurde glücklich im Freien an der Sonne, wo das Holz Feuer fing. Alte Leute gehn auch gern spazieren in der Natur, wenn es nicht weit geht, ein guter Kaffee und delikate Fische oder sonst was Gutes in Aussicht steht.

In diesem Städtchen lebte ein Mädchen namens Luise. Nicht weniger zärtlich als die andern war die gute Luise, nicht weniger liebte sie die Natur zum Spazierengehn, aber wie hölzern einer auch war, Feuer fangen wollte keiner, flüssig ward nie die Liebe, wie heiß die Sonne auch schien, wie sehr der junge Herr auch schwitzte. Ach, dem schönen Herzen voll Liebe entsprach Luisens Äußere nicht. Sie war nicht klein, glich nicht auffallend einem Bohnenstecken, noch einer Kegelkugel, ihr Gesicht war weder rot wie eine Klapperrose, noch blaß wie geronnene Milch vom Mond beleuchtet, aber sie war eben eigentlich gar nichts; sie war eben eins von den unglücklichen Wesen, deren Äußeres gar nichts Bemerkbares hat, weder was Häßliches noch was Liebliches, die man wieder vergißt, wie oft man sie sieht, die gar keinen Widerhaken haben, welchen sie einschlagen können in ein ander Herz und daran sich festhalten, wie Flößer ihre Haken in Bäume oder Ufer, an denen sie vorbeifahren. Nicht einmal die Stimme

hatte etwas Angreifliches, sie floß akkurat wie ein Bächlein in einem kleinen Städtchen, welches verlegen ist, soll es zum obern oder zum untern Tor hinaus. Zudem redete Luise noch leise, daß wer nicht haarscharf hörte, die Hände hinter die Ohren halten mußte, wenn er mit ihr konversieren wollte, eine Haltung, welche der Liebe nichts weniger als förderlich sein soll. Das gute Kind war schüchtern, hatte gar keine Ursache zum Selbstbewußtsein zu kommen, wußte nicht, wenn sie was sagte, war es dumm oder war's gescheit, im ersten Fall war es also besser, man verstand es nicht; zudem war es ihr oft, als müßte sie weinen, wenn sie lauter rede und den Mund weiter aufmache. Luise war keine Bürgerin des Städtchens, sondern eine sogenannte Hintersässin, hatte also keine Bürgernutzung, weder Holz aus dem Wald noch eine Pflanzstelle auf der Allmend (Gemeindetrift), was begreiflich ihr Ansehn auch nicht vermehrte. Sie lebte bei einer Tante, der Frau Spendvögtin (Armenvögtin); diese hatte Holz, Platz zum Kohl, ein eigen Gärtchen, sonst wenig Vermögen, aber viele, welche darauf warteten. Von Luisens Vermögen war nichts bekannt, man nahm also an, sie hätte keins; wenn sie welches hätte, würde sie es schon sagen. Der Schluß ist ziemlich bündig und wurde noch bestätigt durch Luisens sehr einfache Kleidung und das Versäumen, zu gehöriger Zeit ändern zu lassen, was nicht mehr in Mode war. So z. B. trug sie noch wenigstens drei Monate lang weite Ärmel, als kein einziger im ganzen Städtchen zu finden war, so daß die Mägde bei den Brunnen aufmerksam wurden und die arme Luise zur Zielscheibe ihres Witzes machten.

Die Tante war eine rechte Bürgerin, kümmerte sich wenig um Luise, war aber sehr stolz auf ihren Mann selig, den Spendvogt. Wenn die andern Frauen, die Allmend-, Spital- und Seivögtinnen (Alpvögtinnen) ihre Kindbetten erzählten, so gab sie zum besten, wie ihr Mann Spendvogt geworden und sie Spendvögtin.

Luise hatte viele Freundinnen, sie war keiner im Wege, und wenn eine was anzuvertrauen hatte, so ward Luise die Vertraute. Sie mißbrauchte das Vertrauen nie, machte keinen Geliebten abspenstig, entweder aus bloßer Bosheit oder weil sie ihn selbst fangen wollte. Eine solche Freundin ist unbezahlbar, sie sind aber auch selten. Daran gedachte aber keine, welche bittere Qualen die arme Luise erlitt, wenn wieder und wieder eine Freundin kam und ihr das Glück der Liebe verkündete, zu ihr sprach: „O Gute, ich habe gefunden!" Jedes Kind weiß, wie es der Eva ging, als sie die Schlange in den Apfel beißen sah, daß es sie nicht leben ließ, bis sie ebenfalls hineingebissen; jedes Kind erfährt, wie es ihm im Munde so wunderlich wird, wenn es andere was essen sieht und es hat selbsten nichts, und wie es nicht ruht, bis es selbst auch zu etwas gekommen. Ja, unsere humanen Juristen, welchen Diebe und Mörder weit lieber sind als ehrliche Leute, sintemalen sie von Dieben und Mördern leben und um so besser, je mehr deren sie pflanzen, beweisen ja, daß nichts ansteckender sei und Laster pflanzender, als wenn man jemand hänge oder köpfe. Da wandle männiglich, statt abgeschreckt zu werden, die Lust an, geköpft und gehängt zu werden, daher auch nie mehr Laster begangen würden, als gerade an einem Hinrichtungstage. Die guten Juristen treiben es wohl gut; wenn sie es dahin bringen mit angeblicher Humanität, daß am Ende nichts überbleibt als Diebe, Mörder und — Juristen, so nimmt es uns wunder, was die für Augen machen und den Dieben und Mördern vordemonstrieren und plädieren werden. Wird man nun nach den Juristen unter einem Galgen galgensüchtig, was meint man, was muß erst an einer Hochzeit die ledige Mannschaft werden? Faktum ist auch, daß bei einer Hochzeit andere Hochzeiten sich machen, blasierte Hagestolze zu schmachten anfangen, Spröde aufschauen, Unbefangene zu überlegen beginnen. Aber noch viel angreiflicher ist es, absonders für ein Mädchenherz, wenn eine Freundin kommt

— gewöhnlich kommt sie auf den Fußspitzen und schlägt die Augen nieder — und was erzählen will und nicht weiß wo anfangen, und wenn sie angefangen, reuig wird und lieber nicht fortführe und am Ende doch erzählt, wie sie spazieren gegangen und was er gesagt und was sie gesagt und wie es dann weiter gegangen und wie sie jetzt einen Geliebten hätte, einer, wie keiner noch gewesen, und wie sie jetzt glücklich sei wie im Himmel, und dazu sich die Augen wischt, vielleicht der Freundin noch um den Hals fällt und spricht: „Ach Gott! wie glücklich, wenn du nur wüßtest wie!" Ach Gott! wie gerne wüßte ich es, denkt die um den Hals gefallene und kann fast die Tränen nicht verdrücken, wenn sie herausstottert: „So, so, he nun, es freut mich für dich, wenn du glücklich bist. Per se kennst du ihn besser, er wird nicht sein wie die andern! Ach ja. Aber was mich dauert, ist, daß ich wieder eine Freundin weniger habe, denn wer Mann und Kinder hat, denkt weiter an nichts mehr. Zuletzt bleibt man ganz isoliert, alleine in der Welt!" Dann weint sie ganz bitterlich, aller Trost ist umsonst, wie die Freundin auch zuspricht, sie solle sich doch nicht desolieren, sie bleibe da und ihre Freundschaft solle die gleiche bleiben ewiglich, alle Tage wollten sie sich sehen; es wäre doch sonderbar, wenn man wegen dem Mann keine Freundin mehr haben sollte, ein so eng Herz hätte sie doch wahrlich nicht. Begreiflich hatte die Freundin schon Erfahrungen über die Weite ihres Herzens gemacht und meinte nicht bloß a priori, sondern wußte a posteriori, daß mehr als eine Person darin Platz hätten. Es gibt ja Herzen, in denen die Menschen nicht bloß kompagnien-, sondern regimenterweise Platz haben. Habe erst eine Anekdote der Art von einem alten Pferde gelesen. Ist ein Roßherz so weit, wie weit muß erst ein menschlich Herz sein und zwar ein junges, welches noch elastisch, nicht verknöchert ist! Aber die Freundin tröstet umsonst, Luise weint immer bitterlicher, bis endlich die Freundin recht verlegen wird und sagt, sie müsse gehen,

sie habe ein Rendezvous mit dem Geliebten. Ach da weint Luise noch bitterlicher, ihr Lebtag hat sie noch nie ein Rendezvous gehabt, als etwa mit ihrer Tante, der Frau Spendvögtin, wenn sie in verschiedener Gesellschaft waren im Winter und doch nur mit einem Laternchen heimgehen wollten. „Ach, das Luise ist doch herzgut," sagt die Freundin, „ich wußte gar nicht, wie lieb ich ihm war. Du glaubst gar nicht, wie das arme Geschöpf weinte, als ich ihm sagte, ich sei versprochen, es hat mich recht können erbarmen. Es hätte dann niemand mehr auf der Welt, wenn ich ihn's verlasse, hat es gejammert. Es ist wahr, verheiraten wird es sich per se nicht, Geschwister hat es keine, und wenn einmal die alte Spendvögtin weg ist, so wird es wirklich nicht wissen wohin."

Aber Luise dachte weder an die Freundin noch an die Spendvögtin, und darum weinte sie nicht, weil sie nicht in Ewigkeit ihr Haupt in ihren Schoß legen konnte, aber anders wohin hätte sie dasselbe für ihr Leben gerne gelegt, und weil sie dieses nicht konnte, darum weinte sie so bitterlich. „Ach, will mich denn niemand lieben, und meinte ich es doch so gut, ach und wie wollte ich einen glücklich machen, o anders als die andern alle, welche Egoistinnen sind. An mich denkt keiner! Eine nach der andern findet einen, ich keinen, ich muß allein bleiben, niemand hat mich lieb. Ai, ai!" So jammert Luise, hält die Hand aufs Herz, denn dort pocht es gewaltig, als ob es gesprungen sein müßte. Und doch wurde Luise nicht neidisch, stellte sich nicht vor den Spiegel, verglich sich nicht mit der Glücklichen, fand sich nicht zehnmal hübscher als sie und unbegreiflich, wo der Schlingel, der sie auserwählt, seine Augen gehabt, rupfte auch nicht der Freundin alle ihre Sünden auf, stellte die eigenen Tugenden daneben, sagte nicht: He nun so dann, wenn sie nicht mehr Verstand haben, so ist es ihnen zu gönnen, wenn sie so recht getäuscht werden, lief ebenfalls nicht bei den Freundinnen herum, zählte an den Fingern die Laster der Freundin her und schloß

weinerlich, wie doch der arme Mensch sie daure, der meine, er kriege einen Tugendspiegel und habe die schrecklichste Sündenbüchse auf Erden. Wenn sie nur jemand wüßte, sie ließe ihn im Vertrauen warnen, es sei doch nicht recht, wenn man seinen Nächsten ins Unglück rennen sehe und gebe ihm keinen Wink. Von diesem allem sagte Luise nichts, sie dachte nur: Will mich denn keiner lieben? und wenn sie unter die Leute kam, so schien sie noch farbloser, redete noch leiser, und, wie gesagt, Worte, welche man mit den Händen hinter den Ohren auffangen muß, sind eben nicht förderlich, Liebe zu wecken und anzubrennen. Endlich hatte sie nur noch eine Freundin, denn, wie gesagt, die Mädchen in dem Städtchen waren berühmt wegen der Zärtlichkeit, und eine herrlichere Aussicht auf Erden kannten sie nicht, als die Aussicht, Spendvögtin, Seimeisterin, Seckelmeisterin oder gar Frau Ratsherrin zu werden. Für diese Aussichten schwärmten sie förmlich, während sie die Aussicht auf dem Niesen sehr fade fanden, dieweil kein Wirtshaus dort sich findet. Auf dem Faulhorn ist ein Wirtshaus, die Aussicht aber dumm; man sehe ja nur Berge, die könnten sie vom Haus aus auch sehen, und eigentlich wüßten sie nicht, was man an den Bergen sehe. Genau besehen sei ein Berg wie der andere. Da gefalle ihnen eine schöne Promenade, auf welcher Herren und Damen spazieren gingen, viel besser. Wegen den Herren wollten sie nun nichts sagen, aber wo viele Damen und Töchter spazierten, absonderlich wenn Fremde da seien, sehe man alleweil Neues, neue Häubchen, neue Hüte, neuen Zeug (Kleider), kurz immer was, das einem zu denken gebe, erstlich wie man wohlfeil dazu kommen könnte und zweitens, wie schön es einem stehen müßte, so kalkulierten sie. Die letzte der Freundinnen hatte den Wahlspruch der alten Garde: die Garde stirbt, ergibt sich nicht, nicht zu dem ihren gemacht, sie hatte von je für die Aussicht Vögtin oder gar Meisterin über irgend welchen Zweig der bürgerlichen Verwaltung zu werden, stark geschwärmt,

aber fruchtlos, war indessen nicht in Verzweiflung darüber geraten, denn Julie war ein zäh' Ding, hielt sich am Vers: Wenn Hoffnung nicht wär', ich lebte nicht mehr! Diese Hoffnung ließ sie auch nicht zuschanden werden. Endlich auf einem Spaziergange im vergangenen Jahre, an einem schönen Sonntage nachmittags — in den Hundstagen war es — ging an ihrer Seite ein hölzernes Subjekt (Subalternbeamter) in Feuer auf. Es war ein Schreiber auf dem Amt mit großen Aussichten. Julie schrie begreiflich nicht Fürio, sie ließ brennen, was brennen wollte, ihr Herz und des Subjekts Herz, beide zusammen gaben eine artige Flamme. In diesen Flammen wurden beide eins, d. h. glücklich und rätig, Mann und Frau zu werden. Schon Montags in der Früh kam Julie zu Luise, ihr zu verkünden, wessen ihr Herz voll war. Wie da Luise weinte und trostlos war, kann man sich denken. Ihr Elend ging Julie zu Herzen, fast hätte sie mit geweint, sie zeigte die herzlichste Teilnahme, las in den hintersten Winkeln die Trostgründe zusammen. Zwischendurch entrannen ihr Bruchstücke ihrer Aussichten und Gedanken, ob sie sich am Hochzeitstage schwarz oder weiß kleiden solle, mit einem Häubchen oder ohne Häubchen, den Blumenstrauß in der Hand oder angeheftet. Endlich schloß Julie, da alle Trostgründe bei Luise nicht anschlagen wollten: „Du mußt dabei sein, denn ich bin gekommen, dich zu bitten, meine Brautführerin zu sein. Mein Fritz hat mir gesagt, es müßte glänzend zugehn an unserer Hochzeit, drei oder gar vier Fuhrwerke müßten es sein. Näheres haben wir noch nichts abgeredet. Es hat gestern sich nicht alles ergeben mögen, und immer kam jemand dazwischen, hing sich an uns, wenn unsere Herzen im besten Zuge waren, und heute habe ich ihn noch nicht gesehen, meinen Fritz, den Spitzbuben — das hölzerne Subjekt."

Luisens Tränen versiegten nicht auf der Stelle, aber doch schneller als man hätte erwarten sollen. Wie nach einem

Gewitterregen wächst und blüht, was noch wachsen und blühen kann, so wuchs aus Luisens Tränen eine Freude auf, die sie noch nie gehabt, die Freude Brautjungfer sein zu können. Ganz wonniglich warm rieselte es in ihrem Herzen, wenn sie daran dachte, es war ihr halb und halb, als wäre sie selbsten Braut, Brautführerin war die gute Luise auch noch nie gewesen. Die einen ihrer Freundinnen dachten nicht an sie, andere wollten ihr die Kosten nicht verursachen, fürchteten, sie möchte gar zu armselig erscheinen und die Leute sagen, ob keine miserablere Brautführerin zu 'finden gewesen, das Hochzeitpaar müsse auch nichts besonderes sein. Endlich lagen wohl auch der Auswahl von Brautjungfern und Brautführern heimliche Pläne zugrunde, bald die Braut, bald der Bräutigam, bald beide zusammen wünschten die und jenen in Berührung zu bringen, Bekanntschaft zu vermitteln. Wo war dazu bessere Gelegenheit und wann die Herzen günstiger gestimmt als an einer Hochzeit und bei den Brautführern und Brautführerinnen, wenn sie, nachdem sie ihre Pflicht getan, Braut und Bräutigam zusammengeführt, diese vom Pfarrer eingesegnet, Arm in Arm die Kirche verlassen, sich nun gegenseitig die Arme geben, Paar um Paar hinter dem eigentlichen Paar herziehen: da wäre es doch wunderlich, wenn sie nicht auch Heiratsgedanken faßten und wenigstens als halbe Ehepaare sich vorkämen. Luise hatte nie daran gedacht, daß sie auch Brautführerin sein könnte, nun jetzt einmal war sie erkoren, es war, als ob ihr ein Licht angezündet sei in der Seele. Gern würden wir erzählen, wie dieses Licht, das da erschien in der Finsternis, leuchtete, den Funken folgen, welche aufstiegen von diesem Lichte Raketen gleich und wunderherrlich schwammen hoch oben als wie im Himmel, aber wir hätten nicht Papier genug. Lärm machte Luise dabei nicht, plagte auch Tante Spendvögtin wenig wegen der Toilette, aber fast kriegte sie Glanz auf die Wangen, und wer die Muße genommen hätte sie zu beobachten, würde

in ihren Augen ein süßes seliges Träumen gelesen, gesehen haben, daß dahinten eine neue Welt aufgegangen sei, von welcher die eigentliche Welt keine Ahnung hatte. Vergeßlich ward Luise, und darüber führte die Spendvögtin bittere Klagen: „Aber Luise, was hast auch, keinen Kreuzer bist mehr wert, vergissest alles unter den Händen. Ich glaube bald, es fehle dir im Hirn und werdest ganz einfältig, das Gescheitest warest ohnehin nie"; so redete die Spendvögtin. Tante Spendvögtin hatte keine Ahnung der eigentlichen Ursache von Luisens Vergeßlichkeit, denn in ihrer Geschichte, wie sie den Spendvogt bekam, kam Vergeßlichkeit gar nicht vor.

Endlich rückte er heran, der hochwichtige Tag, und Luisens Herz zitterte mit freudigem Bangen. Es waren Hochzeitgäste, welche am Abend vor demselben stark den Barometer mißhandelten und alle Augenblicke sagten: „Wenn wir morgen nur schönes Wetter haben, aber es wird kaum sein." Allerdings machte der Himmel trübe Miene, und alle Regenzeichen waren so sichtlich da, daß man vergeblich gegen sie ein Auge zuzudrücken versuchte. Luise dachte weder an Barometer noch an Regen noch an Sonnenschein, das kümmerte sie all nichts, wenn es nur bald fünf Uhr früh geschlagen hätte, um welche Stunde man abfahren wollte. Frau Spendvögtin war auch aufgestanden aus Angst wegen Luisens Vergeßlichkeit, sie wäre imstande das Hemd über den Rock anzuziehen und die Nachthaube auf dem Kopf zu behalten, hatte sie gesagt. Die Tante hatte nicht unrecht. „Marei," sagte sie zu der Magd, „geh mit, sonst läuft sie zum Berntor statt zum andern, und wart', bis sie wirklich in der Kutsche sitzt, sonst setzt sie sich hinten aufs Brett oder vornen auf den Bock. Wie es den ganzen Tag gehen soll, das weiß der himmlische Vater, ich darf nicht daran denken. Wenn du nicht so mager wärest, so hättest müssen zu Ader lassen, und bessert es nicht, so muß es mir wenigstens geschröpft sein." Der Regen kam bachweise

vom Himmel, aber das kümmerte Luise hell nichts; so tapfer war die alte Garde nicht aus Rußland marschiert, als Luise an diesem Morgen durch Dick und Dünn. Auf dem Sammelplatz machten alle Ankommenden grämliche Gesichter, und so mancher, als kam, sagte: Es regnet. Bei jedem ging das Werweisen von neuem an, ob es den ganzen Tag regnen oder am Mittag oder am Abend das Wetter sich aufheitern werde. Luise allein hatte heute zum ersten Male etwas Ausgezeichnetes, sie machte ein glückliches Gesicht, jammerte über den Regen nicht, zuckte beständig, wenn sie reden wollte, mit den Füßen, als setzte sie zum Tanzen oder Hüpfen an, und sagte gewöhnlich, das Wetter dünke sie nicht so schlimm und sei man einmal in der Kutsche, so merke man es nicht, regne es oder scheine die Sonne. Da trat ein schön geputzter Herr an sie und sagte, es sei schön von ihr, daß sie den Mut nicht verliere, und wenn es regne, sei man eigentlich viel heimeliger beisammen. Es freue ihn, ihre Bekanntschaft zu machen, er hätte die Ehre Brautführer zu sein. Ach Gott! wie dies Wort Luise durchzuckte, und wie sie plötzlich ihre Augen aufschlug und in das Gesicht sah, welches dieses Wort gesagt hatte! Es war ein schönes, glattes Gesicht, rot und weiß, mit blauen Augen, langer Nase, süßem Lächeln, verziert durch ein blondes Schnäuzchen, welches etwas schamhaft unter der langen Nase durchkroch. Das Halstuch war wohl eng gezogen, die Figur steif, spitz standen die Ellbogen hinten aus, die Arme hatten sich aus langer Übung die rechtwinklige Haltung angewöhnt.

Der Herr war nämlich mehrere Jahre mit dem Hochzeiter-Subjekt in einer Amtschreiberei auf dem Lande gewesen, hatte sich endlich nach zehnjähriger Lehrzeit zum Notar aufgeschwungen und wollte sich als solcher in dem Städtchen setzen, wo sein Freund einstweilen noch Substitut, sogenanntes Subjekt war. Es schien Luise, als hätte sie solche Holdseligkeit und Schönheit noch nie in einer Menschengestalt vereinigt

gesehen, sie fand kaum den Mut zur Antwort, lispelte sie endlich noch einmal so leise, als sie sonst zu reden gewohnt war. Ihr Herz war so voll Seligkeit, daß es ihr bis vor die Luftröhre kam, denn nicht bloß das Reden, auch das Atmen ward ihr schwer. Endlich, eine Stunde später als angesagt war, nachdem man Boten nach allen Windgegenden ausgesandt, die Kutscher sich fast die Zungen aus dem Munde geflucht hatten, kam der Letzte angerannt. Es war auch ein Subjekt (Subalternbeamter), es trug das Halstuch noch in der Hand; es hatte sich erstlich verschlafen, zweitens sich zu lang mit dem Kamm versäumt und schließlich ob dem Wichsen der Stiefel, welche nie glänzend werden wollten. Er hatte vor wenig Tagen sie mit Fett eingeschmiert, weil er bei schlechter Witterung an eine Steigerung mußte, jetzt wollten sie ihr Angesicht nicht wieder ändern, waren konservativer als viele Menschen. Das gute Subjekt weinte fast aus Angst und Zorn über dieses verfluchte konservative Wesen. Und in der Tat, es hatte recht. Was hilft es, wenn man mit dem Kopf radikal ist, ihn dreht, je nachdem von oben geblasen wird, und die Stiefel bleiben konservativ, sind es doch am Ende die Beine, mit welchen man seinen Weg machen muß. Nun konnte man endlich an das Einpacken gehen, was gewöhnlich bei derlei Anlässen ein schwer Stück Arbeit ist, weil man sich die Kutschen zu weit, die Menschen zu dünn gedacht. Nun, wenn man recht stößt und drückt, der Kutscher mit grimmigem Gesichte nachhilft, fluchend, man versprenge ihm den Kasten, findet am Ende doch jedes sein Plätzchen und der Kasten springt nicht. An einem solchen Tage leidet und duldet jedes gern, und die zarteste Tochter (Mädchen) schreit nicht, wenn ihr ein Herr schon halb auf dem Schoße sitzt. Ja währschafte (kräftige) Töchter nehmen freiwillig schmächtige Freundinnen auf den Schoß, wenn sie Gefahr laufen zu ersticken. Und je gepreßter man sitzt, die Kutsche gerade aussieht wie eine Heringstonne, destomehr rühmt man, wie heimelig man sich befinde und wie

man es nie besser wünsche. Etwas Molest entsteht freilich noch, wenn die Damen gnädig sind und den Herren das Rauchen erlauben, vielleicht mit dem Beisatz, sie lebten erst recht, wenn sie Rauch röchen; .es dünke sie, ein Herr sei kein Herr, wenn er nicht rauche. B'sunderbar wohl stehe Pfeife oder Zigarre einem männlichen Gesichte. Was das kostet, bis in dieser Presse die Herren das Rauchzeug bei der Hand haben. Was das für ein Winden und Biegen und Strecken ist, und ohne weibliche Nachhilfe käme man doch nicht zustande. Und wenn man es endlich bei der Hand hat, so ist noch kein Feuerzeug da, und was da alles verwunden werden muß, bis man endlich zu Feuer und endlich zu Rauch kommt, hat gesehen, wer mal dabei gewesen ist.

Am Ende geht es uns in diesem eigentümlichen Preßzwang, wenn man nämlich weder Gift oder Ungeduld im Gemüt hat, wie in manch anderm Zwang, er scheint sich allmählich zu erweitern, es wird uns behaglicher, und zuletzt ist es uns sogar leid, wenn wir an Ort und Stelle sind und wieder ausgepackt werden sollen. Das ist nun wieder mit Beschwerden verbunden, indessen alle Glieder sind ganz geblieben, sogar die Haut, und wenn sie schon starke Eindrücke empfangen hat, wer sagt uns, daß starke Eindrücke immer unangenehm sind? Freilich, die Garderobe der Damen ist nicht mehr ganz so frisch, sieht gerunzelt aus wie alte Zigeunergesichter. Indessen die Damen geben schon nicht mehr soviel darauf, sie sind überzeugt, die im Wagen entfaltete Liebenswürdigkeit bedecket unendlich viele Falten, und mit Hauchen und Dämpfen kann man viel nachhelfen, krummes gerade machen, zerknittertes wieder blank. In unendlichem Glück war Luise neben dem Notar gesessen, die ganze Fahrt war ihr ein himmlischer Augenblick. Sie ahnete, wie vor Gott tausend Jahre wie ein Augenblick sein können, jetzt da vier Stunden neben einem Notar zu einem Moment zusammengeflossen. Nun, wie es bei einer Hochzeit vor dem Kirchen-

gehn zugeht, weiß jedermann. Es ist der zweite Aufzug des Schauspiels, welches beim Einsteigen aufgeführt wurde, es ist eine respektive Unordnung. Die einen kommen nie zum Frühstück, die andern kommen nie davon, man wird nie fertig. Der Sigrist (Küster) würde aus der Haut fahren, wenn nicht die Neugierde, wie groß das ihm gespendete Trinkgeld sein würde, ihn zurückhielte. In der Kirche ging's ebenfalls wie üblich; einige Freundinnen der Braut weinten, die Freunde des Bräutigams dagegen blieben hölzern und unempfindlich, woran aber weder die Kirche noch der Pfarrer schuld sind. Von wegen jaget Kamele, Büffel, Bisonochsen, Elefanten, ja Rhinozerosse und Giraffen in eine Kirche und laßt einen Pfarrer beten und predigen, so streng er mag: weder Giraffen, noch Rhinozerosse, noch Elefanten, noch Bisonochsen, Büffel, Kamele und anderes Hornvieh wird was anderes denken, als wenn es nur wieder raus wäre, und nichts anderes im Auge haben als das Loch, wo es hinein kam, und wenn das nicht mehr sichtbar ist, nach einem andern spähen, wo es wieder raus kann. Luise war unter den Weinenden, ihr Schnupftuch wurde ganz naß, aber es waren selige Tränen, sie rieselten ganz weich und warm über die Wangen nieder. Der Notar dagegen weinte nicht, aber er machte einen steifen Hals und gab genau acht, ob alles pünktlich nach Gesetz und Propheten vor sich gehe, nicht irgend ein Formfehler passiere, daß er hintendrein sagen könne, die Sache sei zwar vorbei, aber wenn er wollte, er könnte den Pfaffen ringgeln (züchtigen), daß ihm die Schwarten wehe täten, er möchte es aber seinem Freunde nicht zu Leide tun und dessen Braueli, die könnten ihn dauern. Der Notar war von Natur eine ganz gute Seele, d. h. eigentlich eine gute Haut. Ob er eine Seele hatte, das wissen wir nicht. Wenn er eine hatte, so bestand sie hauptsächlich in dem eminenten Vermögen, ein Gsätzlein (Lied) nachzupfeifen und zwar ununterbrochen so lange, bis man ihm wieder ein anderes vorpfiff. Wahrscheinlich hatte sie ein ähnliches Eingericht

wie trompetende Tabaksdosen oder Kasten eines Leiermannes. Nun, alles auf Erden geht zu Ende, selbst die Zeit, in welcher gepreßte Helden des Zeitgeistes und hölzerne Subjekte in der Kirche sein müssen. Aus dicken Wolken strömte dicker Regen nieder, aber eben das war wieder unaussprechlich schön und heimelig. Nun kam der Herr Notar in seiner unaussprechlichen Holdseligkeit, verbeugte sich so schön er konnte, nahm Luise nicht bloß untern Arm, sondern auch unter seinen Regenschirm und zog dicht hinter dem Ehepaar mit ihr davon. Das war schön, und was das für Gedanken gab! Aber nicht bloß das war schön, sondern der Notar entfaltete eine Sorglichkeit und Höflichkeit, welche Luise nie erlebt hatte. Er trat ihr nicht bloß nie auf die Füße, sondern er leitete sie sogar auf die besten Stellen des Weges; er hielt sie nicht bloß nicht unter der Traufe seines Regenschirmes, sondern er gab sich wirklich Mühe, sie trocken zu erhalten, so daß seine linke Seite ganz naß wurde, was zu einem edlen Wettstreit fortdauernd Anlaß gab und welchen der Notar mit so schönen Manieren und Redensarten führte, daß Luise einmal über das andere denken mußte, die werde er bloß von den Engeln im Himmel erlernt haben, ja gar Angst und Zweifel kriegte, er könnte plötzlich Flügel bekommen und ihr davon fliegen samt dem Regenschirm als ein wirklicher Engel. Zwischen der Kirche und dem Essen ist für viele eine langweilige Zeit, man weiß gar oft nicht, was miteinander machen, besonders wenn man früh aufgestanden und der unterdrückte Schlaf seine Rechte geltend macht wie ein ungestümer Untertan. Ach! und es schien keine heiße Sonne, in welcher man spazieren, in welcher, was hölzern war, Feuer fangen konnte. Aber man weiß sich zu helfen, man spielte, da die Geiger noch nicht da waren, Blindemaus im Saale und Versteckens im ganzen Hause, man amüsierte sich herrlich, absonderlich Luise, welche der Notar immer sorglichst begleitete, sie schützte, die besten Verstecke zu finden wußte, und alles so zart, so

zart, daß Luise immerfort denken mußte: Ach, das ist einer, das ist einer!

Ach und das: Ach, das ist einer, das ist einer! mußte Luise selben Tages sich noch viel hundertmal wiederholen. So artig und so zart war noch nie einer neben ihr gesessen als der Notar, und noch nie hatte einer so artig und so zart für alle ihre Bedürfnisse gesorgt. Luise konnte ihm gar nichts abschlagen, aß noch einmal so viel, als sie sonst pflegte, und trank mehr als ein Schlücklein über das gewohnte Maß. Dies hatte den glücklichen Erfolg, daß Luisens Stimme sich kräftigte, so daß der Notar sie wirklich, ohne die Hände hinter den Ohren zu halten, verstand. Nun erst ging die Seligkeit an, d. h. Gespräche, sinnig, tief und hehr, wo der Notar Grundsätze zeigte, ach ganz herrliche! wie Luise nie gesehen. Seine Seele war ganz feurig und zwar freisinnig-feurig, und so freisinnig-feurig wie er war, wollte er die ganze Welt machen, dann erst sei man glücklich und frei und habe die rechte Religion. Die Religion sei das Höchste, aber ganz freisinnig müsse sie sein; wenn sie nicht freisinnig sei, so sei sie das Unglück der Welt und beraube die Menschen der höchsten Güter. Das habe man erfahren, und jetzt wolle man die Menschen glücklich machen und nicht bloß einige, sondern alle, alle. „Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt!“ so rief der Notar begeistert, und Luise wurde rot und auch feurig im Herzen. Eine andere wäre eifersüchtig geworden auf die Welt, mit welcher sie einen Kuß teilen sollte, homöopathischen Küssen früge sie nicht viel nach, würde sie gesagt haben. Luise war nicht so, sie war ganz glücklich mit ihrem Tausendmillionstel-Teilchenkuß und seufzte: Ach, welch herrlicher Mensch, für eine bessere Welt geboren! Und als es erst ans Tanzen ging, wie war es da Luise! Es war ihr, wenn sie mit dem Notar tanzte, als ob zwei Engel durch den Äther schwebten. Er ragte über sie empor, trug den Kopf nach hinten und schloß halb die Augen wie ein Engel,

der in seliger Verzückung gen Himmel fahren will. Ungestört konnte Luise zu ihm aufsehen, ungestört trinken die Wonne seines Anblickes; er sah es nicht, er störte sie nicht, sie konnte träumen, wie der Boden weiche und sie auf Fittichen leise schwebten zu den Sternen empor, die in seligen Räumen wohnen. Aber alles nimmt ein Ende auf der Welt, der glücklichste Tag verrinnt dem unglücklichsten gleich. So ging es auch diesem Tage, die Geiger mußten verstummen vor dem Fluchen der Kutscher, die keinen Augenblick mehr warten wollten, drohten mit Fortfahren; wer nicht mitkommen wolle, könne in's Teufelsnamen dableiben. Nun, es blieb noch das Heimfahren, und das ist manchmal das Schönste von allem, der Punkt auf dem J. Die Herzen sind weich geworden, die Sehnsucht ist groß geworden, die Zungen lösen sich, mit traulichen Geständnissen macht man sich glücklich, verewigt den glücklichen Tag.

Es war Nacht, als man endlich den Befehlen der Kutscher nachkam und in die finstern Kasten kroch, ach, wo es so heimelig war, wo das Gemüt sich entfalten konnte so schön als es war, so traulich es wollte, die Hände sich drücken konnten, die Herzen sich finden, ungehört und ungesehen von allen, welche es nichts anging. Alles war so recht wie es sein mußte, nur leider eines nicht: die Stimmung der männlichen Bevölkerung, diese unterlag leider dem Zeitgeiste, war nicht sentimental, nicht liebenswürdig, d. h. liebedurstig, sondern patriotisch und freisinnig. Es wurde gesungen und zwar stark, daß man das Rasseln der Wagen, das Knallen der Peitschen nicht hörte. „Ho, ho, ihr Schützenbrüder" und: „Laßt die Fahnen wehen," das sind Lieder, welche Liebesmucken vertreiben, blutdürstig machen und schlachtensüchtig. Paff, Paff! jagte ein Lied das andere, und wenn man wegen dem Verschnaufen Pausen machen mußte, so brach der Mut in Prosa aus, und absonderlich der Notar erzählte von seinen Heldentaten, welche er zu verrichten gedachte, und wie er sich

lieber zu Kraut und Rüben verhacken, zu Pulver zerstoßen ließe, als sich gefangen geben. Schieße man ihm die Beine 'ab, so stelle er sich an einen Baum und schlage mit dem Säbel drein; haue man ihm die Arme ab, so lade er Flinten und Pistolen mit den Füßen und schieße fort wie's Wetter oder renne mit dem Kopf die Leute vor die Bäuche; so könne man ganze Regimenter sprengen. Er legte eine Gesinnung, eine Tapferkeit an den Tag, daß es Luise ganz kalt den Rücken auflief, daß sie ausrief einmal über das andere: „O nein doch, ach nein doch, schweiget doch, es wird mir weh!" Sie sah ihren schönen Notar schon ohne Beine, ohne Arme, mit dem Kopf im Bauche eines dicken Jesuiten oder eines Österreichers stecken wie eine Kanonenkugel in einer Mauer. In dieser patriotischen Begeisterung ging jede Privatstimmung unter, wie billig, und diese Begeisterung war so hartnäckig und schwunghaft, daß sie nicht verflog, als man aus dem Wagen stieg, sondern daß sie in immer lichtere Flammen ausbrach, als der Notar Luise durch Dick und Dünn, Nacht und Graus zu ihrer Wohnung geleitete. Er erzählte Luisen, wie er das Vaterland liebe, was er schon alles für dasselbe getan und noch tun wolle, wenn dasselbe auch noch nichts für ihn getan hätte. Undank sei der Welt Lohn. Aber es komme doch die Zeit, wo man ihn erkennen werde, er zähle fest darauf, es komme nur darauf an, ob er dann annehmen wolle, was man ihm anbiete; jedenfalls wolle er sich besinnen. „Ach welch herrliche Gesinnung und wie selten in unsern Tagen!" seufzte Luise. „Sie ist häufiger, als man glaubt," sagte der Notar. „Ich will nicht sagen, daß ganz so wie ich viele sind, aber unter den Freisinnigen ist im allgemeinen eine herrliche Gesinnung und Vaterlandsliebe, und wenn man schon begreift, daß das Vaterland nicht alle auf einmal belohnen kann, so darf man doch erwarten, daß es nach und nach geschieht und Unwürdige nicht den Würdigen vorgezogen werden." „Ach wie edel," sagte Luise, „oft wird das nicht

mehr geschehen, wir leben ja in einer so schönen Zeit." „Man kann nicht wissen," sagte der Notar, „aber es ist nicht alles, wie es sein sollte; es steht mancher hoch, er tat nicht die Hälfte was ich für das Vaterland. Aber ich will nicht klagen, ich bin imstande, mich selbst durchzubringen, was bei andern nicht der Fall ist, das wird man gedacht haben. Wenn man mich nötig hat, wird man mich schon finden." „Ach wie bescheiden," sagte Luise, „wenn doch alle so wären!" Da standen sie vor der Frau Spendvögtin Häuschen, und ehe der Notar sich noch gebührend über die Freude ausgelassen, Luisens Bekanntschaft gemacht zu haben, und die Hoffnung ausgesprochen, das Vergnügen zu haben, sie fortzusetzen, ließ von hinten die Stimme der Frau Spendvögtin sich hören, welche heftig schalt über das späte Nachhausekommen. Luise erschrak, der Abschied verwirrte sich, die lieben Worte blieben ihr im Halse stecken, und ehe sie wußte, wie es geschah, war der Notar verschwunden und sie stand im Kreuzfeuer des Zornes der Frau Spendvögtin. Die schönsten Tage enden gerne mit einem Gewitter. Das erlebte Luise.

Tage vergehen, aber sie hinterlassen oft Eindrücke, welche nicht bloß nicht vergehen, sondern ein eigenes Leben erhalten, wachsen und als Frucht ein neues eigentümliches Dasein bilden. Luise schwelgte die ersten Tage in der Rückerinnerung. Wie oft des Tages sie jenen Tag von vornen bis hinten wieder durchlebte, bis Tante Spendvögtin im Hausgang erschien, wissen wir nicht. Aber wenn das Kind einen Weg bis zu einem bestimmten Punkte mehrere Male gemacht hat, so strebt es darüber hinaus, es nimmt ihn's wunder, wie es jenseits desselben aussehe; das liegt in der Natur. Das lag auch in Luisens Natur. Als sie einigemal bis zur Spendvögtin gekommen war, so gleichsam das Gitter hinter dem Paradiese, nahm es sie wunder, was hinter dem Gitter stehe, d. h. was geschehen wäre, wenn die Spendvögtin nicht gekommen wäre. Wie die Kinder tun, tat Luise das Gitter nur ganz wenig, ganz

leise auf, daß kaum das Näschen durchmochte, setzte schüchtern einen Fuß hinaus, den zweiten endlich auch, tat einige Schritte, und wenn dieser Anfang einmal gemacht ist, weiß man wohl, wie es geht. Es geht Mädchen akkurat wie Mohammed seinen Arabern drohte, daß es ihnen ergehen werde, wenn sie sich unterstünden, Bilder zu machen. Diese Bilder drohte er ihnen, würden als Schatten sie verfolgen, sich an ihre Fersen heften, Leben und Seele von ihnen fordern, ihnen nicht Ruhe lassen. Pflanzen nun Mädchen Bilder in ihre Herzen, absonderlich von Notarien oder selbst bloßen Subjekten (Subalternbeamten), machen diese Bilder fest darin und beschauen sie alle Tage, so werden diese Bilder das Herz schwer plagen; das Herz aber, um der Plage los zu sein, will das Bild, welches es plagt, aus dem Herzen heraus vor Augen haben, lebendig und als sein eigen, so daß es dasselbe ansehen und behandeln darf nach Belieben. Das empfand die arme Luise, welche der Notar im Herzen alle Tage ärger plagte, daß es eine strenge Sache war. Es dünkte sie, wenn sie ihn nur sehen könnte, es würde ihr schon bessern, leichter im Herzen werden. Aber mit keinem Auge sah sie ihn, vernahm nichts von ihm, er war gleich einer himmlischen Erscheinung verschwunden. Ihre Freundin Julie war abwesend auf einer Hochzeitreise. Luise war ganz schwermütig, mußte immer strenger an ihn denken, und wenn sie am strengsten an ihn dachte, so mußte sie seufzen und denken, wenn sie Flügel hätte, sie flöge ihm nach. Mit der Spendvögtin durfte sie über Mannspersonen nicht reden, ausgenommen über den alten Spendvogt selig, es schicke sich nicht für so junge dumme Dinger, meinte die Spendvögtin, und doch war Luise näher den Dreißigen als den Zwanzigen. Durch die Heirat ihrer Freundinnen war sie nach und nach von der Welt so quasi getrennt worden, d. h. sie machte ihre Schwingungen nicht mehr mit, glich so gleichsam einem Krebs, der bei einer Meeresflut weit auf den Strand getrieben wurde, und als die Ebbe kam, in einer

Pfütze einsam zurückgelassen worden war. Endlich vernahm sie, Julie sei wieder angelangt, sie säumte nicht, der jungen Frau ihre Aufwartung zu machen. Sie fand diese voller Freuden, sie hatte einen ganzen Himmel voll Hoffnungen und zwar ganz solide mitgebracht. Sie waren nicht weit gereist, aber mehr als acht Tage hatten sie sich in der Hauptstadt aufgehalten, wo Fritz, der Spitzbube, vornehme Bekanntschaften hat, welche ihn versicherten, daß er nicht länger bloßes Subjekt bleiben, sondern die erste beste Stelle, welche brav eintrage, erhalten solle. Sie könnten sich ganz bestimmt darauf verlassen, die Herren hätten es ihr selbst in die Hand versprochen, und sie hätte versprechen müssen, dieselben aufzunehmen und gut zu bewirten, wenn sie hinaus zu ihnen kämen; sie wollten wissen, ob die junge Frau Fische backen und Mehlsuppen machen könnte. Es seien gar scharmante Herren, und wer bei ihnen den Fuß im Hafen hätte, könnte haben was er wolle, die sorgten für ihre alten Freunde und Bekannten. Julie war so voll Freude und Hoffnung, daß es Luise viele Mühe kostete, das Gespräch so unvermerkt als tunlich auf ihren Notar zu bringen und so unverfänglich als möglich merken zu lassen, was das für ein herrlicher Mensch sei; sie glaube nicht, daß es zwei von dieser Sorte auf Erden gebe.

Da lächelte Julie schalkhaft und sagte: „Luise, nimm dich in acht, der sagt dir nicht Herr, der will oben aus, macht Ansprüche. Mein Fritz, der Spitzbube, sagt, der Notar habe gesagt, er wolle entweder gar nicht heiraten oder reich; er glaube dem Vaterland, welches feste, grundsätzliche, unabhängige Männer nötig hätte, auf diese Weise am besten zu dienen. Daneben frage er dem Gelde gar nichts nach, es sei ihm nur Mittel zum Zweck. Er sei gar fest mit den Grundäsätzen, der Notar, sagt mein Mann, und werde es weit bringen, wenn man einmal mit Grundsätzen was machen könne." So speiste Julie die arme Luise ab und konnte ihr nicht ein-

mal nähere Auskunft geben, was er treibe, der Notar. Es ging nicht lang, so kriegte Fritz, der Spitzbube, eine sehr schöne Stelle, wurde aus einem Subjekt Präsident oder noch mehr und mußte über Hals und Kopf mit seiner Frau von dannen ziehen. Nun war die Brücke zwischen Luise und dem Notar vollständig abgebrochen, Luise trostlos. Den Notar im Herzen ward sie nicht los. Derselbe ward ungestümer und plagte sie alle Tage wilder, wollte hinaus, wollte Leben, Seele, wollte Luisen alles in allem sein. Die arme Luise, wie sie sich auch Mühe gab, kam nie zum Glück, mit dem Notar zusammenzutreffen, sie sah ihn höchstens zuweilen von ferne und von hinten. Wie sehr dies sie für einen Augenblick auch glücklich machte, hintendrein ward sie nur unglücklicher, das Bild in ihrem Herzen ungestümer. Sie hatte keine Freundin, welcher sie sich mitteilen konnte; der Frau Spendvögtin mußte sie sogar ihre Seufzer verbergen. Diese war ohnehin sehr unzufrieden wegen Luisens Vergeßlichkeit, klagte, es sei gar nichts mit ihr anzufangen, und drang mit Ernst darauf, daß Luise, wenn nicht zu Ader so doch schröpfen lasse. Die Spitalvögtin mißriet dies sehr. Sie sagte, ein Fall wie der, daß man Personen von diesem Aussehen geschröpft, sei ihr nicht vorgekommen, das könnte sie ja töten. Sie habe augenscheinlich zu wenig Blut und nicht zu viel, sie wäre sonst nicht so blaß; sie wette, Luise habe die Auszehrung oder gar die galoppierende Bleichsucht. Da wäre nichts besser, als ab (vom) Bocksbart zu trinken. Möchte nicht dabei sein, möchte ab diesem oder jenem Bocksbart ein absonderlich Trinken sein. Die Frau Seimeisterin war anderer Meinung. Sie hielt dafür, die Kost der Frau Spendvögtin sei nicht gut für Luise, die sollte nicht bloß Kaffee trinken, sondern tüchtig Fleisch essen, Brat- und andere Würste, gebratene Kartoffeln, kurz so was Währschaftes (Dauerhaftes), Tüchtiges; die Krankheit liege sicherlich im Magen, und wenn alle Glieder schwach würden, so wüßte sie nicht, warum nicht

auch das Hirn schwachen und das Gedächtnis abnehmen müßte. Andere hatten andere Meinungen, schlugen andere Mittel vor, und da alle Tage die Konsultationen von vornen anfingen, aber nicht zu Ende kamen, so blieb Luise einstweilen mit Schröpfen und Bocksbart verschont.

Diese Uneinigkeit kam Luise sehr zu statten, sonst hätte sich an ihr das Sprichwort erwahren können: viele Köche versalzen den Brei und viele Hunde sind des Hasen Tod. Wenn sie der Reihe nach alle Mittel hätte gebrauchen sollen, welche die Meisterinnen, Vögtinnen und Herrinnen ihr verordnet, das Ding hätte schlimm kommen können. Luise war krank, aber sie wußte allein, wo es ihr fehlte, aber wie helfen, das wußte sie nicht, und doch trieb sie der Instinkt der Selbsterhaltung, Heilmittel zu suchen. Dieser Instinkt geht zuweilen über alle Doktoren, er fordert Dinge, welche der Arzt auf das schärfste verboten hat, kalte Milch z. B. in heißen Fiebern, und zum großen Erstaunen von männiglich weicht die Krankheit, und gesund wird der Mensch. Solcher Instinkt stellt sich aber zumeist nur ein, wenn die Krankheit den Höhepunkt erreicht hat, die Krisis naht, das Leben des Menschen in der Schwebe ist. So war es wirklich auch mit Luise, sie war ein Schatten geworden, nur fiel es an ihr weniger auf, weil sie nie eine blendende Erscheinung gewesen. Und weiß Gott, wie manchen Tag Luise es noch gemacht hätte, wenn sie nicht eines Morgens früh zu Marei, der Magd, welche ihr wohlwollte, gesagt hätte: „Marei, willst mir einen Gefallen tun, aber versprechen, keinem Sterbens-Menschen was davon zu sagen?" „Ja, wenn ich kann und es sich mir schickt, warum nicht, ja freilich," antwortete Marei. „Du weißt, Tante geht diesen Nachmittag zur Frau Seckelmeisterin, aber ich darf dir nicht sagen, was ich möchte, gewiß darf ich nicht," stotterte Luise. „Bah," sagte Marei, „tut nicht dumm und scheut Euch nicht; wenn Ihr wüßtet, was ich mein Lebtag schon alles gehört habe, Ihr machtet nicht

so lange Flausen." „Aber willst es dann niemanden sagen?" fragte Luise. „Ei nun so dann: wenn du diesen Morgen in die Metzg (zum Schlachter) gehst, so geh doch zum Notar Stößli, er hat seine Schreibstube hinten am Waschhaus, und sage ihm, ich lasse meine Komplimente vermelden und ihn ersuchen, diesen Nachmittag zu mir zu kommen, es sei wegen Geschäften; wenn ich wohl wäre, so wäre ich zu ihm gekommen." „Das kann ich machen," sagte Marei trocken. Verdammt wunder nahm es Marei, was ihre Jungfer mit dem wolle, wenn die Tante nicht daheim sei. Wie aber Luise zitterte und bebte, als Marei fort war, und wie gern sie den Auftrag zurückgenommen hätte und wieder nicht warten mochte, bis Marei zurückkam und Bescheid brachte, ob er komme oder nicht! Er lasse sein Kompliment machen und werde, wenn nichts dazwischen komme, sich einstellen, brachte Marei zurück. „Er hat mich gefragt, was er machen solle. Was sollte ich ihm sagen? Ich wisse es nicht, habe ich ihm gesagt; was habe ich anders sollen?" erörterte Mareili unwillig und erwartete als Trinkgeld und Botenlohn weitere Eröffnungen. Aber umsonst. Luise seufzte nur, ward bleich und rot, und Marei mußte brummend sich schieben. Beim Mittagessen brachte Luise keinen Bissen hinunter, so daß es der Frau Spendvögtin angst wurde. „Ich ließe der Frau Seckelmeisterin absagen," sagte sie, „wenn ich ihnen nicht die Partie verderben würde. Aber gewiß muß ernstlich dazu getan sein. Sie mögen sagen, was sie wollen, sicher wäre Schröpfen am besten. Jedenfalls muß morgen der Arzt kommen. Marei, hörst, gehe und sage dem Doktor Habicht: ich lasse das Kompliment vermelden und morgen solle er kommen, wenn er könne." Luise protestierte umsonst. Es werde schon bessern, sagte sie, es sei nur vorübergehend usw. Die Tante bezeugte das Gegenteil und vertiefte sich so in das Thema, daß es Luise katzangst wurde, die Tante vergesse die Frau Seckelmeisterin und die Partie Boston, treffe mit Notar Stößli

unter der Haustüre zusammen und frage barsch: Was wollt Ihr hier? Nun, diese Angst ging glücklich vorüber, Tante segelte ab und zwar mit geschwellten Segeln; die andern saßen sicher bereits hinter dem Spieltische, denn schon hatte es ein Uhr geschlagen. Die Spendvögtin wußte, welches scharfe Gericht von Vorwürfen über solch unverantwortliche Verspätung sich ergoß. Kaum war diese Angst gehoben und die Tante verschwunden, kam Luise die Angst vor dem Erscheinen des Notars und zwar so heftig, daß sie zu ersticken meinte und ihr sonst so stilles Herz polterte, als plumpste eine zweizentrige Köchin Tritt für Tritt eine hölzerne Treppe hinunter. Und wie das Herz am stärksten plumpste, klopfte es an der Türe. Die Stimme versagte Luisen, die Glieder zitterten, vom Sofa konnte sie sich nicht erheben. Da öffnete sich die Türe, und ein schönes Gesicht schob sich durch die Spalte, eine schöne Figur kam nach, und leibhaftig stand Notar Stößli vor Luise, verbeugte sich zierlich und fragte, womit er dienen könne oder ob er etwa ungelegen komme. „Nein," hauchte Luise, tat einen tiefen Atemzug, zeigte auf einen Stuhl und sagte endlich: „Ihr seht, ich bin krank!" Mit schönen Redensarten drückte der Notar sein Bedauern aus und begann zu vermuten, warum er gerufen worden. „Ich weiß nicht, wie lange ich noch lebe," hauchte Luise, und Herr Stößli mußte sich ganz nahe setzen, um zu verstehen, was Luise hauchte. „Es wäre mir eine Erleichterung, wenn ich wüßte, in welche Hände mein kleines Vermögen käme, nahe Verwandte habe ich nicht. Aber ich weiß nicht, wie dieses machen, ich habe mein Lebtag kein Testament gesehen und weiß nicht, wie eins aussieht. Da habe ich gedacht, ich könnte Euch fragen, Ihr wüßtet es am besten. Zu Euch hätte ich das Zutrauen, mehr als zu jemanden sonst. Tante soll nichts davon wissen, es schmerzte sie viel zu sehr, wenn sie wüßte, wie weit es mit mir ist." Erschöpft schwieg Luise, und dienstfertig, nachdem er noch einmal

erst sein Bedauern, daß sie so unwohl sei und dann seine Hoffnung, daß sie doch nicht so unwohl sei, als sie glaube, ausgedrückt hatte, begann Herr Stößli ihr die notwendigen Formalitäten auseinanderzusetzen und wie ein Testament beschaffen sein müsse, um gültig zu sein. Das sei keine schwere Sache, sagte er; wenn man einmal wisse, wie man disponieren wolle, so sei die Sache bald geschrieben. Am besten freilich sei es immer, wenn die Zeit es erlaube, man mache erst seinen Aufsatz, gebe seinen Willen dem Notar kund, der könne die Sache gehörig zu Faden schlagen, es gehe dann um so schneller, wenn die Sache gültig ausgefertigt werden solle, das sei für die Zeugen und den Testator äußerst angenehm. Wenn es der Jungfer Luise wohl genug sei und sie das Vertrauen zu ihm habe, so könnte er ihr gleich einen flüchtigen Entwurf machen; wenn man es auf dem Papier habe, so komme einem das eine oder das andere in Sinn, man übersehe das Ganze besser. Der Notar wußte, daß, wenn man einen Fisch vor dem Garn habe, es am besten sei, nicht zu rasten, bis man ihn darin habe. Vielleicht nahm es ihn auch wunder, worüber Jungfer Luise, von deren Vermögen er nie was gehört, eigentlich zu testieren habe. Der Vorschlag hatte Luise ganz rot gemacht, wieder eng ward es ihr auf der Brust, mit Mühe sagte sie: „Ach, wie gut Ihr doch seid, aber diese Mühe darf ich Euch nicht machen!" „Ei warum nicht?" sagte Herr Stößli, nahm aus seiner Brieftasche das nötige Schreibzeug und schrieb kürzlich den schönen Eingang, wie man seine Seele der Gnade Gottes empfehle, sein zeitlich Gut aber in folgende Hände geben wolle. Luise weinte, als er ihr das vorlas. Er wolle es noch schöner machen in der Ausfertigung, sagte Herr Stößli, das sei nur so oberflächlich hingeworfen: „Jetzt muß ein Haupterbe sein," mahnte Herr Stößli. „Tante Spendvögtin," sagte Luise. „Und jetzt allfällige Vergabungen." „Julie, meiner Freundin, mein Haus," stotterte Luise. Ja so, dachte Herr Stößli, also darum hat die mir

nicht von Vermögen gesagt. „Meinem Küher den Berg.“ „Wie heißt der Berg?“ fragte Herr Stößli. Sie hätte ihm nie anders gesagt als Berg, sagte Luise. Und weiter fragte Herr Stößli, und Luise, welche nach und nach auflebte, machte Vergabung um Vergabung und zwar stattliche, daß Herr Stößli endlich sagte, er müsse mahnen nach seiner Pflicht, der Armen zu gedenken, und alsobald bedachte Luise die Armen ihrer Gemeinde mit zweitausend Gulden. Man müsse sich immer in acht nehmen, sagte Herr Stößli, daß man durch zuviele Vergabungen den Haupterben nicht in Verlegenheit setze; dadurch könnten fatale Geschichten entstehen. „Die Tante weiß, was ich habe,“ antwortete Luise. Ganz ehrerbietig sagte Herr Stößli: „So, so! Wir wollen hoffen, das alles sei nicht nötig, Jungfer Luise erhole sich wieder,“ setzte er mit großer Teilnahme hinzu. Wenn sie wolle, sagte er, so wolle er ihr den Entwurf dalassen; sie könne ihn übersehen und bedenken und allfällige Änderungen ihm später diktieren. Wann es Jungfer Luise gelegen sei, daß er wiederkomme? Luise bestimmte den Tag, am selben war die Tante bei der Seckelmeisterin, und sie dankte herzlich Herrn Stößli für seine Gefälligkeit, stand auf, wie sehr er auch bat, doch ja sich zu schonen, und begleitete ihn bis zur Türe, wo ein recht inniger und herzlicher Wettstreit, welcher sie um vieles näher brachte, stattfand, wie weit die Höflichkeit gehen solle. So rosig und süß im Gemüte war es Luise noch nie gewesen; was sie im Herzen getragen, war nun vor ihr gesessen ganz freundlich und herzig und wollte wiederkommen; es war, als ob ihr Blut ein anderes würde, ein anderes Leben einziehe in ihren Körper.

Aber auch im Herrn Notar ging eine Veränderung vor. Er machte sehr ernsthafte Mienen, war zerstreut, rechnete zu Hause allerlei, sein Subjekt wußte nicht was, schüttelte den Kopf, lächelte, kurz, er machte eine Menge Manövers, welche man an ihm zu sehen sonst nicht gewohnt war. Er mochte

den Tag gar nicht erwarten, an welchem die Tante bei der Seckelmeisterin war und er Luise besuchen konnte. Er fand sie viel besser als das letztemal. Sie kam ihm entgegen, redete lauter, schien überhaupt an Kräften zugenommen zu haben. Das erfreute sichtlich Herrn Stößli, gut wußte er seine Freude auszudrücken, eine innige Teilnahme an den Tag zu legen, schob selbst das Beraten seines Entwurfes für heute auf und füllte die Zeit so interessant aus, daß sie unbemerkt vorüberrauschte wie im Himmel. Das nächstemal, als Herr Stößli wiederkam, war man schon ganz heimelig, aber Luise hustete mehrere Male. Der Teufel, dachte Herr Stößli, die Sache könnte doch fehlen. Es wurde noch viel liebenswürdiger, und in Luisen gingen Adern auf, welche bisher ganz verpicht waren. Sie sprach gut, machte selbst Witz, und zu seinem Erstaunen fand Herr Stößli sie tief gebildet, nicht bloß so oberflächlich. Sie sprach von Grundsätzen und Bildung, hatte die besten Bücher gelesen, sogar vom ewigen Juden von Sue gehört, redete von Lebenszwecken und vom Vorabend einer neuen Zeit, daß Herrn Stößli fast Hören und Sehen verging. Eine solche Bildung, eine so innige Harmonie mit den Grundgedanken seiner Seele war ihm noch nie vorgekommen. Es war an Herrn Stößli, verlegen zu werden gegenüber einem Mädchen von solchem Vermögen, solcher Bildung, solcher Bescheidenheit obendrein, als er auch einen Lebenszweck erreichen wollte, als er Luisens Hand ergriff, als er sich zärtlichst vor ihr beugte, als er sagte: „Ach, Jungfer Luise, ich wage es nicht. Schon lange suche ich umsonst eine Gefährtin nach meinem Sinn, mit der ich glücklich zu werden hoffen darf, mit Bildung und Grundsätzen, mit einer Seele, welche mich und die Zeit versteht. Jetzt, wo ich eine solche finde, jetzt darf ich mich nicht aussprechen, darf nicht hoffen, daß sie mein bescheiden Los mit mir teilt. Luise — ach! — soll der glücklichste Zeitpunkt meines Lebens, wo ich Euch kennen lernte, mein unglücklichster werden?!" Er zog mit der

einen Hand das baumwollene Foulard, wischte die Augen, mit der andern Hand drückte er zärtlich Luisens Hand. Luise entzog ihm ihre Hand nicht, und mit der andern griff sie auch zum Schnupftuch, aber wischte sich nicht bloß die Augen, sondern begann zu weinen ganz erbärmlich. Herr Stößli war sehr erschrocken, und im Ungewissen, was das bedeuten solle; er tröstete, er drückte, er schlang den Arm um sie, so zart und artig, wie nur ihm gegeben war, und doch weinte Luise fort und zwar immer erbärmlicher, daß es fast krampfhaft wurde und sie nach Luft schnappen mußte.

Endlich kam sie zu Worten und schluchzte, sie sei ein armer Tropf. Niemand liebe sie ihretwegen, sondern bloß, wenn man meine, sie hätte Geld. Sie wisse wohl, sie sei nicht hübsch, nicht jung, sie hätte nichts als ein gutes Herz, meine es so wohl mit den Menschen. Das tue ihr so weh, daß es niemand gut mit ihr meine, niemand sie selbst liebe. Das sei es, was ihr noch einmal das Herz breche, was ihr jetzt so weh tue. Da wischte Herr Notar Stößli noch einmal so kräftig und heftig seine Augen und sagte, solch Mißtrauen werde sie doch nicht in ihn setzen, und womit er es verdient hätte? Nach ihrem Gelde frage er nichts. Aber ihre Seele, welche er erst jetzt kennen zu lernen das Glück gehabt habe, habe ihn überwunden; diese liebe er, mit dieser wolle er durchs Leben gehen, sie solle ihm Belohnung sein für seine Verdienste ums Vaterland. Ihr vertrauend sein hohes Streben, wisse er, sie verkenne ihn nicht und ihr könne er aufschließen die Falten seines Herzens und werde von ihr verstanden werden. Nein, solchen Verdacht solle sie nicht haben, es sei schrecklich; er versichere sie, so gewiß er Notar sei, ans Geld hätte er nicht gedacht, er wollte lieber, sie hätte es nicht. Er hätte Verdienst und Aussichten, welche ihn gar nicht aufs Geld sehen ließen, er könne eine Frau ernähren standesgemäß und Kinder erziehen. „Aber, und wenn ich kein Geld hätte?“ fragte Luise kleinlaut. „O bitte, bitte, kein Wort

mehr," sagte Herr Stößli, „es beleidigt mich! Was denkt Ihr von mir! Wir Liberale haben es nicht wie die Aristokraten, wir fragen nach Geist, nicht nach Geld, darum sind wir auch die Herren der Zeit, denn der Geist ist es, der die Welt überwindet!" rief er pathetisch aus. Da tat sich plötzlich die Türe auf, die Frau Spendvögtin trat herein mit zornigem Gesicht und sagte: „So! wer seid Ihr und was habt Ihr da zu tun?" Luise fiel vor Schreck ganz zusammen, aber ein Notar faßt sich, weiß manchmal sogar dem Unerwarteten zu begegnen. „Verzeiht, Frau Spendvögtin," sagte er, „es freut mich, unerwartet die Ehre zu haben, Eure werte Bekanntschaft zu machen." „Ich danke für die Ehre, das wird eine saubere sein! Wer seid Ihr?" wiederholte die Spendvögtin. „Bitte um Vergebung, Frau Spendvögtin, ich bin der Notar Stößli, welcher sein Bureau hinter dem Waschhaus hat." „Was hat der da zu tun?" fragte Frau Spendvögtin. „Verzeiht, Frau Spendvögtin, ich bin in ehrlichen Absichten da. Ich suchte schon lange eine Frau nach meinem Sinn, endlich habe ich das Glück, Jungfer Luise zu finden; ich habe die Hoffnung, sie sei mir nicht ungeneigt, wenn die Frau Spendvögtin ihre Einwilligung gibt, so wird Jungfer Luise keinen Anstand mehr nehmen, mir ihre werte Hand zu geben und mich zum glücklichsten Menschen zu machen." „Seid Ihr ein Narr oder meint Ihr, ich sei einer, oder seid Ihr gar ein Komödiant? Ins Haus zu fallen, wie der Teufel durchs Kamin und da mir nichts dir nichts eine zur Frau wollen, seit wann ist das der Brauch? Ist das die neue Mode, der Zeitgeist?" eiferte die Tante. „Tante! Tante!" sagte endlich Luise, „es ist der Herr Notar Stößli, welcher mit mir Brautführer gewesen ist bei Julie, er brachte mir Nachricht von Julie." „Ja," sagte Herr Stößli, „und hörte dort soviel Gutes von Jungfer Luise und meine Neigung wurde so bestärkt, daß ich so frei war, um ihre Hand anzuhalten, und habe so viel Hoffnung, wenn Luisens zweite Mutter mir nicht ab-

geneigt ist, daß auch Jungfer Luise mich nicht verstoßen wird." „Warum nicht gar heiraten!" fuhr Tante auf, „und erst noch sterben wollen, das würde mir eine saubere Hausfrau geben, welche siebenmal in den Keller geht, und wenn sie unten ist, nicht mehr weiß, was sie holen solle. Ja wolle, heiraten!" „Tante," sagte Luise, „erst gestern sagtest du, es hätte mir auffallend gebessert." „Frau Spendvögtin," sagte Herr Stößli, der Gefahr witterte, „Ihr werdet mich doch nicht an Leib und Seele unglücklich machen wollen? Übrigens wenn ich nicht irre, ist Jungfer Luise majorenn." „Ihr seid ein dummer Mensch! Meint Ihr, ich wolle Einsprache machen? Ich rede ja Euretwegen. Was wollt Ihr mit so einer kranken, vergeßlichen Frau und was soll Luise mit einem Mann, wo nicht viel rares sein muß, weil er keine andere bekommt, hier einschleicht wie ein Dieb in der Nacht? Wenn's erzwängt sein muß, so erzwängt's, aber ich will nicht geplagt sein, mich laßt in Ruhe." „O Frau Spendvögtin," sagte Herr Stößli, „wenn ich Jungfer Luise habe, so frage ich niemanden anderm was nach! Ich bin Manns genug, dafür zu sorgen, daß sie niemand weiter zu plagen braucht." „Selb ist eben noch zu untersuchen," sagte Frau Spendvögtin. Da legte sich Luise zwischen die Hadernden, besänftigte die Tante, welche hauptsächlich das Unerwartete in Harnisch gebracht hatte, daß sie endlich zum Bescheid kam, man solle sehen, in einigen Tagen könne er den Bescheid holen. Herr Stößli ließ sich das gefallen, doch bat er dringlich, daß man sein Geheimnis bewahren möchte. Der Mensch hatte sehr Angst, es könnte ihm etwas dazwischen kommen, und der Frau Spendvögtin traute er am allerwenigsten, er wußte wohl warum, sollte sie doch die Haupterbin sein. Er war daher schon am folgenden Tage wieder da, fand die Tante geneigter und manierlicher, denn sie hatte nichts Böses von ihm vernommen. Er sei arbeitsam, hieß es, weniger ausschweifend als andere, werde seinen Weg machen. Dagegen war Luise wieder schüchterner, zurück-

haltender, hüpfte ihm nicht entgegen, fiel ihm auch nicht um den Hals, wie es einer halben Braut eigentlich geziemt hätte. Sie schlug die Augen nieder, hustete viel und redete leise, leise wie Windeshauch.

Desto feuriger und pressierlicher war der Notar, daß die Frau Spendvögtin große Augen machte. Der Spendvogt selig sei nicht einer von den Geduldigsten gewesen, aber so hätte er doch nie getan, dachte sie. Indessen konnte sie nicht sagen, daß ihr dieses so übel gefiel; sie dachte, wenn dies neue Mode sei, so sei es eine von denen, welche sie sich am Ende noch gefallen ließe, wenn es sein müßte. Sie redete von Luisens Kränklichkeit und gut Ding wolle Weile haben, aber nicht mit dem Nachdrucke, welchen man sonst an einer Spendvögtin gewohnt ist. Luise war seltsam, war wie ein Kind, welchem man darbietet, was es von ganzem Herzen gewünscht, das glüht vor Lust und Freude und doch zittert und bebt und die Hand nicht danach auszustrecken wagt. Aber Notar Stößli setzte nicht ab, setzte Leib und Leben ein für die Reinheit seiner Liebe und daß es Luisens Seele sei, ihre Bildung und Grundsätze, welche seine Seele erfaßt mit Himmelsgewalt; entweder, oder! Entweder Luise oder sterben! Wir fragen, wer hätte da widerstehen können? Wo wäre wohl auf Erden eine Luise so mörderisch und grausam, den Tod eines Menschen zu wollen und noch dazu eines so schönen und gutgesinnten, wie Herr Notar Stößli war! Sie sagte ja, und im lodernden Glück ihres Glücklichen verlor sich ihr Zittern und Beben, sie war glücklich, sie glaubte an seine reine schöne Liebe; denn wenn dem nicht zu glauben war, wem sollte man noch glauben auf der Welt? Und glücklich war Herr Stößli selbst, bis in die Ellenbogen schien das Glück zu fahren, die Steifheit auszutreiben, sie in lieblichen zarten Schwingungen auf und nieder, hin und her zu schaukeln. Aber ungeduldig war er nicht weniger, und wenn es irgend zuläßig gewesen wäre, er hätte Luise noch selben Tags an den Arm genommen und der Pfarrer hätte ihn kopulieren

müssen. Je größer das Glück, desto größer sei die Angst es zu verlieren, das sei verzeihlich, sagte er. Ja, ja, sagte Frau Spendvögtin, sie begreife es; ihr Spendvogt selig sei jedoch nie so ungeduldig gewesen, es seien aber damals auch noch nicht so schlechte Leute gewesen wie jetzt. Herr Stößli drängte, alsbald das Aufgebot zu bestellen, und dreimal brauche es nicht zu geschehen; er habe Bekanntschaften, welche sich eine Freude daraus machen würden, ihm für ein oder gar zwei Male Dispensation zu verschaffen. Alles, was man dagegen sagte, widerlegte er bündig. Alle Vorbereitungen fand er überflüssig, ihre Bedenken natürlich, aber nicht gegründet, und Luise mußte sich fügen, mußte sich verkünden lassen, der Pfarrer mußte die Verkündigung in Luisens Heimatsgemeinde besorgen; der Notar sorgte für Dispensation, und die Spendvögtin wußte gar nicht, wo ihr der Kopf stand und für was sie sorgen sollte. „Was der Narr eigentlich an Luise sieht, weiß ich nicht, und wenn er meint, er kriege einmal einen großen Haufen von mir, so könnte er eine lange Nase kriegen," das dachte sie. Begreiflich machte diese Heirat großes Aufsehen. In der Kirche noch, in welcher das Aufgebot geschah, ging das Reden an, und solange selben Sonntag ein Auge offen war, eine Zunge sich noch regte, ward die Luise und der Stößli verhandelt. Die Leute zerbrachen sich die Köpfe, wie das zugegangen. Daß Luise ihn nehme, sei begreiflich, aber daß der hochmütige Stößli da angebissen, gehe über das Bohnenlied; entweder sei er ein Narr oder hineingesprengt worden. Die Sage geht, am selben Sonntag, an welchem Luise aufgeboten worden, sei manche Garderobe gemustert worden unter dem kurzen Selbstgespräch: „He nun so denn, wenn die noch einen bekommen, so ist für mich die Hoffnung nicht verloren, ich bin doch noch eine andere als die. Ich muß frisch dran hin, helf, was helfen mag! Aber wissen möchte ich, was die angefangen, vielleicht wäre das Mittel auch für andere gut."

Die Freunde brüllten Herrn Stößli ohne viele Komplimente an: „Was zum † ... kommt dich an, was siehst du an diesem vermilbeten Käslein? Bist verhext worden?" und wie es Fragen dieser Art die Menge gibt. Dann machte Herr Stößli ein fein Gesicht und lächelte höhnisch. Jeder hätte seinen eigenen Geschmack, sagte er, und gerade die gefalle ihm und keine andere, sie sei häuslich und arbeitsam, und er hätte Freunde genug, welche durch ihre schönen Weiber in Schulden kämen, zu Bettlern würden ob goldenen Armbändern und seidenen Röcken. Die verstehe die Haushaltung und werde nicht begehren, an jeder Partie zu sein, und wenn sie schon nicht sieben seidene Röcke hätte, würde sie doch zufrieden sein. Wenn die Freundinnen sich an Luise machten, so fanden sie diese im Glücke schwimmend, und wenn sie Aufschluß begehrten: „Aber Luise, sag doch um Gottes willen, wie hat das sich gemacht? Was brachte euch zusammen? Was sagte er und was sagtest du?" so gaben Luisens Antworten nicht genügenden Aufschluß. Sie seien zusammen an Juliens Hochzeit gewesen, sagte Luise, daher die Bekanntschaft. Daß ein Mann wie Herr Stößli sie auserkoren, das begreife sie selbst nicht, sie müßte das Gott zu verdanken haben. Sie könne nichts als ihm danken und sich schämen über das unverdiente Glück. Wenn sie mit Schämen zu solchem Glück käme, dachte manche, welche diese Antwort vernahm, so wollte sie noch heute anfangen sich zu schämen und zwar bis ins blutige Herz hinein und bis in den tiefsten Boden hinab.

Wie bekannt, geht, wenn zwei zusammenkommen, der Teufel umher wie ein brüllender Löwe und sucht, welchen er verschlinge, oder er kriecht herum und säet Unkraut in der Nacht, daß wenn es Tag wird, voll Dornen und Disteln das Liebefeld steht. Natürlich tat er es hier auch, aber hell umsonst, weder mit Brüllen noch Schleichen brachte er was ab, denn als endlich der Tag anbrach, an welchem Herr Stößli seine Luise und die Frau Spendvögtin zur Hochzeit führte,

denn sie wollten im stillen Hochzeit haben, ganz heimelig, waren sie alle noch gleich glücklich, ja Luise schöner, als sie in ihrem Leben je gewesen war. Ihr herrlicher Notar hatte ihr so oft gesagt, daß sie sein ein und alles, sein Leben und seine Freude sei, daß in dem guten Mädchen ein gewisses Selbstbewußtsein erwacht war, welches ihr Mut und Haltung gab, sichern Blick und festere Stimme. Sie war eine andere, wenn man sie ansah, erst jetzt sah man, daß ihr Gesicht auch Züge hatte, daß Augen darin waren und zwar nicht so üble. Katzen tun bekanntlich am neunten Tage die Augen auf. Luise war dreimal neun Jahre alt geworden, ehe sie die Kunst lernte. Hörte man sie reden, so war Sinn in ihren Worten, worüber nicht bloß die Spendvögtin erstaunte, sondern auch der Notar, welcher von Amts wegen und sonst nicht gewohnt war, mit Worten umzugehen, welche allemal Sinn hatten. Man sagt immer, Lebloses könne der Mensch nicht beleben, sondern bloß Gott könne es, und doch war es der Notar Stößli, welcher Luise belebt hatte. Hatte er nicht Ursache stolz zu sein und zwar wie ein Gott?

Sie verbrachten einen hellen, glücklichen Tag, hatten große Freude aneinander, keine Wolke stand am Himmel, kein Unfall begegnete ihnen, sie hatten ein sehr gut Mittagessen, bekamen eine billige Zeche, und die Wirtin hatte der Frau Spendvögtin ihren Spendvogt noch gekannt, erzählte ihr, wie derselbe ein braver Herr gewesen und allen Leuten lieb und so ein Lustiger, G'späßlein habe keiner gewußt wie er; wie sie alle so sein sollten, aber nicht mehr so seien, absonderlich jetzt. Der Tag verrann, sie wußten nicht wie, viel kürzer, als wenn große Gesellschaft gewesen wäre, wo es so oft geschieht, daß je größer die Gesellschaft ist, destoweniger man was miteinander anzufangen weiß.

Da in der Eile Herr Stößli keine anständige Behausung herstellen konnte — bisher hatte er nur eine Schreibstube gehabt und Kost und Logis in einem Wirtshause — so

hatte Tante Spendvögtin, zum heillosen Ärger der Verwandten, dem jungen Ehepaar Platz in ihrem Häuschen gemacht für einstweilen und Marei, die Magd, große Freude daran gehabt. Sie hielt ziemlich reinen Mund, dafür aber machte sie Augen, in welchen jeder, der diese Schrift versteht, lesen konnte: Jä gellet, was es gegeben, daran bin ich schuld, wäre ich nicht gewesen, wäre all nichts!

Sie waren jedoch eigentlich inkognito daheim, die Welt glaubte sie auf Reisen, darum waren sie auch ungestört, und Herr Stößli besuchte sein Bureau nicht, sondern war ebenfalls daheim. Als sie am folgenden Morgen gefrühstückt in aller Behaglichkeit und ganz glücklich, jede Partie in ihre Apartements sich zurückgezogen hatte, wie es in allen hohen Häusern, namentlich in den englischen Sitte ist, die Frau Spendvögtin in die Küche, um mit Marei das Mittagsmahl abzuraten und welches Kraut am nötigsten zu brauchen sei, das junge Ehepaar in seine zwei Stübchen, um etwas aufzuräumen und jedes Ding an seinen Ort zu tun, sagte Herr Stößli, der das Bureau aufgeschlossen hatte und Schubfächer musterte: „Apropos, Traueli, Schätzeli, was ich dich fragen wollte, wo hast den Entwurf? Du weißt wohl, hätte heute Zeit die Hausbücher in Ordnung zu bringen.“ Potz Türk, das war ein Schlag nicht aus heiterm Himmel, Luise hatte schon lange davor gebebt, jedoch den Gedanken daran bestmöglichst in den Hintergrund geschoben, sich immer damit tröstend, ihr Stößli frage ja gar nichts nach Geld und Gut wie die gemeinen Notarien und andere Menschen, er habe eine zu edle Seele und sei viel zu hoch gesinnt, er habe es ja selbst gesagt. Als aber jetzt die Frage so plötzlich kam, wäre doch die Luise in den Boden gefahren, wenn sie nicht erstarket gewesen wäre und zwar auffallend für so kurze Zeit. „O liebes Mannli, denke doch nicht daran. Weiß nicht, wo ich ihn habe und ein Testament ist ja nicht mehr nötig.“ „Das wohl,“ sagte Notar Stößli. „Es ist mir nur um eine Übersicht zu haben, du kannst

mir's ja aus dem Kopfe angeben. Von wegen ich muß auch dem Vogt schreiben und ihn mahnen, daß er mir das Vermögen übergebe. Der hätte sich schon lange rühren sollen. Aber auf dem Lande nimmt man so was kaltblütig, und das Rechnunggeben wird ihm nicht pressieren. Enfin, man kann ihm Beine machen! Komm, sitz, Schatzeli, und gib mir an, was du weißt." „Aber Stößli, meine Sache ist gar unbedeutend, es ist nicht der Rede wert. Wenn der Vogt Rechnung gibt, so siehst du dann, was es ist." „Du gut's Fraueli, bist immer viel zu bescheiden, ein Vermögen, wo Effekten wie Häuser und Berge vorkommen, wird nicht so unbedeutend sein. Kannst mir sagen, wieviel Kühe sömmert der Küher auf dem Berge, oder wintert er sogar noch auf demselben?" Da nahm sich Luise zusammen, einmal müsse es doch sein, dachte sie.

„Ich habe weder Haus noch Berg," sagte sie. „Wa — was?" stotterte Notar Stößli. „Das wird nicht sein, hast es mir ja selbst gesagt!" „Ja," sagte Luise, „aber nicht im Ernste. Du sagtest, es wäre dir lieb, einen Entwurf zu machen, so lernte ich am besten, was man in ein Testament tun müsse. Ich durfte es nicht abschlagen und schämte mich, meine Wenigkeit anzugeben, und weiß Gott, ich weiß nicht, wie mir die Sache in den Mund kam, ich begreife es noch jetzt nicht, gab nun an, was kam. Ich dachte, es hätte ja nichts zu bedeuten. Ich wollte es dir schon öfters sagen, aber dann kam immer etwas dazwischen, und am Ende dachte ich, du hättest es vergessen, und so vergaß ich es auch." „Was vergessen, meinst, solches vergesse man? Also zum Narren gehalten hast du mich, hineingesprengt!" schrie Stößli, der Notar. Da kam es dick, daß es dem Herrn Stößli im Halse stecken blieb und er fast erstickt wäre. „Ach mein Gott, verzeih mir das, ich meinte es sicherlich nicht bös, und Geld hin Geld her, bin ja deine Luise, und wie oft hast du mir nicht gesagt, du wolltest den rechten Daumen geben, wenn ich keinen

Kreuzer hätte, damit ich sehen könnte, wie lieb ich dir sei und daß du mich nicht wegem Geld nähmest. Jetzt sei doch auch nicht bös, du hast einen schönen Verdienst, ich habe nicht nichts, und Tante Spendvögtin ist ja so gut!" „Also hineingesprengt hast du mich, mich, den Notar Stößli, mich gefangen wie einen Gimpel, hast gelogen, geheuchelt; ein sauber Weibsbild bist, heute noch laß ich mich scheiden und zwar wegem Vaterland," schrie Stößli, der Vaterlandsfreund. „Das ist wahr, lieb warst du mir und zu sterben glaubte ich," schluchzte Luise. „Es war mir, wenn ich dich nur sehen, mit dir reden könnte, wollte ich gerne sterben. Da wußte ich mir nicht anders zu helfen, als dich kommen zu lassen wegen einem Testament, andern Vorwand hatte ich nicht. So kam es, wie es kam. Verzeih mir, Stößli, um Gottes willen. Sieh, ich will dich auf den Händen tragen, dir dienen besser als eine Magd, du sollst dich dein Lebtag nicht reuig werden, sollst glücklich sein." „Geh mir vom Leibe, du Schlange, du Pest!" schrie Stößli; „bin blamiert für mein Lebtag, und mit meinen Aussichten ist es aus, kann ein gemeiner Schreiber bleiben, während meine Kameraden Oberherren sind! Lasse mich fangen wie ein Esel und von wem!" Er war schrecklich in seinem Zorn, Notar Stößli, fast wie Achilles, wenn es ihn recht ankam. Zu ihrem großen Erstaunen hörte Tante Spendvögtin das zornige Getöne und sagte: „Ho, ho, der fängt früh an, mein Spendvogt selig wartete doch drei Wochen, ehe er seine Hörnchen zeigen wollte, aber er war froh sie einzuziehen. Die Hauptsache ist immer die, daß man sich nicht fürchtet. Will gehn und sehn, vielleicht weiß dies Luise noch nicht recht."

Es ging lange, bis der Handel der Frau Spendvögtin klar wurde. Als sie ihn endlich faßte, wußte sie lange nicht, sollte sie schelten oder lachen. „Du abscheulich Mädchen du, was stellst du an? Wie konnte dir das in Sinn kommen? Schämtest dich nicht? Kein Wunder, daß Herr Stößli plötzlich so versessen auf dich war. Konnte nicht begreifen, wie du

es ihm angetan, aber mit Speck fängt man die Mäuse. Konnte das Pressieren nicht begreifen, aber gedacht wird er haben, er wolle dich sichern, ehe der Tod oder sonst jemand dich ihm wegschnappe. So, und mich ums Haupterb bringen wollte er. Eine saubere Geschichte ist das! Wie werden die Leute eine Freude haben, das ist ein Fressen für sie. Jetzt was machen?" So redete die Spendvögtin, und die andern redeten auch, und aus dem Knäuel der Worte tönte nur das Wort „Scheiden, Scheiden" des Herrn Stößli. „Wollte mich doch besinnen; geschehenen Dingen soll man z'best reden," sagte die Frau Spendvögtin. „Eher an den Tod hätte ich gedacht, als daß Luise so was einfiele, aber stille Wasser sind tief, heißt es. Wie es gemeint war, daraus wird der Kuckuck klug. Aber d'Sach ist jetzt so, und drum würde ich mich drein schicken, so bös ist es eigentlich nicht gegangen." Nun setzte die Spendvögtin Herrn Stößli auseinander, wie er für sein Lebtag zum Gespött würde, wenn er die Sache bekannt werden ließe, das wäre keine Rekommandation für ihn. Er habe ja auch gefehlt und heiraten wollen um zu erben oder doch ums Geld. So übel sei es ihm auch nicht gegangen, ohne Geld sei Luise nicht, allweg nicht dumm, wie er habe merken mögen, eine Haushälterin sei sie wie selten eine, wie es scheine viel gesunder, als man in der letzten Zeit hätte glauben sollen. Mache er ein gut Gesicht zur Sache, so bleibe sein Kredit. Luise werde alles aufbieten, ihn glücklich zu machen, und sie wolle auch ein Einsehen tun. Herr Stößli war zu sehr Notar, als daß ihn diese Rede nicht hätte zu Verstand bringen sollen. Nach einigen heftigen Ausrufungen begann er zu kapitulieren und zwar nicht unter gar erschwerenden Bestimmungen, da er begriff, daß Luise die Lacher auf ihrer Seite hätte. Luise, welche es schmerzte, den Schmelz von der edeln Seele ihres Stößli so schnell abgewischt zu sehen und begreifen zu müssen, daß nicht sie, sondern das vermeintliche Geld ihm die Hauptsache gewesen, begriff doch auch,

daß sie die erste Schuld an der Geschichte trage und gut machen müsse mit ganzer Seele, ganzem Gemüte und aus allen Kräften. Freilich legte der Sturm sich nicht plötzlich; wenn ein Gewitter weiterzieht, hört man noch lange die Wolken grollen, aber es ging viel besser, als man hätte glauben sollen, ein vollständiger Friede und gegenseitige Zufriedenheit stellten sich allmählich ein. Herr Stößli nahm zu an Kredit, Luise an der Fähigkeit, sich gehörig geltend zu machen. Herr Stößli kam zu bedeutenden Geschäften, seine Freunde fanden Luise verflucht gebildet und schätzten ihn glücklich, daß er eine Frau habe, mit welcher er ein vernünftig Wort reden könne. Sie stellten ein Paar vor, welches was galt in der Welt, so daß wirklich Stößli seiner Luise schon mehr als einmal bekannt hat, er wollte nicht, daß es nicht so gegangen wäre, daß Luise, wenn sie fragt: „Bin ich dir auch lieb?" immer zur Antwort erhält: „Von ganzem Herzen, fast wie das Vaterland!"

Hans Joggeli, der Erbvetter.

Ein lieblicher Frühlingsabend dämmerte über die Erde herein. Fröhlich eilten die Arbeiter von den Äckern heim, einem nahrhaften Abendbrote zu; rasch liefen Kinder mit Milchtöpfen den bekannten Ställen zu, gleich von der Kuh weg gute Milch zu fassen und eine sorgliche Hausfrau vor der Versuchung zu bewahren, zu erproben, wie Wasser in der Milch sich mache. Mit königlicher Stimme rief der Hahn seine Weiber ins Nachtquartier, und ängstlich trippelte seine Lieblingssultanin herbei, damit ihr ja der Sitz an ihres Herrn Seite nicht fehle. Einem Bache entlang kam ein alt klein Männchen, auf dem Kopfe eine weiße baumwollene Kappe, ein sogenannt Wässerschäufelchen auf der Achsel, kurze Hosen ohne Schnallen an den Beinen, von Halblein Rock und Hosen. Derselbe schritt ge-

mächlich einem großen Hause zu, an welchem ein Schild baumelte. Auf dem Schilde waren die Reste eines Bären sichtbar. Dort stellte er sein Schäufelchen hinter die Haustür, öffnete eine andere schwarz angelaufene Tür, trat mit dem Wunsche: „Guten Abend miteinander" in eine große Stube und setzte sich stillschweigend in die Ecke neben den Ofen.

In der Stube war die Dämmerung bereits ziemlich dick, das Gespräch sehr laut, doch bemerkte die Wirtin den neuen Gast alsbald und schenkte ihm besondere Aufmerksamkeit. „Ei guten Abend, guten Abend, Vetter Hans Joggi, Ihr seid ein seltener Gast bei uns, womit kann ich aufwarten?" rief die Wirtin, auf ihn zutrippelnd, wischte die Hand an der Schürze ab und reichte sie ihm. „Guten Abend, Anne Bäbi," sagte der Alte, „bringe mir einen Schoppen, aber guten und ungemischten; den Mischmasch mag ich nicht mehr vertragen, und wenn es gemischt sein muß, so mache ich es lieber selbst."

„Ei bewahre, Vetter, welch bös Zutrauen habt Ihr zu uns. Meint Ihr, wir hätten solchen Wein im Keller, und wenn wir ihn auch hätten, denn man wird gar oft angeführt von dem Zeug, den Weinhändlern, wir würden Euch von solcher Sorte aufstellen?" — „Nein, nein, Base, nicht expreß, aber du weißt, man versieht sich so leicht, besonders eine Wirtin am Abend, ist am unrechten Faß, man weiß nicht wie," entgegnete das Männchen.

„Ihr seid immer der gleiche," antwortete die Wirtin einlenkend. „Schon oft habe ich es gesagt, es gebe keinen wie Vetter Hans Joggi im Nidleboden (etwa: Rahmgrund, fetter Grund), der könne immer spaßen und vexieren, es kämen ihm Sachen in den Sinn, an die sonst kein Mensch dächte. Doch damit Ihr wegen dem Versehen nicht im Kummer seied, will ich expreß ein Licht anzünden."

Lauter war unterdessen das Gespräch geworden, nach Abgang der Wirtin wandte der Alte denselben seine Aufmerksamkeit zu und begriff alsbald, warum es sich handle.

Ein junger Stadtmetzger stritt mit mehreren Bauern. Der Metzger hatte ein gut Stück Stadtstolz im Leibe und einen noch größern Schluck Wein, er war in dem Zustande, welchen die Bauern am geeignetesten fanden, um ein eigentümlich Spiel mit ihm zu treiben, welches sie in angestammter Kaltblütigkeit gar trefflich verstehen. Dieses Spiel besteht darin, jemand, den man sich auserwählt, durch Reden, Rühmen oder Tadeln oder beides zusammen in Hitze zu bringen und entweder zum Wetten oder zum Schimpfen und Schelten zu verleiten; in beiden Fällen kömmt er in eine stattliche Weinzeche, er weiß nicht wie. Der Metzger war in das Gehege des Bramarbasierens mit seinem Reichtume getrieben worden. Einer der Bauern hatte geäußert, er hätte wohl auch fettes Vieh, verkaufe es aber keinem Stadtmetzger, diese hätten Geld, aber nur um die Herren zu spielen und nicht, die Bauern zu bezahlen. Sehe man sie auf dem Lande, so glaube man, es seien alles Engländer, gehe man aber in die Stadt dem Gelde nach, so finde man sie so arm wie Kirchenmäuse. Der Metzger ließ sich andrehen (anbohren, verleiten), schimpfte über die Bauern, die bei all ihrem Hochmut oft nicht sechs Kreuzer zu Hause hätten, um Salz zu kaufen, daher kein fettes Vieh mehr zu finden sei, und wenn einmal einer drei Batzen zahlen solle, so müsse er im ganzen Dorfe vergeblich herumlaufen. So spann sich der Handel an, stieg zu immer größerer Hitze, bis sich endlich der Metzger vermaß, er trüge mehr Geld bei sich, als sie alle zusammen, ja mehr, als sie alle zusammen zu Hause hätten, die Sparbüchsen der Weiber und Kinder eingerechnet. Er werde meinen, sie hätten es mit solchen Sparbüchsen wie die Herren. Diese hätten es nämlich damit wie die Weiber mit den Hühnernestern, welche sie immer über den andern Tag leerten. Zornig bot der Metzger eine Wette von zwei Maß Wein an, er trüge mehr Geld bei sich, als sie in einer Stunde zusammenbringen könnten. Kaltblütig spotteten sie ihn aus, ob er denn meine, wegen zwei Maß lohne es

sich ihnen der Mühe, mit der Hand in die Tasche zu fahren, geschweige gar nach Hause zu laufen, das wäre allfällig (höchstens) eben gut für Kirchenmäuse. Der Metzger sah begreiflich dieses für einen versteckten Rückzug an, fuhr um so hitziger hintendrein, steigerte seine Wette bis zu sechs Maß hinauf vom Allerbesten. Ja, sagte einer, es wäre doch eine Schande für sie, wenn sie alle zusammen so gegen ein Metzgerlein stünden; verspiele er auch, so würde er doch sich rühmen, wieviele Bauern hätten zusammenstehen müssen, um ihn aufzuwiegen. Er hülfe (möchte) wetten, jenes alte Männchen hinter dem Ofen hätte mehr Geld in der Tasche, als der Metzger. Das sei ihnen recht, riefen die anderen Bauern. Der Metzger, welcher dieses für eine neue rückgängige Bewegung ansah, war in hohem Grade erbost, redete von Hudel- und Fötzelbauern (Lumpen- und Proletarierbauern), von denen er sich nicht zum besten wolle halten lassen; was er mit dem alten Lump da solle? Nur nicht so aufbegehren solle er, kriegte er zur Antwort. Ihnen sei es Ernst, er aber scheine es nicht einmal mit einem alten Lump aufnehmen zu dürfen. Das wolle er ihnen zeigen, brüllte der Metzger, warf sechs Gulden auf den Tisch, soviel sollten sie, wenn sie es hätten nämlich, hervormachen (hervortun). Bei der Wirtin wollten sie das Geld niederlegen, wer gewinne, dem gebe sie seine Einlage wieder, die Einlage der Verlierenden werde in Wein verwandelt. Zögernd, einredend, es werde wohl früh genug sein, zum Gelde zu greifen, wenn die Wette entschieden sei, für sechs Gulden seien sie doch wohl noch lange gut genug, legten sie endlich die sechs Gulden unter Drohen und Fluchen des Metzgers, der zum Stock griff und dem Hund pfiff, zusammen. Die Wirtin sollte es zu Handen nehmen, sagte aber, sie wollte lieber überhaupt nichts mit der Sache zu tun haben, und erst als der Metzger gebrüllt hatte: „Willst oder willst nicht!" strich sie das Geld zusammen und sagte: „Enfin, wenn ihr's haben wollt!" Jetzt strahlte der Metzger im Siegerglanz, trat an des Alten Tisch und rief: „Seh jetzt,

du altes Kudermännchen (von der Kuder, schlechter Leinwand), lies deine Kreuzer zusammen und zeige, wieviel du hast!"

Der Alte hatte zum ganzen Handel kein Wort gesagt, nun aber angeredet, meinte er, ihn hätte niemand gefragt, ob er wolle oder nicht, und zwingen könnte ihn eigentlich niemand, sein Beutelchen hervorzunehmen. Indessen lenkte er, da der Metzger zum Stock griff und dem Hunde pfiff, ein, es sei ihm am Ende recht, wenn er mittrinken könne, müsse er doch nicht mit zahlen; doch der Metzger müsse zuerst zeigen, wieviel er habe. Dieser zögerte nicht, schnallte den Gurt ab, schüttete die Taler heraus, daß sie in der ganzen Stube herumfuhren; es fand sich, daß hundertfünfzig Gulden sein Vorrat betrug. „Nun, du alter Stöffeler (stöffeln = trippeln), zeige, was du hast," sagte der Metzger und stellte sich triumphierend vor denselben hin, hinter dem Metzger stellten die Bauern sich auf, zogen an ihren Pfeifchen und machten einen Rauch, daß sie selbst fast erstickten. Der Alte griff in die Busentasche der Weste, zog eine kleine zusammengedrehte Schweinsblase hervor, wickelte sie auf und sagte, während der Metzger lachte und siegestrunkene Bemerkungen machte über das kleine Beutelchen, es wäre ihm lieber gewesen, man hätte ihn in Ruhe gelassen. Indessen, wenn man es gehabt haben wolle, so habe man es, aber wer verliere, solle es ihm nicht nachtragen, und allweg werde es dem Metzger nichts schaden, wenn er wüßte, daß auch noch außerhalb der Stadt Leute seien. Während er dieses sagte, ließ er den Inhalt der Blase über die Hand laufen, und er funkelte schön. Es waren lauter Louisd'ors, doppelte und einfache, wenigstens sechzig an der Zahl. Es war eine Zeit im Kanton Bern, wo der Bauer, wenn er den Pflug ins Feld führte oder mit der Schaufel in die Wiesen ging der Wässerung nach, in einer Rinderblase wenigstens seine hundert Taler bei sich trug, wo man, der Überlieferung zufolge, auf großen Höfen bei Erbteilungen das vorgefundene bare Geld nicht teilte, sondern mit dem Kornmaß es den verschiedenen

Erben zumaß. Der erzählte Vorfall geschah nicht zu jener Zeit, aber Hans Joggi gehörte noch der alten Zeit an und war bekannt deshalb. Der Metzger jedoch in jugendlich städtischem Übermute, der ungeheuer beschränkt ist und alle Tage, aller Bildung zum Hohn und Spott, beschränkter wird, hatte von solchem Besitztum keine Ahnung, obgleich er oft genug aufs Land kam. Aber er hatte eben leider nicht Augen für alles, sondern nur für die Häuser, wo man guten Wein fand oder willige Mädchen. Der Metzger wurde nun mörderlich zornig, denn die Augen gingen ihm auf, er sah ins angelegte Spiel. Er fing an, sich grimmig aufzublasen, mit Schelmen und Spitzbuben um sich zu werfen, und wer weiß, wie tief in den Schlamm er noch geraten wäre, wenn der Alte ihm nicht vernünftig zugesprochen, Wirt und Wirtin nicht rechts und links an seiner Seite gestanden wären, zwei zahmen Elefanten gleich, zwischen welche man einen wilden eingefangenen knebelt und bindet. Er ließ sich besänftigen, trank einige Gläser des Wettweines mit, allein es brannte ein solch Raketenfeuer verblümten und unverblümten Witzes auf ihn ein, welches er nicht erwidern konnte, daß er es nicht aushielt; teils stob er, teils stolperte er von dannen.

Die Bauern lachten zusammen über den glücklich vollführten Streich und ließen den gewonnenen Wein sich wohlschmecken. Hans Joggeli, von den Bauern Kirchmeier (etwa: Kirchenrendant) tituliert, mußte mithalten und seinen Schoppen stehen lassen, den die Wirtin zurücknahm und für das nächstemal aufzuheben versprach. Als der Kirchmeier die gewohnte Anzahl von Gläsern getrunken hatte, welche er selten und höchstens um eins überstieg, brach er allen Nötigens ungeachtet auf. Er war gewohnt wie selten jemand, in allem, Zeit, Speise und Trank, ein bestimmtes Maß zu halten. Dabei sei er wohl, und etwas zu tun, was ihm nicht wohl mache, wäre ja dumm, sagte der Alte nach seiner alten, daher auch bewährten Weisheit.

Als Hans Joggeli sein Schäufelchen hinter der Haustüre hervorgenommen hatte und von der ihm leuchtenden Wirtin Abschied nehmen wollte, reichte dieselbe ihm ein klein Säcklein. „Vettermann,“ sprach sie, „hier hätte ich ein Paar Dreizinke (die Wirtin war nämlich in der Bereitung dieses Backwerkes berühmt), „wenn Ihr sie etwas schätzet. Sie sind mürbe, und wer mit dem Beißen nicht mehr recht fort kömmt, hat sie zu einem Glase guten Weines lieber als Brot. Wenn Brot noch so weiß ist, so ist es doch immer härter.“ „Ei, danke schönstens, Base,“ sagte der Alte, „daran hätte ich nicht gedacht. Was sollen sie kosten?“ „Was denkt Ihr, Vetter,“ sagte die Wirtin. „Wenn ich was dafür wollte, ich hätte sie nicht anbieten dürfen. Es ist ein klein Zeichen, um den guten Willen zu zeigen und wie man es meint.“ „Das, Base, weiß man ja, wie du es meinst, Kosten zu haben deretwegen, wäre nicht nötig. Aber wenn du bald kommen willst, daß ich es wieder gut machen kann, so will ich es mit großem, mächtigen Danke annehmen. Gute Nacht gebe dir Gott, Anne Bäbi!“ „Was ich noch sagen will, Vetter Kirchmeier. Dem Hauptmanne zu Waschliwyl, der noch so von weitem in der Verwandtschaft ist, aber gar weit, es mag sich eigentlich niemand besinnen, wie weit, dem trauet doch recht nicht. Er macht den Herrn, ist aber ein Lumpenhund. Es weiß kein Mensch, wie geldnötig er ist, sieht er von weitem einen Kreuzer, so schießt er danach wie ein hungriger Hund nach einem Stücke Fleisch.“

„Was du mir nicht sagst, Base,“ entgegnete Hans Joggeli. „Erst in voriger Woche war er bei mir, konnte nicht genug rühmen, wie er und seine Familie im Glanze sei: Ratsherr zu werden fehle ihm nicht und wahrscheinlich auch seinem Bruder nicht, sie hätten aber dafür getan (gewirkt) und dem Fuchse gerichtet (die Falle). Es seie ihnen eigentlich nicht wegen ihnen, sondern wegen der Familie, in der noch kein Ratsherr gewesen sei, geschweige zwei. Das sei allweg eine Ehre, daneben sei die Familie sehr groß, und vielleicht könne man dann desto

besser einander helfen. Da dachte ich bei mir selbst, wenn es so sei, so sei es doch zuerst an mir, etwas nachzuhelfen, ein Ratsherr ist immer Ratsherr und eine Ehre für eine Familie, wenn er schon daneben ein Lumpenhund ist."

„O nein, Vetter Kirchmeier, o nein, das tut doch recht (ja) nicht, dem helfet nicht, ein jeder Kreuzer, den Ihr ihm anhängen würdet, wäre eine Sünde. Daneben möchte ich Euch nicht befehlen, begreiflich natürlich, aber ein Lumpenhund ist ein Lumpenhund, mache man ihn zum Ratsherrn oder nicht, und je weiter so einer kommt, destomehr Schande macht er der Familie, und je mehr Geld er hat, desto wüster tut er. Daneben könnt Ihr immer machen, Vetter, was Euch gut dünket, begreiflich natürlich. Aber was mir in Sinn kömmt, im Küchenschranke habe ich noch von einer Pastete, einer bsonderbar guten, die Gerichtsmänner konnten gestern die Beine nicht unter dem Tische stille halten, während sie davon aßen. Sie ist besonders mürbe, Teig und Fleisch, beides vergeht einem auf der Zunge, die will ich Euch holen." „Sei nur ruhig, Base," antwortete der Alte, „du hast dich schon viel zu viel verköstigt (in Kosten gestürzt) wegen mir." Aber ehe er ausgeredet, hatte die Wirtin das Säcklein erhascht und kam alsbald mit dem eingepackten Pastetenreste wieder, hing es ihm an die Hand und sagte: „Keinem Menschen rede ich sonst zum Bösen, und in Eure Sache möchte ich mich nicht mischen, bewahre! Aber im Grabe noch würde ich mich umkehren, wenn ich dort vernehmen sollte, der Hauptmann von Waschliwyl mache mit Vetter Hans Joggelis schönem Geld jetzt erst recht den Lumpenhund und sei Ratsherr obendrein. Ich glaube, verzeih mir Gott meine Sünde, ich käme wieder und drehte ihm den Hals um in einer schönen Nacht." „Selb wird wohl nicht nötig sein, Base," sagte Vetter Hans Joggeli, „und wegen dem zu Waschliwyl habe nicht Kummer. Daneben kann man nichts sagen, was einer wird, was einer kriegt, das steht in Gottes Hand, daran kann der Mensch nichts machen. Aber jetzt, Base, muß ich

fort, sie werden zu Hause nicht wissen, wo ich bleibe. Vergelt's Gott, Base, was du an mir tust, ich glaube nicht, daß ein Mensch in der Welt so an mich denkt wie du. Aber hörst, komm bald und ziehe es ein (hole dir den Dank). Gute Nacht." — „Vetter Hans Joggeli, kommt glücklich heim und bald wieder zu uns. Nehmt Euch in acht, dort steht ein Wagen halb im Weg. Es ist doch so finster, soll der Knecht Euch begleiten?" so sprach die Wirtin mit hochgehaltenem Lichte dem Vetter nachtrappend, bis derselbe nicht mehr zu sehen und zu hören war.

Zurückkehrend brummte sie vor sich hin: „Das ist mir ein wunderlicher Heiliger, mit dem weiß man nie, wie man daran ist. Ein zäh ketzers (ein verdammt zäher) Mannli, der schlägt noch mit unsern Beinen Nüsse von den Bäumen. Aber geizige Leute (und ein wüsterer Kümmelspalter als der läuft nicht auf dem Erdboden herum) haben es alle so, sie können nicht sterben. Drei Tage nach dem jüngsten wird man sie noch totschlagen müssen. Man ist doch eigentlich nur ein Narr, daß man dem soviel anhängt; wie hat er gesagt? Was einer wird, was einer kriegt, steht in Gottes Hand. Der alte Schelm! Zuletzt hat man Speckseiten nach einer Wurst geworfen oder kriegt gar nichts als eine lange Nase! Das wäre der Teufel. Wohl, da würde mein Mann mir den Marsch machen."

Unterdessen war der Alte bedächtig seines Weges gegangen, sorgfältig die Mitte der Straße haltend, zu seinem Säcklein Sorge tragend, damit das so gerühmte mürbe Backwerk nicht Schaden nehme. Trotz seiner Vorsicht stieß er sich und stolperte. Als er untersuchte, was ihn fast zu Falle gebracht, fand er einige hingeworfene Zaunstecken. Er brummte über die mutwillige Jugend, welche so die Arbeit der Alten zerstöre, steckte dieselben unter den Arm und trug sie heim, weil er, wie er sagte, es für nützlicher hielt, wenn er daheim damit einen Kaffee machen ließe, als wenn wilde Buben sie fänden und mit denselben sich die Köpfe zerschlügen.

Schwer bepackt also mit Pasteten und Stecken wandte er

sich einem großen Hause zu, welches etwas seitwärts vom Wege in einem prächtigen Baumgarten stand. Es war des Alten selbsteigenes Haus, denn der Vetter Hans Joggeli und Kirchmeier (Kirchenrendant) seines Titels war der reiche Bauer im Nidleboden, ein alter Knabe, welcher größern Hof hatte und mehr Liebhaber als manches schöne Mädchen ohne Hof und ohne Geld. In seinem Testamente obenanzustehen hätten so viele von ganzem Herzen sich selbst gegönnt. Es lohnte sich aber auch der Mühe zu erben, denn das Erbe bestand nicht bloß in einigem zerbrochenen Geschirre, etlichen alten Strümpfen und alten Schuhen ohne Sohlen oder sonstigem Gerümpel, sondern aus einem der schönsten Höfe, nicht umsonst der Nidleboden genannt, und aus Kapitalen, deren Betrag niemand kannte, welcher aber sehr hoch sich belaufen mußte, denn wenn irgendwo ein Hausvater starb, dessen Nachlaß gerichtlich untersucht wurde, so fand es sich zumeist, daß er dem Kirchmeier im Nidleboden schuldig war. Ob der Kirchmeier bereits ein Testament gemacht habe oder nicht, darüber wurde viel disputiert, aber nie sicher ausgemacht; diese Ungewißheit eben unterhielt die Hoffnung der Liebhaber und mehrte den Eifer in ihren Bewerbungen. Zudem hatte er weder Brüder noch Schwestern, keine ganz nahen Verwandten. Daher die Konkurrenz um so freier, die Verwandtschaft aber um so größer. Vettern und Basen hatte er unzählige, wie Sand am Meer. Es war sich aber nicht zu verwundern, denn wenn auch nicht ganz bis zu Adam hinauf, so doch bis zu Noah wußte man ihm die Verwandtschaft herzuleiten, daß er oft ganz darüber erstaunen mußte. Der Nidleboden gewann daher fast das Ansehen eines berühmten Wallfahrtsortes, wohin es Hunderte zieht, bei einem Wundertäter ihr Heil zu suchen. Vetter Hans Joggeli war der wunderliche Heilige, um dessen Gunst man buhlte und nie umsonst, denn hoffnungslos entließ er nimmer eine Kreatur. Aber was dann so ein Wallfahrer, der sich erhört glaubte und freudigst heimzog, für saure Augen machte und häßliche Gesichter

schnitt, wenn ihm, Wegziehenden, Dahinziehende begegneten, welche ihn um die gewonnene Gunst und Gnade bringen konnten möglicherweise. Zwischen Gottes Gunst und Gnade und eines Menschen Gunst und Gnade ist nämlich ein gar mächtiger Unterschied. Unendlich ist die Gnade Gottes und groß genug für alle, endlich und gar klein eines Menschen Gunst, und gar wenige vermögen daran sich zu ersättigen. Vetter Kirchmeier ließ kaltblütig das Ding sich gefallen, gab kein böses Wort von sich, nahm, was man ihm brachte, tat daneben, was ihm wohlgefiel.

Mit vielem Behagen legte der Alte, welcher, beiläufig gesagt, aus seinen Waldungen jährlich für einige hundert Gulden Holz verkaufte, in der Küche seine erbeuteten Stecken ab und sagte: „Sieh, Mareili, was ich dir gekramet (eigentlich: auf dem Markt gekauft) habe, mit denen ist morgen gut Kaffee kochen." Wenn es Kram hätte sein müssen, so wäre ihm gar manche Sache anständiger gewesen, als solche unflätige Knebel (Stecken), antwortete die angesprochene Person, ein großes stattliches Mädchen, mit breitem Gesicht, unangenehmem Ausdruck, aber schön farbicht und sonst überall schön nach selbsteigenem Urteile.

Um diese Staatsperson herum schoß eine andere Maid, die war nicht viel kleiner, aber um die Hälfte dünner, spärlich angetan, während die andere es staatsmäßig war, hatte ein viel weniger gefärbtes Gesicht, keinen Schild, breit wie eine Kuchenschüssel, Amors Pfeile herausfordernd, sondern bloß ein lebendiges, freundliches, zu welchem man alsbald das Zutrauen hatte, es könne mit andern fühlen und für andere denken, — so eine schoß um die andere herum, nahm dem Alten seine Beute ab und legte sie, wo man am folgenden Morgen zuerst nach Feuerung griff.

Entlastet wandte sich der Alte der Stube zu, setzte sich hinter den Tisch und packte sein Säcklein aus. Ihm nach brauste Mareili, in der einen Hand die Kaffeekanne, in der andern

den Milchhafen (Milchtopf), schnauzte über die Achsel: „Bäbi, bring die Röste (Röstkartoffeln)!" Als Mareili sah, daß der Vetter für sich was anderes gekramet als hölzerne Knebel, zog es ein noch schieferes Gesicht, meinte: „Oder soll ich es draußen lassen, der Vetter hat mürbern Kram für sich, als er mir gebracht, solcher könnte mich auch gelüsten." „Nimm, wenn du willst," antwortete der Kirchmeier ruhig, „sie sind von der Base beim Bären; wie die macht sie keine und meint es so gut mit einem, nimm doch, nimm!" „Wer wollte von dieser was mögen, kein rechter Mensch sieht die ja mehr an, das ist die falscheste Frau, welche auf zwei Beinen läuft! Aber wenn es nur geschmeichelt ist, so ist's vielen recht," schnauzte Mareili und schoß zur Tür hinaus.

Der alte Kirchmeier blinzte (blinzelte) dem davonfahrenden Mädchen nach, ließ die Dreizinke und den Kaffee sich wohl schmecken, frug Bäbeli, welches Mareili nachwollte, allerlei über den Verlauf des Nachmittags. Plötzlich fuhr Mareili wieder herein und Bäbeli an, ob es denn nichts mehr zu tun wüßte, als da zu stehen und Maulaffen feilzuhalten, und wenn er nicht mehr möge, so wolle es die Kanne und den Topf hinaustragen, um endlich fertig zu werden mit Abwaschen, das Feuer brenne bereits lange genug unnötigerweise, und Zeit wäre es auch, daß man an die Ruhe könnte. Am Ende sei man kein Hund, ein Mensch aber müsse geschlafen haben. „Nimm," sagte der Alte, „ich kann es machen (ich habe eben genug). Und wegen dem Schlafen, denke ich, könntest du es ebenfalls machen, wenn du nämlich die Zeit, welche du dazu hast, auch zum Schlafen brauchst."

Püng, fuhr die Tür zu, daß die Fenster klirrten und bellend der Hund unter dem Ofen hervorfuhr. „Es ist wieder bös Wetter," sagte der Alte gelassen und ergeben vor sich hin. „Der Liebeshandel mit dem Halunk verdreht dem Mädchen den Kopf; es ist Zeit, daß man dem Ding ein Ende macht, ehe es ein Unglück gibt."

Dieser Halunk war nämlich ebenfalls ein Vetter, welchen der Alte lange im Hause gehabt, ja eigentlich erzogen hatte und am Ende genötigt war, ihn fortzujagen. Derselbe hatte sich in den Glauben verlaufen, er sei des Vetters unwiderruflicher Erbe, war stolz, ungehorsam, verschwenderisch geworden, trieb den dummen Übermut, der fast unerklärlich ist, wenn man nicht an die Verstockung (Verstocktheit) denkt, an die Ohren, welche nicht hören, die Augen, welche nicht sehen, so weit, daß er die Ermahnungen des Alten nicht bloß in den Wind schlug, sondern ihnen förmlich Trotz bot. Wenn es aber nicht anders zu machen war, so wußte der Kirchmeier sich ernstlich und gründlich zu helfen; so hatte er den Jungen aus dem Hause gejagt, aber aus dem Kopfe konnte er ihm den Traum, Nidlebodenbauer zu werden, nicht jagen. Durch Mareili, ebenfalls eine ins Haus passierte (gebrachte) Base, welche Erbin zu werden hoffte, meinte er, seinen Traum in Erfüllung zu bringen. Er unterhielt mit Mareili einen Liebeshandel, welcher dem Alten äußerst zuwider war. Aber Mareili hatte ebenfalls keine Ohren für des Alten Warnungen, es stand auf der Kulturstufe, wo man durch Vorgänge sich nicht warnen läßt, sondern sich berufen glaubt, sich selbständig in der Welt seine Geschichte zu machen, nach ganz neuen Grundsätzen und Regeln. Die guten Kinder begreifen nicht, daß es wohl alle Jahre neue Kinder gibt, die Welt aber die alte bleibt, daß die Kinder nagelneue Träume kriegen, die alte Welt dagegen im alten Trappe (Trab) und Gange bleibt.

Nicht lange nach jenem Abend, an welchem Vetter Hans Joggeli in stillem Selbstgespräch uns seinen Entschluß verkündet hatte, sah man eine lange Frau auf das Haus zukommen. Sie hatte eine spitze Nase im Gesicht, ein Säcklein in der Hand. Noch war sie lange nicht beim Hause, als Mareili rasch ihr entgegenfuhr und sich bei ihr stellte und so lange bei ihr stand, daß man hätte fast glauben sollen, unser Herr Gott hätte ein Wunder verrichtet und die beiden Weiber zu zwei

Türlistöcken (Türpfosten) werden lassen. Süßes hatten sie nicht zu verhandeln, wie man von weitem merken konnte, denn sie machten Gesichter, als ob sie angestellt wären, um Pfefferkörner zu kauen. Endlich wurden beide wieder flott und bewegten sich langsam dem Hause zu. Mareili verwarf schrecklich die Hände, die Nase der Frau schien um ein sehr bedenkliches länger und spitzer geworden zu sein.

Vetter Hans Joggeli wartete den Besuch gelassen in der Stube ab. „Gott grüße Euch, Vetter Kirchmeier," sagte die eintretende Frau und reichte ihm die Hand. „Immer wohl auf, ganz jung noch," fuhr sie fort, „das freut mich." „Ja, ja, Gott Lob und Dank, wohl auf bin ich, und wenn es unseres Herr Gotts Wille ist, so habe ich noch ein Weilchen zu leben und kann Gottes Güte genießen. Meine Großmutter wurde siebenundneunzig Jahre alt, und ich habe manchmal gehört, man schlage den Großeltern nach." „He, ja, ja," sagte die Frau, „ein schönes Alter, ich möchte es Euch gönnen. Mir wäre es nur zu lang, kriegte Langeweile. Euer Großvater, wenn mir recht ist, der starb sehr jung." „Ja," sagte der Kirchmeier, „er fiel von einem Kirschbaume, aber die Leute, welche ihn gekannt, haben immer gesagt, wenn das nicht gewesen wäre, so hätte er hundertjährig werden können."

Da machte die Base wieder ein Pfeffer-Angesicht, sagte jedoch so freundlich als möglich, sie hätte gedacht, sie müsse doch mal sehen, was der Vetter mache, es stürben so viele Leute ungsinnet (unerwartet), man vergrabe fast alle Tage zwei bis drei Personen, daß es einem angst werde um seine Bekannten, besonders wenn sie so alt seien. Auch müsse sie einmal fragen, wie sich Mareili stelle und ob es ihm noch immer anständig sei. „Danke, Base, meinetwegen brauchst du nicht Kummer zu haben, ich bin wohl, und Mareili geht es auch nicht bös, es dünkt mich, es werde alle Tage munterer und hübscher."

Ein schlecht Aussehen habe es nicht, sagte die Mutter, doch werde das kaum vom Guthaben kommen, aber es sei von

Art so, daß alle Speisen noch einmal so wohl anschlügen bei ihm als bei andern, während die Arbeit ihm nichts schade. „Das wird sein," sagte der Vetter, hieß Mareili Wein bringen und zu essen, was es Gutes habe. Unterdessen packte die Base eine Züpfe (geflochtenes Gebäck) aus und legte sie auf den Tisch, es war aber eine kleine magere, so ein Ding, welches was vorstellen sollte und zu dessen Herstellung das Kleinste einen gereut. Sie habe dem Vetter ein Zeichen ihrer Gutmeinenheit bringen wollen, so was recht Mürbes, welches so alten Leuten sonst am anständigsten sei. Jetzt müsse sie sich schämen, aber der Schelm, der Bäcker, sei schuld. Sie habe ihm zwei Mäß Korn gegeben, zwei Pfund Butter und zwei Dutzend Eier, und jetzt mache er ihr so ein klein erbärmlich Ding, welches ein Huhn im Schnabel forttrüge. Der Vetter müsse den guten Willen für die Tat nehmen. „Das wäre gar nicht nötig gewesen, sagte der Alte, er hätte ja längst Ursache, zu wissen, wie gut sie es meine. Und man solle ihn nur nicht verderben und ihm zuviel Gutes bringen. Da sei auch die Wirtin beim Bären zu Zinggiwyl, die meine auch, wenn sie was Gutes backe, so müsse er davon haben. Selb sei doch nicht nötig, am Ende könnte er noch essen, was die andern, der Magen sei gut und das sei die Hauptsache. Auch mit dem Beißen gehe es nicht so bös, es sei mancher Junge, welchem mehr Zähne fehlten als ihm, sie solle nur sehen. Es war fast, als ob über die gut erhaltenen Zähne des Vetters der Base das Beißen verginge. Indessen erholte sie sich bald und ließ sich, was da war, wohl schmecken. Die Base war eine von den höchst interessanten Personen, welche die Kunst verstehen, Essen und Reden so zu vermitteln, daß nicht nur keins dem andern Eintrag tut, sondern das Reden Essen und Trinken gleichsam verdeckt. Essen und Trinken, der Rede nach, helfen ihr den gehörigen Nachdruck geben, gleichsam die wahre Interpunktion.

Während die Zähne schwere Pflichten erfüllten, stieß sie mit ihrer spitzigen Zunge, welche noch spitziger als die Nase

war, in der ganzen Verwandtschaft herum, spießte ein Glied nach dem andern, hielt es kürzer oder länger über das heiße Feuer ihrer Bemerkungen, und wem sie recht wohl wollte, dem pfefferte sie noch mit dem früher gekauten Pfeffer. Mit besonderer Sorgfalt wurde geschmort und gepfeffert die Bärenwirtin, daß sie zusammenschmorte, nicht größer ward als ein Bein (Knochen) auf einem Schindanger und einen Geruch von sich gab wie eine Katze, welche seit acht Tage im Speicher ein elend Ende gefunden. Dann mußte über das Feuer der Vetter zu Waschliwyl, wirklicher Hauptmann und Ratsherr in Hoffnung. Diesen zerrte sie auseinander und zerschnefelte (zerschnitzte) ihn, daß man mit einer Leber, welche man zu einer sauern machen will, nicht ärger umgehen kann. Sie wußte alles, was er als Hauptmann getan, und noch viel mehr, was er als Ratsherr tun werde. Hinter alles, so gleichsam als Ausrufungszeichen, setzte sie zentnerschwere Seufzer, sagte endlich, sie wüßte noch was, aber sagen werde sie es nicht; über das Herz könnte sie es nicht bringen, geschweige über die Zunge. Vetter Kirchmeier mußte die Hebamme machen, das Schreckliche erst über das Herz, dann über die Zunge befördern, endlich, nachdem die Base noch einige wenigstens zwei Zentner schwere Seufzer losgelassen, sagte sie, ja, sie wolle es sagen, aber der Vetter solle doch nicht meinen, sie habe es erdacht, sie könne zwanzig Zeugen stellen für einen, daß der Lumpenhund es gesagt habe. Wenn derselbe nämlich sich fest getrunken, mit den Talern um sich werfe, als ob es Kieselsteine wären, daß die Leute die Hände über dem Kopfe zusammenschlügen, prahle er, wie das nichts sei und noch ganz anders gehen müsse, wenn einmal der Alte im Nidleboden die Nase unter der Erde hätte. Dort sei er Haupterbe, der Alte halte viel auf der Familie, und werde er zum Hauptmann noch Ratsherr, so fehle es ihm nicht, dem wolle er dann die grauen (verschimmelten) Taler sonnen. Das Herz wolle es ihr abdrücken, wenn sie so was vernehmen, und wenn sie das schöne Gut in solchen Händen

sehen müßte, sie glaube nicht, daß sie es überlebte. Und Ernst war's der Base, denn sie nahm das Nastuch und wischte die Augen, daß es eine strenge (starke) Sache war. „Habe deretwegen nicht Kummer, Base," sagte der Alte, mit dem linken Auge blinzend (blinzelnd), aber nur ganz leise, „unser Herr Gott wird schon sorgen, daß alles an den rechten Ort kömmt, und was er tut, ist wohlgetan. Übrigens wird auch nicht alles wahr sein, was man über den Hauptmann sagt, die Leute reden gar viel, besonders in den langen Tagen. Und wäre es auch, denk, o, Base, so kann er sich ja bekehren, unser Herr Gott hat schon größere Sünder bekehrt, als der Hauptmann einer ist. Bei Gott seien alle Dinge möglich, steht geschrieben."

Die Base wurde blaß und antwortete mit verhaltenem Grimme, es werde noch manches geschrieben stehen, wo es gut wäre, daß man daran dächte. Daß aber der liebe Gott mit einem Unflat wie der Hauptmann sich werde abgeben wollen, selb zweifle sie. Soviel sie wisse, stehe nirgends geschrieben, daß er das Wüsteste alles austrappen (entgelten) wolle. „Aber, was ich eigentlich sagen wollte," lenkte sie ein, „ich hoffe, Ihr habet es nicht ungerne, das ist wegen Mareilis Kleidern. Wie bräuchlich und anständig ist das Mädchen nicht versehen, jede Herrenköchin geht besser. Denkt, es hat nur vier Mieder, das neueste schon drei Jahre alt und nicht mehr als drei Dutzend Hemden, denket o, Vetter. Vom übrigen will ich nur nicht reden. Ich zürne es nicht an Euch, ich weiß, daß das Mannevolk in solchen Sachen keinen Verstand hat, aber da dachte ich, wofür unsereiner eigentlich auf der Welt sei, als für Verstand zu machen, wo er fehlt."

„Da, Base," sagte der Alte, „habt Ihr ganz recht, man sinnet nicht an solche Dinge, aber wenn man uns den Verstand macht mit Manier und nicht mit dem Holzschlegel (Holzhammer), so sind wir dankbar. Ja, freilich, Mareili muß Kleider haben, wie es sich gehört. Laßt ihm machen, was Ihr nötig findet, und was es kostet, zahle ich." „He nun, das wäre eins, und Ihr

sollt Dank haben, habe ich doch gleich gedacht, es fehle Euch nur am Verstand und nicht am guten Willen, und wo der Wille ist, da kann man dem Verstand immer nachhelfen, mit Manier, versteht sich. Nun ist aber noch eins, was anders sein muß, mein Mädchen kann ich nicht so dabei lassen. Das andere Mädchen, Babi oder wie es heißt, welches Ihr da ins Haus genommen, ohne Mareili zu fragen, ob es ihm anständig sei (passe) und ob es dasselbe auch brauchen könne, das ist ihm grausam zuwider und das muß fort, sonst geht Mareili. Es hat gar keine Hilfe von ihm, es kann nichts, will sich nicht berichten (belehren) lassen, weiß nichts als Streit und Klatschereien anzustellen, alles hintereinander zu treiben (aufeinander zu hetzen). Es ist das schlechteste Mensch, welches unter der Sonne herumläuft, Vetter, und das ist es, Ihr mögt es immer glauben oder nicht, Vetter."

„Da kömmst du mir gerade auf den rechten Punkt, Base," antwortete der Alte, „gerade von dem habe ich dir anfangen wollen, es ist dann doch nicht, daß unsereiner gar nichts sinnet." Der Base ward doch etwas bange, sie hatte zu tief gegriffen, indessen ließ sie sich's nicht merken. „Sieh, Base," fuhr der Alte fort, „ich habe gedacht, Mareili versaure, bringe hier seine besten Jahre zu ohne etwas zu lernen." „Das ist wahr," sagte die Base, „gut hat es das Mädchen nicht, es hat mich schon manchmal erbarmet, und dazu so angebunden und eingeschränkt, daß ich es fast heimgenommen hätte, wenn ich nicht gedacht, es werde einmal dafür belohnt. Verstoßen werdet Ihr es doch jetzt nicht wollen."

Der Alte ließ sich nicht irren. „Bös hat es das Mädchen nicht, es heißt sie niemand mehr machen, als es kann, es gibt viele Bäurinnen das Land auf, das Land ab, sie sind nicht so viel Meister (Herren) als es, aber wie junge Mädchen sind, es hat es auch je besser, desto lieber. Darum dachte ich, wie es wäre, wenn Mareili noch ins Weltschland ginge, die Sprache zu lernen, das Kochen, Manieren und Lebensarten und sonst

noch allerlei. Dort könnte es zuerst Kellnerin sein. Ich habe drinnen einen guten Bekannten, wo das Mädchen es hätte wie eine Herrenfrau, besser wäre nichts. Später könnte es, wenn es Lust daran fände, zur Wirtin geraten. Wirtshäuser zum Kaufen gibt es genug, und kömmt die neue Straße hier durch, wie die Rede geht, so wäre dort unten beim großen Nußbaum der schönste Platz zum Bau eines neuen." Der Base war bei dieser Rede ein Stein von dem Herzen gefallen und ein Licht aufgegangen. „Die Sache gefiele mir so übel nicht," sagte sie, „aber ich muß an Euch denken. Wie könnt Ihr es machen, wenn Mareili fort ist? Mit Bäbi ist ja nichts, und je eher Ihr die Dirne fortjagt, desto wohler seid Ihr. Ich werde für jemand anders sorgen müssen? Vielleicht wüßte ich jemand, wenn die Sache nämlich auch Mareili anständig ist; das ist die Hauptsache."

„Natürlich," sagte der Alte, „und es wird mir ungewohnt vorkommen, wenn es fort ist, aber man muß sich leiden (ergeben) können in der Welt. Mareili wird viel kosten, da denke ich nicht, mir neue Kosten zu machen. Mein alter Knecht hat seine Frau im Küherstöcklein (Nebenhaus, in dem der Küher wohnt), die könnte einstweilen eintreten. Wenn dann Mareili Sprache und Kochen gelernt hat, und es will einstweilen wieder zu mir, so findet es, wann es will, seinen Platz wieder und die Frau kann wieder ins Küherstöckli." „Und dann das Mensch, die Bäbe, was wollt Ihr mit dem?" frug die Base. „An dieses habe ich nicht gedacht," sagte der Vetter, „allweg (auf jeden Fall) kann es nicht so bleiben, man muß sehen, was zu machen ist. Die Hauptsache ist jetzt, daß Ihr mit Mareili redet."

Es war der Base etwas da im Wege, sie wußte aber nicht recht was, denn der Alte machte das ehrlichste Gesicht von der Welt, überhaupt hatte sie zu viel Selbstbewußtsein, um zu fürchten, so ein alt dumm Männchen könnte sie überlisten. Allweg wohne sie nicht weit, sagte sie, und könne immer ein Aug' zur Sache haben, und wenn der Vetter sie nötig hätte,

so könne er sie rufen lassen, sei es Tag oder Nacht, so scheue sie für ihn weder Wind noch Wetter.

Unerwartet schien Mareili ein Stein des Anstoßes, bitterlich begehrte es mit der Mutter auf, daß sie es wolle austreiben (hinaustreiben) helfen; es merke den Spaß wohl, aber lebendig bringe man es hier nicht fort. Unverrichteter Sache mußte die Mutter abziehen, und wie spitz (scharf) sie die Sache auch überschlug, ins Klare kam sie nicht, wer Recht hatte, der Kirchmeier oder das Mareili. Aber sonderbarerweise wandte über Nacht Mareilis Sinn sich, wie die Fahne auf dem Turme sich kehrt, und wer die Ausführung des vetterlichen Vorschlages auf das emsigste betrieb, war Mareili. Es gab Leute, welche die Umwandlung über Nacht Mareilis Liebhaber zuschrieben, welchem die Aussicht auf eine Wirtschaft die schönste Aussicht in der Welt schien.

Staatsmäßig ausgerüstet, mit Geld wohl versehen, fuhr endlich Mareili dem Weltschland zu, und wenn ein Mädchen zum ersten Male in die Welt hinausfährt, so hat es bekanntlich viele Gedanken über die Glückseligkeiten alle, welche sich ihm dutzendweise aufdrängen, über den tiefen Eindruck, welchen es auf die Welt machen werde. Mareili dachte absonderlich daran, daß man nie wisse, was es geben könne, daß aber, wenn es im Weltschland zu einem reichen Engländer käme, welcher es mit Teufels Gewalt zur Frau haben wollte, so früge es eigentlich dem Nidleboden nicht so viel nach und würde nicht Nein sagen. So ein Tröpfli sei es am Ende denn doch nicht, daß es meine, man könne nur an einem Orte leben und dazu noch an einem, wo man so bös haben, so schwere Arbeit verrichten, so wenig schlafen könne; am schönsten sei es doch da, wo man bei vielem Gelde essen und trinken könne, was einem gut dünke, arbeiten könne, so wenig, schlafen, so viel als man wolle, und tun, was einem ankomme.

Auf solche Höhe des Weltbewußtseins erhob sich Mareilis Mutter nicht, sie hing an der Scholle, sie hing am Nidleboden

mit Leib und Seele. Sie war öfter dort, als es dem alten Kirchmeier lieb war, und zeigte Gelüsten zu einem Regimente, welches höchstens der leibhaftigen Niblebodenbäurin zukam. Doch zügelte sie nach und nach ihren Eifer, als sie sah, daß im Nibleboden alles in gewohntem Gange blieb, und wenn auch die Bäbi nicht fortgejagt wurde, so gab sie ihr doch keine Ursache zur Bekümmernis. Der Alte ließ die Bäbi immerfort das Schwerste verrichten, hielt sie sehr knapp in den Kleidern, obgleich sie eigentlich auch Base und Patin war, gab ihr überhaupt keine Zeichen irgend eines besondern Wohlwollens, sondern jagte sie von früh bis spät ununterbrochen auf ihren armen Beinchen herum. Mit des Knechts Frau dagegen schloß die Base einen Bund. Diese ward ihre Vertraute. Und wenn sie dieselbe auch nicht zu ihrem Cerberus oder Höllenhund machen konnte, welcher außer unter gewissen Bedingungen niemand aus- und einließ, so machte sie dieselbe doch zu ihrem Wärter und Zöllner oder Berichterstatter, welcher melden sollte, wer aus- und einging, überhaupt alles, was passierte im Nibleboden. Wie treu dieser Berichterstatter der Base war, wissen wir nicht, aber man hat Beispiele, daß solche Berichterstatter zwei Hände haben, daß beide nehmen und beide wohl wissen, was sie tun. Übrigens war dieser Posten wirklich ein wichtiger, es gab viel zu berichten, denn wie oben gesagt worden, der Nibleboden war ein Wallfahrtsort, an welchem die Pilgrimme zahlreich aus- und eingingen, manchmal auch fuhren.

So fuhr eines Tages eine Chaise vor das Haus, das war im Nibleboden ein Ereignis; Bernerwägeli sah man wohl öfters, aber Chaisen waren rare Vögel. Aus der Chaise stieg ein großer Mann oder Herr, wie man lieber will, denn man konnte ihn für das eine oder andere annehmen, je nachdem man ihn von dieser oder jener Seite ansah. Aus der Chaise nahm derselbe ein rundes Paket und frug dem Kirchmeier nach. Man lief nach demselben im Hause herum. Unterdessen ging der Herr ums Haus herum, und siehe da, der Vetter Kirch-

meier war bereits zum Hintertürchen hinaus und beinelte (stiefelte) im Geschwindschritt durch die Bäume, mit dem Wasserschäufelchen auf der Achsel.

„Der D... Schelm will entrinnen, wohl, dem will ich," brummte der Herr, dann rief er: „Vetter, Vetter, wo aus so schnell?" Vetter Hans Joggeli, der nie die Schärfe eines Sinnes verbarg oder verleugnete (man könne sich mit so was versündigen, sagte er), kehrte alsbald sich um und sagte: „Ei der Tausend, Vetter Hansli, seid Ihr es, ein seltener Gast und so dick und so schön! Das trifft sich doch gut, fünf Minuten später, ich wäre fort gewesen, und das wäre viel zu übel gegangen (unangenehm gewesen)." Vetter Hansli, der nagelneue Vetter war ein Prachtkerl, besonders für alle, welche ihn nicht näher kannten, sondern bloß reden hörten oder ihn von weitem sahen. Er redete von allem, er handelte um alles, er erlaubte sich alles, er übertraf alles, kurz er war eben ein Prachtkerl. „Vetter Kirchmeier," sprach Hansli, „ich will Euch nicht aufhalten, es wäre mir leid, wenn ich Euch versäumte," er möchte ihm nur guten Abend sagen und was abgeben. Auf einer Reise ins Oberland hätte man ihm irgendwo Käs aufgestellt, so zart und mild wie ein sechzehnjährig Mädchen. Da hätte er alsbald an den Vetter Kirchmeier gedacht, der wäre für ihn, und so ein Käschen ihm mitgebracht.

„Ihr seid doch immer der Brävste," antwortete Vetter Hans Joggeli, „so an einen alten Vetter zu denken und noch dazu im Oberland und wenn Euch der Käs an die milden, zarten Oberländerinnen erinnert. Kommt herein, drinnen ist's kühler, besser läßt sich schwatzen dort." Nach einigen Komplimenten, daß er nicht versäumen wollte, und nach scherzhaften Antworten, wie die Matten ihm nicht fortliefen, dieweil sie sehr alt seien und froh sich still zu halten, brachte Vetter Hans Joggeli den Vetter Hansli in die Stube.

Als Hansli saß, sagte er, ja, aber schuld wolle er doch wahrhaftig nicht sein, wenn er heute den Kehr habe (an der Reihe

sei) und das Wasser nehmen könnte, jetzt sei das Wässern gut, und mit der Sache sei es nicht wie mit einer andern, welche man morgen oder übermorgen nachholen könne, wenn man sie heute versäume. „Habt deretwegen nicht Kummer," antwortete der Alte, „was ich nicht mache, kann ein anderer machen. Witzig wäre es nicht für ein alt Mannli, wie ich bin, wenn er allein da sein wollte für eine Hauptarbeit, über Nacht kann es mir ja fehlen, und dann, wenn niemand da wäre, der um die Sache wüßte, so ging es übel. Das Wässern lernt man nicht in einem Tage, und wenn man es schon auf einer Matte kann, so muß man es auf jeder neuen Matte neu studieren." „So, habt Ihr dann jemand, dem Ihr es anvertrauen dürft?" fragte Hansli halb erschrocken.

„Den Melker nehme ich mit, wenn er Zeit hat, und zeige ihm, wie die Sache gemacht sein müsse. Er ist nur ein jung Bürschchen, aber ein gutes und hat Fleiß zur Sache. Ich bin sein Pate und soll auch noch der Vetter sein. Selb weiß ich aber nicht bestimmt, mein Kopf ist zu klein für die große Verwandtschaft, und manchmal hat es mich fast dünken wollen, als wüchsen alle Jahre neue Vettern und Basen aus dem Boden herauf wie der Naturklee in guten Äckern. Sei aber das, wie es wolle, so ist es allweg eine schöne Sache um so große Verwandtschaft," setzte er blinzend hinzu.

Hansli wurde krebsrot, als er von einem Melker hörte, welcher Pate und Vetter zugleich war, dem der Vetter noch obendrein das Wässern lehrte und es ihm anvertraute, es stellte ihm förmlich den Atem, und eine Weile ging es, bis sein Redwerk wieder lief.

Er wolle ihm nicht mit Kaffee aufwarten, sagte der Kirchmeier, er denke, er werde es haben (halten) wie er und mehr Liebhaber sein von einem Glase Guten. Am Morgen nehme er den Kaffee gern, aber am Abend wolle er lieber drei Gläser guten kühlen Weins, als eine Tasse heißen Kaffee. Auch holte der Kirchmeier nicht bloß eine Flasche, sondern eine ganze Maß,

so daß Hansli das Herz im Leib hüpfte vor Freude und er sagte: „Potz, Vetter, Ihr habt es gut im Sinne mit mir oder meinet, mit wenigem könne ich es nicht machen." Es sei ihm um ihn selber, er sei durstig, und wenn er trinke, so sei er gerne ruhig und laufe lieber nur einmal in den Keller statt zwei und dreimal, sagte der Kirchmeier, schenkte fleißig ein, und je fleißiger dieses geschah, desto flüssiger ward Hanslis Rede. Das waren seine Glanzmomente, wenn er hinter einem Glase Guten schwadronieren konnte über alles mögliche, daß die Schwarten krachten, und zu jemanden, der ihm nicht widerredete, dem er nicht so viel Verstand zutraute, ihm die Schuhriemen aufzulösen. Dann war die ganze Welt sein Gebiet, den Lappländern gab er so gut ihren Teil, als den Engländern, Napoleon schien gegen ihn ein alt Weib, Metternich ein Schulbub, Peel *) ein veralteter Esel, und was das Geschäftemachen anbetraf, so waren die sämtlichen Gebrüder Rothschild im Vergleich zu ihm elende Grämpler (Krämer) und Lumpensammler, und wenn sie reicher seien als er, so komme es lediglich daher, daß sie bessere Zeiten gehabt als er. Das sei halt eine Sache, und wenn man alles könne und wenn man noch so geschickt sei und noch so kuraschiert, eins könne man nicht, die Zeiten machen könne man nicht.

Beifällig nickte dazu der alte Kirchmeier mit dem Haupte und sagte: „Ja, ja, das ist allweg eine Sache mit der Zeit, die kann kein Mensch machen; da habt Ihr ganz recht, Vetter, das ist eine ganz aparte Sache mit der Zeit." Von Weltpolitik und Rothschildischem Handel glitt Hansli wie ein Diplomat mit Anlagen unvermerkt weiter bis auf Kühe und Kuhhandel. Weitläufig erzählte er dem Vetter, was das für ein Handel sei (ja, ja, das ist ein Handel, nickte der Alte), von den bösesten, er könne es einem sagen.. Er sei nie sicher, daß er nicht betrogen werde und doch werde ihn nicht mancher darin über-

*) Der englische Staatsmann.

treffen, es würden ihm sonst nicht soviel Leute auftragen, für sie Kühe zu kaufen, wenn sie nicht wüßten, wie berühmt und glücklich er mit den Kühen sei. In nächster Woche gehe er nach Erlenbach, so wie dort treffe man sie nirgends. Er habe schon zwar viele Aufträge, aber wenn er dem Vetter Kirchmeier etwas dienen könnte und derselbe es ihm anvertrauen wolle, so wolle er ihn versorgen, daß er selbst sagen müsse, so hätte ihn noch niemand versorget. Das glaube er, sagte Vetter Hans Joggeli und blinzete leise links. Indessen, da er bereits für so viele sorgen müsse, so wolle er ihn nicht belästigen, auch glaube er, er könne es einstweilen machen im Stalle ohne zu ändern. He, sagte Hansli, wann Vetter Kirchmeier was nötig hat, so geht dies allem andern vor. Wenn er erlaube, so wollten sie miteinander ein wenig in den Stall. Es nehme ihn wunder, wie er versehen sei, vielleicht könne er ihm was raten. Er wisse wohl, daß der Vetter seiner Zeit im Handel ein tüchtiger gewesen sei, so daß weit umher ihm keiner gleichgekommen. Aber wer nicht auf allen Märkten herumkomme, kenne Kauf und Lauf nicht, und wenn man sich nicht alle Tage damit abgebe, komme man aus der Übung. Eben, sagte der Alte und führte den Vetter dem Stalle zu. Derselbe unterließ nicht, bei seinem Eintritt in denselben Glück in den Stall zu wünschen, ein alt üblich Zeichen oder gleichsam eine Verwahrung, daß man in gutem Sinne ihn betrete, ihn nicht zu verhexen begehre.

Hierauf hielt derselbe über die zehn Kühe und übriges junges Vieh förmlich und staatsmäßig Heerschau, akkurat wie ein General über eine Division. Zuerst marschierte er (ein General galoppiert gewöhnlich, was aber in einem Stall nicht wohl tunlich ist) den Stall entlang, um einen allgemeinen Überblick zu gewinnen, dann schritt er zur Spezialrevue. Er trat zwischen die verschiedenen Häupter, d. h. zwischen die Kühe, denn man sagt in der Schweiz oft, der Bauer hat zehn Häupter im Stalle, d. h. zehn Kühe, kurios das und fast anzüglich. An

diesen Häuptern und deren Leibe griff er herum, zog die Haut von den Rippen, faßte die Euter, fuhr in der Krippe herum, wischte allerlei daraus herauf, kurz, tat, wie Kenner zu tun pflegen. Das alles tat er stillschweigend, bis die Runde vollbracht war (zu Kühen kann man bekanntlich nicht reden wie zu Soldaten, begreiflich dagegen zu Soldaten als wie zu Kühen, da liegt halt der Unterschied), und noch als er auf den erhöhten Gang herauftrat, schwieg er stille, nur schnaubte er schrecklich und machte Augen, daß man hätte glauben sollen, es seien Zwölfpfünder, welche eben im Begriffe seien, aus dem Loche zu fahren.

Der alte Kirchmeier hatte auch geschwiegen, aber ganz kaltblütig, ohne Schnauben und aparte Gebärden, und eben so kaltblütig fragte er: „Und nun, Vetter Hansli, wie findet Ihr die Sache, nicht wahr, ich bin versorgt, oder was ratet Ihr?"

Vetter Hansli machte es wie ein diplomatischer General, vor den Kühen sagte er nichts, zuckte bloß einigemal sehr bedenklich die Achsel, betrachtete draußen noch den Düngerhaufen, steckte die Nase ins Jaucheloch und folgte schweigend dem Kirchmeier in die Stube, welche ihm ziemlich solide Wände zu haben schien, hinter welchen ein Horcher nicht gute Geschäfte machen konnte. Drinnen schenkte, so bald man sich gesetzt, der Alte wieder ein, machte Gesundheit und frug nun neuerdings: „Nun, Vettermann, wie steht's?" Dem guten Hansli ging es mit seiner Diplomatik fast wie einem Schauspieler, welcher eine Rolle spielen will, deren Urbild er nur vom Hörensagen kennt und daher übertreibt. Statt zu reden schnaubte Hansli immer ärger, blies seine Augen wieder auf, daß sie wurden wie die gläsernen Kugeln, welche die Schuhmacher brauchen, sagte bloß, da sei ihm lieber, man frage ihn nicht. Zudem müsse er fort, er möchte heut noch weit. „Jä, Vetter," sagte der Kirchmeier, „so ist es nicht gemeint. Ich sehe wohl, die Sache gefällt Euch nicht, und jetzt heraus mit der Sprache, nur so mit Zeichen und Gebärden ist mir nicht geholfen. Er sage

lieber nichts, je weniger man sage, desto weniger komme man in Verlegenheit; je besser man es meine, desto leichter mache man die Leute bös, und je böser man es antreffe, desto böser sei zu raten, antwortete Hansli.

Das geschehe oft, dawider habe er nichts, entgegnete der Alte, entweder wenn man unberufen raten wolle, oder wenn eitle, dumme Leute um Rat frügen, bloß um gerühmt zu sein. Aber jetzt sei er es, der frage, und für dumm werde der Vetter ihn doch nicht ansehen — oder?

„Nun, wenn Ihr es dann gehabt haben wollt,“ brach Hansli hervor, daß es fast krachte wie ein längst geladener Schuß, und schlug zur Nachhilfe noch fast gar auf den Tisch, mäßigte sich jedoch, ehe die Faust fiel; „ich hätte nicht geglaubt, an einem solchen berühmten Orte einen solchen Stall anzutreffen, es ist ja fast kein Haupt darin, welches ich mit Freuden in meinem eigenen Stalle haben möchte. Vor allem aus müssen die beiden vordersten Kühe fort, bei diesen ist kein Aufgang mehr, sondern täglicher Abgang, jetzt lös't Ihr noch was daraus. Die andern Kühe sehen bös aus, die Haut geht nicht von den Rippen, die Euter scheinen verwahrlos't. Vollends bös steht es mit dem jungen Vieh, dieses hat Haare, daß man es frisieren könnte und höchst wahrscheinlich doch Läuse darin. Begreiflich sind aber an ihrem bösen Aussehen und Zustande weder Kühe noch Kälber selbst schuld, sondern der Lausbub, welcher die Kühe zu besorgen, die Kälber zu erziehen hatte. Der treibt wahrscheinlich was anderes und hat Höheres im Sinne, als zum Vieh zu sehen — der Hundejunge! Er nimmt sich nicht Zeit zum Füttern, die Kühe sollen ein halb Klafter auf einmal fressen, in der Angst zertreten sie die Hälfte unter den Füßen, so wird das beste Futter zu Mist. Den Mist legt er nicht zurecht, die Tiere sind voll Kot, der ärgste Mist ist in der Krippe, die ist ganz voll, stinkt wie die Pest, und wie ungesund das ist, das wißt Ihr, Vetter. Düngerhaufen habt Ihr für soviel Vieh einen miserablen, während die Jauche

in den Stall läuft. Das sind die besten Zeichen, daß er zu faul ist, der Schlingel. O, man glaubt nicht, was so ein Kerl in einem Jahre in einem Stalle schaden kann! Hundert, zweihundert Taler machen es nicht wieder gut. Wenn er zu den Matten nicht besser sieht, so habt Ihr Gottes Gnade nötig."

Wenn der liebe Gott einstweilen nur seiner Seele gnädig sei, sagte der Kirchmeier, so sei er zufrieden. Indessen könne Vetter Hansli wohl recht haben, daß es im Stalle nicht sei, wie es sein sollte, er sei alt und habe ein kurz Gesicht, und wenn er es gut mit den Leuten meine, so meine er, sie sollten es auch gut mit ihm meinen, so sei es ehemals der Gebrauch gewesen.

„Keinem Menschen traut mehr, Vettermann, keinem Menschen, absonderlich all dem Lumpengesindel nicht, welchem ihr Pate seid und oben darauf zu Vettern und Basen sich lügt, selbst von den rechten Verwandten traut nicht allen, es gibt Schelmen und Spitzbuben in den besten Familien. Aber doch dann auch solche, welche es gut meinen, auf welche man fußen kann, und die werdet Ihr wohl kennen, Vettermann, die sind gut zu kennen. Allweg sind es nicht die, welche Euch alle Tage mit dem Braten, mit dem Körbchen oder mit dem Säcklein vor dem Hause sind!"

„Ja, ja," sagte Hans Joggeli, „gottlob! gibt es noch immer einen großen Unterschied in der Welt. Aber recht habt Ihr, die Mehrheit ist böse, der ist auch hell nichts zu trauen, vor der muß man sich in acht nehmen. Aber das kömmt von der neuen Religion, wo jeder sein eigener Herr Gott ist, und von der neuen Politik, wo keiner ein anderes Vaterland kennt, als seinen Bauch oder seinen Geldsack, jeder säuft, soviel hinunter geht, und säuft er nicht, lügt, soviel hinauf mag. Doch nichts für ungut, Vetter, ich habe mich doch nicht etwa verfehlt; will's Gott seid Ihr nicht etwa einer von den Neuen?"

„Bewahre mich Gott davor, ich würde mich schämen, so lange ich lebte," sagte Hansli, doch mit ganz verdrückter

Stimme, als ob ein Froschbein ihm in Halse steckte. „Ich will nicht sagen, daß ich nicht meine, manches könnte besser sein, aber wegen der Religion soll mir niemand was vorhalten, potz Himmelsackerment, und das Vaterland ist die Hauptsache, und das Volk oben drauf, potz Hagel! Aber, um wieder auf die Kühe zu kommen, wenn ich Euch zwei oder drei schöne junge Rinder von Erlenbach bringen würde. Dort gibt es freilich auch alte Staatsrinder, aber an andern Orten tun sie nicht gut, man muß sie jung kaufen, wenn man was an ihnen verdienen will. Unterdessen könnt Ihr die zwei vordersten Kühe abstoßen, ich will Euch einen Berner Metzger zusenden, das sind die kommodesten, die sehen nicht auf den Kreuzer und daneben noch manch anderes nicht. Ich weiß nicht, wie es kömmt, aber die Städter sind gar verflucht dumm heutzutage." „Die Nidauer, Vetter, die Nidauer ausgenommen," warf der Alte ein. Aber Hansli hatte Ohren wie viele, was ihm nicht gefiel, hörte er nicht. „Aber, beim Hagel," fuhr er fort, „unter solche Hände junge Erlenbacher Rinder zu geben, wäre eine himmelschreiende Sache; der Knecht muß fort, wenn ich Euch was kaufen soll. Ich mag einkaufen wie ich will, in vier Wochen ist das Vieh verdorben, man kennt es nicht mehr, dann muß ich schuld sein." „Ja, ja, Vetter, fortschicken kann man wohl einen," antwortete Hans Joggeli, „aber wo gleich einen andern nehmen?" „Ich weiß Euch einen," sagte Hansli, „so ist keiner das Land auf und ab, den sende ich Euch die nächsten Tage." „Nur sachte, Vetter, nur sachte," sagte der Kirchmeier, „beim ersten Anlaß will ich mit Benz rechnen. Aber so mitten im Jahr mir nichts dir nichts einen Knecht fortschicken tue ich nicht. Schelme, Vetter, Schelme, diese haben nichts zu fürchten, brave Leute aber scheuen der Leute Mäuler, müssen auch die Regierung fürchten, daß diese sie in Ungelegenheit bringe, Vetter!"

„Also zwei Rinder wollt Ihr, Vetter," sagte Hansli, ungehört lassend, was ihm nicht gefiel. „Ja," sagte Hans Joggeli, „so ist es mir recht, und schöne möchte ich. Wenn ich Euch drei-

hundert Gulden mitgebe, so wird damit auszulesen sein?" „Mehr als genug, für soviel Geld sollte es Staatsrinder geben. Geld, Vetter, ist nicht nötig, bis Ihr die Ware habt. Ich bin zwar nicht versehen damit, aber wohin ich komme, habe ich Kredit, an manchen Orten mehr als für hundert Kühe." „Darauf ist sich nicht zu verlassen," antwortete der Vetter, „und oft, wenn man ihn am nötigsten hätte, so findet man die Leute nicht daheim, oder die Sache ist sonst nicht richtig." „Ja, wenn Ihr es wollt gehabt haben," sagte Hansli rasch, „so ist es mir ganz recht; kommoder ist es alle Wege, und wenn es Euch gleichgültig ist, so macht gleich sechshundert Gulden. Man weiß nie, welch guter Schick (passende Gelegenheit) einen anläuft. Das nächstemal, wenn ich komme, wollen wir abrechnen." Der Alte stutzte, faßte sich aber und sagte: „Weil Ihr es seid, Vettermann, aber ich bin selbst fast auf dem Trocknen, jedermann glaubt, ich hätte kein Geld nötig, darum bezahlt mich niemand oder doch immer zuletzt. Aber so bald als möglich, ich zähle darauf."

„Darauf könnt Ihr Euch verlassen wie auf Gottes Wort," sagte Hansli und stellte sich auf, als sei er der Berg Sinai, von welchem herab Gott gedonnert und geblitzet hat. „Nit, nit," entgegnete der Alte rasch, „mit Gott zählt sich kein Hansli zusammen, wenn er ein Christ ist. Das ist neues Zeug, welches ein Alter, welcher bald vor Gericht muß, nicht brauchen kann, für einen Jungen, der sein eigener Herr Gott ist und die Hosentasche sein Vaterland, mag es angehen, nur höre ich es nicht gerne in meinem Hause, Vetter!" „Ei, Vetter Kirchmeier," sagte Hansli, „müßt mir die Worte nicht auflesen, bin ein frommer Christ, kein neuer (hier hustete er wieder, doch nicht so stark als das erstemal). Aber, was ich habe fragen wollen, welche Farbe liebt Ihr, rot oder schwarz oder scheckicht? Vielen Leuten ist die Farbe die Hauptsache." „Nur nicht weiß, Vetter," sagte der Kirchmeier. Weiße Kühe sind immer schmutzig, fressen noch einmal soviel als die andern und sehen doch immer mager und elend aus, bei ihnen ist halt kein

Segen. Sonst ist mir all eins, es kann halt nicht jede Kuh gleich gefärbt sein, daß sie gut sei, ist die Hauptsache, und das wäre eigentlich auch mit den Menschen meine Meinung."

Hansli hatte abermals Ohren, welche nicht hörten. „Sapperment," sagte er, seine Uhr betrachtend, „wie spät, muß pressieren, sollte um Achte auf der Ochsenweide sein. Lebt wohl, Vetter Kirchmeier, verlaßt Euch auf mich, versorgt sollt Ihr werden wie noch nie." Er glaub's, sagte der Alte und blinzelte leise links. Hansli polterte hinaus, gab dem Knechte, welcher ihm einspannte, einen halben Batzen Trinkgeld und fuhr, da die Diplomatik im Weine ertrunken war, denselben an: „Höre, Bürschchen, zum Vieh mußt du besser sehen, wenn du dich für einen Melker ausgeben willst. Sapperment, wenn mir der meine das Vieh so verliederlichte, auf der Stelle jagte ich ihn fort, weißt Bürschli, die Kühe kosten Geld, die kann man nicht auflesen wie die Steine auf dem Acker." Somit fuhr er von dannen und hinterließ, wenn auch nicht einen Gestank, wie der Teufel es im Brauch haben soll, doch böse Eindrücke und namentlich bei dem angefahrnen Knechte.

Solche Eindrücke verarbeiten sich oft sehr langsam, namentlich im Bernbiet, und brechen so spät zutage, daß man mit großem Erstaunen die Sündeneier lebendig werden, auskriechen sieht und gar nicht begreifen kann, wie sie dahin gekommen und wer sie gelegt hat.

Eines Morgens war der Kirchmeier, wie er es oft pflegte, beim Melken im Stalle. Als Benz die letzte Kuh gemolken, den Melkstuhl abgebunden und an seinen Ort gehängt hatte, sagte er: „Pate, möchte Euch was sagen, aber zürnt mir nicht." „Was hast?" fragte dieser kurz. „Pate, ich will fort," drückte Benz heraus." „Du fort," schnauzte der Alte, „was fällt dir ein, oder hast was Schlechtes gemacht und willst der Schande entlaufen?" „Nein, selb gottlob! nicht," antwortete Benz, „und mir nichts dir nichts gehe ich nicht fort. Aber da ich sehe, daß ich nichts mehr recht machen kann, daß man kein Zutrauen zu

mir hat, habe ich keinen Mut mehr zur Sache, und was ich machen muß, ist mir zuwider, und so mag ich nicht mehr dabei sein." „Aber wer sagt dir, du machest deine Sache nicht recht und ich hätte kein Zutrauen mehr, selb möchte ich doch wissen?" frug der Alte. „He, der da, der Herr oder wie man ihm sagte, welcher Euch das Käsli gebracht hat, der hat es mir gesagt. Ich bin nur einmal reuig, daß ich ihm den halben Batzen, welchen er mir als Trinkgeld gegeben, nicht ins Gesicht geschlagen."

„Was geht dich aber der an und was hast du dich dessen zu achten, was er sagt," fuhr der Alte den Jungen an. „Warte, bis ich es dir sage, dann ist's frühe genug, aufzubegehren und aufzupacken." „Ja, aber ich habe darum geglaubt, Ihr hättet es ihm angegeben, er solle mir das sagen," sagte Benz kleinlaut.

„Ein Lümmel bist," fuhr der Alte zornig auf. „Meinst, was ich dir zu sagen hätte, dürfte ich dir nicht mehr selbst sagen, müßte weit her einen Hanswurst und Böllimann (Popanz) kommen lassen, um dir was zu sagen. Bürschchen, selb ist doch Gottlob! noch nicht. Mann und Meister im eigenen Hause bin ich doch noch soweit, daß ich keinen Halbweltsch (Halbfranzosen) muß kommen lassen, wenn einem Knechtlein ein Kapitel soll gelesen werden. Was sich aber so ein junger Laffe gleich einbildet, wenn man ihm einen Augenblick die Hand am Heft gelassen hat. Es ist halt jetzt so der Lauf der Welt, der Hochmut kriecht in die Kinder, ehe sie buchstabieren können!" „Seid mir doch nicht böse, Pate," antwortete Benz. „Aber fragen muß ich doch, warum man mir da eine schlechte, krankhafte Kuh in den Stall stellt? Am Ende soll ich sie verwahrlost haben und nichts verstehn. Ich bin nicht so dumm, daß ich nichts merke."

„Was, schlechte Kuh, wo ist eine ungerechte (unpäßliche) Kuh?" fragte Vetter Hans Joggeli. „Ho die, welche der Herr da von Erlenbach gesandt und hat sagen lassen, es sei ein rar Stück. Der fehlt offenbar was und ist mir gebeizt (zur Falle gestellt), um mich zu schanden zu machen," antwortete Benz.

„Ein Esel bist, hörst," sagte der Alte, „fehlt der Kuh was, warum tust du nicht das Maul auf und sagst es mir?" Mit diesen Worten trat der Kirchmeier zwischen die Kühe, visitierte die angeklagte Kuh, welche Vetter Hansli mit dem Bescheid gesandt hatte, er hätte keine zweite anständige (passende) finden können zu Erlenbach, vielleicht gerate es ihm zu Frutigen besser.

„Der verfluchte Schelm," brummte der Alte zwischen den Zähnen. Dann befahl er Benz, den Tierarzt zu rufen, hinzusetzend: „Und in Zukunft tue das Maul auf, ich bin der Meister. Bilde dir nicht ein, wenn ich dir was zu sagen hätte, so müßte ich einen Dolmetsch kommen lassen. Du bist noch lange nicht der türkische Kaiser, sondern nur der Benz. Bin ich zufrieden, so bin ich zufrieden, bin ich nicht zufrieden, so sollst du es schon erfahren und zwar ohne Dolmetsch, du Tropf, was du bist!"

Die Art und Weise, wie der Pate den Dorn aus der eiternden Wunde zog, tat Benz wohl weh, aber was die Hauptsache war, der Dorn ging aus, der Schmerz ließ nach, die Wunde schloß sich, und Benz wurde es nach und nach wieder behaglich. Wahrscheinlich hatte der gute Vetter Hansli dem Benz, welcher ihm ein Dorn im Auge war, die Kuh absichtlich gebeizt, um ihn um Kredit und Gunst zu bringen, und hatte in seiner Weisheit nicht daran gedacht, daß im Niдleboden auch noch Leute seien, welche Augen im Gesicht und Hirn im Kopfe hätten. Es gibt aber Leute, welche sich einbilden, es sei niemand schlau als sie, solche Leute sind gewöhnlich am dümmsten und rechnen am schlechtesten.

Ein schöner Sonntag war in das Land gekommen, voll Sonnenschein und Blütenduft. Der alte Kirchmeier hatte einen glücklichen Morgen gehabt. Auf dem Kirchwege hatte er große Freude am Grünen und Blühen der schönen Gotteswelt; erbaulich hatte der Pfarrer gepredigt und sein Herz erquickt; gut hatte er gegessen und wohl daran gelebt, sein Herz, ohnehin nicht so eng, als es schien, war weit und weich. Als

Bäbeli rasch und munter abräumte, freundliche Worte mit dem Vetter wechselnd, sagte dieser: „Es ist so schön heute und du bist das ganze Jahr nie fort gewesen als in die Kirche, gelüstet es dich nicht, heute wo aus? Wenn du willst, ich habe nichts dawider.“ „Habt schönen Dank, Pate,“ sagte Bäbeli, „heute, als Ihr in der Kirche waret, ging ich den Pflanzungen nach, und da dünkte es mich, wenn ich heute herumspazieren könnte, ich täte es. Doch ist es nicht, daß es sein muß, wenn es Euch nicht anständig ist (paßt), ich bleibe gern daheim.“ „Geh,“ sagte der Alte, „ein jung Mädchen muß doch zuweilen unter die Leute, muß sehn, wie es geht in der Welt. Sieh, da hast was zu einer Flasche,“ und reichte ihm einen Kronentaler, „aber zum Milchausrichten (filtrieren) und Abendessen bist du doch wieder da?“ Bäbeli hätte fast einen Satz getan vor Freude, nicht bloß des freien schönen Nachmittags, sondern vielmehr der Teilnahme und des so seltenen Liebeszeichens des Vetters wegen. Der Vetter verdarb seine Leute nicht, mit dem Tadel ging er vorsichtig um und geizig mit dem Lobe. Er meinte, wenn er zufrieden sei und freundlich, so sollten alle zufrieden sein; daß er obendrein noch apart Lob spenden sollte, schien ihm überflüssig, ja verderblich, weil die Leute meinen würden, sie hätten mehr als ihre Pflicht getan, mehr als sie von Rechtes wegen schuldig seien.

Bäbeli putzte sich in seiner Freude bestmöglichst auf, doch nicht kostbar, denn der Vetter hielt es viel knapper als Mareili, über deren Vernachlässigung die Mutter geklagt hatte. Aber Bäbeli war doch ein allerliebstes Mädchen in seiner netten Zierlichkeit, schlank und wild, und doch schwamm im Hintergrund des Auges eine feuchte Innigkeit, wie das Reh sie hat, wenn es durch Büsche bricht, um sein Junges zu suchen oder seinen Geliebten. Die Freude hatte den Glanz der Verklärung über das Mädchen ausgegossen, daß der Vetter große Augen machte, als es gerüstet in die Stube sprang, um Abschied zu nehmen, und seine Freude legte es so offen und kind-

lich an den Tag, daß der Vetter sie mißverstand, ärgerlich war und innerlich über den Leichtsinn der Mädchen brummte, welcher bei allen gleich sei und über einer Lustbarkeit Heil und Seligkeit vergessen könne. Kurios, hatte er doch Vetter Hansli gleich begriffen, alsobald erkannt, daß es der gesandten Kuh an der Lunge fehle, aber auf das fröhliche Herz des Mädchens verstand er sich nicht, begriff die reine Freude nicht, welche er doch selbst hatte emporblühen lassen.

Als Bäbeli fort war, welchem er mit einem wunderlichen Gemisch von Wohl- und Mißfallen nachsah, ging er über sein Bureau und machte sich ebenfalls ein Privatvergnügen. Er nahm Hausbuch und Zinsrodel (=register) zur Hand. Er führte diese Bücher genau und gut, aber so heimlich als möglich, nichts konnte ihn ärgerlicher machen, als wenn jemand ihn über denselben antraf. Er fürchtete vielleicht neugierige Augen, hauptsächlich aber wollte er das Ding mit allem Behagen ungestört und ungetrübt genießen. Ein Genuß, in welchem man gestört wird, verwandelt sich alsbald in das größte Mißbehagen.

Aber kaum hatte er sich zurechtgesetzt und das Behagen seinen Anfang genommen, so klopfte es draußen, und alsbald kam der Bescheid, er solle hinauskommen, es sei Besuch da. Er schnitt ein jämmerlich Gesicht, brummte allerlei, räumte weg und pressierte eben nicht mit dem Empfang. Draußen fand er eine stattliche Frau, eine Bäurin offenbar nach Kleidung und Haltung, hinter ihr stand eine lang aufgeschossene Stange, welche die Bleichsucht am Halse hatte. Gar mörderlich freundlich streckte die Bäurin Hans Joggeli die Hand entgegen, titulierte ihn so schön sie konnte Vetter Kirchmeier, rühmte sein jugendliches Aussehen, wie mancher Vierziger nicht so rüstig sei, und wie dem Vetter Kirchmeier sicherlich nichts besser zusagen würde, als heiraten, er würde einen lustigeren Hochzeiter abgeben als mancher Zwanzigjährige. Die hintere Figur kam kaum dazu zu sagen, sie müsse doch auch einmal kommen und sehen, was der Pate mache.

Gleich einer unbeliebigen (unbequemen) Audienz konnte er die Basenschaft nicht vor der Tür abfertigen, er mußte sie hinein in die Stube führen, was er auch tat mit bittersüßem, grämlichem Gesichte.

Diese Base war zwar kein Prachtkerl, jedoch ein prächtiges Redhaus (gewandter Redner) und begann mit dem ersten Schritte über die Schwelle auch die erste Zeile ihres Lobgesanges, welcher jedoch eine eigentümliche Gestaltung hatte und einen doppelten Charakter trug, jedenfalls jedoch behielt die Frau die Einheit des Zweckes bei. Hierin übertraf sie manchen Dramatiker von der neusten Sorte. Vor dem Hause rühmte sie des Vetters Bäume, Äcker, Felder; Lisabethli (eben die mitgeschleppte lange Stange) habe bei jedem Schritte gesagt: „Nein doch, Mutter, Mutter, sieh, was der Vetter doch für schöne Sachen hat, und wie er das alles verstehen muß — das muß einer sein, der Vetter, ein Geschickter und ein Weiser!" Als sie jenseits der Schwelle war, erging sie sich in unbestimmten Redensarten über die Schönheit des Hauses und dessen zweckmäßige Einrichtung, aber wer Geld habe, könne es machen eben wie er wolle. Lisabethli habe schon manchmal gesagt, wenn es sich ihnen einmal wohl schicke, ein neu Haus zu bauen, so wolle es den Plan machen, wie es kommod sei und wohl stehe (aussehe), wolle es so gut wissen, als der ausgelernteste Zimmermann, der bei jedem Hause siebenmal anfangen müsse und doch nicht fertig werde. In der Mitte der Küche stand sie still und sagte: „Eh nein doch, Vetter, welche Küche, so schön groß und so schön hell, o wenn mein Lisabethli die unter die Hände kriegte, nein wie müßte die bald aussehen! Die Ofentürli wären bald wie die hellsten Spiegel, daß man sich darin sehen könnte zur Verwunderung. Nein doch aber, und welches Geschirr, wenn das nur unter die rechten Hände käme, das wäre eine Pracht, Silber wäre nur ein Narr dagegen. Eh, aber nein, Vetter," sagte sie und hob die Augen gen Himmel, d. h. in den Rauchfang hinauf, „und wie Ihr eingemetzget haben müßt. Sieh doch, Lisa-

bethli, zähle, wie manche Speckseite, acht beim Tausend, vier Schweine und ein ganzes Rind, nein aber! Was meinst du, Lisabethli, wenn du die unter Händen gehabt hättest zum Mästen, was meinst, Mädchen, was meinst, was hätte das für Schweine gegeben, mit zwei wahrhaftig wäre man weiter gekommen, als mit diesen vieren. Denket, Vetter, denket, was Lisabethli für Schweine gemästet hat, und doch fallen sie, wie Ihr wißt, wegen den bösen Erdäpfeln allenthalben so schlecht aus, und schlechtere hatten wir seit vielen Jahren nicht, und doch machten die zwei, welche wir für uns behielten, zusammen sieben Zentner und sieben und dreißig Pfund, und die zwei, welche wir verkauften, machten wenigstens einen Zentner mehr. Aber, Vetter, wenn man Zinse geben muß, so lernt es einem zur Sache sehen und dafür tun, daß man mit zwei Schweinen so weit kommt, als andere Leute mit vier. Was hat eins von Euren gewogen, das schwerste doch kaum zwei ein halb Zentner. Groß wären die Speckseiten wohl, aber wenn der Mond recht Ernst hätte, ich glaube wahrhaftig, er möchte durch eine durch und durch scheinen. Das ist sich aber nicht zu wundern, Ihr selbst könnt mit dieser Sache nichts machen, und wenn man mit fremden Leuten fahren muß, so weiß man, wie es geht, ach Gott! und mein Lisabethli hat manchmal gesagt, wenn es an einem solchen Orte Schweine mästen könnte, wo man nicht alles abzuwägen braucht und der Ehre auch was zu rechnen vermag, da hätte es Freude, es wollte Schweine kriegen, schwerer als die ärmeren Bauern Kühe hätten."

„He, das ist schön und rar heutigen Tages," sagte der Kirchmeier verdrießlich. „Aber wenn ich in deiner Stelle wär, setzte ich einstweilen mit den Schweinen etwas ab und probierte, wie das Mästen mir zuschlüge, du hättest es nötig, nicht zusammengezählt (verglichen) jedoch, versteht sich. Leid ist es mir, daß ich euch nichts Warmes anbieten kann, einen Kaffee oder sonst noch was, es ist alles ausgeflogen heute, mit einem Schlucke Wein müßt ihr vorliebnehmen."

„O Vetter, mit uns macht nicht Umstände, deretwegen sind wir nicht gekommen, Vetter! Wein ist ja auch nicht nötig, obgleich er uns selten ist; es geht manchmal von einem Abendmahl zum andern, daß kein Aug' voll über meine Zunge kömmt. Lisabethli täte er besonders wohl, wenn es zuweilen ein Glas voll hätte, es hätte auch ein ander Aussehen. Ja, ja, wir haben schon manchmal davon gesagt, wie ein Glas Wein gut wäre, aber es ist eine erschreckliche Sache, wenn man den Verstand hat, aber das Geld nicht. Ja, wenn es so an einem Orte sein könnte, wo es zuweilen ein Glas Wein hätte und einen Mund voll gutes Brot und ein Stücklein Fleisch, so wäre das mehr, als es begehrte, und dann würde es nicht daran denken, am Sonntag im Lande herum zu laufen und einen so alten Mann im Stich zu lassen, daß er nicht einmal einen Kaffee kann machen lassen, wenn er daran denkt. Nein, so wäre Lisabethli nicht, das ganze Jahr begehrt es nicht fort. Bei Kranken sonderbar ist es gut, mit Flattieren übertrifft es niemand. Es war mir schon manchmal, ich möchte ein ganzes Jahr lang krank sein, nur damit Lisabethli bei mir säße und mir flattierte. Vetter, Ihr glaubt gar nicht, wie es das kann und wie es ihm noch wohl ansteht dazu. Aber, was ich habe sagen wollen, Mareili ist noch nicht zurück und wird kaum wieder kommen?"

„Mareili ist noch nicht zurück," sagte der Alte, „es wäre früh. Was es im Sinne hat, weiß ich nicht, so Mädchen sind wunderlich, über Nacht ändert sich ihr Sinn." „Ja, ja, wunderlich, das ist wahr," sagte die Base. „Aber was will man, wenn eins die Natur nicht hat dazu, sondern zu was anderm, so weiß es nicht, wie glücklich es an einem solchen Ort sein könnte. Da ist mein Lisabethli doch ein ganz anderes, o mein Gott, das hätte grade die ebenrechte Natur und würde Euch nicht so alleine lassen und derweilen im Lande herumspazieren, daß Gott erbarm! Ihr müßt doch schlecht versorgt sein, lieber Vetter, und liederliches Zeug (Dienstvolk) haben, so schlecht gemetzget

und am Sonntag niemand da, Euch aufzuwarten. Ja, die Welt ist schlecht, so was wäre doch zu meinen Zeiten nicht erlebt worden, und so was täte Lisabethli nie, um alles in der Welt nicht. Es weiß, was es heißt, was hülf es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und litte Schaden an seiner Seele. Ja, was ich habe sagen wollen, wenn Lisabethli Euch anständig (passend) wäre, und Ihr es verlangtet, ich wollte es Euch da lassen, Euch zu Lieb und Ehre. Manchmal haben wir, ich und mein Christen, es zusammen gesagt: Lisabethli wäre eins für den Vetter Kirchmeier, und wenn der wüßte, wie das eins wäre, er hätte keine Ruhe, bis er's hätte, und behülfe sich nicht lange Zeit durch so mit nichts wertem Zeug.

Aber wir haben es auch gehabt (gehalten) wie andere Menschen; was wohl für einen ist, behält man lieber selbst. Lisabethli ist uns vor allen lieb und wert, und wenn wir es nicht mehr haben, so weiß ich nicht, wie wir es machen, aber dem Vetter zulieb könnten wir uns behelfen. Es ist auch darum, daß der Vetter wegen liederlichen Mägden nicht beredet werde. Was sagst du dazu, Mädchen," fragte die Mutter, „willst beim Vetter bleiben? Es wird dich hart ankommen, aber du mußt denken, es währe nicht immer, von der Welt seiest du nicht, wir seien auch noch da und nicht so weit weg. Du könntest gleich da bleiben, brauchtest den Weg nicht zweimal zu machen, morgen oder übermorgen könnte man dir deine Sachen nachbringen. Der Vater wird zwar Augen machen, wenn ich alleine heimkomme, aber in Gottes Namen, er wird sich auch darein schicken müssen, wenn er sieht, daß nichts anderes zu machen ist. Weine nicht, Mädchen, der Vetter wird schon zu dir sehen und dir einmal daran denken, daß du seinetwegen Vater und Mutter verlassen hast. Nicht wahr, Vetter?" Mit großer Teilnahme hatte der Kirchmeier der lieben Base zugehört und zuweilen leise links geblinzt, jetzt sagte er: „Großen, mächtigen Dank, Base, sollt Ihr haben, daß Ihr es so gut meint mit mir und so viel an mir tun wollt, aber helfen (raten) wollte ich, nicht zu sehr zu

pressieren. Drei Weibsbilder haben in meiner Küche nicht Platz, ist sie doch manchmal für zwei zu eng. Ich möchte Lisabethli den Verdruß nicht gönnen, wenn es dabei sein müßte mit den andern." Ja, sagte die Mutter, sie meine das auch nicht so, er müsse gleich das junge Mensch, welches hier sein solle, aber statt den Dienst zu machen in der Welt herumludere (sich herumtreibe), fortjagen; neben dem zu sein, möchte sie allerdings keinem Hund gönnen, geschweige ihrem lieben Lisabethli.

Da habe sie ganz recht, vollkommen so sei es ihm auch, sagte der Alte. Darum eben hülfe er nicht pressieren, denn aus dem Jahre sende er nicht gerne Dienstboten, absonderlich wenn sie Pate zu ihm sagten, außer bei besondern Anlässen, wo Ernst und Ausräumen not täte. Gebe es einen solchen Anlaß, so wolle er alsbald Bescheid machen, unterdessen sollten sie grausam Dank haben, er wolle ihr Anerbieten als empfangen achten und es nicht vergessen. Der Mutter war das aber nicht recht, sie war darauf eingerichtet, Lisabethli dazulassen, und Lisabethli selbst sagte endlich, dem Vetter zulieb wollte es sich leiden (sich darein ergeben) zu dreien in der Küche und sehen, wie es ginge, und wenn der Vetter ihm zur Seite stünde und den andern befehlen täte, daß sie ihm zu gehorchen hätten, so glaube es, es ginge.

„Nein," sagte der Kirchmeier, „das darf ich dir doch wahrhaftig nicht zumuten, und wenn deine Liebe noch so groß wäre. Sie freut mich allweg und verdient, daß ich dir auch ein Zeichen tue." Der Vetter stand auf, ging ins Stübchen (welchen Augenblick Mutter und Tochter zu raschem Winken und Flüstern benutzten), kam mit einigen Talern zurück, welche er dem lieben Lisabethli in die Hand drückte.

Mutter und Tochter bestürmten den Vetter aufs neue mit Liebe und Anerbieten, aber der Alte blieb fest und lenkte jeden Sturm freundlich und gelassen ab, wobei die Alte sichtbar saurer und giftiger, die Tochter bleicher und weinerlicher wurde.

Da nichts half, so beeilten sie sich mit dem Aufbruch, trotzdem daß der Vetter sagte, sie sollten nicht pressieren, überdem sei Mondschein. Sie hatten guten Grund zur Eile, denn die Mutter gehörte zu den schnellkräftigen Geistern, welche, wenn sie einmal einen Plan entworfen und seine Ausführung begonnen haben, nicht erschrecken, wenn es auf eine Weise nicht geht, sondern alsbald eine andere Weise erdacht haben und rasch es auf diese probieren.

Kaum war sie dem Vetter aus den Augen, so suchte sie eine weibliche Bekanntschaft in der Nähe auf und erkundigte sich, wo Bäbeli wohl anzutreffen sein möchte. Zufälligerweise konnte diese die gewünschte Auskunft geben, und alsbald segelte die Mutter, gleichsam ein Linienschiff mit geblähten Segeln, dem bezeichneten Orte zu, die Tochter als schmächtige Fregatte hintendrein.

Bäbeli war einem Bade zugegangen, wo selben Tages getanzt wurde, und tanzte nun frisch und lebensfroh mit Leib und Seele.

Alsbald hatte es die unternehmende Alte ausgekundschaftet und wußte es unter einem Vorwande abseits zu locken, ließ eine Flasche Wein kommen, schenkte ihm ein, machte Gesundheit, dann ein wichtig Gesicht, seufzte und sprach, sie möchte ihm was sagen, aber es solle nicht böse werden, sie vermöchte sich dessen nichts. Aber sie müsse es ihm sagen, nur damit es wisse, wie schlechte Leute es gebe, junge Mädchen wüßten das nie zu frühe.

„Weißt, woher ich komme?" „Nein," sagte Bäbeli, „wie wollte ich das wissen?"

„Aus dem Nidleboden komme ich, und denk' warum? Der Alte dort hat mir Bescheid machen lassen, wenn ich eine Tochter hätte, welche ihm die Haushaltung machen könnte und wollte, so sollte ich sie ihm heute bringen, er sei gar übel versorget, könne nicht mehr so sein. Am liebsten hätte er jemand von der Verwandtschaft und besonders aus unserm Hause, von wegen er

wisse, wie berühmt wir seien wegem Arbeiten und Haushalten. Wir wußten nicht, wie die Sachen sich verhielten, dachten, auf einen Gang komme es nicht an, zudem ist er Lisabethlis Pate, und anständig sei es allweg, wenn Lisabethli sich ihm einmal zeige. Nun hat der Alte schrecklich gejammert, wie er mit dir übel versorget sei, du an nichts dächtest als an Buben und Lustbarkeit, und mit aller Gewalt wollte er Lisabethli behalten, bsunderbar wohl gefiel es ihm, du könntest schon morgen gehen, hat er gesagt, er habe apart keine Abrede oder Akkord mit dir, wie du hergelaufen seiest, könnest du auch wieder fortlaufen. Aber so wüst wie der Alte sind wir denn doch nicht, und wenn er es dir so macht, wie kann er es Lisabethli machen? Versündigen wollen wir uns also nicht, wollen dich nicht vertreiben. Wenn es sein muß später, so kann Lisabethli nicht wohl anders, von wegen er ist der Vetter und der Pate noch dazu. Aber allweg (jedenfall) wollten wir es dir zuerst sagen, du kannst dann machen, was du willst, und weißt allweg, wie der Alte es mit dir meint und was du für Dank hast für deine Mühe und Arbeit. Aber wenn ich dich wäre, keine Stunde bliebe ich länger, der müßte mir nicht aufsagen (kündigen) oder gar mich fortschicken, dem wollte ich es zeigen, daß ein Mädchen wie du noch an einem andern Orte sein kann, als so bei einem alten Schelm, verzeih mir Gott meine Sünde! Ich bin alt und habe viel erlebt, aber das muß ich sagen, daß es ein Pate einem Patenkind so wüst gemacht, das ist mir nicht zu Ohren gekommen. Das wollte ich dir sagen, du armes Tröpfli, dieweil du mich sehr erbarmtest, damit du weißt, woran du bist. Mach jetzt, was du willst, aber dem Alten sage nicht, daß du uns gesehen hast und was ich dir gesagt. Dir hülfe es nichts, uns würde er verfolgen und am Ende alles ableugnen, uns zu Lügnern machen wollen, denn beweisen könnten wir nichts; das wäre ein schlechter Dank für unser Gutmeinen mit dir."

So sprach die Base, so sprach sie, daß wir zweifeln, ob

ein russischer Diplomat oder ein propagandistischer Emissär es besser gekonnt hätten. Darauf wanderte sie weiter und hintendrein segelte die Tochter.

Bäbeli hatte zu all diesen Eröffnungen wenig gesagt, einige dicke Tränen waren aus den Augen gerollt, die blassen Wangen herab, und waren auf den Tisch gefallen. Es war ihm gewesen, als rolle ein schwerer Stein ihm auf das Herz, oder als packe es eine gewaltige Faust, mit Mühe ging der Atem aus und ein. Als die Alte davongesegelt war mit dem edlen Bewußtsein in der Brust, einen kühnen Streich tapfer und staatsmäßig ausgeführt zu haben, machte Bäbeli sich auch fort; alle Freude war versunken, der Mut zum Tanze dahin. Seine Augen waren ihm dunkel geworden, seine Gedanken wirbelten formlos durcheinander, den Weg sah es nicht, es fand ihn bloß aus Instinkt. Wer an ihm vorüberging, bemerkte es nicht, es mußte vor sich hin sagen und immer wieder sagen: „So schlecht, nein so schlecht hatte ich keinen Menschen geglaubt, und jetzt noch der Vetter, der Pate, der Pate selber, so falsch und so nichtsnutz!" Es ist wohl keine Stunde bitterer im Leben als die, in welcher der Glaube an die Menschheit bankerott werden will, in welcher einem kindlichen Gemüte die, auf welche es sein kindlich Vertrauen gesetzt, zum ersten Male in ihrer nackten, schnöden, gräulichsten Selbstsüchtigkeit erscheinen. Da wird es ihm, als ob über ihm schwarz der Himmel würde, das öde Nichts die Sterne verschlinge, unter seinen Füßen das Feuer der Hölle brenne, seine Flammen schlage ans Herz herauf.

Als Bäbeli in seinem stürmischen Lauf an den Waldsaum kam, an welchen der Baumgarten stieß, von wo man durch die Bäume das Haus sah, da war es ihm, als haue man ihm mitten durchs Herz: die Beine trugen es nicht mehr, es mußte sich setzen und weinte bitterlich, weinte, als seien die Brunnen der Tiefe aufgebrochen, als wollten die Wellen der Sündflut zusammenschlagen über dem Haupte. Als sie höher und höher

und höher schwollen, bereits über Bäbelis Sinne hinauf, klopfte ihm jemand auf die Achsel. In plötzlichem Schreck zuckte es empor, und hinter ihm stund, das Wasserschäufelchen auf der Achsel, der Pate. Bäbeli hätte keinen wehlichern Schrei ausstoßen, die Arme nicht erschrockener vor sich hinstrecken können, wenn der leibhafte Satanas vor ihm gestanden wäre. „Meinst etwa, ich sei er, daß du erschrickst ob mir, als ob ich Schwanz und Hörner hätte?" frug der Alte. „Aber Mädchen, was hast, daß du so weinst? Hat dir jemand was getan, oder hast du was verloren?" „N—e—ei, nei," schluchzte endlich Bäbeli heraus. „Was hast dann, daß du da jammerst und nichts mehr siehst und nichts mehr hörst?" fragte der Alte ordentlich bekümmert. „Ich will fort, will fort, noch heute abend fort!" schluchzte das Mädchen herauf. „Mädchen, bist du unklug oder hast was Böses gemacht, gestohlen oder vielleicht noch was Ärgeres?" frug der Kirchmeier ernst. „Mädchen, gib ordentlich Bescheid, da wird wohl noch zu raten oder zu helfen sein." „Nein, selb nicht," sagte das Mädchen, „während der Jammer in Zorn überging. Es wäre wohl gut, es hätte niemand was Schlechteres gemacht, denn was es getan, brauche es nicht zu verbergen vor Gott und Menschen. „Gut so," sagte der Vetter, „so gib Bescheid, ich will's; was hast und warum willst du fort?" „Das braucht Ihr nicht zu fragen, das werdet Ihr ja selbst am besten wissen," antwortete Bäbeli und brach in neues Schluchzen aus. „Dummheiten das," entgegnete der Kirchmeier, ärgerlich werdend, „wenn ich es wüßte, früge ich nicht, und wie wollte ich daheim wissen, was dir diesen Nachmittag zugestoßen oder in den Kopf gefahren? Red', dann geh' heim, es ist Zeit zum Kochen und gemolken wird auch sein." Das gehe ihn's nichts mehr an, schluchzte Bäbeli, es könnte es doch nicht recht machen, darum wolle es gehen. Selber gehen sei besser, als sich fortschicken lassen. „Wer redet von fortschicken, du dummes Mädchen, wer sagt dir, daß ich nicht zufrieden bin? Wer hat dir das in Kopf gesetzt und dich aufgewiesen (aufgehetzt)?" frug der Alte, der begriff, daß

da wieder Sündeneier seien, aber nicht wußte, wer sie gelegt. „Niemand hat mich aufgewiesen,“ klagte Bäbeli, „niemand! Aber wenn so ein arm Waisechen, das keinen Menschen hat auf dem ganzen Erdboden, vernimmt, daß der einzige, von dem es glaubte, es sei ihm nicht unwert, falsch an ihm ist und hinter dem Rücken es ausmacht (schlecht macht) und verdächtigt, so ist es kein Wunder, wenn das ihm das Herz abdrücken will.“

„Bist du verrückt oder wer hat dir so was vorgelogen?“ fragte der Alte streng. „O, das braucht mir niemand zu sagen, daß das falsch ist, wenn man freundlich tut, einem einen Taler gibt als Zeichen der Zufriedenheit, daß mir fast das Herz zerspringt vor Freude, daß Ihr einmal zufrieden seied, und das nur darum ist, um hinter dem Rücken Leute kommen zu lassen, welche man nicht merken soll, und diesen dann mich darzustellen als ein schlecht Mensch, welches in keinen Schuh gut ist.“ „Meitschi, wer hat dir so was gesagt?“ frug der Alte hart. „Daß so was falsch sei, das braucht mir niemand zu sagen, das hat schon der Pfarrer gesagt, welcher mich unterwies (mir Konfirmationsunterricht gab), und falsch ist falsch!“ sagte Bäbli zornig. Da wurde der Alte wirklich auch zornig und sagte: „Red' die Wahrheit, was hat dir die Grauechbäurin, denn mit dieser warest du zusammen, von mir gesagt?“ Bäbeli, an Gehorsam gewöhnt, aber auch ehrlich, war zwischen zwei Heuhaufen und stotterte endlich: „Ich darf es Euch nicht sagen, sie hat es mir verboten. „Willst oder willst nicht?“ frug der Alte mit Augen wie zwei Spieße, und trieb sein Wässerschäufelchen in die Erde, daß diese zu zittern schien. „Nun wenn's sein muß, so will ich es sagen,“ sagte Bäbeli. „Aus Erbarmen hat sie mir gesagt, wie ihr sie beschieden mit ihrer Tochter, um diese an meinen Platz zu setzen, weil ich eine schlechte Person sei und nur Buben und der Lustbarkeit nachlaufe. Das wißt Ihr doch wohl, daß das nicht ist und wer mich heute fortgeschickt hat, das hat mir so weh getan und will mir fast das Herz zerreißen,“ und das Mädchen weinte laut auf.

„Ja so," sagte der Alte zornig, „ist das so? Können denn die Hagle (verdammten Leute) mich nicht ruhig lassen in meinem Hause, solange ich lebe? Wohl, denen will ich das Einmischen vertreiben und es ihnen verleiden in alle Ewigkeit! Du aber, Mädchen, schäme dich bis in das Herz hinein. Heute sahest du die alte Hexe zum erstenmal, mich kennst du seit Jahren, und mit ein paar Worten streicht die alles Vertrauen, alle Liebe zu mir aus deinem Herzen, und du siehst mich für einen alten Unflat an. Ist das recht von dir und etwa schön? Ein schlecht Mädchen bist du nicht, aber ein einfältiges, und aus einem einfältigen gibt es nur zu leicht ein schlechtes. Wer es gut mit ihm meint, den begreift es nicht, wer es aber böse meint, der weiß sich begreiflich (verständlich) zu machen, als ein Prophet im Schafskleide, während er ein reißender Wolf ist. Nun freilich kennst du Welt und Leute nicht, nimmst für bar Geld, was dir jedes Babi (dummer Mensch) sagt, darum verzeihe ich dir. Aber den Vorfall laß dir zur Warnung dienen, höre nicht auf bloße Worte, sieh die Werke und prüfe sie und vergiß nicht, wie es heißt, daß man wohl ohne Falsch sein solle wie eine Taube, aber auch klug wie eine Schlange. Übrigens laß dir auch nie zu Kopfe steigen, daß ich dich fürchte und hinter deinem Rücken machen müsse, was ich machen will. Schlechtes, was ich verbergen müßte, will ich nicht, und solange ich lebe, bin ich Meister im Hause und dulde darin keinen zweiten, den ich fürchten müßte. Jetzt mach', daß du heim kömmst und gekochet sei, wenn ich nachkomme."

Bäbeli ging es vor dem zornigen Vetter fast wie Loths Weib, als es in Sodoms zornige Flammen sah, mit offenen Augen glotzte es den Paten an, und als ihm endlich die Sprache wieder kam, konnte es lange nichts sagen als: „Aber nein, aber nein, ist's möglich, können so schlecht die Menschen sein, so lügen, so falsch sein!" „Du dummes Bäbi," sagte der Alte. „Erst glaubst du aufs erste Wort, daß dein Pate, welcher dir nichts als Gutes erwiesen hat, ein alter verdrehter Schelm

sei, als volle Wahrheit nimmst du die Verleumdung an; aber daß die alte Hexe, welche du vorher nie gesehen hast, lügen könne, verleumden solle, das kömmt dir fremd vor, da sperrst du Maul und Nase auf, daß man mit Sonne, Mond und Sternen hinein könnte. Willst du dich wundern, so wundere dich über dich selbst und wie die Menschen so verkehrt und töricht sein können, den Bösen lieber zu glauben, und das Zutrauen zu denen, welche sich mit Wort und Tat bewährt, durch die leiseste Verleumdung eines wildfremden oder als schlecht bekannten Menschen sich rauben zu lassen. Doch du bist nicht der einzige Kranke in diesem Spital. Gehe jetzt, mache deine Geschäfte und diesen Tag vergiß nicht."

Da der Vetter nichts mehr hören wollte, so mußte Bäbeli gehen, aber es ging mit zerknirschtem Herzen, und es konnte wirklich nicht begreifen, wie es so leichtlich sich habe betören lassen können.

Der alte Kirchmeier hatte lange, bis er seinen Zorn verarbeitet hatte. Zorn über die dumme Schlange von Base, welche den Verdruß ihm angezettelt, Zorn über die kindische Leichtgläubigkeit, welche so unendlich viel Böses anrichtet, welche die Handhabe ist, an welcher die Verführer, kommen sie in Gestalt, in welcher sie wollen, die Menschen fassen. Er tröstete sich endlich damit, daß wenn Gott eine solche liederliche Leichtgläubigkeit sich müsse gefallen lassen, ein Mensch dieselbe wohl auch werde ertragen müssen. Solange er zornig war, so lange wässerte er, sintemalen er sich vor den Menschen eben so wenig gerne zornig zeigte als ungewaschen. Später als die andern kam er zum Abendessen. Breiweich und mit verweinten Augen bediente ihm Bäbeli und wäre für sein Leben gerne auf die Geschichte zurückgekommen. Wie bekannt sieht das weibliche Geschlecht jede Geschichte für eine Mulde voll Teig an, welchen eine geschickte Kneterin so lange zu bearbeiten hat, bis das kleinste Knöllchen verarbeitet ist, also keine Geschichte für abgetan, ehe sie siebenmal von vornen nach

hinten und wiederum siebenmal von hinten nach vornen durch und durch gesprochen ist. Aber gerade nicht so hatte es der Kirchmeier. Derselbe machte Unannehmlichkeiten, soviel es sich tun ließ, bei sich selbsten aus, und was er so bei sich abgemacht hatte, wärmte er andern nicht auf. Er redete freundlich mit Bäbeli, besprach mit ihm die Arbeit der kommenden Woche, bloß mit größerem Fleiße und innigerer Freundlichkeit konnte es seine Reue zeigen, wie es übrigens auch am besten ist.

Wie jeder Tag auf Erden zu Ende geht, so auch jedes Leben auf Erden. Der alte Kirchmeier begann zu kränkeln und zwar gerade an der schlimmsten aller Krankheiten. Es fehlte ihm nicht hier, nicht dort, er hatte nicht Fieber, nicht Verstopfungen, aber er fiel aus den Kleidern, verminderte sein Essen, kürzte seine Gänge und unterließ sie endlich ganz. Er täuschte sich nicht über seinen Zustand, er wußte, er war unheilbar, er wußte, er litt am Alter, welches trotz aller Menschen Macht und Beten jeden Tag um einen Tag zunimmt, bis die zugezählten Tage zu Ende sind. Begreiflich fiel dieses Abnehmen alsbald auf, und die Kunde davon lief rasch wie Feuerlärm durchs Land. Die ganze Basenschaft hatte es mit dem reichen Vetter, wie die ehrsame Bauersame (Bauernschaft) bei trocknem Wetter es mit dem Himmel hat. Wie die Bauern, wenn eben sonst nicht himmelssüchtig, in trockenen Zeiten unverwandt ihre Augen gen Himmel richten, das Wetter zu erkunden, ob nicht Wolken sichtbar würden, ob es nicht regnen wolle, die geringste Veränderung wahrnehmen, als ein günstig Regenzeichen sie deuten, so hatte es eben die gierige Basenschaft mit dem alten Kirchmeier. Sie hatte lange gespäht in seinem Gesichte nach einem Zeichen des nahenden Todes, und umsonst, und jetzt, als die Runzeln sich mehrten im Gesichte, die Beine die Schritte kürzten, so lang und weit am Rücken die Kutte (Bauernrock) hing, da gingen die Hallelujas an, doch begreiflich nur im stillen und im Herzen, äußerlich trat eine schreckliche Teilnahme zu Tage, und ein jämmerlich Wehklagen begann.

Im Nidleboden ward es lebendig, noch ganz anders als sonst, wie geschneit kamen sie gelaufen und gefahren und alle mit Gesichtern traurig angestrichen, mit Mäulern voll Teilnahme und Schrecken und glänzenden Augen, welche emsig die Runzeln zählten und maßen, um zu wissen, wie sie gewachsen, wie sie sich gemehret. Alle hatten sie, wie sie dem Kirchmeier es selbsten sagten, vernommen, er schlechte sehr (sein Zustand verschlechtere sich sehr), nehme alle Tage ab, würde nicht mehr lange herumlaufen, es werde dem lieben Vetter gehen, wie es im Sprichwort heiße, was der März nicht will, das nimmt der April! Er könne nicht glauben, wie sie das gemüht (ergriffen) und gedauert, sie und die ganze Familie hätten geweint, es hätte sie dünkt, sie sollten ganz zu Wasser werden, und da hätten sie gedacht, sie müßten doch selbst kommen und sehen, wie es dem Vetter gehe. Hier schieden sich die Besuchenden nach dem Grade ihrer Bildung in zwei große Hauptklassen. Die erste, die gebildetere Klasse, drückte sich ungefähr so aus: das gehe nicht halb so übel, als sie gedacht, sie hätten sich den lieben Vetter viel kränker vorgestellt, er sehe recht ordentlich aus, wenn der Frühling komme und die Sonne, so werde das schon besser werden, sie hätten die Hoffnung, er lebe noch viele, viele Jahre!

Die andere Klasse dagegen schlug die Hände mehr oder weniger hoch über dem Kopfe zusammen und jammerte ungefähr also, wozu auch mehr oder weniger Wasser in die Augen gepumpt wurde: „Du gütiger Gott, Vetter, wie seht Ihr aus, nein, so hätte ich mir die Sache doch nicht vorgestellt, akkurat, als wenn Ihr schon in der Erde gewesen wäret. Schon manchen habe ich gesehen, der nicht ein halb so bös Aussehen hatte, und nicht eine Woche ging's, so war er tot. Du mein Gott, wie doch ein Mensch sich ändern kann in so kurzer Zeit! Wann war's, als ich Euch zum letztenmal sah? Am Herbstlangnaumarkt (Markt von Langnau im Emmental, östlich von Bern) wird es gewesen sein. Damals sahet Ihr noch so rüstig aus, mancher Funfziger nicht besser. Und jetzt, du mein Gott! Da

sieht man, was der Mensch ist! Heute rot, morgen tot, heißt's im Sprichwort. Ach ja, so ist der Mensch, über Nacht wird die Seele von ihm gefordert, und wes wird dann sein, was er bereitet hat? Ach ja, so wird es sein! Wer weise ist, denket daran, und ehe er da ist, der letzte Tag, wo man ihm die Seele aus dem Leibe nimmt. Ja, ja, es ist schon mancher reuig gewesen, daß er nicht daran gedacht zu rechter Zeit; wo er nicht mehr hat reden können, da mußten endlich die Schreiber kommen, aber wie er sich gemüht hat, kein Wort konnte er machen. Es habe deren gegeben, welche ihre Zunge einen halben Fuß lang zum Munde ausstreckten, aber keinen Gux konnten sie machen (keinen Laut konnten sie von sich geben). Ja, Vetter, das muß ein schrecklicher Anblick sein. Ja, man sagt, aber man spricht nicht gerne davon, daß solche, welche nicht von dem Herzen getan, was darauf lag, nicht alles an den rechten Ort getan, wo es von Rechtes wegen hingehört, und alles zurecht gelegt, wie es liegen soll, keine Ruhe hatten im Grabe, sondern wieder kommen mußten mit Seufzen und Stöhnen und die Leute plagen, bis endlich alles an den rechten Ort gekommen; das gehe manchmal lang, länger als die Ewigkeit. Eigentlich glaube ich an solche Reden nicht," ward beigefügt. „Dem sagt man (das nennt man) Aberglauben, und wenn es wäre, dem Vetter wird es nicht so gehen, er ist weiser als so, hat allen Menschen zu raten wissen und wird sich selbst wohl auch raten können, obschon man sagt, daß es gerade diesen an Rat für sich oft am meisten fehle. Aber man spricht von solchen Dingen einmal, selb wird wohl erlaubt sein, allweg (jedenfalls) schadet es nicht, es wird heutzutage manch Schlechteres geredet, nicht wahr, Vetter? Und wenn man noch mehr von solchen Dingen hörte, es ginge minder ungerecht zu in der Welt, und manche Seele weniger führe dem Teufel zu, Gott verzeih' mir meine Sünd'!" Solche Gespräche umrauschten den armen Vetter täglich, und dazu brachte man ihm Kram von allen Sorten: Wein, Braten, Lebkuchen, weißes Brot, Züpfen, Pasteten, kurz was man

auftreiben konnte oder was Verstand und Unverstand jedem eingab. Von jedem sollte der liebe Vetter essen, und von jedem behauptete der Geber, es werde ihm b'sunderbar wohl bekommen.

Nun kam zumeist ein Punkt, in welchem der Unterschied zwischen beiden Klassen nicht merklich war. Man fragte nach seiner Krankheit, dem Gang derselben, nach dem Arzte, welchen er brauche, schüttelte schließlich bedenklich den Kopf und sagte ungefähr: „Vor zwanzig Jahren habe ich akkurat die gleiche Krankheit gehabt, kein Mensch hat geglaubt, daß ich davon komme, und doch lebe ich noch und es dünkte mich, nie wohler. Aber was habe ich gemacht? Da ward mir gut geraten!" Nun führte der oder die eine alte Frau an, welche zu einem merkwürdigen Mittel geraten, oder einen entfernten Arzt, gewöhnlich einen Quacksalber, welcher geholfen, oder wenn man alleine war oder sonst recht offenherzig sich geschwatzt hatte, so redete man wohl von sympathetischen Mitteln oder von den Kapuzinern, welche gerade zu Heilung dieser Krankheit besonders berühmt seien. Wäre der liebe Vetter von Anfang recht behandelt worden, er wäre sicher längst gesund, aber auf seinem Arzte hätten (hielten) wenige Leute viel und hauptsächlich für diese Krankheit könne er nichts, wen er nur ansehe, müsse sterben, sei es nicht gleich, so sei es doch später. Wenn aber der liebe Vetter es begehre, so wolle man von Herzen gerne Zeit anwenden und für ihn laufen zu der alten Frau, dem Quacksalber, den Kapuzinern, und von dem Zeug ihm holen, sie wollten wetten, sobald er davon nehme, bessere es ihm. Vetter Kirchmeier sagte auch allemal ernsthaft, er glaub's, aber einstweilen wolle er ihnen nicht Mühe machen, wenn es schlimmer würde, wolle er sehen. Er redete aber nicht ohne Wahrheit so, denn wenn eines Tages drei Vettern und drei Basen jedes besonderes Zeug und einen besondern Doktor ihm zugeschickt hätten, so mußte es ihm bessern (besser werden), die Krankheit weichen, sich wandeln in süße Todesruhe. Dann

machten ihn die Vettern fast wirbelsinnig mit Anerbieten von Dienstleistungen aller Art, wobei es der Gewandtheit des Kirchmeiers bedurfte, um denselben zu entrinnen. Ein Vetter wollte alles liegen lassen, zu ihm ziehen, um auf dem Lande zu befehlen und zu sagen, was und wie es gehen müsse. Ein anderer wollte ihm Pferde verkaufen und andere kaufen, wenn er das jetzt nicht mache, so gingen ihm viele Louisd'or dahin. Ein dritter, ein Notar, bot sich an zum Verwalter seines Zinsbuches und setzte ganz besonders an (drängte ganz besonders), denn das sei von Wichtigkeit, sagte er, daß man immer dazu sehe, damit keine Termine versäumt würden. Wie leicht sei ein Kapital verloren, er könnte darüber Beispiele von Exempeln erzählen, sagte er mit einem sehr wichtigen Notariatsgesicht. Der gute Notar dachte nicht daran, daß der alte Kirchmeier dieses Ding verstand, ehe der Notar aus den Windeln gekrochen war, und daß man auch Beispiele von Exempeln hat, wie unter den selbsteigenen Händen eines Notars nicht bloß Kapitale, sondern ganze Vermögen verschwunden sind.

Mehr aber noch plagten ihn die Basen, diese machten ihn fast selig vor der Zeit, kamen ihm fast vor wie Wanzen, welche immer wieder da sind, wie gute Mittel gegen sie man gebraucht zu haben glaubt.

Eine tadelte, daß er nicht die nötige Abwartung hätte, sein Bett sei gemacht, man streue einem Schweine sorgfältiger, und zu trinken biete ihm ja kein Mensch was an oder frage sonst, was er begehre. Wo sie dabei sei, da gehe es anders. Vor allem aus bette sie, daß es die Kranken dünke, sie möchten nicht mehr aufstehen, alle halbe Stunden müßten sie ihr trinken, und zwischenein wehre sie die Fliegen, daß keine einzige absitzen (sich setzen) könne. Es wisse kein Mensch, wieviele unter ihren Händen gestorben seien, aber alle hätten ihr gedankt und gesagt, es dünke sie, d's halb leichter sei das Sterben, wenn sie dabei sei.

Eine zweite jammerte, wie schlecht er zu essen habe, seine

Magd koche, der gröbste Metzgerhund müßte Bauchweh kriegen, geschweige so ein alter, schwacher Mensch. Herrenköchin sei sie zwar keine, aber sie habe schon in vornehmen Häusern gekocht und man habe sagen müssen, so gut habe man nie gegessen. Dann wisse sie aber auch, was man so für einen Kranken machen müsse, von wegen es sei nicht alles gut für einen kranken Mensch, es gebe Speisen, mit denen man einen auf der Stelle töten könne, es sei kommod, wenn man das wisse. Daß sie das kenne, wisse man, und wenn rings um sie ein kranker Mensch sei, so müsse sie herbei. Da mache sie dann, je nachdem was bei der Hand sei, Pfannkuchen, Schafvoressen (Voressen von Hammelfleisch), gebackene Leber oder gebackene Kalbsfüße. Das bekomme Kranken b'sunderbar wohl. Sie wisse schon, daß Leute, die wie tot dagelegen seien, kein Glied gerührt hätten, gleichsam wieder lebendig geworden, wenn sie die Kalbsfüße gebracht, sobald der Geruch davon ihnen in die Nase gekommen sei.

Eine dritte sprach mit gepreßtem Herzen von Beispielen, wie es in Häusern gehe, wenn der Hausherr sterbe und niemand da sei zu wachen und die Aufsicht zu führen, sie würden von den Dienstboten und wer sonst dazu kommen könne geplündert wie Bienenstöcke von den Mäusen, daß wenn man dazu komme und zum Schaden sehe, man nichts finde als einige alte Strümpfe und stumpfe Besen. Wie schade das doch wäre, wenn es hier auch so ginge mit den vielen und schönen Sachen, das ginge doch viel zu übel, wenn die in unrechte Hände kämen und nicht dahin, wo der Vetter es begehre. Nit, daß sie dem Vetter nicht das Leben gönne von ganzem Herzen, aber wenn sie es ihm schon gönne, man wisse ja, daß es Gottes Wille sei, daß der Mensch sterbe. Und wenn er es begehre, so wolle sie zu Hause alles im Stich lassen und dableiben, der Vetter könne ihr unbesorgt die Schlüssel anvertrauen, kein Stäubchen solle ihm wegkommen ohne seinen Willen, sie würde sich doch schämen!

Dieser Kummer, es möchte hier gehen wie in einem Bienenstock, schien übrigens auf der ganzen Verwandtschaft zu lasten. Mit neugierigen Augen schlichen sie durchs Haus, musterten alles wohl, öffneten wie im Vorbeigehen alle Behälter, welche nicht verschlossen waren, sahen sich darin wohl um, und ward einer geöffnet, welcher sonst verschlossen war, so zog die anwesende Verwandtschaft, einem Kometenschweife ähnlich, hintendrein, hielt Inspektion und äußerte an entlegenen Orten, wo man des Vetters Ohren nicht zu fürchten hatte, ganz unverholen Verdacht gegen des Hauses Bewohner. Bäbeli bekam da Dinge zu hören, welche ihm das Wasser in die Augen trieben, welche es aus dem Hause getrieben hätten, wenn es nicht daran gedacht hätte, daß es auf den Paten zu sehen und zu hören hätte und auf niemand anders. Auch sagte es ihm nichts von all dem Gerede, es wollte den Ärger und die Not des armen Vetters nicht vermehren, welchen derselbe mit der lieben Verwandtschaft hatte. Denn war er endlich der willfährigen Mütter mit guten Worten losgeworden, so rückten diese mit den Töchtern ins Feld, mit welchen der Vetter noch viel besser versorgt wäre. Die eine hatte ein Kätheli, die andere ein Stüdeli (Christine), die dritte ein Mädeli (Magdalene), und alle waren Ausbünde nicht bloß, sondern halbe Engel, nur noch ohne Flügel. Sie wüßten es eigentlich nicht, wie machen, wenn sie fort seien, indessen wenn jemand einmal fort sei, so gehe es endlich auch. Eben das sei das Kommodste, daß unser Herrgott die Welt nicht an einen Menschen gehängt und keiner sei, ohne den man es am Ende nicht machen könnte. Bei solchen Anläßen verfehlten einige Mütter nicht, noch etwas weiter zu gehen und dem mütterlichen Herzen Luft zu machen. Sie rühmten einen Vetter sehr, strichen heraus, wie er einer sei, Käthi oder Stüdi und er hingen von Jugend auf aneinander wie zwei Kletten, aber bis dahin habe es leider nichts daraus geben können. Von beiden Seiten vermöchte man einstweilen nicht viel zu entbehren, aber wenn die einen Anfang hätten,

wie leicht, das würde zwei geben, denen man ihresgleichen nicht fände auf Erden. Ja, an diesen zweien wäre ein Gotteslohn zu verdienen, wer es doch sinnen könnte, seufzte die Mutter und wischte sich die Augen aus.

Gegen solche Mutterliebe zu kämpfen, war dem Vetter Kirchmeier schon anfangs schwer, denn Mutterliebe ist so schön und mütterliche Pläne sind so verzeihlich, daß einem das Herz unwillkürlich weich wird, und wem es nicht weich wird, der scheut sich doch, die heilige Flamme der Liebe mit kaltem Wasser zu begießen. Darum sagte der Alte gewöhnlich, es werde ihm schier wunderlich, er müsse gehen und sich ein wenig hinlegen. Vielleicht, daß dann der Schlaf komme, da solle sie ihm doch recht nicht zürnen, wenn er nicht wiederkomme. Der Doktor habe gesagt, Schlaf sei die Hauptsache, und schlafe er einmal, so solle man ihn bei Leben und Sterben nicht wecken. Darum wolle er sie nicht aufhalten, danke für alles Gute und werde daran sinnen, auch die Anerbieten vergesse er nicht und werde Bescheid machen (geben), sobald er davon Gebrauch machen könne. War er aber besser aufgelegt, so flackerte die alte Schalkheit wohl wieder auf und er erwiderte, es täte ihm leid, daß sie zu spät gekommen, aber gestern sei die oder die Base dagewesen, die meine es absonderlich gut und sei fast über den andern Tag da, um zu sehen, wieweit es mit ihm sei. Diese habe einen Ausbund von Tochter, wie sie sage, und er habe ihr versprochen, ihr Bescheid zu machen, wenn er sie nötig hätte. Vielleicht daß dann der Base Bruderssohn auch mitkomme, für auf dem Lande zu regieren, das solle auch ein Ausbund sein, das Land auf und ab keiner so. Er hätte schier merken können, daß das am Ende eine Heirat abgeben könne. Nun, darwider wolle er nicht sein, wenn zwei einander wollten, so müsse man sie machen lassen.

Was das dann für ein Blähen und Zischen gab, akkurat, als ob man einer Klapperschlange auf den Schwanz getreten wäre! Ganz langsam fing die erboste Base an mit einigen

Seufzern und Püffen, aber mit jedem Atemzug ward das Feuer lebendiger, prasselte heftiger, donnerte am Ende wie ein Dutzend Batterien Vierundzwanzig-Pfünder, daß an der erwähnten Base ihrer Tochter, ihrem Bruderssohn längst kein guter Fetzen mehr war, und das Feuer prasselte fort, wie es geschieht, wenn der Eifer einen Kommandanten so blind macht, daß er noch immer schießen läßt, wenn längst die Feinde alle niedergeschmettert sind.

Nachgerade aber ward dem Alten der Zudrang und das Gerede äußerst peinlich, er sehnte sich nach Ruhe. „Hört, Doktor," sagte er einmal zu seinem Arzte, „daß man einen armen König nicht ruhig sterben läßt, sondern mit Höfeln (Hofmachen) und Hofieren ihn quält bis an sein so Gott will seliges Ende, dünkt mich nichts anderes (besonderes), und eine so große Plage wird es für ihn auch nicht sein. Hat der arme Teufel doch keine Ruhe gehabt lebenslang, hat nie gewußt, wie wohl und behaglich man es sich auf der Welt könne sein lassen. Aber ein anderes, Doktor, ist es mit dem Bauer im Nidleboden, der sollte doch, dünkt mich, an ein ruhig Sterben Anspruch haben. Während seinem Leben hat er sich an die Ruhe gewöhnt, ein ruhig Gewissen gesucht und jede Sache zu rechter Zeit getan, solange er es vermocht. Jetzt, dünkt mich, solle man mich auch das letzte Werk, das Sterben, in Ruhe vollbringen lassen. Es wäre doch wohl eine strenge (starke) Sache, nicht Ruhe zu haben zum Sterben, absonderlich für einen Bauer, der Leib und Seele im Trocknen hat und niemand mehr was nachzufragen hat, als Gott. Nun, Doktor, was fange ich an, um zum ruhigen Sterben zu kommen? Dazu könnt Ihr mir helfen mit Euerm Rate; daß Ihr mir nicht vom Tode helft mit Euerm Zeug, das wisset Ihr und ich. Wie halte ich mit Manier die Verwandten ab, die mir ärger zusetzen, als Flöhe einem Pudelhunde."

„Das Gestürm (unruhige Wesen) war mir schon lange zuwider," sagte der Arzt, „aber sagen durfte ich nichts, aus Furcht,

es gehe übel. Nichts ist leichter, als sie alle zu verjagen, ich sage bloß, ihr hättet ein ansteckend Nervenfieber gekriegt, und wem das Leben lieb sei, solle sehen, was er mache. Potz Blitz, wie werden die Auszug geben (ausziehen, sich davon machen), denn Euer Testament erlebten doch noch alle gar zu gerne. Höchstens bis dort zum Holzhaufen kommen sie mehr und gucken hinter ihm hervor, ob die Fenster noch nicht offen seien. Oder ich sage jedem ins Ohr, ich hätte guten Grund zu glauben, Ihr würdet wiederkommen nach dem Tode, und wer wiederkomme, plage die am meisten, welche zuletzt bei ihm gewesen seien."

„Ihr seid immer der gleiche," sagte der Kirchmeier, „aber weder das eine noch das andere ist mir anständig (paßt mir). Wer einen Fuß im Grabe hat, darf nicht mehr lügen, nicht mehr Spaß treiben. Ich habe während meinem Leben zu manchem Spaße geholfen und manchen zum besten gehabt, mehr als mir jetzt lieb ist. Freilich könnte ich sagen, die Leute hätten es so gewollt, aber wenn mir eben die Ruhe nicht zu lieb gewesen, so hätte ich Ernst auch brauchen können. Vielleicht schadete es Euch auch nichts, wenn Ihr ein wenig von den Flausen ließet und an das Abreisen dächtet. Mir scheint am besten, wenn Ihr unter der Hand andeuten würdet, ich liebte die Besuche nicht, ich sei ein mißtrauischer Mann und hielte dafür, all das Gelaufe gelte nicht mir, sondern entweder der Neugierde, zu sehen und zu hören, auf welchem Loche ich pfeife, oder aber meinem Geldsack, um sich gleichsam wie ein Wurm ins Holz darein einzubohren. Ich könnte Ähnliches zwar selbst andeuten, aber Ihr wißt, Doktor, ich liebe das Durchgreifen nicht. Das sachte Abschüsseln (Ablehnen) und leise von der Hand weisen ist meine Sache."

„Mir recht, Kirchmeier," sagte der Doktor, „will schon Euer Sündenbock sein. Allweg (jedenfalls) hilft das Mittel. Es ist schade, daß solche Schlauköpfe sterben, die sollte man wieder jung machen können." „Trüge nichts ab," sagte der Alte, „wächst ja doch unter alten Bäumen nicht gerne das junge Holz, ge=

winnt erst, wenn das alte fort ist, den unverkümmerten Wachstum. Ich mache gerne Platz, aber in aller Ruhe, welche ich erworben und wie ich glaube auch verdient. Das angegebene Mittel, hilft es, was meint Ihr?" „Allweg," sagte der Arzt, „bin Euch gut dafür. In wenig Tagen seid Ihr so ungestört wie eine Nonne im Kloster. Denn vor dem unwert werden haben Eure Vettern und Basen Respekt, wie die, welche in die Regierung wollen vor dem Vorwurf, sie seien Jesuiten oder Aristokraten. Mancher, den seine Frau anher (hierher) gejagt, ist froh darüber, daheim bleiben und seine Hühneraugen pflegen zu können."

Das Mittel erprobte sich, die Besuche blieben nach und nach aus, einsam wurde es im Nidleboden, und ruhig konnte der alte Kirchmeier seine letzten Tage zubringen. Aber ruhig waren deswegen die Verwandten nicht geworden und aus den Augen ließen sie den Vetter nicht. Wenn sie auch nicht geradezu hinter dem Holzhaufen sich postiert hatten, wie der Arzt gesagt hatte, von dort hervorguckten, so konnten die einen sich doch nicht enthalten, zwischen Tag und Nacht um das Haus zu spionieren; fremde Gestalten sah man im Mondschein durch die Bäume sich bewegen. Andere stellten Kundschafter an, das wandernde Gesindel, christliche Zigeuner, denn soviel Kesselflicker, Korber (Korbmacher), Schwefelhölzler, Bettler von allen Sorten waren im Nidleboden noch nicht gesehen worden, obgleich er von je mit solchen Leuten gesegnet gewesen. Alle weilten länger als nötig war, frugen das Möglichste, suchten vor allem durch eigenen Augenschein sich zu vergewissern, der Alte lebe noch. Wer von seinem Angesicht reden konnte, der hielt seine Sendung für eine glückliche und sehr belohnenswerte. Die angesehensten Verwandten gaben sich diese Mühe nicht, sie kannten die Wahrheit, daß, wenn der König sterbend sei, das Hofgesinde sich dem Thronfolger zuwende und gefällig sei auf das möglichste. Sie steckten sich daher hinter Nachbarsleute, und diese versprachen sehr willig, es ihnen alsobald an=

sagen zu lassen, wenn es eine Änderung gebe im Nidleboden, damit sie alsobald auf dem Platze sein könnten und die Mäuse aus dem Bienenstocke jagen. Sie gehörten unter die Leute, welche durchaus an keine Ehrlichkeit glauben können, sondern meinen, jeder mache, was er könne, wozu die Gelegenheit sich ihm biete. Sie haben guten Grund zu diesem Glauben, obgleich sie ihn nie werden angeben können, denn derselbe liegt in ihnen selbst, wo hinein bekanntlich gar viele Augen nie klar sehen. Er liegt im dunkeln Bewußtsein, zu was allem sie selbst fähig wären eben bei schicklicher Gelegenheit.

Vetter Hans Joggeli brachte nun ungestört noch freundliche Tage zu, wenn auch bei täglich abnehmender Lebenskraft. Er war leidlos (schmerzfrei) und gefaßt, sein Haus war bestellt, seine Seele freute sich abzuscheiden, und freundlich war über ihm in den letzten Tagen der Himmel. Alle seine Leute taten, was sie ihm an den Augen absahen, und mieden auf das sorgfältigste, was irgendwie ihm Verdruß machen konnte, und das alles nicht in eigennützigem Sinne, sondern aus warmer Liebe, denn bei niemand im Hause hatte er die geringste Hoffnung erweckt, welche mit seinem Tode in Erfüllung gehen sollte, sondern bloß dafür gesorgt, daß es allen wohl war bei ihm im Leben, daß in allen das Gefühl wach war, es gehe ihnen übel mit seinem Tode. Er stand alle Tage noch auf; wenn leicht das Wetter leidlich war, so ging er noch vor das Haus, besuchte die Ställe, sah wenigstens dem Tränken des Viehes zu oder tat einen Blick in seine Besitzungen. War es schlimm draußen, so saß er auf der warmen Ofenbank in der Gesindestube, ließ sich da erzählen, was draußen vorging, und erteilte seine Befehle. War was besonderes, so berichtete ihm Benz im Stübchen, gab über alles Rechenschaft und zeigte eine Sorgsamkeit, welche dem Alten den üblichen Kummer, es gehe draußen nicht gut, nahm und ihn recht ordentlich erquickte. Bäbeli dagegen war seine getreue Abwart oder Pflegerin, so weit er es bedurfte. Gern hätte das Mädchen mehr getan, aber

besondere Dienstleistungen duldete der Alte nicht. Solange der Mensch sich selbsten helfen könne, müsse er es tun. Der Schwachheit, dem tödlichsten Feinde, dürfe man sich erst ergeben, wann es sein müsse. Desto größern Fleiß hatte Bäbeli mit Kochen und machte seine Sache trotz den Verleumdungen der Base recht gut. Sein Lehrmeister war der Arzt. Derselbe sagte nicht bloß, was es kochen solle, sondern auch wie, und was es gekocht, wies Bäbeli so oft es konnte dem Arzte vor, um zu vernehmen, ob es gut sei oder nicht. Eine halbe Köchin sollte jeder Arzt sein, freilich fände er nicht viele gelehrige Schülerinnen. Es gibt Weiber, welche viel lieber der ganzen Haushaltung den Tod an den Hals fütterten, als von ferne einzugestehen, daß sie nicht recht kochen und von einem Arzt etwas lernen könnten. Ach, es ist ein liebenswürdiges Geschlecht, das weibliche, aber verflucht eigensinnige Geschöpfe gibt es darunter, das ist wahr! So eins war Bäbeli nicht, es tat das Möglichste und plagte doch den Vetter nicht mit der Liebe, es zeigte sie bloß, daß der Vetter in stillem Wohlgefallen sie inne ward, wußte, er könnte auf eine Liebe zählen, die da nicht das Ihre sucht, nicht ungeduldig wird, sich nicht aufbläht, sondern alles erträgt und alles erduldet. Nie störte es den Abendschlummer, nie den Morgenschlaf, und doch ging es nie zu Bette, ohne am Bette des Vetters auf seine Atemzüge gelauscht zu haben, und sein erster Gang des Morgens war hin zu des Vetters Bette.

Bäbeli, welches den lieben Paten stündlich sah, nahm das Schwinden seines Lebens nicht wahr, desto besser er selbst; da er aber gleich heiter im Gemüte blieb, täuschten sich die andern desto eher über seinen Zustand. Er sah dem Schwinden seines Lebens zu wie ein Wanderer, der nach harten Wanderungen müde auf eines Hügels Spitze sich gesetzt hat, dem Untergehen des schönen Abendsternes. Als seine Schwäche merklich hervorgetreten war, hatte er einmal des Abends alle seine Leute versammelt und ihnen gesagt, es wisse keiner,

wann er sterbe, ein Alter besonders müßte auf alles gefaßt sein: darum, wenn ihm was Menschliches begegne, so hätten sie alsbald den und den zu rufen, sie sollten es ja nicht versäumen, damit sie nicht in große Verlegenheit kämen und üblen Verdacht. Seitdem sprach er nicht mehr vom Tode, ängstigen wollte er seine Leute nicht.

Viel las er nicht (in der Bibel und geistlichen Büchern), aber es war nicht öde in seiner Seele, die schreckliche Öde, welche in den letzten Stunden bis zur Verzweiflung ängstigt, welche man in Todesangst noch ausfüllen möchte, Tag und Nacht, Weib um Weib, Mann um Mann am Bette schreiend lesen läßt, daß die Wände seufzen und knarren, diese schreckliche Öde kannte er nicht. Er hatte Schätze gesammelt, als er bei guten Kräften gewesen, an diesen Schätzen nagte der Tod nicht. Wenn er an stillen, hellen Tagen an der Sonne saß, so sonnte er diese seine Schätze, legte sie aus vor Gottes Augen und sah fragend in den blauen Himmel hinauf, zu forschen, ob sein Gott Wohlgefallen hätte daran, ob er das Feld seines Herzens weiß und reif finde zur Ernte, den Weizen gut für die himmlischen Scheuren. Und wenn er in stiller Nacht auf seinem Lager ruhte, so ließ er an seinem innern Auge vorübergleiten die vergangenen Zeiten, prüfte wohl den Zusammenhang der Aussaat mit der Frucht, prüfte das eigene Tun und untersuchte, ob alles nun wohlbestellt, nichts gutzumachen sei. Dann lauschte er wohl, ob er nicht höre des Todes leises Schleichen, sein Tappen an den Wänden der Kammer, in welcher sein Herz verwahret lag; dann sah er wohl nach dem hellen Himmel zu den flimmernden Sternen auf, ob sich von keinem ein Lichtstrahl löse, zum Engel sich verkläre, schwebe in sein Kämmerlein, löse aus irdischen Banden seine unsterbliche Seele und sie geleite in das himmlische Land.

Einmal in einer schönen Frühlingsnacht schwebte dieser Engel nieder, leise schlich ans Herz der Tod. Am Morgen, als Bäbeli bei des Tages erstem Schimmer oben an des Bettes

Häupten lauschte auf die Atemzüge des teuren Paten, hörte es keine. Näher und näher bog es sich, faßte endlich die auf der Decke liegende Hand, sie war kalt, steif. Es schlief der alte Kirchmeier, aber nicht den Schlaf, aus welchem das Krähen des Hahns den Menschen weckt, sondern den Schlaf, aus welchem die Stimme Gottes die Schlafenden zum Erwachen rufet. Aber fast wie in gewöhnlichem Schlafe lag er da, unentstellt, leise mußte der Tod geschlichen sein, ohne Krampf und Zucken die Seele gelöst haben. Der Jammer des Mädchens, der, sobald es den Paten nicht schlafend sondern tot erkannte, überlaut ausbrach, rief das ganze Haus zusammen. Es war wirklich, als ob Kindern an dem Totenlager ihres Vaters das Herz brechen wollte, so aufrichtig und gewaltig brach der Schmerz bei allen aus. Soweit hatte der weise Mann in seiner ruhigen, aber stetigen, wortlosen Güte es gebracht, daß er in den letzten Tagen niemand im Hause hatte, der auf seinen Tod spekulierte, daß selten über eines Vaters Leiche aufrichtigere Tränen flossen, als über seine.

Bäbeli war untröstlich, an des Seligen Befehle dachte es nicht, Benz mußte sie besorgen. Ein alter Freund des Gestorbenen, welcher zugleich Gerichtsmann war und die nötigen Förmlichkeiten vollziehen konnte, wurde geholt und erschien alsbald. Auch er war sehr betrübt, viele Jahre lang hatte er mit dem Kirchmeier in treuer seltener Freundschaft gelebt, jetzt war ihm, als sei er alleine geblieben auf öder Insel, ein innig Sehnen, dem Freunde zu folgen in die seligen Gefilde, ergriff ihn; „ach, wer bei dir sein könnte!" seufzte er. „Hoffentlich vergißt der Herr mich nicht, holt bald mich nach. Doch nicht wie ich will, sondern wie er will. Lebe ich, so lebe ich ja dem Herrn, sterbe ich, so sterbe ich dem Herrn." Darauf ging er an seine Geschäfte, verrichtete dieselben mit der pünktlichsten Besonnenheit, fand alles in der ihm wohlbekannten Ordnung, nirgends die geringste Spur von Untreue, versiegelte allenthalben und nahm die Schlüssel zuhanden.

Kaum waren er und sein gesetzlicher Gehilfe mit der Arbeit fertig, so stellten bereits Verwandte sich ein. Es war, als ob Krähen geflogen übers Land, die Kunde ausgerufen hätten stundenweit, endlich tot sei der Alte im Nidleboden. Wie Friesländer und Schottländer an den Strand rennen, wenn an ihren unglückbringenden Ufern ein Schiff geborsten ist, wie sie rennen, um im Unglück Glück zu fischen, Beute zu nehmen von den Opfern des Todes, jeder der erste sein möchte und auch der letzte, alles alleine möchte, jeden, der mit ihm rennt, mit ihm fischt und packt, als Feind betrachtet, so kamen sie daher, die Erben, in Hoffnung, die durch den Tod verfallene Beute zu sichern, jeder angstvoll, er komme zu spät, das Beste sei vielleicht schon wegstibizt, halb und halb entschlossen, ebenfalls zu machen, was er konnte, wenn nämlich noch was da sei. Etwas mehr Anstand beobachteten sie jedoch als die Friesländer, wenn sie an den Strand laufen, das muß man sagen, die Weiber namentlich falteten unter des Hauses Türe Gesicht und Hände andächtig, weinten am Bette, worauf der Tote lag, ein G'sätzlein (Stücklein), doch meist nur ein kurzes, machten dann die Runde durchs Haus, musterten, ob wohl noch alles da sei, was sie früher angemerkt, nahmen von den Dienstboten, wen sie erhaschen konnten, nebenaus (beiseite), wollten wissen, wie alles zu- und hergegangen, wer zuletzt bei ihm gewesen, wie lange man gewartet, um versiegeln zu lassen, und ob nicht vielleicht der alte Gerichtsmann der größte Schelm von allen sei. Die Männer taten im allgemeinen um so bedächtiger und vorsichtiger, besonders die, welche bäurische Kleidung trugen. Es war nicht, daß sie nicht auch Lust zum Aufbegehren hatten, aber sie wußten, je seidener (sanfter) und zufriedener sie täten, desto weniger nehme man sich vor ihnen in acht, desto eher kriegten sie einen guten Grund zum Aufbegehren.

Ganz auf die entgegengesetzte Weise betrug sich der wohlbekannte Vetter Hansli, welcher, weiß der Kuckuck wie, die

Nachricht auch vernommen und so gleichsam als wie im Vorbeifahren polternd daherkam und prasselte wie eine Bombe, welche in einen Ziegelhaufen fährt. Hansli war diesmal jeder Zoll ein Herr von außen nämlich, von den Sprungriemen an bis zu den gebürsteten Haaren, tat nun auch wie ein solcher gemachter (es ist ein großer Unterschied zwischen gemachten und geborenen Herren) Herr zu tun pflegt. Er wollte imponieren, namentlich dem alten Gerichtsmann, und redete drein, als wie vom Himmel herab. Man solle sich in acht nehmen, was man mache, sagte Hansli, sitze einer am Gericht oder nicht, er müsse ihm beim — ins Zuchthaus, wenn was Ungerades gegangen. Derselbe wäre nicht der erste, welchen er dahin gebracht, er wisse, was Ordnung sei, und habe niemand zu fürchten, am wenigsten so lumpichte Gerichtsmannlein. Er wisse, was da sein solle, der Vetter selig habe das Zutrauen zu ihm gehabt und ihm alles gesagt. Er wolle gewarnt haben, sonst könne man dann sehen!

Der alte Gerichtsmann dagegen war jeder Zoll ein Bauer, von den schweren, wohlbeschlagenen Schuhen weg bis zum Zipfel seiner weißen baumwollenen Kappe. Der steckte sein kurzes Pfeifchen in den Mund, ließ es zwischen den Zähnen baumeln, nahm Feuerzeug aus der Westentasche, brach ein ganz klein Stückchen Zunder ab, schlug langsam am stumpfen Steine Feuer, mußte ihn manchmal wenden, ehe der Zunder Feuer fing, sagte derweilen: „Ich kenne dich nicht und fürchte dich nicht. Dem Anschein nach möchtest du ein Herr sein. Aber seiest du, wer du wollest, so hast du allweg hier nicht zu regieren, einstweilen geht dich die Sache halt nichts an, und es ist möglich, daß sie dich nie was angeht. Und geht sie dich einmal was an, was ich nicht weiß, so mach dann, was du willst. Aber erschrocken bin ich nicht, und wenn du noch zehnmal ärger schnaubtest als ein halb tauber Stier. Was in solchen Fällen gesetzlich und bräuchlich ist, das wußte ich, ehe du die Läuse zählen konntest, welche dir deine Mutter hinunter machte (ab-

suchte). Und es dünkt mich, große Ursache zum Kummer, daß es nicht recht gegangen, solltest du nicht haben, denn es ist kein Herr dabei gewesen."

Die Umstehenden lachten oder drehten sich um, in die Nase des Herrn roch die langsame, durch das Feuerschlagen unterbrochene Rede wie starker Tabak, er stieß einige Töne aus, welche drohend klangen, aber nicht verständlich waren, schoß durch das Haus, stieß unglücklicherweise auf das arme Bäbeli und schüttete über dasselbe den Vorschuß seines Zornes.

„Was hast du mit dem Bureauschlüsseli gemacht, als du den Vetter selig tot fandest?" frug er. An das Schlüsseli habe es wahrhaftig nicht gedacht, antwortete das Bäbeli aufrichtig, es hätte nichts zu machen gewußt, als weinen, bis der alte Gerichtsmann gekommen und sie aufgerichtet hätte. „Das wird sich erzeigen," schnaubte Hansli, mit hochaufgeblasenen Backen, „die Wahrheit wollen wir schon an den Tag bringen, die Finger mußt du aufheben, Mensch! Da ist's schon manchem anders gekommen, und an den Tag kam, woran niemand gedacht. Ja, tue nur wie der heilige Feierabend, gerade solche sind gewöhnlich die schlimmsten."

Darauf schoß er hinaus, befahl anzuspannen, stöberte unterdessen durch die Ställe, pfiff, schnaubte, fluchte abwechselnd und hie und da ließ er eine verständliche Glosse laufen: „Verfluchte Ordnung! Sauberer Haushalt! Da möchte ich nicht Vieh sein! Wohl, da ist's Zeit, daß es anders kömmt! Da kriegt einer Arbeit, ein Jahr hat er, bis er nur den überflüssigen D... weg hat!" So war er bis zu seiner gelieferten Kuh gekommen, da brach das Wetter, welches sich durch einzelne Stöße angekündigt hatte, im Zusammenhange los und zwar unmittelbar über Benzens Haupt. Was er für ein Nichtsnutz sei, und wie er nichts besseres tun könne, als sich aus dem Staube machen, ehe man ihm seine schmutzige Wäsche vor die Füße werfe, war der Hauptinhalt von Hanslis salbungsreichem, mit Gewürz durchspicktem Zuspruche. Benz verstummte nicht,

sondern meinte ebenfalls, das gehe ihn einstweilen nichts an, und wenn er ihm raten könnte, so sei es für ihn am besten, er mache sich zum Stalle hinaus und zwar so schnell als möglich. Das fuhr Hansli ins Haupt, die beleidigte Majestät zu rächen, wollte er Benz zwischen die Kühe in den Kot werfen. Aber Benz, rasch von Hand und Fuß, wich aus, griff zur Mistgabel, und Hansli fand für gut, Benzens Rat zu befolgen und sich aus dem Stalle zu machen.

Es waren für die Hausbewohner trübe Tage, die drei Tage, während denen die sterblichen Reste des alten Kirchmeiers im Hause weilen und harren mußten auf die Ruhe im Grabe. Ehedem weilten Sieger drei Tage auf dem Schlachtfelde, ehe sie es verließen, harrten, ob jemand den Sieg ihnen zweifelhaft und streitig mache. Wohl dem, der als Sieger auf dem Totenbette ruht, drei Tage noch weilet in der Welt, welche er überwunden, ohne daß die Welt Klage erhebt über ihn, Zeugnis ablegt gegen ihn, daß er ihr Knecht und Sklave gewesen und von ihr überwältigt gestorben sei! Den alten Kirchmeier hatte die Welt nicht besiegt, und wenn er in sich den alten Menschen auch nicht vollkommen ertötet hatte, so war derselbe doch zusammengebrochen und hoch über ihn aufgewachsen der neue Mensch. Klage oder Fluch über den Daliegenden hörte man keine an seinem Bette, aber viel stilles Weinen, viele laute Klagen über sein Scheiden und beides aus aufrichtigem Herzen. Was der Himmelstau im Frühling den erwachenden Blümlein ist, das sind solche Tränen den in jener Welt erwachenden Seelen. Aber für die im Hause Weilenden waren es trübe, trostlose Tage. Ein eigenes Gefühl kömmt über die Bewohner eines Hauses, in welchem eine Leiche liegt, es wird allen, als sei unter ihnen ein nach langer Krankheit süß Schlafender, dessen Ruhe man nicht stören dürfe. Leiser spricht man, leiser geht man, und doch zieht wiederum ein Gefühl der Leere, Öde nach dem Gestorbenen hin, es wird einem, als sollte man ihn wecken oder wachend

finden in seinem Bette. Dazu mag man nicht arbeiten, muß bei allem, was man vornimmt, an ihn denken, fragen, wäre ihm das wohl recht oder möchte er es anders? Es ist einem, als sei mit dem erloschenen Leben das eigene Leben gelähmt, als sei ihm die beste Kraft entschwunden. Zu nichts hat man Mut und Lust, kaum hat man was angegriffen, so läßt man es wieder liegen, starrt ins Weite, geht zur Leiche. In das düstere Leben brachten einige Bewegung die Boten, welche mit Einladungen versandt wurden, und die, welche mit erhaltenem Bescheid zurückkehrten und dabei erzählten, was sie sonst noch gesehen, gehört, was sie gefragt worden und was die Leute gedacht und gemeint.

Da nahe Verwandte fehlten, welchen unmittelbar das Recht zustand, im Nidleboden zu befehlen, so hatte der selige Kirchmeier dieses Recht schriftlich dem alten Freunde übertragen. Derselbe sollte verwalten bis zur Eröffnung des Testamentes und namentlich das Leichenbegängnis beschicken und zwar in alter, großartiger Freigebigkeit. Sonderbar ist's, die großen Hochzeiten, an welchen bei dreihundert Personen teilnahmen und die drei Tage dauerten, finden nicht mehr statt, die großen Leichenbegängnisse sind noch geblieben. Welcher Schluß ließe sich wohl daraus ziehen? Zu des Kirchmeiers Leichenbegängnis sollten eingeladen werden alle ärmern Leute in der Gemeinde, alle, welche auf irgend eine Weise dem Hause dienstbar gewesen, sei es als Dienstboten, Tagelöhner oder Handwerksleute, alle Gevattersleute und endlich alle Verwandte bis zu Noah hinauf. Mit dem Leichenbegleit war nach alter Sitte, welche über alle Gesetze den Sieg davongetragen, ein Leichenmahl verbunden, üppiger oder knapper, nach den Umständen. Des Kirchmeiers Wille war, daß für das Essen alleine eine Franke bezahlt würde, der Wein, soviel man trinken möge und so gut als man ihn haben könne, besonders berechnet. Er wußte aus Erfahrung, wie glücklich ein Armer an einer solchen Mahlzeit lebt, wie sie zu einem Sterne

wird, an dem er sich erfreut mitten in der schwarzen Nacht des Elends.

Die Verwandten und namentlich die Gebildeteren unter denselben, welche aber leider in der Lage waren, auf ein solches Erbe nicht lange warten zu können, ebensowenig als gewisse Staatslichter auf einen zu hebenden Schatz, hatten darauf gedrungen, daß das Testament, welches sich vorgefunden, durch das außerordentlich zusammenzurufende Gericht gleich am Begräbnistag eröffnet werden solle. Da der Gerichtsmann anfänglich einige Bedenken hatte und auf das Unanständige dieses Nichtwartenmögens aufmerksam machte, so meinte Hansli, anständig und unanständig sei veraltet Zeug, es frage sich, was gesetzlich sei. Sei er nur etwas Meister (habe er nur etwas Einfluß), so müsse in die neue Verfassung ein Artikel, daß jegliches Testament drei Viertelstund nach dem Tode eines Menschen eröffnet werden müsse, und zwar von Rechtes wegen und auf Staatskosten. Darauf hatte der Alte gesagt: „He nun, wann es so gemeint ist, so habe ich nichts darwider, es hätte mir nur geschienen, es möchten viele noch lange früh genug vernehmen, was im Testamente steht."

Es war eben wieder ein schöner, freundlicher Frühlingstag, als der selige Hans Joggeli begraben werden sollte, so recht ein Tag zur Aussaat, ein Tag, welchen man als Pfand nehmen konnte, daß, was gesäet wird verweslich, auferstehen werde unverweslich, was gesäet wird in Unehre, auferwecket werde in Herrlichkeit und in Kraft, was gesäet wird in Schwachheit. Ein duftiger Tag, wo man es so recht begreift, was Paulus sagt: Es wird gesäet ein natürlicher Leib und wird auferwecket ein geistiger Leib. Es ist ein natürlicher Leib, es ist auch ein geistiger Leib.

Der Begräbnistag ist für viele Überlebende schwerer als der Todestag, und namentlich, wenn des Hauses Haupt zu Grabe getragen wird. Da ist's, als ob des Hauses Bewohner Glieder eines Leibes wären und bei vollem Bewußt-

sein die Seele aus dem Leibe, durch welchen sie zusammenhingen, die Seele, durch welche der Leib bestand, müßten hinaustragen sehen, nun gewärtigen müßten, der erste Windstoß zerstreue die auseinanderfallenden Glieder nach allen Winden. Da ist's, wo das innigste Gefühl, welches am Todestage ins Kämmerlein sich verbergen durfte, an die heiße Sonne muß oder an rauhe Winde. Brennen und zucken des Leibes Wunden so schmerzlich in der Sonne Glut, im Blasen der Winde, um wieviel heißer brennen und zucken wohl die Wunden der Seele in roher Kälte, in den Funken sprühenden Mißtrauens, im Sturme windigen Geredes.

Bäbelis Kammer lag gegen die Sonne, der erste Sonnenstrahl, wenn die Sonne nicht hoch am Himmel ging, spiegelte sich an den dunkeln Wänden, und in einigen Tagen des Jahres küßte er das rosige Mädchen wach. Dann fuhr das Mädchen züchtig auf, faltete die Hände, dankte Gott für die gute Nacht, bat um Segen für den Tag, machte rasch und wohlgemut sich ans Tagewerk. An selbem Tage küßte es auch die Sonne wach, aber schwer hob es sein Haupt, langsam ermunterte es sich. Wahrscheinlich hatte das arme Kind wenig geschlafen und schwer geträumt. Als es zum Bewußtsein kam, wo es sei und was für ein Tag es sei, da legte es sein Haupt wieder nieder und weinte bitterlich, weinte, bis eine andere Magd kam und es ans Tagewerk rief. Aber schwer bewältigte es das unaussprechliche Weh, das keinem bestimmten Grunde entfloß, sondern aus dem weiten Borne der Liebe quoll, aus welchem weder Gründe noch Rechnungen fließen, bloß reine Gefühle quellen. Endlich faßte es sich, faßte die Zügel der Haushaltung, aber mit schweren Gliedern, daß es ihm oft war, als müsse es in die Erde sinken, lange bevor es dem Seligen zu Grabe läute, und unaufhaltsam flossen ihm die Augen über. Den andern Hausgenossen ging es ähnlich, obgleich die meisten aus göberm Stoffe gebaut waren.

Früh schon kam der alte Testamentsvollstrecker, er wußte wohl, daß junge Leute an solchen Tagen die Besonnenheit nicht zu wahren vermögen. Bloß den Alten, im Leben Erkühlten ist es gegeben, beisammen zu halten ein Herz voll Schmerz, einen Kopf voll klaren Willens. Er tröstete vor allem, indem er meinte, sie würden sich gewöhnen müssen im Leben, daß alte Menschen sterben, das sei eine geordnete Sache, an welcher sich nichts ändern ließe. Sie sollten nur sorgen dafür, daß sie nie weinen müßten aus bösem Gewissen. Das Weh, welches aus der Liebe komme, das sei eine Traurigkeit aus Gott, welche sich in Freude verkläre, das Weh aus bösem Gewissen sei der Wurm, welcher nicht ersterbe, sondern immer glühender quäle. Soviel er wisse, könnten sie ein ruhig Gewissen haben, der Selige sei zufrieden mit ihnen gewesen, und soviel er gesehen, hätten sie ihm getreulich abgewartet und ihm Frieden gelassen in den letzten Tagen. Darum sollten sie jetzt sich fassen und ordentlich schaffen, es liege heute ihnen viel ob. „Ja, und am Abend können wir den Bündel machen und wandern, wenn uns nicht der Landjäger nimmt und ins Gefängnis führt," rief die jüngere Magd.

„Dafür habe nicht Kummer," sagte der Alte, „das ist dummes Gerede. Was der Freund gemacht, steht versiegelt im Testament, aber das kann ich sagen, daß Unrecht euch niemand antun soll, dafür bin ich da, und wenn jemand ungerecht fortgejagt werden sollte, so findet er bei mir Arbeit und Essen, bis er zufrieden ist und was besseres weiß. Eines aber möchte er, fuhr er fort. Es wären unter ihnen die meisten, welche entweder als verwandt oder als Paten das Recht hätten, den Seligen zu Grabe zu geleiten. Wer wolle, der könne. Aber jemand müsse doch daheim bleiben, das Haus könne man nicht unbewacht lassen, man wisse, wie es heutzutage gehe. Da wäre ihm am liebsten, es hätte es eins wie das andere, und alle blieben beisammen daheim. Sie selbst seien so am ruhigsten, und zu kurz sollten sie nicht kommen. Bäbeli solle Fleisch

kochen vom besten, welches vorrätig sei, und ungescheut Wein im Keller nehmen, soviel sie möchten. Jetzt aber sollten sie emsig sein, aufräumen, bereit machen, daß man den entfernteren Verwandten mit Kaffee, Wein und Käse aufwarten könne. Es würden zwar die meisten sagen, sie möchten nicht, ihretwegen solle man nicht Mühe haben, indessen würden sie doch nehmen, was da sei. Anfangs hielt es Bäbeli hart, mit den Paten nicht zu Grabe gehen zu sollen. Soll man von einem Geliebten scheiden, so geleitet man ihn doch gerne so weit, als man kann, sieht ihm dann noch nach solange als möglich: darum auch geleitet man die Geliebten zu Grabe, sieht ihnen nach ins Grab, bis die schwarze Erde sich häuft im Grabe, sie und die letzte Hülle birgt. Doch es schickte sich darein, und allgemach schien es ihm wirklich besser so, wie der Alte meinte. Daheim konnte es alleine sein, war aus dem Bereich aller feindseligen Blicke, lief nicht Gefahr, hören zu müssen: „Du, das dort, welches so nötlich (jämmerlich) tut, ist das Mensch, welches zuletzt bei ihm gewesen ist und so vaterländisch (tüchtig) gestohlen hat. Es ist schade, daß man heutzutage die Diebe nicht mehr hängt, diese möchte ich baumeln sehen."

Man hatte zur Vorbereitung keine Zeit zu verlieren. Bei guter Zeit kamen die, welche am nächsten verwandt sich glaubten, daher, zu Fuß und zu Wagen, ließen den Imbiß sich nach einigem Nötigen gefallen, wobei jedoch selten eins ein eigen Lächeln verbergen konnte, welches sagen wollte: Ja, nötigt nur, derweilen es noch geht, wer sich jetzt nötigen läßt, der ist vielleicht bald der, welcher befiehlt. Es war eine seltsame Anwendung des Wortes, wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöhet werden. Darauf ward so in aller Stille durchs Haus gestrichen, die einen zählten die Speckseiten, ob sie noch alle da seien; andere erbauten sich an den schönen Pferden, übersahen hinterm Hause die schönen Wiesen, überschlugen im Stillen, was der Hof wohl gelten möchte, oder musterten drinnen das schöne Geschirr in den stattlichen Glasschränken, schlichen in die Scheune oder

in die Kammern und alles so wie unbewußt, daß es ja niemand merken sollte.

Als die Base mit der spitzen Nase auch ins innere Stübchen brach, saß ihr eine große schwarze Katze, der Liebling des Kirchmeiers, im Wege. Mit dem Fuße stieß sie dieselbe auf die Seite und sagte: „Willst aus dem Wege oder nicht, du Unflat! Warte nur, dir läutet es auch bald Feierabend!“ Es war schon vorher etwas Unheimliches in der Katze, so hatte sie nie miaut, wie seit der Alte tot war, und gefressen wenig; es war, als ob etwas Tieferes, Geheimnisvolleres in ihr sich rege, als im Tiere der Mensch wahrnimmt. Jener Stoß schien eine Flamme anzublasen, die Katze erhob sich, sträubte das Haar, hob hoch den Schwanz, feurig glühten die Augen des Angriffs gewärtig, und trotzige Töne ausstoßend schritt sie durchs Haus. Einstweilen stieß sie niemand mehr mit dem Fuße, jedermann ging ihr aus dem Wege.

Nach und nach fanden die andern Geladenen sich ein, die Männer mit Säcklein in den Händen, in welchen die Leichenmäntel waren, standen in Truppen zusammen, die Weiber standen um den Garten herum, banden sich die Haarflechten auf, redeten halblaut allerlei. Endlich kam der Schulmeister, rief zum Gebet im Hause die Vereinzelten zusammen, was langsam ging, als ob jeder fürchte, der erste zu sein. Gar wehlich schrie die Katze in das Gebet hinein, manchem ward es dabei unheimlich ums Herz, und es dünkte ihn, wenn doch nur jemand die Katze zum Schweigen brächte, aber niemand tat es. Doch erst, als man den Sarg zuschraubte, ward sie recht zornig, sträubte das Haar hoch auf und folgte dem Sarge mit zornigem Geschrei vor das Haus.

Zornig, ungefähr wie die Katze, war Hansli, der spät gekommen, durch das Haus gefahren, es schien ihm, als hätte das Fleisch im Rauchfang abgenommen. Vor dem Hause stießen sie plötzlich aufeinander, der zornige Hansli und die zornige Katze. Diese krümmte sich, schnäuzte ihn grimmig

an und machte Augen wie glühende Kohlen, daß Hansli erschrak. Er sah in der Katze ein Ungeheuer, ein Wesen aus einer andern Welt, denn so aufgeklärt er schien, so war er insgeheim doch so abergläubisch wie das dümmste Grabenbabi (dumme Person aus einem abgelegenen Tal). Drei Schritte fuhr er zurück, schrie, man solle die Katze wegnehmen, sie sei verrückt, um kein Gut der Welt hätte er selbst sie mit einem Finger berührt, bloß von weitem schnäuzte er die Katze an, die Katze ihn. Wahrscheinlich hätte die Katze den Angriff gewagt, Hansli Fersengeld gegeben, da kam Bäbeli, welches Erbarmen hatte mit dem armen Tiere, trug es liebkosend in des Vetters Stübchen.

Endlich ward er hinausgetragen, der alte Vetter aus seinem schönen Nidleboden, dem dunkeln Grabe zu, welches auf dem fast eine Stunde weit entfernten Kirchhofe der Gemeinde für ihn bereitet war, wo Reiche und Arme sich sammelten im Tode, wie weit sie im Leben entfernt waren. Den Reichen und Armen ist nur ein Trost gegeben und allen der gleiche, daß der, welcher vom Tode auferstanden ist, auch sie auferwecke, harrend der Stimme, die da in die Gräber dringen wird und zum Leben wecken, die da Gutes getan haben. Wohl täte es manchem, wenn er im Leben daran dächte, neben wem er im Tode zu ruhen kommen könnte, und schon im Leben sich brüderlich ihm näherte, damit er nicht einst vielleicht hören muß: Sieh, der neben dir begegnete dir im Leben in meinem Namen, du aber nahmest ihn nicht auf.

Das Leichengeleit des Kirchmeiers zeugte davon, daß er dessen nicht vergessen, und wenn neben ihn der Ärmste gebettet ward ins Grab, so mußte er das Zeugnis geben, daß der reiche Bauer im Nidleboden ihm ein Bruder gewesen im Leben.

Nach Landessitte ward auf einem einspännigen Wägelchen der Sarg gefahren, demselben folgte ein langer Zug verschiedener Gestalten, männlichen und weiblichen Geschlechtes. Den weiten Weg entlang blieben bloß die Geschlechter so ziemlich gesondert, nicht aber die reiche Verwandtschaft und die

armen Gäste, zusammen fast zweihundert an der Zahl. Man sah alte Männchen in groben, rötlichen Mänteln und mangelhaften Kleidern wanken zwischen stattlichen Gestalten mit Stiefeln an den Beinen und Uhrenketten über die seidenen Westen, sah zwischen schön schwarz gekleideten, üppig genährten, mit dem weißen Hemde auf der breiten Brust weithin funkelnden Bäurinnen alte Mütterchen zitternd gehen, deren ärmliche Kleidung, welche die magern Glieder deckte, ein kärglich, trüb Dasein verkündete. Größer jedoch noch, als in den Gliedern und Kleidern war die Verschiedenheit auf den Gesichtern.

Die stattlichen Männer, die dicken Weiber sahen hell auf, plauderten, wenn auch nicht lachend, doch munter durcheinander, schritten rasch dem voranfahrenden Wägelchen nach, und wären noch rascher geschritten, wenn das alte Leibroß des Seligen rascher vorausgeschritten wäre. Aber es war, als ob es wisse, was es ziehe, als werde es ihm bei jedem Schritte schwerer, seinen guten Herrn und Meister dem Grabe zuzuführen. Man sah deutlich, in den stattlichen Gestalten drängte ein Trieb die Glieder vorwärts, der Befriedigung eines Verlangens entgegen. Hing nicht drüben, wo das Kirchlein stand, in verschlossenem Testament der Schlüssel zu verschlossenen Kisten und Kasten, zu Geldsäcken und Schriftbehältern? Und wenn im Grabe die Leiche lag, sollte nicht der Schlüssel frei werden und zu freiem Gebrauch in glückliche Hände kommen? Ist es sich zu wundern, wenn bei solcher Aussicht unwillkürlich der Schritt länger wird, rascher der Fuß sich bewegt, in entschiedenen Fortschritt kommt?

Wie aber den Verwandten ein Schlüssel wartete, das verschlossene Haus mit all seinen reichen Behältern ihnen zu öffnen, so hatte sich dagegen den Alten, den Armen eine offene milde Hand geschlossen für immer, sie sahen sie nimmer wieder, denn eben diese milde Hand geleiteten sie zu Grabe. Wer gab ihnen nun Holz für den Winter, gab ihnen Kartoffeln im Frühjahr, Obst im Herbste, Land zum Pflanzen unentgeltlich,

so manchen schönen Batzen das Jahr hindurch, die schönen Neujahrsgeschenke ihren Kindern, die warmen Kleider, die schönen Bücher? Die Hand war tot, welche offen gewesen über sie zu jeder Zeit, das Haus ging ihnen zu, aus welchem sie so oft und so reichlich Trost getragen. Verschließen sehen sollten sie ihren teuren Wohltäter in die dunkle Kammer, wo den Augen der Lebendigen verborgen die sterblichen Reste der Toten wieder in die Elemente aufgelöst werden, aus welchen die wunderbare, weise Hand des Allmächtigen sie zusammengefügt. Darum trauerten sie hinter dem Sarge her, seufzten so schwer, darum wässerte so manche Träne die tiefen Furchen in den verwitterten Gesichtern, darum war das Gehen ihnen so mühselig, und immer mehr kürzten sich ihre Schritte, je näher sie der geheimnisvollen Kammer kamen. Es war ihnen, als hätten sie noch immer einen Trost auf Erden, solange der alte Kirchmeier über der Erde sei, als gehe mit ihm unter der einzige Stern, der ihnen freundlich geleuchtet in die Nacht ihrer Pilgerschaft.

Ein doppelt Wesen war der Selige in der Welt gewesen. Ein Vater der Armen mit Rat und Tat, ein reicher Vater an Geld und Weisheit war er gewesen, aber in aller Stille, es vernahm die Linke das Tun der Rechten nicht. Ein reiches, aber ernstes Wohlmeinen trug er in sich und ließ es zur Tat werden, wo dieselbe in Liebe und Treue aufgenommen gute Frucht versprach, hütete sich aber sorgfältig, soweit es Menschen möglich, vor Taten, von denen er glaubte, sie wüchsen als Dornen und Disteln auf. Dem größten Teil der Verwandtschaft dagegen war er als geizig und wunderlich erschienen, sie lachten über den altväterischen, unscheinbaren Alten, sie spotteten über seine scheinbare Beschränktheit und klagten wiederum über seine Eigentümlichkeiten, sein Mißtrauen, seine Veränderlichkeit, daß, wenn man meine, man sei obenauf, so sehe er einen morgen kaum mehr an, denn er glaube allem Geschwätz und jeder Verleumdung, meinten sie. Sie kannten

den Alten nicht, wohl aber er sie, das aber ahnten sie in ihrem Hochmute gegenüber dem unscheinbaren Männchen nicht. Er war Herr seiner selbsten, darum auch Meister über andere, hielt die Verwandten zehn Schritte vom Leibe, darum erkannten sie auch sein eigentliches Wesen nicht. So ging ein doppelt Geleite, eine doppelte Verwandtschaft hinter seinem Sarge her, eine Verwandtschaft durch die Liebe, eine durch das Blut. Wehe dem, welchem keine Liebe das Geleite zur dunkeln Kammer gibt, entweder hatte ihm des Vaters Ratschlag ein sehr trüb Los zugeteilt, oder aber er nimmt das Zeugnis mit sich, daß er sein Pfund vergraben, daß er nicht Wurzel gefaßt im Felde, auf welchem die seligen Geister erblühen. Denn wer nirgends Liebe wecket, den hat der beseligende Hauch der Gottheit nicht berührt, nicht beseelt, der gehört ins unselige Reich, wo feindselig die Kräfte sich durcheinander schlingen, jede nur das Eigene sucht und nichts als das Verderben findet. Möglich aber auch, daß, wie zwei Ströme oft lange unvermischt nebeneinander fließen, der eine trüb, der andere klar, so eine doppelte Verwandtschaft am Grabe steht, eine Verwandtschaft der Liebe, eine des Blutes, daß, wo das Blut verwandt ist, keine Liebe ist, und wo Liebe ist, das Blut ein fremdes ist. Selten wohl wird dieses seltsame Verhältnis dem Toten zum Vorwurf gereichen und schwer über ihm die Erde machen, jedenfalls sind die in Liebe ihn Begleitenden Zeugen, daß er, vom Hauche der Gottheit belebt, Liebe in Herzen zu wecken, ins Reich der seligen Geister seine Wurzeln zu schlagen wußte.

Stille wird es in einem Hause, aus welchem man einen Toten getragen, nicht nur, weil die Leidtragenden sich entfernt, sondern es wird stille wie in einem Leibe, aus welchem die Seele geschieden ist. Bleiben auch Lebende im Hause zurück, so ziehen doch, wo die Liebe wohnt, auch ihre Seelen mit dem Sarge, geben geistig das Geleite den sterblichen Resten des Geliebten. So war es auch im Nidleboden. Öde und leer war es auch dort geworden, es war, als ob der Schutzgeist ent-

schwunden sei, der Geist, der Ordnung schafft, die getrennten Teile bindet und einem Zwecke dienstbar macht. Stille war es nicht, bitterlich weinten die meisten der Zurückgebliebenen, und kläglich miauend strich die schwarze Katze herum, bis sie endlich bei Bäbeli stille stand, an ihm heraufstrich, zu ihm aufsah und noch jämmerlicher miaute. „Ja, schreie nur, du armes Tier, sagte Bäbeli, von Mitgefühl ergriffen, dir ist's übel gegangen wie mir, der ist fort, der dich so lieb hatte, und was der mit dir anfangen wird, welcher nach ihm kommt, ist Gott bekannt. Ich weiß auch nicht, wo ich hin soll und was aus mir wird. Aber wer weiß, vielleicht nimmt der, welcher mir einen Aufenthalt anerboten hat, auch dich. Sie sind so gute Freunde gewesen, daß er dich sicher nicht im Stiche läßt, wenn ich es ihm sage." Es war ordentlich, als ob das schwarze Tier den Trost verstehe. Es stellte das wehliche Geschrei ein, leckte des Mädchens Hände, legte sich endlich in dessen Schoß zur Ruhe und begann behaglich zu schnurren.

Wenn aus Ost oder Südost der Wind geht, so hört man im Nidleboden das Geläute von der Kirche her, hört das Mittagsgeläute, hört die Schläge der Totenglocke. Von dorther kam am selben Tage der Wind ums Haus, in den Baumgarten hinaus. Jedes für sich, damit keins das andere störe im Horchen und Sinnen, standen die Zurückgebliebenen, lauschten auf die Töne vom Kirchlein her, sahen einander fragend an, schüttelten verneinend die Köpfe. Das Läuten beginnt, wenn der Sarg dem Kirchhof sich naht. Sie wollten im Geiste bei seinem Grabe sein, wollten beten bis ins Grab hinein, wollten mischen ihr Gebet mit der über ihm zusammenrollenden Erde, den andern gleich, die am Grabe standen. Da hob das Mädchen, welches als äußerster Vorposten auf einem großen Erdhaufen stand, die Hand empor und rief: „Hört, hört!" Da klang es wirklich durch die Lüfte, leise wie Geisterwehen, lauter schwebten dann einzelne Glockentöne heran, Geisterstimmen, welche die Kunde brachten, jetzt nahe der selige Kirchmeier

seinem Grabe, jetzt werde der müde Leib in die Erde gesenket, um wieder zur Erde zu werden, aus welcher er genommen worden.

Da weinten alle laut, falteten die Hände und baten den allgütigen Gott um Ruhe für den toten Leib, um Seligkeit für die arme Seele.

Die Töne verklangen, man wußte, jetzt werde es stille über dem Grabe, stille auf dem Kirchhofe, in stiller Totenkammer schlafe jetzt ungestört der Selige und harre der Auferstehung. Stille verließ eins nach dem andern seinen Platz, ein jedes schlich seinen eigenen Weg, und stille ward es überall, das große Haus schien zur großen Totenkammer geworden. Endlich hörte man eine laute Stimme, sie rief zum Essen. So erfreulich sie sonst den meisten erklang, so erschrak doch diesmal mancher darob, erschrak wie ein Schlafender, ein Träumender vor dem Feuerruf, der durch die Bewußtlosigkeit des Traumes dringt.

Bäbeli war dem Willen des Gerichtsmannes nachgekommen, hatte ein Mahl bereitet, erfreute aber niemand damit.. Die Bissen quollen im Halse. Es war allen, wie wenn sie Abschied nehmen sollten vom väterlichen Hause, von der Heimat für immer. Ein solcher Abschied stillt den Hunger, es sind andere Mächte, welche die Seele füllen und selbst dem Leibe gebieten, seine Muskeln zusammenziehen und öffnen die Quellen des Wehs. Gesprochen wurde ebensowenig, sein Bangen mochte niemand zur Schau legen und ebensowenig den stillen Zorn über die gefühllosen Verwandten. Bloß ein vorwitzig Knechtlein sagte: „Wenn der alte Kirchmeier noch sehen könnte, wie es jetzt gehe, er würde sich verwundern." „Warum?" frug jemand. „He, darum, da könnte er sehen, wie es uns hier ist, und wie keins ein Stück himmterbringt, nicht einmal Fleisch, und wie sie dagegen dort essen und trinken mögen, daß es einem übel darob grauset, und dazu nicht warten mögen, wer die Arme in den Teig stoßen kann und wie tief. Da könnte er

abnehmen, wer ihm am meisten anhing, ob die, welche alle Tage ihm vor der Türe waren mit falschen Worten, schlechtem Kram (Geschenken) und ihn schon bei Lebzeiten gerne gerupft hätten wie einen alten Güggel (Haushahn), oder die, welche ihm gearbeitet, was es erleiden mochte (soviel wie möglich war), zu seiner Sache gesehen, als ob es ihre wäre, und sonst getan, was sie ihm an den Augen abgesehen." Bäbeli meinte, er solle doch schweigen. Hätten sie recht getan bei Lebzeiten des Paten, so wollten sie sich nicht versündigen nach seinem Tode; es sei wohl gut, wenn man ein gut Gewissen habe, aber deswegen sei es einem nicht erlaubt, die andern zu richten. Seien sie, wer sie seien, so seien sie des Paten selig Verwandte, und seinetwegen müßten sie Respekt vor ihnen haben, seien sie daneben, wer sie wollten. Wenn sie nicht essen möchten, so wolle es nachher einen Kaffee machen, sie sollten machen, daß sie nicht weit weg seien, oder sich herbeilassen zu rechter Zeit. Gegen Abend werde es wohl ein Gestürm (Lärm) geben, daß man nicht wisse, wo einem der Kopf stehe, und niemand Zeit habe, an sich selbst zu denken.

Es war ein banger Nachmittag, welcher nun anbrach: in demselben wurde das entscheidende Wort abgelesen, wem der Nidleboden angehören solle. Dieses Wort hatte Einfluß auf alle Bewohner, gab dem Leben einzelner vielleicht eine ganz eigene Richtung. Vielleicht, so dachten es sich wenigstens mehrere, welche mit dem Gange eines solchen Geschäftes nicht bekannt waren, müßten einige noch selben Abend den Nidleboden verlassen.

Ob einige Hoffnungen hegten, wissen wir nicht, wenigstens niemand große. Der Selige hatte keine erweckt, niemand bevorzugt, sondern jedes für das behalten, für was er es angestellt hatte. Einen Jahrlohn oder zwei mochte wohl das Höchste sein, worauf, gestützt auf Vorgänge, kühne Seelen hofften.

Die Knechte vertrieben sich die Zeit in den Ställen, und,

frei von Bäbelis Zucht, erlaubten sie sich gar vielerlei Glossen und manch hart Urteil. Mehrere Verwandte, von weither kommend, wären in den Nidleboden gefahren, ob aus Bequemlichkeit oder in gewissen Hoffnungen, wissen wir ebenfalls nicht. Nun geht man auf dem Lande hinter den Leichen her, man fährt nicht. Wahrscheinlich glaubt man da noch, daß das Begleiten zum Grabe die beste Gelegenheit sei, den Menschen zu erinnern, daß man nicht in Kutschen gen Himmel fahre, weder zweispännig, noch vierspännig, sondern daß man mit Angst und Not auf den eigenen Beinen dahin pilgern müsse, manchmal sogar, als wenn man Erbsen in den Schuhen hätte, und zwar ungekochte. Die zurückgelassenen Pferde nun mußten gefüttert, getränkt, geputzt werden. Die armen Tiere wurden als Repräsentanten ihrer Herren betrachtet, mußten die Achtung und die Zärtlichkeit entgegennehmen, welche man gegen ihre Herren im Nidleboden hegte, und zwar ohne all den Rückhalt, dessen in den meisten Fällen, die Türkei vielleicht ausgenommen, die Gesandten an fremden Höfen sich zu getrösten haben. Mißhandelt wurden die armen Tiere just nicht, aber erst wurden ihre eigenen Personen einer unerbittlichen Kritik unterworfen, selten ward ein Bein oder ein Auge tadellos, die Farbe gewöhnlich falsch, die Ohren zu lang gefunden, dann der Pferde Herr noch viel unbarmherziger durchgenommen, und zwar nicht bloß seine Person, sondern auch seine Geschichte. Die Pferde konnten nicht rapportieren, nahmen übrigens alle Schmähungen viel kaltblütiger auf, als sonst Repräsentanten zu tun pflegen, bloß allfälligen Fußtritten setzten sie wackern Widerstand entgegen und behaupteten in tüchtigen Auswürfen die Ehre ihrer Nation.

Solche Zerstreuung war dem weiblichen Geschlechte nicht geboten. Die Mägde hatten bloß mit einheimischem Geschirr zu verkehren und die Küche bestmöglichst in Glanz zu stellen. Als dies geschehen war, gingen sie in ihre Kammern, musterten ihre Habseligkeiten, dachten sich aus, auf welche Weise, ob in

Säcken oder Kisten, sich im Fall der Not ihre Kleider am besten fortschaffen ließen, stürzten die Kasse, wie die Kaufleute zu sagen pflegen, rechneten, was sie allfällig noch einzuziehen hätten, überschlugen, wie sie sich durchhelfen, wie lange sie im Falle der Not ohne Verdienst sich durchschlagen könnten, weinten zwischen hinein, überwallt von ihren Gefühlen. Die armen Mägde dachten nicht in ihrer Demut, daß sie akkurat wie viele sogenannte Staatsmänner sich gebärdeten, welche der Strom der Zeit auf den Strand wirft, mit dem Unterschiede jedoch, daß, wenn die Staatsmänner weinen, sie über ihre Dummheit, ihr schlechtes Steuern weinen müssen und nicht wie die Mägde aus Anhänglichkeit an das Schiff, welches sie verlassen zu müssen glaubten, weil eine fremde Macht es eingenommen.

Doch ob seinem Schmerz vergaß Bäbeli seine Pflicht nicht. Noch dachten die andern nicht daran, als es zum Kaffee rief, welchem Ruf willig entsprochen wurde. Es dünke ihn doch, sagte das vorwitzige Knechtlein, man sollte bald was vernehmen, schon habe es drei geschlagen. „Was denkst," meinte Benz, „vor zwölfe kamen sie nicht zu Tische, und eine Stunde ist's bis hieher." Da klopfte es draußen, alle fuhren hoch auf, man schoß hinaus, ein alt Mütterchen stand draußen, kam auf allseitiges Geheiße hinein, wußte aber nichts vom Testamente, wollte nur ihren Regenschirm abholen, welchen sie hier gelassen, weil Regen nicht zu fürchten gewesen. Sie erzählte bloß, welch schöne Aufwart (Aufwartung) es gewesen sei, wie sie nie so dabei gewesen, und doch hätte sie keine Freude dabei gehabt. Schafvoressen sei da gewesen, sogar Pasteten, Rindfleisch, Speck, Braten, Schinken, Torten, ganz weißes Brot, goldgelber Wein, süßer Tee, so habe sie es nie gesehen, und doch sei sie wohl alt. Und doch sei ihr ganz angst dabei geworden, und wie sie sich auch gewehrt, das Wasser sei ihr immer die Backen abgelaufen, denn immer habe sie denken müssen, das sei der Armen Henkersmahlzeit, und wenn die vorbei sei, dann sei es aus, dann könnten sie die Welt auslaufen, wie der ewige Jude nach

seinem Tode, ehe sie einen fänden, wie den alten Kirchmeier, der ihnen Holz gebe und Land und Trost in jeder Not. Ihr sei immer gewesen, wenn sie nur daheim wäre und beten könnte für den Kirchmeier in ihrem Stübchen, denn wie gut einer sei, so sei er doch allweg ein sündiger Mensch und hätte das Beten nötig. Indessen, weil es doch einmal da gewesen sei, so hätte sie auch genommen, eben nicht viel, bloß was sie wohl habe beißen mögen, und Gott wisse es, sie wäre mitten daraus gelaufen, wenn jemand hätte mit ihr kommen wollen. Denn oben am Herrentisch, wie sie ihn genannt hätten, da hätten sie gelacht und geredet, man hätte es in der ganzen Stube gehört, und keine einzige sündige Seele hätte dort eine Träne vergossen, und der Wirt habe sich die Beine ablaufen müssen mit Weinholen, so streng (rasch) seien die Flaschen leer geworden. Wenn der Kirchmeier selig das hätte sehen müssen, er hätte sich noch im Grabe umgekehrt. Da habe es auf einmal einen Aufstand gegeben. Die Leute hätten gesagt, jetzt gehe es mit dem Testamente und dem Erben an. Da sei über sie plötzlich ein Grausen gekommen, niemanden hätte sie behüte Gott gesagt, niemanden gefragt, ob er mit wolle, sie hätte fort müssen, ob sie habe wollen oder nicht, und sei her gelaufen, so schnell als ihre armen alten Beine es vermocht hätten.

Während die einen über die Gefühllosigkeit derer am Herrentische sich ärgerten, die andern davon redeten, wie übel es vielen ergangen, die jetzt noch nicht daran dächten, vielleicht lustig heimkehrten, guckte plötzlich eins am Tische auf und rief: „Du mein Gott, wer kömmt da gelaufen!" Während alle die Hälse streckten, polterte es draußen schon über die Schwelle, brach zur Tür ein, stürzte mitten in die Stube und stand da atemlos und wie versteinert, ein Knabe nämlich, welcher sehr oft im Nidleboden war und dem Leichenbegängnis beigewohnt hatte.

Im ersten Augenblick waren alle erschrocken, und als er endlich mit dem Finger auf Bäbeli zeigte und sagte: „Der Hof,

der Hof!" begriff niemand, was er meine. Man warf ihm vor, er sei berauscht und schämen sollte er sich, an seines Paten Begräbnis sich so zuzupuhen (zuzurichten). Wenn er nicht selbst den Verstand gehabt, so hätten andere witziger sein sollen, als er, und es ihm wehren. Da kriegte der Knabe endlich Atem und sagte, berauscht sei er nicht, aber er sei gelaufen, was er vermocht, Bäbeli erbe, der Vetter habe Bäbeli den Hof vermacht, selb sei wahr und gewiß, er hätte es selbst gehört und alle andern hätten es gesagt. Da gab es rund um den Tisch große Freude und alle sagten, das hätten sie nicht gedacht, aber besser hätte der Meister selig es nicht machen können, und besser als Bäbeli gönnten sie es niemand. Nur Benz sagte nicht viel, ging bald hinaus. Bäbeli war schneeweiß geworden, hatte den Milchtopf fallen lassen, mußte sich setzen, schwankte zwischen Ohnmacht und Unglaube, und wie man ihm auch Wasser bot zum Trinken und ihm zuredete, so wollte es ihm doch entweder schwarz vor den Augen werden, oder es schüttelte ungläubig den Kopf, sagte leise, man solle es doch nicht zum besten halten, die Sache könne nicht sein, und wenn es wäre, so wäre es ihm lieber, es wäre nicht, es wüßte nicht, was damit machen. „Du armes Tröpfli du," meinte eine, „da habe doch nicht Kummer, da wird schon einer sich finden, der dich brichtet (belehrt)."

Wie nach einer geschlagenen Schlacht im Rücken der Armeen Versprengte erscheinen, solche, welche zuerst Reißaus genommen oder die schnellsten Beine haben, die ersten Nachrichten bringen, lügen und berichtigen, daß es schwer wird, im Knäuel der Berichte den sichern Faden zu behalten, so erschienen auch im Nidleboden sogenannte Gräbtleute (Begräbnisleute) immer häufiger und mehr oder weniger außer Atem. Jeder hatte sein eigenes zu erzählen, doch rühmten alle den Kirchmeier selig und sein Testament, denn es waren eben die Armen und Gebrechlichen, welche diesmal den Reichen und Stattlichen weit vorausgekommen waren, und alle bestätigten, was der Junge zuerst gebracht, Bäbeli sei Haupterbin und erhalte den Hof.

Dann erhob sich das bunte Gerede. Alle hatten viel gehört, aber die wenigsten das gleiche. Darüber waren die meisten einig, Benz hätte zehntausend Gulden und vieles die Armen und mancherlei die Verwandten. In einer innern Stube war das Testament eröffnet worden, anfänglich nur in Gegenwart der nächsten Verwandten, die kühnsten unter den andern hatten nur so von ferne die Ohren gespitzt. Aber wie das dann so geht, die Hintersten drängten, der Notar hatte eine Stimme wie ein zerbrochener Topf, man mußte näher, wollte man was verstehen. Einiges verstand man, einiges nicht, einiges kam durch Tradition von den Vordersten zu den Hintersten, doch begreiflich mit vielen Variationen. Der Herr, der Hansli, habe eine Kuh geerbt, hieß es, welche er in Erlenbach gekauft, und dazu sei noch von Schulden abgelesen worden, welche ihm geschenkt seien, die Wirtin zu Zinggiwyl zwanzig Scheffel Korn zu Dreizinken, eine andere zehn Scheffel und die Hälfte der Hühner, eine andere die vorrätige Butter nebst einigem Gelde, die Magd vor Bäbeli, Mareili, tausend Gulden und zweihundert Ellen halbflächserne Leinwand. Immer mehr habe es ein Gedränge gegeben, daß man fast nichts habe verstehen können. Aber wenn was danach abgelesen worden, so habe es ein Gelächter gegeben, daß man es ganz vergessen, daß man an einem Begräbnis sei. Bald eins, bald das andere der Verwandten sei dann aus der innern Stube gekommen, zornig und brummend; der Herr, welcher die Kuh geerbt, sei durch die Leute gebrochen, schäumend wie ein wütender Ochse durch das Gehege. Aber davongelaufen sei er doch nicht, sondern nur bis an den Herrentisch und habe dort durcheinander geflucht und getrunken, daß es eine schreckliche Sache sei. Von einem solchen Testament habe man nie was gehört, solange die Welt stehe, habe er gesagt, und wer daran geholfen, der müsse ihm ins Zuchthaus oder gar auf die Galeeren. Einer, der ein solches Testament mache, dem fehle es im Kopf, und wofür seien die Zeugen da und ein geschworner

Notar, als zu sehen, ob einer beim Verstand sei oder nicht. Aber Bäbeli solle nicht Kummer haben, setzten sie gewöhnlich hinzu, mehr als fünfzig hätten gesagt, er solle nur probieren, sie wüßten, ob der Kirchmeier beim Verstand gewesen sei oder nicht, was sie wüßten, wollten sie reden, wo man es begehre, es möge kommen, zu was es wolle. Mancher, der ein Herr sein wolle, wäre wenigstens d's Halb gescheiter, wenn er den Verstand hätte, welchen der Alte nur am kleinen Finger gehabt habe.

Doch von den Erzählungen und Tröstungen vernahm Bäbeli wenig, sie rauschten nur so in seinen Ohren wie der Wind durch die Bäume, seine Glieder zitterten, und daß auch sein Herz bewegt war, sah man an den Tränen, welche über seine Backen rollten. Draußen im Stalle und um das Scheuerwerk herum war großer Jubel, Freude über den unerwarteten fröhlichen Ausgang, boshafte Freude, die Gesichter der Verwandten erscheinen zu sehen, welche hier ihre Fuhrwerke abholen mußten. Allerlei wurde vorgeschlagen und angebracht, wie man sie in Wort und Tat necken könnte. Namentlich wollte man Hansli, dem Herrn, seine ererbte Kuh hinten an die Chaise binden mit einem großen Blumenstrauß zwischen den Hörnern, wie man von Schützenfesten Schafe und Rinder, welche man als Preise erhalten, heim zu führen pflegt. Benz hatte die größte Mühe, das Volk in Schranken zu halten und jeden Mutwillen zu verhindern, die Gesichter jedoch formen und wegwischen auf ihnen Spott und Bosheit, das konnte er nicht.

Den Verwandten kam es allerdings als eine strenge Sache vor, noch einmal in den Nidleboden zu müssen, und gerne hätte jeder einen Taler oder zwei gegeben, sein Fuhrwerk stünde nicht dort. Warum noch einmal sehen müssen, was man gerne gehabt und nicht gekriegt und ohnehin vielleicht sein Leben lang nicht verwinden und vergessen kann? Zudem begriffen sie nur zu wohl, was für Augen man ihnen dort machen werde, und

wie schwer es für sie sei, diesen Augen sich preiszugeben, ohne auf irgend eine Weise sich bloß zu geben. Dennoch mußte es überstanden werden, denn durch Boten die Fuhrwerke holen zu lassen, das fühlten sie wohl, würde sie am allerlächerlichsten machen, vielleicht gar in den Kalender bringen. Nur einige Weiber verbündeten sich, gingen einen andern Weg und befahlen ihren Männern, bei einem bestimmten Wirtshause sie abzuholen. Kein Mensch und kein Teufel bringe sie mehr zu dem verfluchten Neste, sie wollten, sie hätten ihr Lebtag nie davon gehört, sagten sie.

Endlich rückte sie heran, die verblüffte Schar langnasiger Verwandten, doch nicht in Masse, sondern vereinzelt, und jeder machte ein eignes Gesicht und zwar ein so unbefangenes, als ihm möglich war, aber wenige brachten es dahin, daß sie aus dem Ton ihrer Stimme den Ärger und den Zorn herausgebracht hätten.

Vetter Hansli, jeder Zoll ein gemachter Herr, brutal und beschränkt, aber mit etwas Besenwurf übertüncht, frech und schlau, wo es um Batzen ging, kam daher, die ganze Gestalt voll Zorn und Gift, und ein ärger Gesicht als er machte sicherlich der Teufel im Buche Hiob nicht. Er polterte in den Stall, befahl anzuspannen auf der Stelle und zwar gut. Dann fuhr er ins Haus hinein, wo er Peitsche und Mantel versorget hatte, und auf dem Wege schien ihm was einzufallen, was sonst nicht häufig der Fall war. Es fiel ihm nämlich plötzlich ein, woran er bis dahin gar nicht gedacht hatte, daß er ledig sei und Bäbeli auch, daß Bäbeli nun eine reiche Erbin sei, und sei am Testamente nichts anzufangen, so lasse sich vielleicht desto mehr mit dem Mädchen anfangen, und sei es diesen Weg oder jenen Weg, wenn er nur zum Nidleboden führe; der sei allweg die Hauptsache. Der Mann kehrte sich plötzlich wie ein Handschuh, öffnete ganz manierlich die Tür zur Wohnstube, wo er Bäbeli zu finden hoffte und fand, trat mit angestammter Unverschämtheit, welche gar keine Notiz

nimmt von dem, was man fünf Minuten oder fünf Stunden vorher gesagt hatte, zu Bäbeli, bot ihm die Hand und wünschte ihm von ganzem Herzen Glück, er gönne es niemand besser als ihm, und der selige Vetter werde wohl gewußt haben, in welche Hände er es gebe, und wie es dieses Glück mit Abwartung (Pflege) und Aufrichtigkeit verdient habe. Es hätten das nicht alle gefunden, aber er wohl, habe es auch gesagt, und wenn er ihm was dienen könne, sei es Tag oder Nacht, so solle es ihn ansprechen. Ihm sei alles bekannt, und wenn einer ihm vor Verdrießlichkeiten sein (helfen) könne, so sei er es, bei den einen sei er wohl an (stehe er gut), und die andern hätten ihn zu fürchten. Jetzt wolle er nichts weiter sagen, nächstens werde er wiederkommen. So sprach Hansli und verabschiedete sich mit all ihm zu Gebote stehender Höflichkeit. „Hat der eine Frau oder möchte er eine?" platzte ein Weib heraus, welches gesehen hatte, wie Hansli bei der Eröffnung des Testamentes sich betragen hatte, ehe derselbe noch recht die Tür zugemacht hatte; ein schallend Gelächter der übrigen fuhr ihm nach. Ob Hansli es gehört, wissen wir nicht, wenigstens hob ihn sein glücklich Selbstbewußtsein darüber empor. Er war des glücklichen Wurfes sicher, blieb auch draußen freundlich, gab dem Knechte, welcher ihm sein Pferd hielt, diesmal einen Fünfbätzler Trinkgeld und zwar den schönsten, welchen er bei sich hatte.

Endlich rollte das letzte Fuhrwerk fort, und stille ward es im Nidleboden. Es war Abend geworden, mild und freundlich koste leise der Wind mit den duftenden Blüten, am blauen Himmel senkte sich des Mondes Sichel ihrem Bette zu, welches die Sonne soeben mit ihrer schönsten Glut vergoldet hatte. Verspätete Krähen suchten eiligst und schreiend ein Nachtquartier, vom Walde her hörte man der erwachenden Eule zärtlich Seufzen.

Langsam kam der alte Gerichtsmann den Hügel herab dem Hause zu. Erstlich hatte er ausharren müssen, bis der letzte Gast verschwand, und dieses ging lange. Es gibt immer

Leute, welche alles reut, was bei einer Mahlzeit übrig bleibt, welche meinen, sie verdienten einen Gotteslohn, wenn sie essen und trinken, bis nichts mehr auf dem Tische ist, und begräbt man einen alten, reichen Junggesellen, so teilt sich diese Eigentümlichkeit gar vielen mit. Zweitens hatte er noch mit dem Wirte abgerechnet. Er wußte aus Erfahrung, daß solche Rechnungen, solange sie in des Wirtes Kopf stecken, sind wie Brotteig, welchen man in geheizten Ofen tut, nämlich ansehnlich auflaufen und anschwellen. Um diesen Wachstum, welcher manchmal nur während der Nacht unglaublich ist, zu verhüten, hatte er also trotz der erst höflichen, dann gröberen Ablehnung des Wirtes ausgerechnet, und trotz dieser Vorsicht hatte er über zweihundert Gulden zu bezahlen gehabt.

Er wußte nicht, welchen Eindruck die Botschaft auf die Bewohner des Niblebodens gemacht, indessen ging er deswegen keinen Schritt geschwinder, und als er in die Stube trat, wo er Bäbeli alleine fand, blieb er bei dem üblichen Gruße: „Guten Abend gebe dir Gott!" „Danke Gott," sagte Bäbeli traurig. „Und was hast gesagt?" fragte er endlich und schlug Feuer für seine erloschene Pfeife. Da fing Bäbeli wieder an zu weinen und sagte, wie es so großes Glück gar nicht verdient, wie es damit nichts anzufangen wüßte, und wie eigentlich, wenn es recht gegangen wäre oder der Pate selig nicht habe auf den Reichtum und die Vornehmheit sehen wollen, die Sache jemand ganz anderem gehört hätte. Er wüßte doch nicht, sagte der Alte. Wohl, sagte Bäbeli, da sei der Benz, auf dem sei in der letzten Zeit die ganze Last gelegen, und der hätte sich betragen, daß der Vetter hätte zufrieden sein können, dem hätte sie gehört. Das tue ihm so schrecklich weh, daß der jetzt meine, es sei ihm vor seinem Glück gewesen, hätte dem Paten selig die Augen ausgebohrt, ihn vielleicht gar gegen Benz aufgehetzt. „He, das wird er nicht meinen," entgegnete der Alte. „Wohl, das meint er," sagte Bäbeli, „und das drückt mir fast das Herz ab. Ich habe es ihm am Gesicht angesehen, und kein freundlich

Wort hat er mir seither gegeben. Wenn er nur mit mir tauschen wollte, oder wenn ich nichts hätte, wenn er nur wieder zufrieden wäre und nicht meinte, ich hätte ihm zu Schaden geredet."

Das werde wohl zu machen sein, sagte der Alte, es hätten sich schon viele schwerere Sachen gemacht, und ging hinaus den Ställen zu. Draußen fand er Benz, der ein Gesicht machte wie ein zorniger Bär. „Und bist zufrieden mit dem Paten selig?" frug der Alte Benz. Und wenn er nichts erhalten hätte, so wäre er mit ihm zufrieden, antwortete Benz. Aber sagen wolle er ihm, daß er einstweilen für jemand anders sehen (sorgen) könne, der hier befehle, er wolle fort. „Ist's der Hochmut, daß du einen Kreuzer Geld hast, oder der Neid, daß du nicht den Hof hast, was dich forttreibt? Ist's das eine oder das andere, so solltest du dich schämen, Bürschchen," sagte der Gerichtsmann. „Es ist weder dies noch das," sagte Benz, „aber beim neuen Nidlebauer will ich nicht Knecht sein." „Darwider kann ich dir nichts haben," sagte der Alte, „möchte selbsten nicht. Aber was ich habe sagen wollen, du sollest hinein, Bäbeli möchte dich was fragen, dann kannst du ihm ja selbsten den Dienst aufkündigen." Benz ging, aber unwillig. Der Alte wandte sich dem Kuhstall zu, hielt Konferenz mit Kühen und Knechten.

Nach einer ziemlichen Weile, als Benz nicht wieder kam, schritt der Alte bedächtig wieder dem Hause zu, öffnete langsam die Stubentür. In der Stube standen Hand in Hand Benz und Bäbeli und hörten das Öffnen der Tür nicht. „Ihr werdet Tausches einig sein, oder hast dich frisch dingen lassen?" fragte der Alte. Erschrocken kehrten sie sich um und fuhren auseinander. „Nit, nit," sagte der Alte, „ihr habt euch nicht zu schämen, die Sache ist recht, gerade wie es sein soll." Bäbeli wollte sagen, es wisse nicht, was er meine. „Das sind Schneckentänze," sprach der Alte, „gerade so wollte es mein seliger Freund. Daß ihr beide einander gerne sahet, wußte er längst. Ihr waret ihm lieb, euch vertraute er den Nidleboden, welcher seit

zweihundert Jahren in der Familie ist, an dem er mit ganzer Seele hing, am liebsten an, machte ihn auch zum Weibergut, damit er gesicherter sei, wenn Benz zum Hudel (Lumpen) geraten sollte." Es wüßte nicht, woran der Pate selig was gemerkt haben sollte, und er solle doch ja niemand was sagen, daß sie von so was geredet hätten, bat Bäbeli. „Mädchen," sagte der Alte, „das läßt sich nicht verheimlichen; was getan werden soll, muß alsobald getan werden, so wollte es auch der Kirchmeier selig. Aber jetzt gehe und mach', daß das Abendessen gebracht wird. Stelle auf, was du hast, und vergiß den Wein nicht." Bäbeli wollte Einwendungen machen, wollte das Versprechen, daß er nichts sagen wolle. Allein der Alte blieb fest und trieb Bäbeli ohne Erbarmen an die Ausführung seiner Befehle.

Endlich ward das Essen aufgestellt, die Hausgenossenschaft versammelt. Unnötig war des Gerichtsmanns Vorsorge nicht, denn ein munterer Appetit hatte sich in Speise und Trank wohl selten an einem Tische kundgetan, und wir müssen sagen, selbst Bäbeli aß und trank, freilich weniger als die andern. Hie und da wurde eine scherzhafte Bemerkung laut über die Gesichter der Verwandten oder ein Vorwurf an Benz, daß er nicht erlaubt, Hansli die Kuh an die Chaise zu binden. Da begann der Alte und sagte, da könnten sie ein Beispiel nehmen, was Hoffart und Hochmut für einen Ausgang nehmen täten, weil er die Menschen mit Blindheit schlage, und wohin Fleiß und Treue führten, weil sie aushielten bis ans Ende, und immer jemand da sei, der sie sehe und lohne. Er kenne niemand, der ein Auge gehabt bis ins Innerste der Menschen hinein, wie sein Freund, und niemand, der kaltblütiger genommen, was er gesehen. Er habe die Wurfschaufel in der Hand gehabt, die Tenne gefegt, habe die Leute gesiebt, bis er im Hause gehabt, wer ihm anständig gewesen, treu und lieb, und allen denen habe er ein Zeichen getan. Nun erzählte er, was die meisten noch nicht wußten, was er jedem unter ihnen verschrieben hätte, las dazu die Worte ab, mit

denen er es getan hatte, und warum er es getan. Da war niemand, der nicht geweint hätte, und nicht wegen der Gabe, sondern wegen den wahren Worten und der schönen Vermahnung. „Benz und Bäbeli,“ fuhr er fort, „sind am längsten bei ihm, beiden war er Vetter und Pate, beide waren ihm gleich lieb, und er wußte auch, daß sie einander nicht zuwider seien, aber vorgreifen, sich einmischen wollte er nicht. Nun sei Gott gelobt und gepriesen, daß jetzt sein allerletzter Wille erfüllt ist, und morgen geht ihr beide und geht die Ehe an.“ Da war große Freude unter allen, welche diese unerwartete Nachricht hörten, bloß Bäbeli wehrte und wollte weinen oder böse werden, es wußte nicht recht was. Da sprach der Alte: „Mit der Eröffnung des Testamentes hat man nicht warten mögen, jetzt da es offen ist, will ich mit dem Vollzug auch nicht zögern. Wann mir gesetzt ist zu sterben, weiß ich nicht. So erfordert es auch die Sitte, welche unter solchen Umständen das Zusammenleben von Brautleuten nicht duldet. Übrigens kennt ihr euch seit Jahren, Vorbereitungen sind keine nötig, und der Selige hat seine Freude daran im Himmel. Also will ich es, und so geschieht es.“ So geschah es auch, und es war gut so, denn im Nidleboden geht es gut bis auf den heutigen Tag, Hoffart, Hochmut, Müßiggang sind dort noch nicht eingekehrt, sondern Liebe und Treue, Fleiß und Frömmigkeit sind die vier Sterne, welche in unverdüstertem Glanze über dem Nidleboden stehen, nie untergehen.

Harzer Hans, auch ein Erbvetter.

Vor einem Dutzend Jahren stand ich einmal auf dem Anstand, eines armen Häschens wartend. Der Jägerbursche war mit den Hunden tief unten im Walde schon geraume Zeit, die Hunde schlugen an oder gaben Vorlaut, wie man hier zu

sagen pflegt, aber auf wollte das Häschen nicht. Es wird bös Wetter geben wollen, dachte ich, es hebt kein Tier gerne sich aus dem warmen Lager, wenn ein Sturm im Anzug ist. Ein kalter Ostwind rauschte in den Wipfeln der gewaltigen Tannen, die dicht beisammen standen, fast wie das Korn im Acker, schlank und hoch hinauf in den Nebel ragten, als seien sie eigens zu Schiffsmasten gewachsen. Es war ein trüber, saurer (kalter) Novembertag, grau der Himmel, gelb die Erde, schwarz der Wald, gerade so einer von den Tagen, welche die schweren Gedanken bringen, die Schwermut herauflocken aus der Menschenseele, die Schwermut mit ihrer unerträglichen Pein, mit ihrem schwarzen Sinnen, mit ihrem Haß gegen Licht und Leben. Ich hörte nichts mehr von Jäger und Hunden. Der Wald war groß und an einer Bergseite liegend mit Schlünden durchzogen, aus welchen Laut und Ruf schwer zur Höhe dringen. Es ward mir unheimlich im Gemüte in des Waldes unheimlicher Stille, in welcher nichts vernehmbar war, als des Windes einförmig unheimlich Rauschen in den Wipfeln der Tannen. Da rauschte es plötzlich hinter mir im Unterholze, ich schrak zusammen, wie von einem elektrischen Schlage getroffen. Da schämte ich mich, wandte mich um, mit angezogener Flinte ein aufgestöbertes Tier, das von den Hunden sich geschlichen, erwartend. Ich sah nichts, aber langsam bewegte es sich im Gebüsche und schwerfällig, so daß ich nicht begreifen konnte, was es sein möchte. Daß wilde Schweine da seien oder Rehe, hatte ich nicht gehört. Zudem geht es bei diesen Tieren, wenn sie einmal auf den Beinen sind, rascher. Endlich bewegte es sich ganz nahe. Zwischen dunkeln Tannenzweigen sah ich ein breit Gesicht und neben dem Gesichte auf der Achsel eine Bürde. Es war ein Mann, welcher Reisbündel trug, und hinter dem Mann kam noch ein breit Gesicht mit einer ähnlichen Bürde, das aber war ein Weibsgesicht.

Sie legten ihre Bündel, welche aus dem schlechtesten Holze, zumeist aus Dornen gemacht waren, auf einen Haufen an den

Weg, setzten sich auf Tannenwurzeln, zogen ihr kaltes Mittagessen, Milch in einer Flasche und ein Stück hartes schwarzes Brot, hervor und begannen schweigend ihre Mahlzeit. Meines Bleibens war nun nicht länger hier, denn wo Leute zu Mittag speisen, ist ein schlechter Platz, um scheues Wild zu erwarten. Ich zog mich dem Jäger nach, dessen Ruf ich wieder hörte, brachte aber die Leute nicht alsbald aus dem Sinn, sie waren mir zu sehr aufgefallen. Sie sahen nicht aus wie arme Leute, es waren nicht bettelhafte Gestalten, groß waren beide nicht, aber dick und fest gebaut, der Mann besonders hatte Glieder von außergewöhnlicher Stärke und einen Kopf, mit welchem man eine Mauer sprengen konnte. Die Kleider waren schlecht, passend um Dornen zu hauen, aber sie waren aus gutem Stoff, den man an armen Leuten nicht sieht. Besonders das Säcklein, in welchem sie ihre Mahlzeit hatten, war mir aufgefallen, das war wie neu, recht schön, paßte gar nicht zu dörnenen (aus Dornengebüsch) Reisbündeln. Während ich dem nachdachte, brach das Geheul der Hunde los, der Hase war auf, die Jagd stäubte durch den Wald, wir hinten drein, stellten hier, dort uns an, aber umsonst, es war ein alter Pfiffikus, und überhaupt das Jagen schlecht. Nachdem wir einige Stunden lang uns abgehetzt, ging der Bursche spurlos verloren; wir hatten den Mut verloren, einen andern zu suchen, und machten uns mißmutig auf den Heimweg zu ungewohnt früher Zeit.

Unser Weg führte an einem Wirtshause vorbei. Es ist sonst nicht meine Sitte, auf der Jagd einzukehren, heute dünkte es mich, ich möchte den Ärger hinunterspülen. „Hans, hilfst (möchtest) einen Schluck trinken?“ frug ich. „Zwei, Herr, wenn Ihr's zwingen wollt,“ gab Hans zur Antwort. Vor dem Wirtshause stand eine Chaise mit schönem Roß und elegantem Geschirr, und aus dem Wirtshause stolperten zwei angetrunkene Schlingel, brüllten und fluchten, kletterten mit Not ins Fuhrwerk, und als sie oben saßen, brüllte der eine: „Seh, Wirt, bring noch eini, bin beim — schon wieder durstig, weiß beim Hagel

nicht, wie das gehen soll bis heim, daß ich nicht vor Durst versaufe!"

Ich mochte dem Spektakel, der mich ärgerte, nicht lange zusehen, ging in die Stube. Sie sei doch froh, bewillkommte mich die Wirtin, daß sie andere Gäste bekomme und die Unfläte los wäre. Wieviel die auch vertäten und wie nötig sie auch das Geld hätte, sie erschrecke doch allemal, wenn sie die von weitem sehe, vor denen sei niemand sicher. Sei kein Mannevolk da, um zu streiten, so gerieten sie hinter das Weibervolk, und habe sich dieses mit Not geflüchtet, so müsse der Hund unter dem Ofen herhalten oder die Tauben und Hühner vor dem Hause.

Auf meine Frage, wer sie seien, sagte sie, es seien zwei reiche Bauernsöhne aus den Dörfern herauf, die aus Hochmut was Apartes vorstellen möchten. Da sie nun nicht tun könnten wie Herren, so täten sie wie Kälber, verklopften ein Sündengeld, daß einem die Haare zu Berge stünden. Besonders der ältere und größere, Erzlige Joggi heiße er eigentlich, verschleudere unsinnig. Sage man ihm: „Eh Joggi, Joggi, denk', es hat alles auf der Welt einen Boden, jedes Loch und jeder Sack," so lacht er und pocht auf seiner Mutter Bruder, wenn der 'mal unter der Erde sei und er da geerbt, so vertäten es ihrer sieben nicht und wenn sie siebenmal mehr vertäten, als er. Das müßte ein Reicher sein, sagte ich. „Reich ist der," sagte die Wirtin, „grausam reich, aber er tut danach, aber ob der Erzlige Joggi was kriegt, selb ist noch nicht ausgemacht. Er meint den Harzer Hans zu Hartherzige, einen der Reichsten, von denen man hört im Lande, aber unter allen Wüsten vielleicht auch der Wüsteste, man erzählt von ihm Sachen, man darf sie kaum hören, geschweige glauben." Plötzlich schoß die Wirtin wie ein Wirbelwind zum Fenster und rief: „Geschwind, geschwind, seht, dort geht er mit seiner Frau. Wo Teufel waren die denn, man sieht sie sonst Monate lang nicht. Es ist wie immer, wenn man vom Wolf redet, so ist

er weit oder nah." Eben nicht in großer Hitze bewegte ich mich zum Fenster, sah nach dem Fußwege, welcher hinter dem Wirtshause durchführte, wohin die Wirtin zeigte, dort gingen zwei Leute. Jetzt erst ward ich lebendig, spitzte meine beiden Jägeraugen, und wen sah ich? Die beiden Menschen, welche Dornbündel zusammengetragen und über Mittag mit Milch und hartem, schwarzem Brote vorlieb genommen hatten. Sie werde spaßen, sagte ich der Wirtin, das seien arme Leute und erzählte, wie ich die beiden angetroffen. Sie schlug die Hände zusammen, und rief: „Da seht Ihr, wie er ist, und könnet daraus abnehmen, daß ich nicht gelogen, wenn ich gesagt, er sei der wüsteste Hund, der auf zwei Beinen läuft. Der Wald, in welchem ihr ihn antrafet, ist sein Eigentum und ist nicht der einzige Wald, welchen er besitzt. Ich habe oft sagen hören, er könnte in seinen Waldungen für zwanzig- bis dreißigtausend Gulden Holz schlagen und zwar zum größten Vorteil der Wälder. Aber nicht bloß hat er Holz im Walde, er hat ein großes Holzhaus voll Gehauenes daheim, von welchem es heißt, die Franzosen hätten es noch hineingetan (1798). Er hat vor den Fenstern seines Stöckleins (Nebenhaus beim Bauerhofe), in welchem er jetzt wohnt, Reisbündel bis über die Fenster hinauf, daß die Leute sagen, gar geistlich müsse Harzer Hans nicht sein, wenn er viel in der Bibel lesen würde, täte er mehr Licht durch die Fenster lassen. Aber er denkt wenig an die Bibel, sondern ans Geld. Hat er die Fenster mit Holz verschlagen, so hat er die Diebe weniger zu fürchten, braucht nicht zu fürchten, daß die Leute von der Straße weg sehen, wie er statt hinter der Bibel hinter dem Gelde sitzt und tagelang seine Taler zählt. Alle Jahre tut der fünf bis achttausend Gulden an Zins, und soll es doch niemand merken. Er hat nicht umsonst drei große Höfe und ausgeliehenes Geld, es weiß kein Mensch, wieviel, und gönnt doch keinem Menschen was, sich selbst nicht einmal. Darum ging er mit seinem Weibe an einem solchen sauren (kalten) Tag in den Wald und noch dazu in seinen entferntesten, weil er armen Leuten die Dornen

nicht gönnt und den Rossen seines Pächters die Ruhe nicht, denn die müssen sie ihm nun herfahren, und seine Frau muß sie grün verbrennen und im Höllenrauch fast ersticken, während er für viele Jahre dürres Holz beim Hause hat. Eine solche Bosheit wurde in Israel doch kaum erfunden."

„Ja," sagte ich, „allerdings kommt ein solcher Geiz selten vor bei solchem Reichtum und noch dazu bei einem verheirateten Menschen. Heiraten und Kinder haben lassen solche Dinge selten aufkommen, oder es müßten Mann und Weib danach sein, und eins das andere im Laster stärken." Kinder hätten sie keine, sagte die Wirtin, sonst könnte ja Erzlige Joggi sich nicht auf das Erbe vertrösten. Die Frau wäre kaum so, aber sie müsse halt mitmachen, sie sei zu bedauern, der Geiz scheine ein Familienweh(-fehler) zu sein bei Harzer Hans und immer zu wachsen. Darum auch werde Gott der Familie die Nachkommenschaft versagt haben. Was in hundert Jahren Geizhälse zusammengekratzt, das wisse Gott rasch wieder unter die Leute und zu Nutzen zu bringen.

„So ist das Familienübel," frug ich, „ein angeborener Fehler?" „Ja," sagte die Wirtin, „doch so wie es bei diesem war, war es noch bei keinem. Sein Vater durfte noch was brauchen (aufwenden), gab armen Leuten Holz, gab Bauholz denen, welche ein neues Haus bauen lassen wollten, ließ neue Roßgeschirre machen. Ja, man redete ihm nach, ob es wahr ist, weiß ich nicht, er habe alle Jahre ein Dutzend neue Hemden machen lassen, einen neuen Strick darum geschlagen und an eine Schraube im Speicher sie aufgehängt. Da blieben sie auch hängen, denn was er machen ließ, durfte er nicht brauchen. Gott schickte ihm Motten und Schaben, sogar Mäuse, ihn zu warnen und ans Rechte zu mahnen. Roßgeschirre und Hemden fraßen sie, aber er begriff Gott nicht, dachte an das Wahre nicht, er hatte Ohren, sie hörten nicht, einen Verstand, der schwer begriff. Der Junge aber ist viel ärger, der darf nichts mehr machen lassen, nicht bloß nichts brauchen, gibt keinem Menschen

was zu verdienen, kaum einem Schneider oder einer Näherin. Er trägt alte Kleider aus, und reißen sie, so flickt er sie selbst. Ja, es heißt, wenn seine Hemden oben Löcher kriegen, so nehme er unten weg, soviel als oben nötig sei, ja, es sei schon manch alt Paar Zwilchhosen verbraucht worden, um Hemden zu flicken, welche selbst keinen Flickstoff mehr lieferten."

„Aber, und dann die Frau?" frug ich. „Manche sagen," antwortete die Wirtin, sie sei nicht besser als der Mann und gönne auch niemand was. Wenn sie schon anders ist, so wird sie es nicht zeigen dürfen, denke ich, es hat alles seinen guten Grund." „Warum? was ist?" frug ich. „Kann ich noch eine Flasche holen?" frug die Wirtin. „Wir sollten fort," bemerkte ich. „He, nehmt noch eine," sagte die Wirtin, „ich habe dann Zeit, Euch zu erzählen, während Ihr sie trinket, wie es sich mit Harzer Hanses Frau verhält." Na, wer könnte solchen Aussichten widerstehn! Die Flasche ward gebracht, die Wirtin setzte sich und begann.

„Als ich jung war, da war mir das Mannen (Heiraten) nicht zuwider, begreiflich! Andere werden es auch so gehabt haben und noch haben, begreiflich! Fast noch lieber als Wirtin wäre ich eine reiche Bäurin geworden. Eine Bäurin kommt weniger zu Wein und Pasteten, kann weniger Geld durch die Finger rutschen lassen, dagegen muß sie auch nicht jedermanns Narr sein, kann befehlen, die Taler im Schranke besehen, statt mit schlechter Münze sich die Finger schmutzig zu machen. So wird es auch die Grubelise gehabt haben. Sie war ein hübsches, tüchtiges Mädchen, ihr Vater ein guter Bauer, der allweg seine zehntausend Gulden im Vermögen hatte, und Lise war einzig Kind. Lise hielt was auf sich, das Heiraten war ihm nicht zuwider, aber eine rechte Bäurin wollte es werden, so eine, daß, wenn sie unter der Haustüre stand, mit den Armen in der Seite, keine Katze neben ihr vorbei konnte.

Harzer Hans wohnte nicht weit von dem Mädchen, zwischen beiden Höfen, welche sein Vater besaß, lag der von Lises Vater. Etwas seltsam war Harzer Hans immer, im Schar-

wenzeln nie ein Meister, er fühlte sich von Jugend auf so gleichsam als der Hans oben im Dorfe. Er strich daher nie Mädchen nach, aber die Grubelise, welche ihm zufällig vor die Augen kam, gefiel ihm wohl und immer besser. Ein arbeitsam Mensch sei sie, dachte er, daneben nicht hoffärtig und doch, wenn nicht reich, eben auch keine Bettlerin. Die Grubelise merkte bald, daß sie dem Harzer Hans wohlgefiel, und ging ihm nicht aus dem Wege, begreiflich! Harzer Hans soll zu seiner Zeit ein ganzer Kerl gewesen sein und der stärkste weit und breit. Zudem war er das Augenmerk aller Mädchen, welche von ferne an so einen denken durften. Er hatte eine einzige Schwester, und der gebe man, was im guten Willen liege, hieß es. Nun besaß sein Vater zwei Höfe, der eine gehörte unter die schönsten im Lande, und ausgeliehen Geld hatte derselbe, hieß es, kein Mensch wisse wieviel.

Da einzusitzen (sich hineinzusetzen) und Bäurin zu werden, mußte allen rechten Mädchen, welche begehrten, zu Ehren zu kommen, gefallen, begreiflich! So an einem reichen Orte Bäurin zu sein, Kisten und Kasten, Keller und Speicher voll Sachen, Fleisch das ganze Jahr, Milch genug, Rosse im Stall, immer was für arme Leute, für Weiber, welche Neues bringen und unsere Sachen rühmen, allweil Zeit zu einem Kaffee im Hinterstübchen und zu Pfannkuchen Eier mehr als genug, und wo man hinkommt, das Geflüster: ‚Sieh, dort die Frau, das ist die Bäurin zu Hartherzige, von den reichsten Leuten sind's und eine besonderbar gute und berühmte Frau soll das sein', das ist ein Ehrenplatz, an den jedes rechtdenkende Mädchen gerne gekommen wäre, begreiflich!

Harzer Hans gefiel es besonders wohl, als er sah, daß er bei Grubelise nicht lange Umschweife machen oder die Zeit versäumen müsse mit dem Liebhaberspielen, sondern alsbald die Sache in Richtigkeit bringen konnte. Er sagte es, sobald er mit der Lise und ihrem Vater im Reinen war, seinen Eltern und dachte von weitem nicht an ihr Widersprechen. Er hatte

solches nie erfahren, hatte bei ihnen alles Recht, geartet wie sie, gab er ihnen nicht Anlaß dazu. Aber potz Türk, wie fuhren die auf, als sie hörten, daß Hans so eine von der Gasse heiraten wolle, denn zehntausend Gulden waren ihnen akkurat, was dem Teufel ein Bettler, der in die Hölle kömmt. Es gab großen Streit und Herzeleid. Aber was Hans im Kopfe hatte, hatte er nicht in den Füßen, und umsonst hieß er nicht Harzer Hans (Harze = Mühe, Arbeit kosten). Er sagte seinen Eltern an den Kopf hinaus, er sehe jetzt, wie lieb er ihnen sei, daß sie ihm das erstemal, wo er etwas für sich möchte, in den Weg stünden und wüst täten. Sie hätten Sachen genug, solange sie lebten, und könne er es später nicht machen, so sei es seine Sache. Sie aber wollten nicht daran gehen, jammerten schrecklich, wie es ihm ergehen werde, wenn er seiner Schwester ihr Erbteil herausgeben müsse, sie kehrten sich noch im Grabe um, wenn er vom Hofe müßte. Sie trieben Verwandte von allen Seiten herbei, dem Hans zuzusprechen, ihm Himmel und Hölle vorzustellen, aber alles umsonst. Hans hatte seinen Kopf, den hatte man jung nicht gebrochen, jetzt brach man ihn auch nicht mehr. Grubelise hielt aber auch fest an Hans, begreiflich! Sie wird sich grausam unterzogen (verpflichtet) und versprochen haben, mit Sparen und Arbeit einzubringen, was an Reichtum ihr abgehe. Eine gute Frau habe in einem so großen Hauswesen alsbald einige tausend Gulden herausgeschlagen, während eine reiche, welche es nicht verstehe und nur stolz und hoffärtig sei, in gleicher Zeit ebensoviel verliederliche. Heirate er eine reiche, so müsse Hans sich auch unterziehen, sie aber wolle tun, was er begehre und ihr Lebtag ihm daran denken, daß er sie nicht verachtet, wenn sie auch im Vergleich mit ihm arm sei. So wird die Lise gesprochen haben. War zwar nicht dabei, begreiflich!

Genug, Hans zwängte es und heiratete, die Grubelise ward Bäurin zu Hartherzigen. Aber die Sache kam bös. Hans blieb es doch im Kopfe stecken, er habe eine arme Frau

geheiratet, wenn er eine reichere hätte, so wäre er noch ein ganz anderer. Als die erste Liebe vorüber war, stand dieser Gedanke ihm immer obenan im Kopf, und was Hans im Kopf war, nahm er nicht die Mühe zu verbergen, er wärmte es der Grubelise bei jedem Suppenbröcklein auf, wie arm sie sei und wie reich dagegen er. Die Grubelise, von Natur gutmütig und barmherzig, bot alle ihre Kräfte auf, ihr Versprechen zu halten, mit Sparen einzubringen, was sie zu wenig eingekehrt (eingebracht). Sie tat sogar ihrer Natur Gewalt an, ward härter gegen die Armen, tat als Bäurin weniger Gutes, als sie als Grubelise getan. Aber wie sie auch haushalten mochte, es half alles nichts und wurde ihr nicht im mindesten angerechnet. Das eine blieb fest, sie hatte kein Vermögen, war arm, was sie erarbeitete, ersparte, achtete Hans nicht, rechnete es ihr nicht als Verdienst an, sondern als Schuldigkeit, hatte doch seine Mutter wenigstens soviel getan und war dazu sehr reich gewesen, und daß Lise sich gegen die Armen Gewalt antat, das merkte Hans gar nicht. So war es von je bei ihnen gewesen, und wenn Lise anders hätte sein wollen, so hätte er ihr den Marsch nicht schlecht gemacht. Nun ist's aber ein bös Dabeisein, wenn man nie genug machen, die Leute nie zufriedenstellen kann, wenn man uns das Gute nicht anrechnen, das Böse nicht vergessen will, wenn man es hat wie einer, der läuft und läuft und doch nie von der Stelle kommt, wie es im Traume uns oft ergeht. Es muß einem mehr und mehr in Kopf wachsen und wirbelsinnig (verrückt) machen. Zudem kam es der Lise immer mehr vor, sie versündige sich gegen die Armen, darum werde ihr nicht Barmherzigkeit, weil sie auch keine übe, bei so großen Mitteln so wenig tue an den Armen. Endlich, um dem Faß den Boden auszumachen, sollte Hans mit seiner Schwester teilen, sah jetzt so recht, wie sein Vermögen abnehme, jetzt kam die Reue so recht, nicht eine Frau zu haben, mit deren Vermögen er den Ausfall decken könne, erst jetzt ward er so recht wüst gegen Lise, sie tat ihm immer zu wenig und brauchte zu=

viel. Weil es nun aber einmal so war und es sich nicht ändern ließ, so half Hans sich anders. Er gab nämlich seiner Schwester das Vermögen nicht heraus und blieb dabei, der Schwager mochte sagen, was er wollte; er hieß nicht umsonst Harzer Hans, was der mal im Kopfe hatte, hatte er drinnen, mit hundert Ochsen zog man es ihm nicht heraus. Er sagte nämlich unverhohlen, sie könnten machen, was sie wollten, aber täten sie das Wüsteste alles gegen ihn, so mache er es auch gegen sie. Er habe keine Kinder, sie wohl, was da das Teilen abtrage, als unnütze Kosten machen? Lasse man alles beisammen, so wisse man ja, wem es gehöre, wenn er die Augen zutue. Übrigens wolle er alle Jahre ihnen geben, was er könne, mehr könnten sie nicht verlangen. Wollten sie so, wohl und gut, wo nicht, he nun, so müßten sie sich auch gefallen lassen, was er für gut finde.

Wenn einer mit drei Höfen und keinen Kindern den Kopf macht, so kann er was erzwingen, wenn er pfeift, so tanzt man, wie sehr man innerlich darüber flucht. Nun geschah aber etwas, woran Hans nicht dachte, woran Hans nichts machen konnte, woran Hans sich stoßen sollte, daß er nicht alles erzwingen könne, nicht Zwingherr sei, sondern sich anderer Menschen auch achten solle. Es fing Lise an im Kopf zu fehlen, sie ward schwermütig, bald zweifelte sie an der Seligkeit, bald fürchtete sie, sie kämen um ihr Vermögen, bald weinte sie auf das bitterlichste, daß sie niemand lieb hätte. Anfangs begriff Harzer Hans nicht, was das war, wollte es durchaus nicht leiden, hielt es für Faxen und Flausen, welche er schon vertreiben wolle. Aber Harzer Hans vertrieb sie nicht, er kam endlich dahin, zu begreifen, daß da was sei, woran er nichts machen könne, daß er nachlassen müsse, wenn es nicht ein Unglück geben solle. Dieses Unglück, den Selbstmord nämlich, fürchtete Harzer Hans mehr als alles auf der Welt, den Verlust des Vermögens vielleicht ausgenommen. Er fürchtete ihn aber nicht wegen dem lieben Gott und weil er denkt, der

Selbstmord sei eine große Sünde. Harzer Hans denkt nicht an Gott und nicht an seine Seele, Harzer Hans denkt nur an sein Geld und an alles, was es mehrt oder vermindert, aber Harzer Hans fürchtet sich vor zwei Dingen: vor Dieben und Gespenstern. Harzer Hans hätte seiner Frau das Ende, sei es nun ein seliges oder ein unseliges, von Herzen gegönnt, aber wenn sie Hand an sich lege, so glaubte er, komme sie wieder, habe nicht Ruhe in der Erde. So wollte er die Frau doch noch lieber lebendig, denn als Gespenst, welches ihn plagen konnte, wenn er Geld zähle oder seinen Nachbaren beim Wässern das Wasser stehle. Darum gab er sie fort zu einem Arzte. Der war berühmt in solchen Krankheiten, und da ihr niemand ihre Armut vorhielt, niemand ihr das Essen mißgönnte, so besserte es ihr bald, und nach einigen Wochen schon konnte der Arzt Bescheid machen, die Sache gehe gut. Harzer Hans war das ganz recht, denn das Kostgeld reute ihn schrecklich und dünkte ihn unverschämt hoch. Er dachte, es sei vielleicht schon lange ganz gut, aber der verfluchte Arzt wolle ihn plündern und unnötigerweise noch einige Wochen das Kostgeld abnehmen, es mache jeder Schelm, was er könne, und umsomehr, je nötiger er es hätte. An einem Sonntag machte sich Harzer Hans auf die Beine, um die Untersuchung selbst zu machen, ob's nötig sei, noch länger Kostgeld zu zahlen oder nicht. Er hieß die Frau mit sich ins Wirtshaus kommen, mit ihm eine Flasche zu trinken. Vielleicht erbarmte sie ihn, und er gönnte sie ihr, oder er tat es nur, um ungestörter zu sein und ungehindert die Untersuchung zu machen, ob sie beim Verstand sei oder nicht. Allweg freute es die Frau sehr, es kam ihr vor, als ob Harzer Hans ein ganz anderer sei, ganz der alte, wie er vor der Heirat gewesen.

Es dünke sie, sagte sie, sie möchte was essen, Schinken oder Braten oder was zu haben sei. ‚Ei, Frau,‘ sagte Harzer Hans, ‚ich wollte das bleiben lassen. Wenn du heim kömmst, so eßt ihr zu Abend, es kostet ohnehin alles so viel.‘ ‚He nun

dann,‘ sagte die Frau, ‚man kann es machen (aushalten).‘ Aber von Stund an verschlimmerte sich ihr Zustand wieder, der finstere Geist kam wieder über sie, Hans hatte mit einem Worte ihn wieder gerufen. Nun ging es lange, bis sie heil wurde und er ohne Gefahr sie heim nehmen konnte. Seither geht es, die Frau hat sich an ihr Leben gewöhnt, wenigstens scheint es so. Einige sagen, ganz richtig sei es doch nicht mit ihr, sie habe allweg etwas, welches sie plage, und manchmal sei sie lange Zeit wie sinnlos, merke mit offenen Ohren gar nicht, was um sie vorgehe, und man wolle immer davon sagen, das alte Übel komme wieder. Es sei allweg immer so, böse Geister kämen wieder, wenn nicht ein guter Geist das Haus besetzt halte, aber um den Harzer Hans herum werde kein guter Geist sein Bleiben haben. Derselbe rühre ja kein gutes Buch an, man sehe ihn nie bei dem Nachtmahl, ja er scheine die Kirche zu fliehen, ärger als der Teufel sie flieht. Kurzum, ein wüster Hund ist er, sei er nun reich oder nicht reich, meinetwegen, begreiflich,“ schloß die Wirtin in hitzigem Eifer ihre lange Erzählung.

Indessen hatte ich doch andächtig zugehört und hauptsächlich zweier Dinge wegen. Offenbar war in Harzer Hans eine mächtige Natur, aber von Jugend auf im engsten Gehäuse gehalten; mit dem Himmel in keinem Verkehr, mit der Welt bloß durch Kälber, Kühe, Roß- und Holzhändler, zeigte sie ihre Gewalt bloß in den engsten Schranken des Zusammenkratzens. Die von den Eltern angeerbte und angewohnte Richtung bildete sich in die äußerste Spitze aus. Seine Eltern wußten, was sie mit ihrem Vermögen wollten, sie wollten es ihren Kindern hinterlassen. Kind und Kindeskinder sollten es zu genießen haben und es ihnen danken. Aber warum knauserte Harzer Hans, was wollte er, der keine Kinder hatte? Wollte er, was jenes alte Ehepaar? Als die eine Hälfte desselben, der Mann, starb, wurde der Nachlaß versiegelt, nachdem er untersucht, endlich auch das bare Geld gezählt worden

war. „Frau," sagte der Beamte, „es sind siebenundsiebenzig Gulden, wieviel bedarfst du einstweilen zu deinem Unterhalt, ich will es dir zuhanden stellen." „Siebenundsiebenzig Gulden," antwortete die Frau schmunzelnd. „Es wird wohl mehr sein, habt Ihr Euch verzählt oder nicht recht nachgesehen?" „He," sagte der Beamte, das Geld überblickend, „gezählt wird wohl gut sein," und zum Schranke tretend, wo sie das Geld gefunden hatten, „darin sehe ich auch nichts mehr, es müßte denn da in der alten Schüssel was sein, da haben wir nicht nachgesehen." Von einem obern Laden (Brett) wollte er einen sehr großen Napf, wie er ehedem in großen Haushaltungen als Suppennapf gebraucht ward, herabheben und rief plötzlich: „Potz Teufel, ist der angenagelt, oder ist was darin?" „He, hebe recht," sagte die Alte, „es geht, wenn du stark genug bist." Der Napf war voll Taler, viele hunderte lagen da in trauter Eintracht und süßem Frieden beisammen. Eine himmlische Freude hatte die Alte ob der Verwunderung der Männer, und solange sie lebte, lebte sie alle Tage wohl an der süßen Erinnerung an diesen glücklichsten Augenblick ihres Lebens. Ein Nachbar von ihnen, dessen Bett nur durch eine dünne Wand von ihrem Bette geschieden war, erzählte, er habe sehr oft gehört, wie die beiden Alten in der Nacht zusammen gesprochen hätten und zwar laut, da beide nicht gut hörten, wie doch die Männer, welche zu versiegeln kämen, sich wundern würden, wenn sie es fänden, aber der Sache den Namen gegeben, hätten sie nicht. Wer es erlebe, solle aufpassen, was sie für Augen machen und was sie sagen, es werde sie kurios dünken. Darauf hatten sie sich also gefreut, auf die Augen, welche bei dem Finden gemacht würden, darum darbten sie sich's am Munde ab und hatten's bös bis ans Ende. Darum lebt und darbt sicher noch mancher, um der verwunderten Augen willen, welche über seinen Nachlaß gemacht werden. Das ist denn doch jedenfalls ein elend erbärmlicher Lebenszweck, an welchen man das Leben verschwendet, welches uns Gott gegeben hat, damit wir damit den Himmel gewinnen möchten.

Mich wunderte nun, ob Harzer Hans mit seinem mächtigen Kopfe bloß diesem elenden Zwecke lebe.

Das zweite, welches mich besonders anzog, war der Verlauf der Ehe, welche eine unglückliche wurde, weil darin das christliche Element durchaus fehlte, in Gott keine Versöhnung war, und die Welt, für welche sie beide lebten, trennt und nicht sühnt. Der Harzer Hans war von der Welt erfaßt, sie war der Teufel, welcher seine arme Seele in den Krallen hielt, er zürnte der Frau um der Welt willen, sie wollte ihn mit Weltlichem versöhnen, aber sie vermochte es nicht, die Welt verstörte ihren Geist und machte die Seele krank. Das war mir sehr merkwürdig, es war der Schlüssel zu dem Rätsel, warum soviele Ehen nicht bloß unglücklich sind, sondern auch die Seelen darin verderben. Die Ehe ist eine göttliche Anordnung, allen denen dienend zur Seligkeit, welche Gott lieben, aber was denen, welche Gott lieben, zur Seligkeit dient, wird denen zum Fluch, welche Gott weder ehren noch lieben, noch den ehren und lieben, durch den er sich dargestellt in der Welt: Jesus Christus.

Der Mann war meiner Aufmerksamkeit entgangen bis dahin und zwar aus sehr einfachen Gründen. Der Mann war einer von denen, welche daheim leben, welcher von allen Geschäften der Gemeinde sich zurückzog, weil er nichts mehr haßte, als einen Schritt zu tun, der ihm nichts eintrug. Er verkehrte mit niemand, als mit seinen Lehenleuten (Pächtern) und Schuldnern, und hatte mit allen sich so gestellt, daß er große Gewalt über sie hatte und die Gewalt anwenden konnte, ohne viel Lärmen zu verursachen. Zudem ist's sonderbar mit den Augen. Wir meinen wenigstens tags die Augen zumeist offen zu haben, und doch haben wir sie zu für die meisten Dinge und müssen fast allemal geweckt werden ganz apart, wenn wir was bemerken sollen. Nun mir der Verstand gemacht war, nahm ich erst wahr, was ich unzählige Male gesehen hatte. Ich nahm wahr den prächtigen Hof zu Hart-

herzigen und die mit Reisbündeln vergitterte Wohnstube, den an das Haus stoßenden Wald mit prachtvollen Tannen und das Holzhaus, in welches die Franzosen das Holz getragen hatten, welches allerdings alt und ehrwürdig aussah. Erst jetzt sah ich des Mannes absolutes, zwingherrliches Wesen, in welchem er unumschränkter Herr auf seinem Besitztum sein wollte, daß auf demselben kein Fuß sich bewege ohne seinen Willen, ja, daß er es eigentlich um und um (rund herum, vollständig) den Menschen verschlossen hätte, so gut als Gott den Erdbewohnern seinen Himmel. Er erschwerte alle Durchgänge durch sein Gut, und wo er sie nicht verbieten konnte, da zerstörte er doch die Stege über die Bäche oder trug sie heim. Wenn Arme, wie es allenthalben üblich ist, Holz zusammenlasen am Ufer des Flusses, an welchen sein Land stieß, und der, wenn seine Wasser anschwellen, aus den Bergen Holz bringt und in ebenem Lande es liegen läßt, dieses Holz ans Ufer trugen, welches der Mann das seine nannte, wenn sie dann heimgingen, Karren oder Wagen zu holen, um es heim zu fahren, so fanden sie es nicht, wenn sie wiederkamen. Harzer Hans hatte es unterdessen geholt und zu seinem andern Holz es gebracht unter dem Vorwand, was auf seinem Lande liege, gehöre ihm und niemand anderem. So verging ihnen die Lust, neben seinem Lande zu sammeln und das Gesammelte auf seinen Boden abzulegen. In seine Stube kam, außerordentliche Fälle ausgenommen, gar kein Lebendiger. Dort soll es merkwürdig aussehen. Bett soll keines zu sehen sein, aber in einer Ecke der Stube sei ein Verschlag, wie man sie sieht in den Ställen, besonders eingerichtet für trächtige Mutterschweine. Was in dem Verschlag war, hat niemand gesehen, ob ein Bett oder keins, weiß die Welt nicht. Der Mann bekümmerte sich durchaus um keinen Menschen in der Welt, als wenn derselbe ihm schuldig war oder er ihm Geld leihen sollte, dann kümmerte er sich um dessen Solidität und zwar sorgfältig und genau. Wäre ein König gekommen und hätte ihm gesagt:

„Hans, dort sind hungrige, elende Menschen, gib mir einen Kreuzer Geld oder einen Bissen Brot für sie," so hätte er gesagt, was er habe, brauche er selbst, und wenn der König so großes Erbarmen habe, so solle er selbst helfen und nicht andere plagen. Gedacht hätte er, wenn der ihm noch einmal zum Hause komme, so hülfe er ihm unsauber weg, seinetwegen König oder nicht König. Akkurat gleich hätte Hans gedacht oder gesprochen, wenn ihn jemand an Gott gemahnt hätte. Das tat aber niemand, und wenn er sich auch vor Gespenstern fürchtete, so lag doch Gott durchaus außerhalb dem Bereiche seiner Gedanken. Daß er irgend was nicht recht mache oder daß er über irgend was Rechenschaft geben müsse, fiel ihm nicht im entferntesten ein. Er plage niemand, ihn solle man auch in Ruhe lassen, was er mache, mache er für sich, niemand gehe es was an. So sehe er die Sache an, drückte er sich aus. Harzer Hans war ein ganzer Mann und wollte nicht anders scheinen, als er war, dazu war er zu absolut und zu stolz. Jemehr ich ihn ins Auge nahm, desto mehr sah ich, daß nicht der Geiz allein ihn beherrsche, sondern die Gewohnheit, unumschränkt seinen Willen geltend zu machen und alles zu hassen, was seinem Willen entgegentrat, es war das ganz Einfache, Natürliche: die Neigung, Gott und seinen Nächsten zu hassen. Er wollte nur von seiner Sache nichts brauchen, ob er daran dachte, nach seinem Tode großes Vermögen zu hinterlassen, zweifle ich, er dachte gar nicht an den Tod und was nachher die Leute sagen würden; er wollte halt den Leuten die Freude nicht machen, daß sie ihn zu dieser oder jener Ausgabe zwingen oder verleiten könnten. Das machte, daß viele Menschen eine Art Respekt vor ihm hatten, welchen jede Kraft einflößt, selbst wenn sie ihren Sitz bei einem Verbrecher hat. Aber lieb hatte ihn niemand. Arme mieden sein Haus wie Furchtsame nachts einen Kirchhof. Wer Hilfe bedurfte, suchte sie nie bei Harzer Hans, außer wer Geld bedurfte, guten Zins versprechen und gute Sicherheit leisten konnte.

Man kannte kein Beispiel, daß er jemand ohne Bürgschaft oder Pfand drei Kreuzer anvertraut hätte. Seine Pächter waren die einzigen, welche ihn in ordinären Zeiten nicht schalten, welche Sorge zu ihm trugen. Harzer Hans kannte das Land gut, er war ein Bauer, und seine Höfe wußte er zu schätzen. Er wollte sie daher nicht von Pächtern ausnutzen lassen, darum las er habliche (wohlhabende) Pächter aus, forderte nicht übermäßigen Zins und richtete sich so ein, daß er sie alle Jahre fortschicken konnte. Der Pächter Vorteil war es also, wenn sie zum Lande Sorge trugen, es verbesserten. Darauf sah der Pachtherr, und solange sie dies taten, konnten sie im Lehen (im Pachte) bleiben, dies war ihr großer Vorteil. So war's in ordinären Zeiten, gab es aber was extra, dann erfuhren sie, wie lieb sie ihm waren, und konnten marschieren, wenn sie im geringsten sich weigerten, unbedingt sich seinem Willen zu unterwerfen.

So sah ich dem Manne zu, lange, und ich hätte fast mit David irre werden mögen an Gott, denn dem Manne ging alles glatt und schön, alles wie er es wünschte, d. h. sein Vermögen mehrte sich alle Tage, akkurat wie er darauf rechnete. Er hatte keine Verluste, es hagelte nicht, es verbrannte ihm nichts, seine Pächter zahlten richtig, und seine Schuldner waren solid. Geldanwendungen (Geldanlagen) waren sein Fach, das verstand er wie der beste Notar, er war ordentlich gelehrt darin. Ob es denn diesem so geschliffen (glatt) und wie gewünscht gehen solle, bis an das Ende? dachte ich manchmal. Das ist eine uralte Frage, der himmlische Vater antwortet darauf bald so, bald anders, nach seinem Wohlgefallen, und wie er antwortet, wird es gut sein, wenn auch der Mensch nichts daran begreift.

Harzer Hanses Haus war, wie gesagt, ein Geheimnis, er hätte auch sein Leben gerne zu einem Geheimnis gemacht, wenn es nur möglich gewesen wäre. Ich ging öfter bei seinem so seltsam vergitterten Hause vorbei, ohne weiter was

zu bemerken, bis mir endlich auffiel, daß ich die Frau nicht mehr sah. Mit großer Mühe vernahm ich, es fehle ihr wieder im Kopf, sie hätte keinen rechten Sinn mehr und sei wieder bei einem Arzt.

Nicht lange darauf sah ich den Harzer Hans und seine Frau auf einem Bernerwägelchen sitzen und von einem Wirtshause wegfahren. Das war ein Weltwunder, das hatte noch niemand gesehen, da mußte was Außerordentliches, ins Leben tief Einschneidendes sich zugetragen haben, was ich erfahren mußte. Ich ging also ins Wirtshaus und frug, ob das nicht Harzer Hans mit seiner Frau gewesen, und ob das eine Änderung vor seinem Tode bedeuten solle oder was anderes? „Ho," sagte die Wirtin, „viel Gutes bedeutet es allweg nicht, aber sterben wird Harzer Hans noch nicht wollen, sonst wäre das wohl das Beste, wenn es nicht etwa gehen sollte, wie letzthin ein alter Küher gesagt hat, daß es ihm ergehen werde." „Wie dann?" frug ich. „He," sagte die Wirtin, „er hat gesagt, dem werde es akkurat so gehen wie einst einem in Trubschachen. Der habe auch keinen Batzen ausgeben wollen, habe keine Kinder gehabt und sei unbarmherzig gegen alle Menschen gewesen. Endlich sei er auch gestorben, aber schwer sei es gegangen, bis er es gekonnt, und sein Gut sei unter lachende Erben gefallen. Der sei als schwarzer Hund wiedergekommen und müsse nun allen Batzen nachlaufen, welche von seinem Gelde ausgegeben würden. Bald renne er durchs Land wie toll, bald heule er ganze Nächte vor Wirtshäusern, in welchen seine Erben sein Geld verpraßten, und Ruhe solle er keine haben, bis jeder Batzen wieder an den rechten Ort gekommen, wo er hingehöre. Einstweilen aber sei man noch übel geplagt mit dem Hund, begreiflich.

Seine Frau ist wieder krank im Kopf und gar kurios. Sie grämt sich nicht mehr wegen diesem oder jenem, sie hat gar keine Gedanken mehr, es ist, wie wenn alles in der Welt sie nichts anginge, ich glaube, sie weiß oft nicht, ist es Tag oder

Nacht, daneben sieht man ihr von außen gar nichts an. Es hat ihr schon lange angefangen und Harzer Hans hatte wieder Furcht, sie möchte sich ein Leid zufügen, von wegen das Gewissen wird ihn geplagt und ihm gesagt haben, sie hätte Ursache. So war sie eine Weile bei einem Arzt, es ging ihr recht ordentlich, sie wußte wieder, wo sie war, und wann Essenszeit, und der Doktor sagte, wenn er sie ihm eine Weile lasse, so glaube er, sie bessere sich, und die Gedanken kämen ihr wieder. Aber dem Harzer Hans dauerte das zu lange. Er soll gesagt haben, was er von der Frau habe, sei ein gar geringes, er vermöge nicht, sie daraus so für nichts und wieder nichts bei einem Arzte zu haben. Der Geizhund denkt nicht, was sie ihm ersparen half, und was er von ihr erhielt, scheint er noch ableugnen zu wollen. Es nimmt einen manchmal wunder, wieviele gute Blutstropfen ein solcher Unflat eigentlich im Leibe haben mag. Er sagte, so könne sie daheim auch sein, und ihre Sache solle sie haben so gut als hier. Der Arzt meinte, wenn er es erzwingen wolle, so müsse er es geschehen lassen, aber er solle manierlich mit ihr umgehen, sie zerstreuen, mit ihr ausfahren, ihr gönnen, was sie möge, Fleisch, Wein, kurz, was es sei. Je besser man es mit ihr meine, daß sie es deutlich merke, destomehr werde sich ihr Zustand bessern. Gefressen hätte er sie nie, soll Hans gesagt haben, sonst wäre sie nicht mehr da, und wenn sie täte, wie es üblich und bräuchlich sei, so hätte sie es auch wie andere Leute. Aber wenn sie immer nur verrückt sein wolle, so sei man geschlagen mit ihr, das Beste wäre für sie und andere, wenn sie bald von der Welt käme. So brachte er sie wieder und fährt zuweilen mit ihr aus, und damit die Leute glauben sollen, wie gut er es mit ihr meine, hält er mit ihr vor einem Wirtshause still und läßt für sie beide einen halben Schoppen Wein herauskommen. Du mein Gott, für sie beide, wo ein Kind nicht zuviel daran hätte! Davon bietet er ihr an, manchmal nimmt sie, manchmal schüttelt sie bloß mit dem Kopf, dann trinkt er alleine. Das wird aber bald aufhören,

die Leute sagen, es sei bereits wieder viel schlimmer mit ihr geworden, die Unachtsamkeit komme wieder. Aber es ist kein Wunder. Wenn ich jahrelang kein gut Wort bekäme und kein freundlich Gesicht zu sehen, zu wenig hätte, zu wenig täte, zuviel brauchte, es wüßte kein Mensch, was ich anfangen würde, zu Tode grämen wäre das wenigste." Dies vernahm ich und machte mir schwere Gedanken.

Es ist schrecklich, dachte ich, wenn ein Mensch dem andern das Messer in den Leib stößt oder eine Kugel vor den Kopf schießt, daß er sterben muß, aber ist's nicht viel schrecklicher, wenn einer seinen Nächsten innerlich tötet, seine Seele alle Tage ausstrecket auf die Marterbank, sie da peinigt mit bösen Blicken und bösen Worten und nie nachläßt, alle Morgen neu anfängt, nicht absetzt bis zur Nacht, und dies Tag um Tag, Jahr um Jahr, vom ersten Tage der Ehe an, bis die Haare grau werden, viele, viele Jahre lang, bis der Tod das eine oder das andere nimmt? Müssen da nicht endlich die Gefühle stumpf werden, bei dem Gemarterten die Gedanken erlöschen, Unempfindlichkeit über die Seele kommen? Liegt eben darin nicht eine große Huld Gottes, daß er des Armen Bewußtsein verschleiert, den Plagen die Spitze bricht und doch das Leben nicht löscht, so daß der Arme seinem Peiniger vor Augen stehen muß als ein sichtbares Denkzeichen: Siehe, das hast du an einem meiner Kinder getan, daß er ihm vor Augen stehen, an seiner Seite wandeln muß, ihn auch quälen und plagen muß durch die Last, die er verursacht, durch den bloßen Anblick, auch wenn ihm die Erkenntnis noch nicht aufgeht, daß er die Ursache ist, ihm das Schreien zum Himmel um Gnade nicht kömmt? Mich nahm es wunder, wie es so in einer verschleierten Seele aussieht, ob es Nacht in ihr ist ganz und gar, oder ob nicht noch in den tiefsten Tiefen ein Lichtlein ist, dessen Strahlen aber nicht bis zu den Sinnen können, sondern gefangen bleiben in den Tiefen. Aber wer ergründet die Geheimnisse der Tiefe? Ein Geheimnis ist der Meeresgrund, geheimnisvoller als der

Meeresgrund ist der Seele Grund, nur was spielt und sich spiegelt auf der Oberfläche, wird dem Menschen kund.

Ungefähr in dieser Zeit starb Harzer Hanses nächste Erbin, nämlich seine Schwester, ihre Kinder traten also in der Erbfolge ein Glied weiter hinaus, liefen Gefahr, das ganze Erbe ihrer Mutter, welches noch in Harzer Hanses Händen war, in Frage gestellt zu sehen, besonders wenn Harzer Hans vor seiner Frau sterben sollte. Der eine dieser Erben war bei Harzer Hans sehr wohl an (angeschrieben), er hatte selbst sehr viel Ähnlichkeit mit ihm, seine Persönlichkeit würde ebenfalls ein sehr merkwürdig Bild abgeben, doch wollen wir uns einstweilen nicht mit ihm abgeben. Dieser nun riskierte nicht gerne einen Kreuzer, geschweige daß er so viel Tausende auf das Spiel setzte; dieser hatte auch einen Kopf, mit welchem man Straßenpflaster stampfen könnte, ohne daß es Beulen geben würde. Er hatte das gleiche Zwingherrliche und konnte sein Lebtag hassen, wer ihm einmal widersprochen; dieser wollte, daß Harzer Hans ihnen das Erbe seiner Schwester sicher zustelle. Das galt was, man kann sich's denken, aber was die beiden sich sagten, das hörte man nicht, so was blieb Geheimnis. Indessen mußte Harzer Hans nachgeben, er kannte die Gesetze zu gut, um einen Prozeß zu wagen, und wußte, daß man auf der andern Seite ebenfalls Geld hatte, Prozesse anzufangen, und Köpfe, welche nicht nachgeben, wenn sie einmal angefangen hatten. Doch ließ man sich eine Form gefallen, nach welcher Harzer Hans scheinbar nichts aus den Händen gab, sich einreden konnte, es sei noch alles sein Eigentum, aber zürnen tat er dennoch bitterlich, und mehr als Jahr und Tag durfte sein Verwandter ihm nicht unter das Dach. Hans konnte es nicht verwinden, daß einmal jemand ihn zu was gezwungen, ihn, den Harzer Hans! Na, dachte er, wenn der Junge ihn zu was gezwungen, so wolle er doch mal auch was probieren.

Es ärgerte ihn, daß seine Schwester gestorben sei, wo es ihm also bös gegangen, d. h. wo er habe teilen und noch Kosten

zahlen müssen, daß dagegen seine Frau lebe, deren Tod ihn so sehr erleichtern würde. Gott hätte das umgekehrt machen sollen, werde es aber nicht besser verstanden haben; wer nun eine Sache nicht verstehe, dem mache man den Verstand, so sei es bräuchlich, es werde wohl auch hier erlaubt sein. Harzer Hans hatte nämlich gehört, sei jemand krank und allen lieb, wenn der Kranke sterben würde, so sei es gut, wenn man in der Kirche für ihn beten lasse, gewöhnlich trete dann eine Änderung ein. Eine Änderung aber könne nicht fehlen, wenn man für den Kranken in drei Kirchen beten lasse, dann müsse Gott, er möge wollen oder nicht. Harzer Hans lebte nicht im Glauben, sondern im Gelde, er frug Gott nichts nach; ein Mann mit dreimalhunderttausend Gulden hat niemand nötig, er kann es allein machen; er rechnete, wo er ging und stand, darin bestand sein inneres Leben. Harzer Hans hatte aber von Jugend auf viel Abergläubisches gehört, er hatte das nämliche oft gehört, es war ihm geblieben, wie er es gehört, denn nachgedacht hatte er nicht darüber; es war ihm geblieben wie z. B. die Notiz: Hast Bauchweh, so nimm Hofmannstropfen; sind die Kühe gebläht, so schütte ihnen Öl ein; im Widder (Sternzeichen des Tierkreises) laß die Haare schneiden. Derlei hat er viel im Kopf und glaubte daran, besonders wenn es ihm kommod war. So hatte er von Jugend auf gehört, wen man hasse, könne man bei den Kapuzinern zu Tode beten lassen, und Kranken, für welche in drei Kirchen gebetet würde, bessere es vollständig, daß ihnen kein Glied mehr weh tue. Nun dachte er nicht weiter über die Dummheit und Heillosigkeit solcher Sprüchlein nach, über den Unsinn, den allmächtigen Gott regieren zu wollen, entweder selbst oder durch Kapuziner und Pfaffen, wie Harzer Hans die Pfarrer zu titulieren beliebte. Harzer Hans dachte bloß, wenn alles mache, was ihm zuwider sei, so wolle er auch versuchen, was gut sei, und wenn Gott seine Schwester getötet, so wolle er doch probieren, ob ihm derselbe nicht auch die Frau abnehmen müsse.

Harzer Hans ging zu drei Pfarrern und ließ in drei Kirchen beten für die Frau. Die Pfarrer kannten den Aberglauben wohl, sie wiesen ihn daher nicht schnöde ab, sondern sie sagten ihm: „Höre, Hans, gerne wollen wir für deine Frau beten, es ist eine arme Frau, und beten für Arme und Bedrängte sollen alle Christen, und beten mit uns für deine Frau soll die ganze Gemeinde. Aber Hans, hör', du mußt aufrichtig und von Herzen mitbeten, mußt an deiner Frau tun, was einem Christen ziemt. Hans, hör', meinst du es falsch, meinst du deiner Frau mit Beten abzukommen, dann Hans, hör', dann kehrt sich das Gebet um, wird zum zweischneidigen Schwert, das dir durch die Seele fährt. Jetzt besinne dich, Hans, sollen wir beten oder nicht?" „Wenn es Euer guter Wille wäre," sagte Harzer Hans, „ja, ich wollte Euch angehalten haben." Harzer Hans dachte: Bet' du nur, dann wird es gehen, wie es üblich und bräuchlich ist und nicht so nach eines Pfaffen Gstürm (Gerede), das sind auch deren Leute, welche heutzutage weder was zu bedeuten noch was zu befehlen haben und zwar weder im Himmel noch auf Erden. Es sieht nämlich zuweilen wunderlich aus mit der Logik in den Köpfen, namentlich mit der Logik über das Beten, und selbst bei Leuten sieht es wunderlich damit aus, welche nicht im entferntesten Hegelianer sind. Wir sagen dies nicht in nächster Beziehung auf den Harzer Hans, derselbe hatte große sittliche Anlagen zu einem Hegelianer.

Aber wie zornig ward Hans, als seine Frau allem Beten zum Trotz die gleiche blieb, Gott sich nicht wollte zwingen lassen. Nun erst nahm Harzer Hans die Pfaffen aufs Korn und hielt für dumm, wer was von Gott erwartete, irgendwie sich an ihn wandte. Was man nicht selbst mache, das mache einem niemand, dachte er, d. h. wohlverstanden, Hans dachte nicht im entferntesten daran, seine Frau selbst zu töten, er wünschte bloß, der Last los zu sein. Am billigsten wäre es, hatte er gedacht, würde Gott das selbst machen und sie zu sich nehmen, er möchte sie ihm von ganzem Herzen gönnen.

Mache der den Kopf (sei der halsstarrig), so wollte er sich doch die Sache so leicht als möglich machen und nicht sein Lebtag mit der Frau geplagt sein und noch dazu mit einer so armen. Er nahm den Weg unter die Füße, ging zu einem seiner Pächter, sagte zu ihm: „Hör', Sami, du weißt, wie es mit meiner Frau steht, bei mir haben kann ich sie nicht mehr, müßte ihretwegen expreß eine Magd anstellen, und sie hat mir zu wenig eingebracht, als daß ich das vermöchte. Nimm du sie, du hast Platz im Hause und ich will dir tun, was billig und recht ist, du weißt, du hast eine wohlfeile Pacht." „Wenn ich brav arbeite," sagte Sami, „so bringe ich notdürftig den Pachtzins auf, Ihr kennt die Sache so gut als ich. Daneben will ich nicht klagen, und wenn ich Euch einen Gefallen tun kann, so soll es nicht nein sein. Aber umsonst vermag ich es nicht, Ihr wißt, ich habe einen Trupp Kinder, und wenn ich sie nehme, so soll sie ihre Sache haben standesgemäß, wie es sich dazu gehört." „Vierzig Taler sollst haben im Jahr, wenn du sie nicht umsonst willst, denke, du kannst zufrieden sein," sagte Harzer Hans. „Nein," sagte Sami, „damit kann ich nicht zufrieden sein. Das macht hundert Franken nach unserm Gelde. Das zahlt jede Gemeinde für die ärmsten Personen, auch wenn es ihnen nicht im Kopfe fehlt," sagte Sami. „Euere Frau hätte ich nicht das Herz zu halten wie ein Bettelweib, sie muß eine Abwart (Aufwartung) haben und Speis und Trank, wie es sich dazu gehört, ich möchte mir nicht nachsagen lassen, sie sei bei mir verkommen und halb Hungers gestorben. Wollte sie lieber nicht, aber wenn es Euch ein Gefallen ist, so will ich sie samt einer Magd um hundert Taler jährlich, aber, wie gesagt, nur Euch zu Gefallen." „Warum nicht tausend, es ginge in einem zu," sagte Hans. „Wenn du sie nicht willst um vierzig Taler, so nimmt sie schon ein anderer, aber dann den Hof dazu." „Hätte es nicht am Gewissen," sagte Sami. „He nun, so sieh dich nach einem andern Platz um, du weißt, den funfzehnten März ist die Pacht aus," sagte Harzer Hans im Zorn, daß einer ihm zu widersprechen wagte und noch dazu

ein Pächter, der freilich ein braver Mann und guter Zahler war, wie Hans sie sonst nicht ungern hatte. Der neue Pächter nahm die Frau, behielt sie aber nicht lange, wahrscheinlich dünkte das wenige, was er zahlen mußte, Harzer Hans auf die Länge zuviel.

Jetzt, was machen, daß es nichts kostet! Harzer Hans weiß sich zu helfen, er gibt die Haushaltung auf, zieht samt der Frau zu einem Pächter, d. h. er in ein Stübchen, die Frau sperrt er in einen Verschlag im Kuhstall, vermacht (macht zu) im Kuhstall alle Löcher, die Öffnungen, durch welche man den Tieren das Futter gibt, daß der Pächter seine Kühe oft mit der Zunge weit vor dem Maule findet, in aller Eile öffnen muß, daß sie ihm nicht ersticken. Aber der Frau tat es nichts, sie starb nicht. Sie starb im Winter nicht, wo sie wieder in die Stube kam, aber nur dreimal zu essen bekam, während sie sehen mußte, wie Pächters viermal des Tages aßen. Der Mann hatte nur für dreimal akkordiert und zwar auch für sich nicht mehr, das muß man zur Steuer der Wahrheit sagen. Das Brot hatten sie für sich apart, brauchten zusammen in einer Woche oft nur zwei Pfund, und auch daran starb die Frau nicht. Aber beinahe wäre Harzer Hans gestorben, erst in großen Gefahren, dann in großem Zorn. Er hatte wieder eine schöne Kapitalschrift eingehandelt von sechs oder mehr tausend Gulden, das Geld mußte einige Stunden weit von Hanses Wohnsitz erlegt werden. Das mußte heimlich gehen, begreiflich! hätte die Wirtin gesagt. Um Mitternacht weckte Hans einen Knecht des Pächters, der muß einen schweren Kloß, mit Lumpen umwickelt, eine Stunde weit tragen, es sei ein alter Amboß, hieß es. Dort mußte der Schuldner ein Fuhrwerk bereit halten, um Geld und Gläubiger zu spedieren. Das Pferd gehörte dem Schuldner, die Chaise war geliehen, der Sohn des Schuldners stellte den Fuhrmann vor. Hin ging's gut, her aber nicht. Das Roß nahm Reißaus, Hans lief Gefahr, gerädert zu werden, wurde indes bloß noch geschunden, übel zer-

schlagen wurde die Chaise. Das Unglück sollte ein Geheimnis bleiben, die Chaise dürftig geflickt werden, das Ganze aber wurde verraten, der Eigentümer ließ die Chaise durch einen berühmten Stellmacher kurieren, die Kur kostete schwer Geld, und Hans mußte einstweilen bezahlen, was ihn grimmig, was ihm das Leben, wo nichts mehr ging, wie er wollte, nicht einmal die Rosse, fast zur Last machte. Er studierte tief, wie er das einbringen, wo er abbrechen könnte, studierte, daß sein dicker Kopf ringsum ganz heiß wurde, so daß man ihn im Winter für einen eisernen Ofen hätte brauchen und eine Stube damit hätte heizen können, und wer weiß, was er nebst dem noch erstudiert hätte, aber da traf ihn ein anderer Schlag, der ihm wieder zeigte, wie nichts an Macht und Vermögen Harzer Hans eigentlich sei, der ihn mahnen sollte an des alten Davids schöne Worte: Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten seine Bauleute umsonst daran, wo der Herr nicht die Stadt behütet, so wachet der Wächter umsonst. Es ist euch umsonst, daß ihr früh aufstehet und lange sitzet und esset euer Brot mit Sorgen, denn seinen Freunden gibt er's schlafend.

Als einmal Harzer Hans hart (fest) schlief wie selten, denn wer immer in Angst vor Dieben lebt und das gute Gewissen nicht hat, daß die Menschen es gut mit ihm meinen, hat selten einen guten, tiefen Schlaf, kam es ihm durchs Ohr plötzlich wie ein Blitz: Hans, auf, das Haus brennt! Wird nicht sein, dachte er und meinte, es sei geträumt, denn daß ihm so was begegnen könne ohne seinen Willen und Zulassung, stellte er sich nicht vor. Auf, auf, tönte es zum zweitenmal, und als Hans träge das Haupt erhob, hörte er des Feuers Prasseln, sah in glührotem Scheine draußen die Bäume stehen, eine Flammensaat fallen ins grüne Gras. Da sprang er auf, da zitterte der starke Mann, als er nach den Kleidern griff, aber was ihm wartete, wußte er nicht. In vollen Flammen stand das gewaltige Haus, ans Löschen war nicht zu denken, das nackte Leben war kaum zu retten, Tiere verbrannten, dem Pächter

seine Habe. Wertvolles hatte Hans nichts im Hause, und das Haus war in der Feuerkasse assekuriert, der Pächter hatte den jährlichen Beitrag zu zahlen. Es ist schrecklich, im Feuer zu erwachen, wer es erlebt hat, zittert, so oft er dessen gedenkt. Wie muß es den Sündern erst sein, wenn sie erwachen in der Hölle, Feuer ringsum und nirgends eine Tür zum Entrinnen, gefesselt auf ewig mit feurigen Ketten an ewigen Brand! Doch an so was dachte Harzer Hans nicht, er dachte bloß an seinen naheliegenden Wohnstock, dort war sein Schatz, dorthin zog es ihn, dorthin ward auch die Frau gerettet, gleichgültig und teilnahmlos ließ sie es geschehen.

In stiller Nacht verkündete die große Feuersäule weit umher den Brand, und hunderte von Menschen fuhren erschrocken aus dem Schlafe, die einen hatte der rote Schein geweckt, der Glocken Gejammer die andern. Hunderte eilten in rascher Hast zu Hilfe dem Brande zu, und doch schien's denen beim Feuer eine Ewigkeit, bis die erste Hilfe kam, bis sie das Rasseln der ersten Spritze hörten, und als sie es endlich hörten, schien ihnen der stärkste Rosseslauf langsamer Schneckengang, denn schneller als die Rosse liefen, fraß um sich das Feuer, wuchs die Gefahr. Schon war das Nachbarhaus ergriffen, schon rauchte der Speicher, die Macht des Feuers wurde mit jedem Augenblicke gewaltiger.

Endlich war die erste Spritze da, Zäune krachten, mit wildem Rufen ward sie durch die Bäume gezogen, an den Bach gestellt, abgeprotzt, Leitern ans bedrohte Dach gestellt, Wasser geschöpft, gepumpt, im Laufe die Schläuche auseinandergewickelt, das Wendrohr eingeschraubt, im Sprunge das Dach hinauf und Wasser gegeben auf die brandenden Stellen, und alles das rascher, als es hier zu lesen steht. Nun von allen Seiten rasselnde Spritzen, rufende Menschen, und immer lauter prasselt das Feuer, immer höher wirft es seine Flammen, gewaltig wird der Kampf zwischen Menschen und Elementen, schon wird dem Feuer das Nachbarhaus entrissen, seine Versuche

am Speicher vereitelt, neue Spritzen rasseln durch die Nacht, große Scharen mehren die Menge der Helfenden, aber es ist, als ob eine unsichtbare Macht die Glieder lähme, die Kräfte binde. Die Hände sinken von den Spritzen, die Eimer liegen unbenutzt am Boden, schlaff hängen die Arme an den ruhig stehenden Menschen nieder, und wer sie hebt, sucht Tabak und zündet die Pfeife an. Durch die müßige Menge laufen Leute, bitten zu arbeiten, dort sei not, zu wehren, dort sei noch zu retten, um Gottes willen helft, ihr Leute, helft! Da schreit's von allen Seiten: „Das ist Harzer Hanses Haus, für Harzer Hans rührt sich keine Hand. Hat er sich keines Menschen erbarmt, so mag er jetzt auch sehen, wer ihm hilft. Ins Feuer sollte man ihn werfen, den Hund, einmal muß er doch hinein, ob nun ein paar Jahre früher oder später."

Nun brach ein Volksgericht über Harzer Hans los, wie es auf einer Brandstätte, wo sonst das Mitleid rege wird oder wo man doch, wenn man auch kein Mitleid fühlt, das Unglück soweit achtet, daß man dem Beschädigten nichts Böses sagt, kaum je wird geübt worden sein. Harzer Hans konnte nun erfahren, wie er stand in der Achtung und wieviele ihn liebten. Niemand wollte die Hand für ihn bewegen, weil er niemand geholfen, so solle er sich nun auch selbsten helfen; wer arbeitete, tat es um des Pächters willen, dessen Habe nicht assekuriert war, welcher daher den meisten Schaden litt. Dabei blieb man aber nicht stehen. Wo Hans sich zeigte, empfing man ihn mit Verwünschungen und Drohungen, es sei schade, liege er nicht tot dort, wo das arme Vieh verbrannt liege; wo er seine Frau habe, ob noch im Stalle, wo er eigentlich hingehöre als ein unvernünftig Tier? Wenn er sich zurückziehen wollte in seinen Stock, so folgte man ihm auch dorthin nach, schonte ihn mit den grimmigsten Reden nicht, da war auch niemand, der ihn fürchtete, niemand, der sich seiner annahm. Wenn einmal eine Menge einmütig war in ihrem Urteile über einen Menschen, so war es hier, und wenn irgend eine Verschiedenheit in der

Meinung hervortrat, so war es bloß die gutmütiger Menschen, welche mahnten, ihn in Ruhe zu lassen, er werde hoffentlich sein Lebtag denken an das, was er gehört.

Aber so wenig diese Mahnungen bei der Menge fruchteten, so sehr irrten sie sich, wenn sie glaubten, Harzer Hans werde an dieses Gericht denken und um ein Haar breit anders werden. Sie kannten Harzer Hans nicht. Die Menge verfolgte ihn bis in seine Nebenwohnung, forderte Essen und Trinken von ihm, wie es bei einem Brande üblich sei. Er habe nichts als Erdäpfel, sagte er, diese bot er an, er drohte mit Schlägen, er riegelte sich ein, aber lange duldete es ihn nicht eingeriegelt, er mußte wieder hinaus, er hatte Kummer, es könnte ihm etwas abhanden kommen, ein angebranntes Stück Holz oder altes Eisen. Er mußte hinaus unter die Menge, mußte sehen, wie munter der große Holzschopf mit dem alten Franzosenholz brannte, mußte sehen, wie fast mit Gewalt die Leute dazu gebracht werden mußten, die Nebengebäude anzufeuchten und das Holz darum wegzureißen, mußte immer und immer wieder neue Schmach hören, neue Zeugnisse, wie geachtet und geliebt er sei. Aber glaube man ja nicht, das hätte den alten Mann gebeugt, hätte ihn zu Buße und Reue geführt, zur Einsicht, daß er sein grau Haar mit Fluch beladen zur Grube trage. Gott bewahre, Hanses Haus war möglicherweise hundert und zwanzig Fuß lang und sechzig breit, eine Unmasse Holz dran und drum, aber es bedarf ein ganz anderes Feuer, damit Hans auftaue, damit schmelze eines Harzer Hanses Übermut und Hochmut, eine fast wunderbare Verstocktheit, in welcher man weder vor Gott noch Menschen den geringsten Fehler zugeben, im geringsten die Richtigkeit seiner Lebensweise in Zweifel setzen lassen will. Harzer Hanses Herz zu schmelzen, muß Gott selbst den Tiegel machen, das Feuer darunter darf nicht von Holz sein, auf der Erde gewachsen, welches von Mitternacht bis zu Sonnenaufgang brennt und dann verzehret ist.

In Harzer Hans brannte auch ein Feuer und zwar noch ein heißeres, als auf der Brandstätte, es war das Feuer des Zorns und der Rachsucht. Warten die nur, denen wolle er es gedenken, das war das Gelübde, welches er ablegte. Hunderte hätten seine Frau nicht gehalten, wie er sie gehalten, und wenn jemand sie haben wolle um den Abnutz (Nutznießung) ihres Vermögens, so könne er sie haben, schrie er jemand an, der ihm einen Zuspruch geben wollte. Von der Selbstüberhebung und Selbstverblendung eines vernagelten Harzer Hans machen unter hundert Menschen nicht zwei sich eine rechte Vorstellung. Wir wundern uns über einen verstockten Pharao, aber wahrhaftig, ein verstockter Pharao ist gar nichts im Vergleich zu einem vernagelten Harzer Hans. Sein Haus war dahin, seine Frau besaß er noch, und was er lieber geben wollte, darum hatte ihn niemand gefragt, denn Gott führt niemand in Versuchung. Dazu noch das Gericht der Menge über ihn, der sonst nur gewohnt war, Bittende oder Zinsende vor sich zu sehen, denn wer ihm nicht zinsen oder um etwas bitten mußte, der kam nicht freiwillig ihm nahe.

Seine Rachsucht übte er aus so gut als möglich. Wo er irgendwie konnte, belangte er Leute für ihre Reden, andern stieg er privatrechtlich ins Haus und sagte ihnen, was ihm gut schien. Die böse Welt sollte schuld am Brande sein, wenn sie nicht zu groß gewesen, er hätte sie auch dafür belangt, während die böse Welt munkelte, wo man aus Geiz und Eigensinn noch hölzerne Schornsteine hätte, da sei es sehr begreiflich, wenn ein Haus verbrenne. So rächte er sich, und den Schaden wollte er auch nicht alleine tragen. Wie dem König Pharao die Israeliten seine Pyramiden umsonst bauen mußten, so mußten dem Harzer Hans seine Pächter unentgeltlich das Holz zu einem neuen Baue fahren, ohne daß er sie durch einen bestimmten Akkord sichern wollte, daß sie den neuen Bau auch benutzen könnten.

Die Arbeiter konnte er nicht zur unentgeltlichen Arbeit

zwingen, sonst hätte er es getan, aber er drückte sie hinunter, soweit er konnte, marktete mit ihnen bis auf das Blut, und nicht mit einem Kreuzer kam er ihnen zu Anschaffung von Material zu Hilfe, wenn sie ihn nicht siebenfach verbürgten. Später wird er ihnen wohl noch den Zins abzuziehen willens gewesen sein. Er entwickelte eine Energie und Tätigkeit, welche sonst selten sind bei einem alten Manne, es war, als ob er der Welt Trotz bieten und zeigen wolle: Ich habe niemand zu fürchten, wohl aber die Leute mich. Bei allem dem dachte er durchaus nicht an Gott, wenigstens gab er durchaus kein Zeichen davon. Da man Gott vor den Menschen bekennen soll, wenn es etwas gelten soll, so haben wir vollständig das Recht anzunehmen, er habe sich um Gott durchaus nicht gekümmert, das Unglück nicht angenommen als aus seiner Hand, es also auch nicht benutzt zu Buße und Bekehrung, darum sei es auch umgeschlagen zum Fluche, zu desto größerer Verstockung.

Auf die arme Frau dagegen wirkte das Unglück gar nichts, sie nahm es gelassen hin, und am Tage nach dem Brande saß sie ganz getrost an der Sonne, halb in Manns-, halb in Weibskleidern. Als aber einige, sonst mit ihr bekannte Weiber diese Gelegenheit ergreifen und sich näher über ihren Zustand in Kenntnis setzen wollten, mußte sie wieder in die dunkle Spelunke, wahrscheinlich in den Verschlag. Sie ließ dies aber auch ganz gerne geschehen, sie war es schon früh gewohnt, stillschweigend über sich ergehen zu lassen, was Harzer Hans über sie ergehen ließ. Wie Hans sie haben wollte, hatte Gottes Hand ihm seine Frau vollständig ausgebildet und an die Seite gestellt, jetzt war Hans auch nicht zufrieden — so ist der Mensch!

Nun begann für Hans eine qualvolle peinliche Zeit. Er war gewohnt gewesen, seit einer Reihe von Jahren zu leben, wie er wollte, zu zwingen, was er wollte, so gleichsam nach festgesetztem Maß und Modell, und wie er es wollte, zwang

er die Leute, während er selbst äußerlich ein ziemlich behaglich und ruhig Leben führte.

Nun beim Bauen geht das Ding anders; wer gebaut hat, begreift es. Freilich ist's ein Unterschied, wenn man selbst baut oder durch Handwerksleute nach Akkorden bauen läßt. Wer in der Stadt bauen läßt und zwar so, daß er nichts damit zu tun haben, sondern bloß zu einer akkordmäßig bestimmten Stunde den Schlüssel in Empfang nehmen will, der entrinnt vielem und doch nicht allem, und oft geschieht es, daß, je weniger Verdruß und Plage er während dem Bauen hat, er desto mehr derselben hintendrein kriegt. Auf dem Lande kann man aber selten so reine Akkorde machen, besonders wenn man selbst Material hat und keinen Baumeister, welcher das Ganze übernimmt. Da verdingt man das eine, das andere nicht, jeder marktet (dingt) dies oder jenes ab oder ein, und wie man es auch macht, wie man es will und meint, geht es nie. Besonders wo einer alle drücken und ausbeuten will, da gibt es Verdruß und geht schlecht. Hätte Harzer Hans vor fünfhundert Jahren gelebt, er wäre ein Tyrann und Zwingherr gewesen von der besten Sorte. Kam es ihm doch in den Sinn, wie schon gesagt, jetzt, wo man nicht bloß Fronen, sondern auch Zehnten und Bodenzinse überall abschafft als mittelalterlichen Plunder, neue Fronen einzuführen, seinen Pächtern unentgeltliche Fuhren zum neuen Bau auflegen zu wollen. Solche Fronen werden aber nicht sehr willig geleistet, es treten immer Säumnisse ein, die Arbeit fördert sich nicht. Harzer Hans hatte darauf gerechnet, alle Nachbarleute und Gemeindegenossen weit herum würden zu Hilfe kommen mit Fahren, Holzfällen usw., und zwar richtig unentgeltlich. Die meisten erklärten, ihm würden sie kein Rad umführen, einer wie er verdiene nicht Hilfe, was sie täten, täten sie den armen unschuldigen Pächterleuten zu Gefallen. Einmal kam man, um Holz zu fällen. Harzer Hans griff sich an, spendete am Morgen eine Maß Branntwein, aber ohne Brot, zu Mittag und

Abend gar nichts. Am folgenden Tag erschien niemand mehr, begreiflich. Der Zimmermann selbst mußte ans Holzfällen gehen, das förderte die Arbeit auch nicht, und wenn auch Harzer Hans in seiner Angst das Maurerhandwerk selbst trieb, mit alten Steinen neue Gänge pflasterte, das Werk rückte doch nicht vorwärts, es harzete (kostete Mühe, geriet ins Stocken), man sah es dem Größten und dem Kleinsten an, daß es Harzer Hans war, der das Haus baute, und daß er seinen Namen nicht umsonst trug. Was andere in sechs Wochen bauten, baute er in drei Monaten nicht, wozu andere dreißig Tannen brauchten, dazu hatte er sechzig nötig, denn das meiste Holz, welches niedergemacht wurde, war teilweise faul oder unbrauchbar. Mit dem Werkzeug wollte er auch nicht aus dem geretteten Speicher rücken, dort war es eingeschlossen, man mußte herumlaufen, mußte leihen, die Nachbarn gaben auch nicht ihr bestes her, begreiflich, das förderte die Arbeit auch nicht.

Der Pächter konnte das Haus nicht benutzen, konnte das Heu nicht einlegen, kaum das Korn, und wer sollte den Schaden tragen? Harzer Hans meinte, natürlich der Pächter, der Pächter meinte es natürlich anders, kriegte endlich die endlosen Plackereien doch satt. Ob alledem fuhr Harzer Hans die Wände auf. Da konnte er endlich einmal nichts zwingen, und je mehr er sprang, desto ärger harzete alles. Hatte er vormittags die Freude gehabt, einem Arbeiter etwas ungerechterweise abzwacken, aufbürden, zuschieben zu können, so fehlte ihm nachmittags der Zorn nicht, sich hier oder dort überlistet, beschummelt zu sehen. Erlaubte er sich alles gegen alle, so machte jeder gegen ihn auch, was er konnte, und Harzer Hans mußte erfahren, daß nicht er allein listig sei, er nicht allen Verstand allein gefressen habe, daß für andere noch ein braver Rest übriggeblieben sei.

Das besserte Hans nicht, das öffnete Hans die Augen nicht, das änderte an seiner armen Seele nichts, aber das wirkte auf Hanses nun mehr als achtzigjährigen Körper. Da Hans

an den Brand seines Hauses sich nicht gekehrt, so begann jetzt Gottes Hand zu rütteln an der elenden Hütte, in welcher Hanses harzige Seele harzete; der weitere Bau war zerfallen, und während Hans an einem neuen raxete (sich abrackerte), begann der engere und kleinere aus den Fugen zu weichen. Hans wurden die Beine schwer, der Atem kurz, die Nächte unruhig, die Luft in seinem Loche schien ihm so dick, daß er oft unter das Fenster mußte. Hans hatte einen eisernen Körper gehabt, darum nie daran gedacht, daß derselbe einmal zu Staub werden müsse, wie jeder andere Körper auch, er war kaum je krank gewesen, und wandelte ihn ein Unwohlsein an, so kümmerte er sich nicht darum, und dasselbe ging vorüber. Darum behauptete Hans immer steif und fest, am Kranksein seien die Menschen selbst schuld, würden sie es machen wie er und sich allem nicht achten, so würden sie jeder Krankheit Meister. Wem es Ernst sei, könne es zwingen. Hans hielt eben alles auf dem Zwingen, sofern niemand etwas gegen ihn zwingen wollte, das hielt er für eine schreckliche Sünde. Sich hielt er jeden Zwang erlaubt und löblich, und Gott ließ ihn lange in diesem Wahn, in dem schrecklichen Wahn, der Mensch könne alles, was er wolle, er sei die höchste Macht, der alleinige Ursacher seines Geschicks, ein selbstherrlicher Selbstregent. So sah er es an, so sprach er es mit kurzen, derben Sätzen aus, welche den Vorzug vor der Neu-Hegelschen Theorie hatten, daß sie ungefähr das gleiche sagten, aber so, daß es jedes Kind verstand. Nun aber war auch Harzer Hans wie jedem andern Sterblichen ein Ziel gesetzt, auch ihm stand geschrieben, bis hierher und nicht weiter. Je mehr der Bau harzete und zögerte, je größer der Schaden der Säumnis wurde, je augenscheinlicher, daß der Schade nicht dem Pächter allein aufgebürdet werden könne, sondern jeder Ehrenmann zu Recht sprechen mußte, daß er vom Pachtherrn zu entschädigen sei, je nötiger Hanses Anwesenheit, sein Treiben und Hetzen ihm nötig schien, desto schwerer wurden ihm die Beine, desto kürzer der Atem, desto mühseliger

das Handanlegen, das Laufen dem Material nach, das Zusammentreiben der Arbeitsleute, die immer weniger mit ihm zu tun haben mochten. Warum vor einem sich fürchten, halb schinden und halb fressen lassen, der mit einem Fuß im Grabe stehe? werden sie gedacht haben. Hans wollte sich dessen nicht achten, wollte immer der gleiche sein, zeigen, daß er durch keine Krankheit sich zwingen lasse, aber da predigte ein anderer.

Hans mochte zappeln, wie er wollte, Hans konnte seine geschwollenen Füße nicht mehr zwingen in die groben Lederschuhe, Hans konnte den Husten nicht zwingen, wenn er über ihn kam, daß er sich setzen mußte, Hans konnte nicht einem Arbeiter nach, wenn ihm der Atem fehlte. Die grobe Kost vom Pächter, wie er sie sich ausbedungen und schlecht genug bezahlte, konnte er hinunterbringen, aber daß seine Frau an zwei Pfunden Brot mit ihm genug haben sollte, konnte er nicht erzwingen, nicht erwehren, daß nicht hie und da die arme reiche Frau einen armen Arbeiter um Brot bat, konnte es nicht erzwingen, daß, wo ein Haus gebaut wurde, sein Tun und Lassen, sein Sinn und Treiben ein Geheimnis blieb. Was einer nicht sah, sah der andere, und was alle sahen, ward auf den Straßen ausgetrommelt, ging von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf. Wie wüst Hans auch tat, wenn er was über sich hörte, und wie wüst er jedem sagte, der ihm die Wahrheit sagte, es konnte Hans es doch nicht erwehren, daß man von ihm sprach das Land auf, das Land ab, und daß das Urteil sich feststellte: im Oberland und im Unterland sei kein wüsterer Mann als der Harzer Hans. Mancher gemäßigte Mann sagte, wenn alle Reichen so wären wie Harzer Hans, bliebe den Armen nichts übrig, als Hungers zu sterben oder die Reichen totzuschlagen, und wie sträflich auch der Kommunismus an sich sei, so finde er doch da, wo die Reichen wären wie Harzer Hans, der weder zu verdienen noch Almosen gebe, seine Entschuldigung. Wenn man, und noch dazu in Zeiten der Not,

Hunderttausende aufeinander liegen sieht, niemand zu Nutz, sondern allen zur Plag, gehütet nicht von einem bösen Geist oder einem schwarzen Hund, wie die unterirdischen Schätze gehütet werden sollen, sondern bloß von einem wüsten, alten, bösen Manne, so drängt sich allen, welche nicht von ganzem Herzen Christen sind, unwillkürlich die Frage auf, ob es recht sei, daß viele hungern, während einer die Hülle und Fülle habe, nutzlos, vielleicht um schwer Geld Nahrungsmittel zugrunde gehen lasse, während Hunderte aus Mangel an Nahrung verkümmern, ob es nicht erlaubt sei, in solchen Fällen das Mannli ein wenig auf die Seite zu stellen und sein Überflüssiges zu Nutz und Frommen der Hungernden anzuwenden. Der Christ wird nicht so fragen, der Christ wird in Geduld und Demut sich der Ordnung Gottes unterziehen, wird Gesetz und Rechte ehren, jedem das Seine lassen und auf seine Verantwortung und von Gott alleine alles Gute erwarten. Hingegen würde es einer christlichen Gemeinde wohl anstehen, wenn die Vorgesetzten derselben tagtäglich einem solchen Mann ihr Mißfallen zu erkennen geben, ihm sagen würden, wie er sich versündige vor Gott und Menschen, und auf Erden und im Himmel für ihn weder Glück noch Seligkeit zu finden sei. Ob die allseitig und alltäglich ausgesprochene Mahnung und Verachtung nicht am Ende was helfen würden, wäre eben zu erfahren. Das ist nicht recht und einer christlichen Gemeinde nicht ziemlich, wenn man so einem Harzer Hans um seines Reichtums willen Scharwenzel macht, ihn in seinem wüsten Tun bestärkt, ihn lobt und preiset, wenn er allen wüst sagt, welche ihm seine Sünde zu Gemüte führen, ihn betrachtet wie einen bissigen Hund, den man anhetzt und dann seinen Spaß hat an seinem Beißen und Bellen. Es ist sonderbar, daß so wenige wissen, was einem Mann und Christen ziemt, daher man auch die Laterne anzünden möchte, um am hellen Tage zu Stadt und Land wirkliche und eigentliche Männer zu finden. Wenn die Weiber von heute so sehr nach Emanzipation schreien, so hat

das wirklich auch seinen guten Grund darin, daß sie finden müssen, es sei zwischen einem Manne und einem Weibe der Unterschied je länger je geringer, wer einen finden wolle, müsse bereits die Brille aufsetzen.

Harzer Hans wurde bloß von Untergebenen geplagt, seinesgleichen tat keiner das Maul gegen ihn auf, bloß einer, der höher war als alle, begann zu zeigen, wer eigentlich Meister sei und was so ein Harzer Hans sei. Hans fiel aus den Kleidern und seine Frau kriegte alle Tage bessern Appetit. Sie möchte noch mehr, sagte sie fast allemal, wenn die Schüsseln, welche der Pächter gebracht hatte, leer waren. „So nimm," war gewöhnlich Harzer Hanses hässige (grimmige) Antwort. Nun sagten alle Leute zu Hans: „Aber, um Gott, Hans, wie siehst du aus, ganz aus den Kleidern fällst, lange gehst du nicht mehr herum an der Sonne, und dann mit dem Gelde, was machst du? Aber verwundern muß ich mich, wie gut deine Frau aussieht, wäre sie gesäubert, wie es sich gehörte, und käme sie daher, wie es üblich und bräuchlich ist, sie würde wenigstens dreißig Jahre jünger aussehen als du. Hans, wenn es dir nicht bessert, die überlebt dich lange, die wirft noch mit deinen Beinen Äpfel von den Bäumen." Das war wohl das Ärgste, was man Hans sagen konnte, ärger als ein dreischneidend Schwert fuhr es ihm durch die Seele, denn, daß seine Frau ihn überleben sollte, an das dachte er nicht, daran konnte er nicht glauben. Er fuhr die, welche ihm solches sagten, auch sauber (derb) an und sagte ihnen, was es sie angehe, wie er aussehe und seine Frau. Sie sollten sehen, daß ihre Kinder zu fressen hätten, ohne andere Leute zu plagen, das übrige in der Welt ginge sie nichts an. „Ho, Hans," sagten sie, „bös wollten wir dich nicht machen, aber tust du nicht dazu, so hörst du den Kuckuck nicht mehr schreien." „Wenn doch nicht jede Kuh in Sachen reden wollte, welche sie nichts angingen," sagte dann Hans. „Geh heim und lause deine Kinder, das stünde dir besser an, als in der Welt herumzulaufen und den Leuten zu sagen,

ob sie fetter oder magerer geworden seien.“ „O Hans,“ hieß es dann, wenn es eine Frau war, „o Hans, wegem Laufen brauchte ich kaum heim, fände vielleicht hier schon Arbeit, Hans, was zahlst vom Hundert, wo ich runter mache? Ich hätte den Verdienst so nötig und wäre dann nicht umsonst um Arbeit ausgegangen.“ Nun, dann kam es der Frau wohl, wenn sie gute Beine hatte und machte, daß sie vom Platz kam, sonst hätte ihr Hans für eine Zeitlang beides, Laufen und Spotten, vertrieben.

Je wüster Hans tat, desto mehr ward bekannt, mit was man ihn böse machen konnte, desto öfter benutzten es die Leute und brachten Hans einen Zorn in den Leib, welcher ihm für seine Umstände eben auch nicht dienlich war. Spekulative Philosophen sind nicht halb so selten, als man in gelehrten Kreisen glaubt. Spekulative Philosophen kalkulierten: Wird Harzer Hans bös, wenn man ihm sagt, er sei krank und seine Frau werde jünger, so wird er gut, wenn man ihm das Umgekehrte sagt, und wenn ein Mensch gut wird, so gibt oder tut er einem, was man will, so ist's wenigstens bräuchlich das Land auf, das Land ab. Aber diese kalkulierten falsch, wie es freilich Philosophen und zwar nicht bloß spekulativen, sondern Philosophen von allen Sorten oft zu gehen pflegt. Hans kalkulierte, das gehe die Leute hell nichts an, sehe er oder seine Frau aus, wie sie wollen; daß die Leute meinten, sie könnten sich darein mischen, sei eine Unverschämtheit ohnegleichen. Aber daraus sehe man, wie die Welt immer schlechter werde, die Menschen nichtsnutziger, ehedem hätte man gehen können, wohin man gewollt, ohne daß man alle zehn Schritte angeplärrt worden wäre: „Hans, wie siehst du doch aus!“ Dem Ding wolle er ein Ende machen. Aber Hans machte dem Ding kein Ende, aber die sich immer wiederholenden Reden machten Eindruck auf Hans und wurden natürlich unterstützt durch die täglich wachsenden Beschwerden, welche Hans peinigten. Hans hätte diese vielleicht vor sich selbst verborgen, sie seinem eigenen

Gefühl abgeleugnet, wie es nicht selten von Kranken zu geschehen pflegt, welche sich fort und fort einreden, wie nicht nur ihre Übel alle Tage kleiner würden, sondern wie es eigentlich gar keine Übel seien, sondern eigentlich genommen klare, helle Gesundheitszeichen. Aber da die Leute beständig davon sprachen, wie wüst er auch tat, so fing es ihn doch an unruhig zu machen, er dachte, es könnte beim Teufel doch was sein und die Sache nicht richtig. Aber die Freude wollte er den Leuten nicht machen, krank zu scheinen oder gar zu sterben, Harzer Hans täte es denen Hagle (Verfluchten) nicht zu Gefallen. Er wolle es ihnen zeigen, daß es mit dem Harzer Hans nicht so bald Feierabend sei, als sie wohl gern haben möchten; etwas werde geschehen müssen, ein Trank oder zwei könnten vielleicht nicht schaden, ausputzen (den Körper innerlich reinigen) sei allweg gut, und er wüßte sich nicht zu besinnen, daß er es getan hätte. Ausputzen ist allweg gut, besonders wenn man sich nicht erinnern tut, wann es zum letzten Male geschehen ist. Aber nicht bloß den Leib ausputzen sollte man, der Seele täte es absonderlich wohl, die hätte es so nötig, und wieviele sind nicht, die es haben wie Harzer Hans, sie erinnern sich nicht, wann es zum letzten Male geschehen ist!

Aber, wie alles, was ihn anging, behandelte Harzer Hans auch dieses als ein Geheimnis. Es sollte es so wenig jemand wissen, daß Harzer Hans sich ausputze, als daß es jemand wissen durfte, wann und wo er Geld an den Zins lege und wieviel Kostgeld er dem Pächter zahle. Die Hagle, dachte er, hätten eine viel zu große Freude, wenn sie wüßten, daß ich Zeug brauche, es würde jeder kommen und gucken wollen, ob es Feierabend mit mir mache oder nicht. Hans dachte nicht, daß er in seinem Leben nicht halbsoviel Geheimes gemacht, als er sich einbildete, daß die Leute gar viel von ihm wüßten, was er sich nicht träumen ließe. Wüßte der gute Hans alles, was die Leute von ihm wußten, er würde schrecklichen Zorn kriegen, eine Mistgabel nehmen, und trotz kurzem Atem und schweren Beinen allen

nachlaufen, um sie zu erstechen, soviele darum wußten. Er besprach sich mit einer alten Frau in einer Waldecke bei einbrechender Nacht und versprach ihr, wenn sie ihm zu einem guten Trank verhelfe, der tapfer ausputze, im nächsten Winter ein dürres Tännlein, der Pächter müsse es ihr noch obendrein heimfahren. Wo wäre eine alte Frau, welche eine solche Mission nicht mit Freuden übernehmen würde, und wo wäre wiederum die, welche, wenn ihr die Wahl überlassen würde, nicht zu einem Winkelarzt gehen würde statt zu einem patentierten? Es herrscht bei alten Weibern und allen Männern, welche alten Weibern gleichen, ein entschiedener Zug zu allem, was in den Winkeln ist, zu Winkelärzten, Winkelpredigern, Winkeladvokaten usw.

Der Trank ward gebracht, von Hans unter schrecklichen Gebärden verschluckt, denn schlecht genug war er. Es war auch Zeug, welches angriff. Anfangs sagte Hans, der, welcher den Trank gegeben, sei ein rechter Mann, der begehre die Leute nicht lange herumzuziehen, um ihnen mit vielem Zeug, das nicht wirke, das Geld abnehmen zu können. Der mache die Sache gleich recht, daß man auch wisse, daß man was hätte. Später, als das Zeug noch wirkte, ward ihm doch angst. Die Sache könne man auch zu gut machen, ein Hund sei der Mann. So schnell zu Grabe begehre er doch nicht, und wenn er das hätte wissen sollen, so hätte er mit dem Ausputzen nicht halb so pressiert. So schlimm ging's nicht, aber es besserte Hans doch nicht, wurde eher schlimmer. Die Frau meinte, der Mann werde für diese Krankheit nicht das rechte Zeug haben, sie wüßte einen andern, der sei b'sunderbar berühmt, b'sunderbar wegen kurzem Atem, es wüßte kein Mensch, wie manchem er schon ganz davongeholfen. Wie es wäre, wenn man mit dem noch probierte, teuer solle er gar nicht sein, für drei Batzen gebe er einen großen Papiersack voll, daß man fast eine Kuh einen Tag lang damit füttern könnte. Hans willigte ein, aber daß er ihm das Zeug nicht zu stark mache, sonst solle er erfahren, wer der Harzer Hans sei!

Das ließ sich der Mann nicht zweimal sagen, von Verklagtwerden und Untersuchungen war er nicht Liebhaber. Er gab Zeug, um langsam abzuziehen, wie er sagte, auf einmal putze man das nicht hinweg, es sei zu lange gegangen. Bös zu nehmen war das Zeug nicht, es dünkte Hans die ersten Tage, es mache ihm wohl, aber in die Lederschuhe konnte er doch nicht. Der Atem wurde nicht länger, die Beine nicht leichter, die Nächte immer schlafloser und peinvoller. O, wie Hans zornig ward und ungeduldig und doch nichts zwingen konnte, nicht einmal, daß die Leute ihm nicht sagten, wie schlecht er aussehe, und wie sie nicht glaubten, daß er den Kuckuck noch werde schreien hören. Dem allen sah seine Frau zu, als ob es sie nichts angehe, aß munter, soviel sie hatte, je weniger Hans Brot aß, desto besser ließ sie sich's schmecken. O, es machte Hans so zornig, wenn er es fast hatte (ihm fast war) wie ein Fisch auf dem Trockneu, nicht wußte, wo aus, wenn da seine Frau, welcher er schon so lange die ewige Ruhe gewünscht und sie unserm Herrgott gegönnt hätte, welcher sie auch ein Weilchen haben könne, da er, Hans, sie genug gehabt, ganz ruhig und gelassen auf der Ofenbank saß, wenn der Ofen nämlich warm war, denn Hans gönnte sich noch immer nicht alle Tage einen warmen Ofen, oder ganz gemütlich schlief und schnarchte. Ans Sterben, an den Tod wollte Hans durchaus nicht glauben, redete alle Tage neu sich ein, es werde ihm bessern im Frühjahr. Da wolle er anders dran hin, wolle den Leuten zeigen, daß Harzer Hans noch da sei, sie müßten sich umsonst gefreut haben. Hätten die nur Geduld, es sei noch mancher, mit dem er abzurechnen habe, es werde ihm nicht anständig (lieb) sein. Daß einer sei, der auch mit ihm zu rechnen habe und die Rechnung vielleicht bald anstellen könne, daran dachte Hans nicht, und hätte ihn jemand daran gemahnt, so hätte ihm Hans gesagt, er solle ihm vom Leibe, wenn er nicht Schläge wolle, das gehe niemand was an, und Schlechtes hätte er sein Lebtag nicht gemacht, daß er sich zu fürchten hätte, es möge gehen,

wie es wolle. Hans wußte natürlich nicht, wie es vom Knechte heißt, der sein Pfund vergraben, daß das Pfund ihm genommen und er dahin geworfen wurde, wo Heulen ist und Zähneklappern. Und hätte Hans es gewußt, so hätte er das im mindesten nicht auf sich bezogen. Sieben Pfarrer wären in siebenmalsiebenzig Jahren nicht imstande gewesen, dem Harzer Hans begreiflich zu machen, daß er ein solch fauler und unnützer Knecht sei. Er wäre immer und immer bei dem einfachen Satz geblieben, nur so und soviel geerbt und jetzt so und soviel im Besitz, und so einer sei nicht faul und unnütz, es wäre wohl gut, es wären alle so. So ein Harzer Hans hat einen Kopf! Den Erben machte sein Zustand Bedenken, sie besuchten ihn, sie schlugen auf den Busch nur ganz leise, aber potz Himmelsappperment, wie hatten die Zeit zu schweigen, und wie mußten die sich ducken und schmeicheln, bis sich Harzer Hanses siedend Blut wieder setzte und sie im Frieden scheiden konnten.

So ging ein bedeutender Teil des Winters vorüber. Hans war schwächer geworden, konnte kaum mehr im Bette sein, behauptete aber immerfort, wenn es warm werde, werde es ihm bessern, die Leute sollten nur nicht Freude haben.

Der Schnee begann zu schmelzen. Die Sonne lockte die Menschen vor die Häuser, es ist die Märzsonne eine gefährliche Lockerin! Harzer Hanses Frau ward von einem heftigen Fieber ergriffen. Es werde fehlen (schiefgehen) wollen, sagte Harzer Hans. Es sei ihm schon lange gewesen, es könne nicht mehr lange mit ihr gehen. Ob sie zum Doktor sollten, frugen ihn die Pächtersleute, sie wollten gerne gehen, er solle nur befehlen. „Heute nicht," sagte Hans, „morgen kann man sehen."

Morgen sagte Hans, man könne gehen, nützen werde es nichts, es sei bloß wegen den Leuten. „Und wann der Arzt frägt, ob er etwa selbst kommen solle?" frug der Bote, welcher hingehen sollte. „Sag' nur, ich hätte nichts befohlen. Wann man ihn begehre, werde man es ihm sagen lassen."

Harzer Hans begehrte keinen Arzt in seinen Schweinestall. Er war selbst übler als je, konnte kaum schnaufen, dachte aber gar nicht an sich, sondern nur an seine Frau, führte Selbstgespräche: „Lang' macht die es nicht mehr. He nun, man wird sich müssen drein schicken, übel geht es (es schadet) apart niemand. Wär's übel gegangen, die wäre längst gestorben, man hätte nicht müssen mit ihr geplagt sein. Was die für ein Geld gekostet hat, und ganz unnütz. Zu Grabe gehe ich nicht mit ihr. Die Leute müssen nicht glauben, daß die ganze Welt eingeladen werden müsse. Ich hatte zu große Kosten in der letzten Zeit mit Bauen und sonst. Mit dem Wirt muß recht akkordiert werden, er ist ein Unflat mit Fordern, wenn er meint, es sei Geld da zum Zahlen. Mehr als fünf Batzen für die Person zahle ich nicht, und mit dem Wein macht man es auch so wohlfeil als möglich, mehr als vier Batzen die Maß gebe ich nicht." So sprach Hans abgebrochen von der Ofenbank aus, frug wohl auch: „Lebt sie noch, es düecht (dünkt) mich, ich höre sie nicht mehr Atem ziehen? Es wär' gut, es wäre bald vorbei." Einmal trappete (tappte) er langsam am Stock ans Bett, er meinte bestimmt, sie sei gestorben. Sie lag aber mit offenen Augen auf ihrem Strohsack und lebte. Gar seltsam sah sie ihn an und bewegte die Hand und deutete mit dem Finger ganz schauerlich, man wußte nicht wohin, ob nach dem Himmel, ob nach dem Kirchhofe. Hans veränderte die Farbe, drehte sich um, schleifte der Ofenbank zu, setzte sich nieder, tat zwei, drei seltsame Atemzüge, und Hans war tot. Die Person, welche in der Stube war, erschrak sehr, als sie es sah, sie wollte nicht mehr alleine darin sein. Als man es der Frau sagte, Hans sei tot, da deutete sie wieder so seltsam, daß es den Leuten kalt über den Rücken rieselte, und eine halbe Stunde nachher war auch sie eine Leiche. Wie ein Lauffeuer ging's umher, Harzer Hans und seine Frau seien gestorben, und wer irgend konnte, machte sich auf die Beine, um sie zu sehen. Es war, als ob ein Geheimnis an den Tag gekommen, eine verschüttete

Stadt z. B., die jeder in Augenschein nehmen müsse, ehe sie wieder zugedeckt würde. Waren einmal die Erben und nächsten Verwandten da, dann waren die Türen wieder zu, das wußte man. Über dem Kopf zusammen schlugen die Leute die Hände, als sie das Elend in der Wohnung sahen, und wie man kaum das Nötigste fand, die Leichen gehörig anzuziehen. Mit Grauen und mit Wonne hörten sie, wie die Frau den Mann vor Gottes Gericht gefordert habe zur Rechnung, jeder hörte es anders als die andern, und keiner wagte sich alleine heim, keiner war, der nicht fürchtete, Harzer Hans möchte ihm begegnen, möchte draußen stehn, bei einer Eiche oder Tanne und sie hüten, daß kein armer Mensch einen dürren Zweig auflese oder abbreche. Wer nicht mußte, setzte lange, lange nachts keinen Fuß vors Haus aus Furcht vor Harzer Hans, und wenn es nachts rauscht im Wipfel der Bäume, heißt's bis auf den heutigen Tag, es werde der Harzer Hans sein, der die Tannzapfen zähle in seinen Wäldern. Was die Frau dem Manne gesagt, und wie es zugegangen in der letzten Stunde in der schauerlichen Spelunke, das war wie ein Tropfen Wasser unter einem Vergrößerungsglase, es wuchs ins Ungeheuere und ward jeden Augenblick anders, bis es endlich in seiner schauerlichsten Gestalt versteinerte. Das ist wahr, eine unheimliche Stille lag über der ganzen Umgegend, und wer vernahm, heute vergraben sie den Harzer Hans und seine arme Frau, dem fuhr es kalt den Rücken auf, er machte, daß er heimkam. Es war als fürchte jeder, er möchte in einen bösen Luft kommen oder auf ein Gespenst treten. Die Erben freilich hatten es nicht so, begreiflich! Es plagte sie bloß, daß sie bei dem Ende nicht zugegen gewesen, das ist für mutmaßliche Erben manchmal ungeheuer fatal, begreiflich! Indessen, die Sache war geschehen, und Verdächtiges ergab sich nichts.

Es war die Rede davon, am schönsten wäre es, wenn man die beiden in einen Sarg täte und in ein Grab. Zwei Eheleute könnten doch wohl nicht schöner und zweckdienlicher be=

graben werden, und auf dem Kirchhof, der ohnehin zu klein sei, erspare man Platz. Er sei nicht dafür, soll der Ammann der Gemeinde geraten haben. Er hätte nie davon gehört, daß man zwei in einen Sarg getan, außer etwa eine Kindbetterin mit ihrem Kinde. Die Leute würden sagen, man habe Bretter sparen wollen und den Lohn für zwei Gräber, und er glaube, das Vermögen möge zwei Särge und zwei Gräber ertragen. Der Leuten hätte man sich nicht zu achten, meinte man, wenn man auf die hören wollte, könnte man unter sie alles austeilen, bis man selbst nichts mehr hätte. Indessen geschah es doch nicht, sondern jedes erhielt einen eigenen Sarg. Wir haben nicht gefragt, ob die Erben nach dem Voranschlag von Harzer Hans das Leichenmahl bestellten, wir wissen bloß, daß es unheimlich war und jedermann froh, wenn er seine Beine unter dem Tische hervor hatte. Es war ein Tag, wie die Märzensonne sie häufig bringt, ein Tag voll Schnee und Regen, so recht naßkalt und trübe, daß man zehnmal lieber ins Bett mochte als auf die Straße.

Nun war's eine äußerst seltene Sache, Mann und Frau miteinander begraben zu sehen, es waren auch äußerst reiche Leute, welche begraben wurden, man hätte glauben sollen, ein zahlreich Leichenbegleit zu sehen und viele Leute vor den Häusern, aber man irrte sich. Alle Haustüren und alle Fenster waren zu, wo der Zug durchkam; es war, als ob jedermann gefürchtet hätte, ein unwillkommner Gast könnte schlüpfen durch Türe und Fenster. Selbst Schabzieger Andres machte auf das Sorgfältigste alles zu, er sagte: viel glaube er freilich nicht, aber man könne sy Seel nit wissen —! Es war auch ein unheimlich Geleite, es glich einem Trupp erschrocken flatternder Schneegänse, welche ein Wirbelwind erfaßt oder auf die ein Geier gestoßen. Alles eilte, selbst das Roß, welches die zwei Särge zog, schien erschrocken, pressierte und tat, als ob es nicht warten möchte, bis sechs Fuß Erde zwischen ihm und seiner Last lägen. Flüchtige Blicke bloß wurden in das weite Grab

geworfen, es schien, als wohle es den Leuten erst wieder, als sie dasselbe weit im Rücken hatten.

Wer geglaubt hätte, es gehe nun am Leichenmahl lustig zu, wie es oft geht, wo lachenden Erben ein großes Erbteil wartet, hätte sich sehr geirrt. Es ward wenig gesprochen, meist halblaut und von ganz unbedeutenden Dingen. Heiß und rasch wurde gegessen, alles pressierte, kein Mensch hatte Zeit zu warten, es war, als ob man gleichsam auf einer Flucht Halt gemacht und jeden Augenblick einen Überfall vom Feinde fürchtete, als ob es keinem wohl sei, bis sie die eigene Haustüre hätten zwischen sich, dem heutigen Wege, der ganzen Welt. Daß so früh an einem Leichenmahle das Haus leer sei, hätte er nie erlebt, sagte der Wirt. Beim Wohnhaus der Begrabenen ging selben Abend niemand vorbei, und das Nebenhaus, in welchem sie verblichen, steht leer bis auf diesen Tag, sogar Spatzen sollen nicht nisten unterm Dache, auf das Dach kein Vogel sich setzen. Öde und wüst steht es da, ein Denkmal von Harzer Hans, wie es paßt, ein steinern, wüst Gehäuse mit dunkeln, verschlossenen Kammern, in die kein Lichtstrahl dringt, kein Auge zu schauen begehrt, was drinnen hauset.

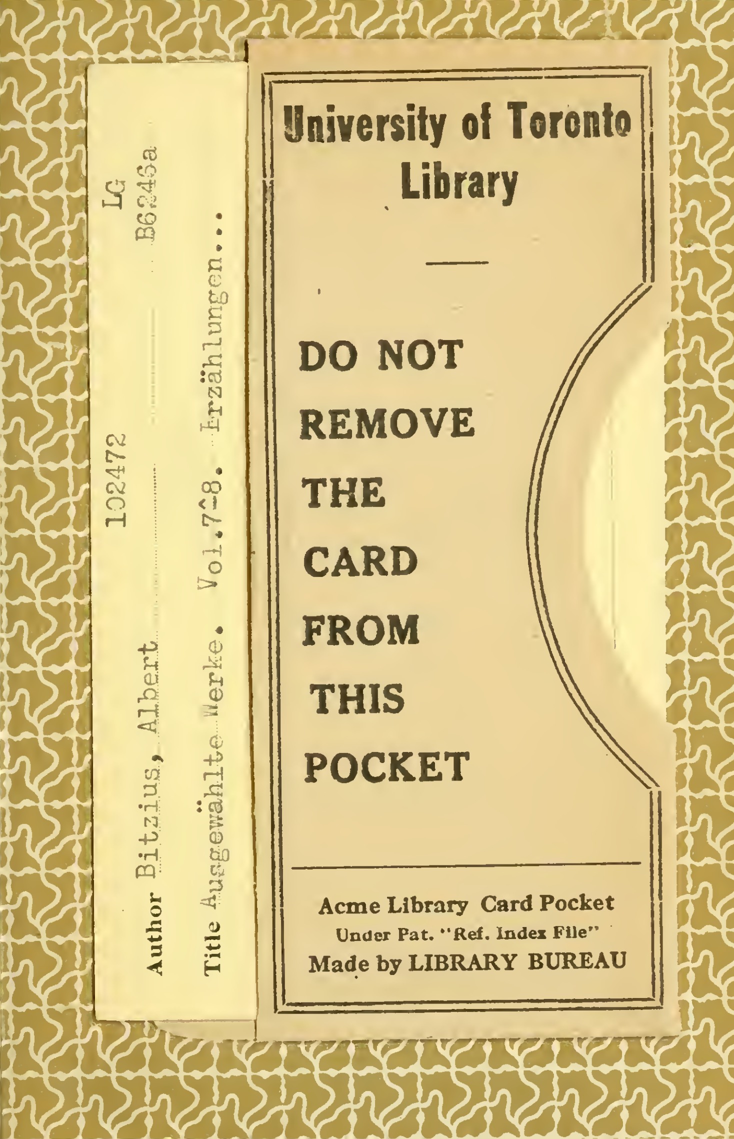
Und das Geld, wo kam es hin, und die Erben, wer waren sie, und was hinterließ der arme Harzer Hans, der Minuten vor seiner Frau starb, mehr, als einen schlechten Namen der Welt und eine schlechte Seele dem —?

Inhalt

Druck von Hesse & Becker, Leipzig.






LG
B6246a
102472
Author Bitzius, Albert
Title Ausgewählte Werke. Vol.7-8. Erzählungen...
University of Toronto
Library
DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET
Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 10 30 10 09 002 2